Schan. 1313-1

Nro 46.

Wambach 1 Theil

in

Moegeldorf

SBR 069027423291

C. Preisel & C. Geyer sc.

Friedrich II als Kind.

Philosophie
KriegsKunst
Leben und Thaten
FRIEDRICH
des
Grossen.
NICHOLLS & ALLANSON. sc.

Leben und Thaten
Friedrich's des Großen,
Königs von Preußen.

Ein
vaterländiſches Geſchichtsbuch

von

Friedrich Förſter,
Königl. Preuß. Hofrathe und Director der Königl. Kunſtkammer in Berlin.

Erſter Band.

Dritte Stereotyp-Auflage.
Mit 12 feinen Stahlſtichen.

Leipzig 1845.
Druck und Verlag von B. G. Teubner.

haben, entſchuldigen, daß ich es auch noch unternehme, von ihm zu erzählen; hoffentlich vereinigt uns alle nur der eine Zweck: den Glauben „an unſern alten Ruhm“ im Volke lebendig zu erhalten.

Berlin, am ſechs und zwanzigſten Jahrestage des Einzuges in Paris; den 30. März 1840.

Fr. Förſter.

Inhalts-Verzeichniß.

Anſtatt der Vorrede eine kleine Geſchichte. V

Erſter Theil.

Friedrich's Jugendjahre.

Seite

Erſtes Capitel.

Friedrich der Große, ein Sonntagskind. — Muß ſchon in der Taufe die Krone tragen. — Bekommt ſtatt des Kaffee Bierſuppe. — Schlägt und zerſchlägt ſeine Trommel. — Muß Schildwacht ſtehen. — Schreibt eine gute Hand 5

Zweites Capitel.

Der ſechsjährige Kronprinz wird unter ſtrenges Commando genommen. — Soll ein guter Wirth werden. — Knappes Taſchengeld. — genaue Rechnung. — Muß viel beten und in dem Tabacks-Collegium exerciren 11

Drittes Capitel.

Friedrich das Wunderkind. — Seine Eitelkeit. — Liebt die Flöte und franzöſiſche Bücher. — Sein Lehrer Quantz muß in das Camin retiriren. — Friedrich wird eingeſegnet. — Die ſchöne Gräfin Orzelska in Dresden. — Erſte Liebe. — Erſtes Gedicht. — Unzufriedenheit des Vaters 20

Viertes Capitel.

Der Kronprinz wird für majorenn erklärt. — Der ſchmale Küchenzettel. — Macht 7000 Thlr. Schulden und noch mehr. — Verſuche zur Flucht. — Der entlaufene Obriſtlieutenant Fritz wird feſtgeſetzt und vor ein Kriegsgericht geſtellt. — Sein Freund, der Lieutenant von Catte, wird unter ſeinen Augen hingerichtet . . . 30

Seite

Fünftes Capitel.

Der Deſerteur Fritz im Gefängniß. — Das Kriegsgericht verurtheilt ihn zum Tode. — Der Feldprediger Müller muß ihn zum Tode vorbereiten. — Der König ſchenkt ihm das Leben. — Er muß einen Eid ſchwören. — Muß in der Kriegs= und Domainen=Kammer als Beiſitzer arbeiten 41

Sechstes Capitel.

Preußens Zukunft, ein Entwurf des achtzehnjährigen Kronprinzen im Gefängniß. — Gutachten des Prinzen Eugen von Savoyen, kaiſerlichen Generaliſſimus, darüber. — Friedrich ſchlägt vor, ihm Maria Thereſia zur Gemahlin zu geben. — Will nicht katholiſch werden. — Der Günſtling, General und Miniſter v. Grumbkow. — Der König ſchreibt dem Kronprinzen einen derben Brief 53

Siebentes Capitel.

Die Prinzeſſin Wilhelmine wird verlobt. — Der Kronprinz erbietet ſich einen Fußfall zu thun. — Der König ſchlägt es ab. — Friedrich erkrankt. — Der König beſucht ihn in Küſtrin. — Fußfall und Verzeihung 67

Achtes Capitel.

Der Stadtarreſt wird aufgehoben. — Friedrich, als praktiſcher Landwirth, lernt den Pflug führen, miſten und ſäen. — Muß Haushalten mit 221 Thlr. 6 Gr. monatlich für ſeinen ganzen Hofſtaat. — Schickt Pachtanſchläge ein. — Geht auf die Jagd. — Nimmt es nicht ſo genau mit mir und mich 75

Neuntes Capitel.

Der Kronprinz erhält keine Einladung zur Hochzeit ſeiner Schweſter. — Bei Hof ein glatter Boden. — Anweiſung eines Hofmanns, wie er darauf gehen ſoll. — Dieſer Prinz wird einer der größten Fürſten des brandenburgiſchen Hauſes werden. — Der Kronprinz in dem hechtgrauen Rocke auf dem Hofballe. — Wird nach Cüſtrin zurückgeſchickt. — Der König ertheilt ihm Anweiſung im Küchenzettelmachen. — Soll ſtatt des Champagners lieber Weißbier trinken 84

Zehntes Capitel.

Der kaiſerliche Hof verfügt über Friedrichs Vermählung. — Der König empfiehlt die Prinzeſſin Braut als ein „gottesfürchtig

Seite

Menſch.“ — Der Kronprinz will ſich aus Verzweiflung todt ſchießen. — Hat andere Liebſchaften. — Erhält ein Regiment in Ruppin. — Verlobung mit der Prinzeſſin von Braunſchweig-Bevern 100

Elftes Capitel.

Der Kronprinz erhält vom kaiſerlichen Hofe eine heimliche Penſion. — Die Gemahlin und die Ducaten ſollen ihn zur Ruhe bringen. — Leichtſinnige Gedanken über den Eheſtand. — Humor und Ernſt, Philoſophie und Auſtern. — Möchte lieber zu Felde ziehen als heirathen 111

Zwölftes Capitel.

Die politiſche Windfahne dreht ſich. — Der kaiſerliche Hof will Friedrich mit einer engliſchen Prinzeſſin vermählen. — Friedrich Wilhelm I., ein Mann von Wort und Ehre. — Der Kronprinz macht Spottgedichte auf den König von England. — Die Vermählung des Kronprinzen. — Schilderung der Braut und des Bräutigams 128

Dreizehntes Capitel.

Des Kronprinzen Feldzug am Rhein und Neckar 1734. — Die Inſtruction des Königs für ihn. — Er ſoll nicht den Marketender machen. — Eugen nur noch der Schatten eines Helden. — Der Kronprinz lernt den ſchlechten Zuſtand des kaiſerlichen Heeres kennen. — Eine Epiſtel in deutſchen Verſen von Friedrich. — Kehrt zurück. — Der Graf Seckendorf ſorgt auf's Neue für Ducaten. — Miniſter, Generäle und Kammerdiener werden beſtochen . 140

Vierzehntes Capitel.

Die fröhliche Geſellſchaft auf dem Schloſſe zu Rheinsberg. — Dichter, Philoſophen, Muſiker, Prediger, Künſtler, Soldaten und das Frauenzimmer. — Geheimer Ritterorden. — Friedrich, der Stifter des Tugendbundes. — Briefwechſel mit Voltaire. — Tritt in den Freimaurerorden 154

Funfzehntes Capitel.

Des Kronprinzen Rapporte an den König. — Friedrich erbietet ſich ſich, einen langen mecklenburgiſchen Schäferknecht einzufangen. — Läßt die Soldaten Spießruthen laufen. — Schickt dem Vater kalte Paſteten und Kibizeier. — Pflanzt Obſtbäume. — Trinkt den

Seite

Herzog Carl von Mecklenburg unter den Tiſch. — Ein Invalide erzählt ihm von der Schlacht bei Fehrbellin. — Neue Schulden. — Der König ſtudirt Wolff's Philoſophie. — Verſöhnt ſich auf dem Sterbebette mit Friedrich. — Des Königs letzter Wille. — Stirbt tapfer wie ein Held und ergeben wie ein Chriſt. 168

Sechszehntes Capitel.

Des Kronprinzen Anſichten über Fürſt und Volk. — Die Grundſätze Machiavelli's und Friedrichs Streitſchrift gegen ihn . 188

Zweiter Theil.

Die beiden erſten ſchleſiſchen Kriege.

Erſtes Capitel.

Friedrich II. empfängt den 2. Juni 1740 in Charlottenburg den Eid ſeiner Miniſter und Generale.— Läßt die Kornmagazine öffnen.— Schafft die Tortur und Zeitungscenſur ab. — Sorgt für Handel und Gewerbe. — Iſt kein Freund vom Wegbau.—Ruft Wolff zurück. — „Ein Jeder ſoll in meinen Staaten nach ſeiner eignen Façon ſelig werden." — Beſtattung Friedrich Wilhelm I. den 22. Juni.— Auflöſung der großen Grenadiergarde. — Mittheilungen an ſeine Freunde. — Urtheil eines fremden Geſandten über Friedrich 215

Zweites Capitel.

Friedrich empfängt die Huldigung in Königsberg den 20. Juli, in Berlin den 2. Auguſt. — Reiſet als Graf von Ruppin nach Baireuth und Frankfurt; als Graf Düfour nach Straßburg. — Ankunft in den weſtphäliſchen Provinzen. — Sieht Voltaire zum erſten Male. — Kehrt nach Berlin zurück. — Händel mit dem Biſchofe von Lüttich über Herſtall. — Friedrich erhält die Nachricht von dem Tode des Kaiſers in Rheinsberg den 25. Oct. 1740. 239

Drittes Capitel.

Gerechtſame der preußiſchen Krone auf verſchiedene Herzog- und

Seite
Fürſtenthümer in Schleſien. — Unredlichkeit des Wiener Cabinets gegen Friedrich Wilhelm, den großen Kurfürſten, gegen Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. — „Da iſt Einer, der mich rächen wird!" 251

Viertes Capitel.

Die pragmatiſche Sanction. — Der Marquis de Botta wird von Wien nach Berlin geſchickt. — Der König läßt durch den Grafen Gotter in Wien die Abtretung ganz Schleſiens fordern. — Manifeſt über den Einmarſch in Schleſien vom 1. Dec. — Aufbruch der Truppen. — Anrede des Königs an die Officiere der Garniſon in Berlin 258

Fünftes Capitel.

Abreiſe des Königs zur Armee nach Schleſien den 13. Dec. 1750. — Friedrich als Prophet zu Croſſen. — Die erſte Gnade, welche er den Schleſiern gewährt. — Er ſchickt den proteſtantiſchen Landſturm nach Haus. — Die Jeſuiten an des Königs Tafel. — Der enthuſiaſtiſche Schuſter in Breslau. — Einzug des Königs in Breslau. — Unterhandlungen mit dem Cardinal Fleury. — Der König kehrt nach Berlin zurück den 29. Januar 1741 . . . 271

Sechſtes Capitel.

Friedrich kehrt nach Schleſien zurück im Febr. 1741. — Glogau wird erobert den 9. März 1741. — Die Schlacht bei Molwitz den 10. April 1741. — Der lange Molwitzer Schimmel. — Maupertuis, ein lateiniſcher Reiter. — Friedrich macht Spottgedichte auf ihn. — Der furchtſame Jordan. — Die Betſchweſtern in Breslau. — Die Stadt wird beſetzt. — Lord Robinſon wird zum Schweigen gebracht 284

Siebentes Capitel.

Der Wiener Hof in tauſend Aengſten. — Briefe der Kaiſerin Mutter. — Engliſche Vermitttung. — Lord Hindfort. — Geheime Unterhandlungen zu Kleinſchnellendorf. — Uebergabe der Feſtung Neiſſe. — Entſchuldigung der niederſchleſiſchen Stände. — Des Königs Degen als Reichsſchwert. — Der patriotiſche Schlächter. — Der König kehrt nach Berlin zurück den 10. Nov. 1741 . 303

Achtes Capitel.

Die Luſtbarkeiten des Carnevals in Berlin im December 1741 und

Seite
die europäiſchen Angelegenheiten. — Friedrich verläßt Berlin den 17. Januar 1742. — Conferenz in Dresden. — Die Oper und der Beichtvater. — Ueber Prag nach Ollmütz. — Briefe an Algarotti in Dresden 314

Neuntes Capitel.

Karl VII., Kurfürſt von Baiern, zum Kaiſer erwählt. — Die Oeſtreicher in München im Febr. 1742, — Bewaffnung der Ungarn für Maria Thereſia. — Moriamur pro rege nostro Maria Theresia! — Der König entwirft den Plan zur Schlacht und ſchreibt Verſe. — Ordnet Belagerungen an und engagirt Opernſänger. — Sein ausgelaſſener Humor in den Briefen an Jordan. 326

Zehntes Capitel.

Schlacht von Chotuſitz den 17. Mai 1742. — Der Feldprediger Segebarth. — Friedensſchluß in Berlin den 28. Juli 1742. — Ein Cardinal von Paris und ein Lord nennen Friedrich den Schiedsrichter Europas. — Die mediciniſche Mörderfacultät . . 344

Elftes Capitel.

Breslau die dritte Haupt- und Reſidenzſtadt des Königreichs. — Innere und auswärtige Angelegenheiten. — Friedrich badet in Aachen im Auguſt 1742. — Beſucht im September Schleſien. — Fleury ſtirbt, Walpole tritt zurück. — Die vornehmen Herren wollen alle Miniſter werden. — Unglück der franzöſiſch-baieriſchen Armee. — Die Schlacht bei Dettingen. — Rußland, ein gefährlicher Nachbar. — Verſuche zu einem deutſchen Fürſtenbunde. — Das Warſchauer Bündniß gegen Friedrich 367

Zwölftes Capitel.

Der König hält Miniſterrath. — Sein Bündniß mit Frankreich. — Schreibt Kriegsmanifeſte und Theaterrecenſionen. — Voltaires zweiter Beſuch in Berlin. — Ermahnung an den jungen Herzog von Würtemberg. — Carneval in Breslau. — Kriegserklärung Frankreichs. — Der luſtige Abſchied des Kammerherrn von Pöllnitz. — Friedrich trinkt den Brunnen zu Pyrmont. — Vermählung der Prinzeſſin Ulrika in Preußen mit Adolf Friedrich, Herzog von Holſtein-Gottorp, ernanntem Thronfolger von Schweden 380

Dreizehntes Capitel.

Zweiter ſchleſiſcher Krieg. — Der König verläßt Berlin den 15. Aug.

Seite
— Kriegsmanifeſt. — Friedrich vor Prag den 2. Sept. — Sta. Victoria! ora pro nobis! — Der tapfere Grenadier David Krauel. — Der Markgraf Friedrich Wilhelm von Schwedt wird getödtet. — Verſe an Jordan und Sturm in Prag. — Es ergiebt ſich den 16. Sept. — Der König geht nach Schleſien und von hier den 14. Dec. nach Berlin. — Die Tänzerin Barberini. — Die Halliſchen Pietiſten ſollen in die Comödie geführt werden. — Friedrich Wilhelm II., geboren den 25. Dec. 1744 390

Vierzehntes Capitel.

Kaiſer Karl VII. ſtirbt den 20. Januar 1745. — Friedrich geht zur Armee nach Schleſien. — Er muß in der Mönchskutte die Vesper ſingen. — Schlacht bei Hohenfriedberg den 4. Juni 1745. — Das Ehrendiplom des Dragoner-Regiments Baireuth. — Sieg der Franzoſen bei Fontenoi den 11. Mai 1745. — Franz I., deutſcher Kaiſer. — Schlacht bei Sorr den 30. Sept. 1745. — Friedrich verliert ſeine ganze Bagage 399

Funfzehntes Capitel.

Friedrich beſucht Berlin den 31. Oct. 1745. — Kehrt zur Armee zurück den 14. Nov. — Die Sachſen und Oeſtreicher wollen auf Berlin los gehen. — Gefecht bei Hennersdorf den 23. Nov. 1745. — Klagen über den Herzog Leopold von Deſſau. — Deſſen Sieg bei Keſſelsdorf den 15. Dec. 1745. — Friedrich in Dresden. — Te Deum und Oper. — Der Dresdner Friede den 25. Dec. 1745. — Triumphirender Einzug des Königs in Berlin. — Der General Grünne auf einem Krebſe. — Friedrich am Sterbebette ſeines Lehrers Dühan 424

Dritter Theil.

Der ſiebenjährige Krieg.

Erſtes Capitel.

Europa im Jahre 1756. — Maria Thereſia und Frau von Pompadour. — Die Kaiſerin Eliſabeth von Rußland. — Der ſäch-

Seite
ſiſche Kabinetscanzeliſt Menzel, ein Verräther. — Kriegsmanifeſt des Königs. — Einmarſch in Sachſen. — Beſetzung Dresdens . 445

Zweites Capitel.

Die Schlacht bei Lowoſitz den 1. Oct. 1756. — Auf einer Trommel ſaß der Held. — Gefangennehmung der ſächſiſchen Armee im Lager bei Pirna. — Der König von Polen auf dem Königsſtein lebt herrlich und in Freuden; ſeine Soldaten kochen Suppe von Puder und Pomade. — Algarotti 464

Drittes Capitel.

Der Feldzug 1757. — Der Magiſtrat in Dresden ſchwört dem Könige den Eid der Treue. — Friedrich Auguſt nimmt in Warſchau Glückwünſche zum neuen Jahre entgegen. — Böhmiſche Würſte als Spione. — Preußen und Europa. — Die Achtserklärung des Reichstages. — Der Fiskal des heiligen römiſchen Reichs. — Dr. April wird von dem preußiſchen Geſandten zur Thüre hinausgeworfen 475

Viertes Capitel.

Die Schlacht bei Prag den 6. Mai 1757 484

Fünftes Capitel.

Die Schlacht bei Kollin den 18. Juni 1757 494

Sechsſtes Capitel.

Hadik in Berlin. — Die Handſchuh für die linke Hand. — Gedicht an Gottſched. — Die Schlacht bei Roßbach den 5. Nov. 1757. — Biſt du unüberwindlich? — Napoleon auf dem Schlachtfelde bei Roßbach. — Spott- und Siegeslieder 508

Siebentes Capitel.

Schweidnitz von den Oeſtreichern erobert. — Bevern geſchlagen. — Breslau capitulirt. — Der König eilt nach Schleſien. — Anrede an ſeine Officiere. — Siegt bei Leuthen den 5. Decbr. 1757. — Die Partei der Bewegung damaliger Zeit. — Verehrung für Friedrich in allen Landen 526

Achtes Capitel.

Der Feldzug 1758. — Landmiliz. — Die Pommern, die Stütze des Staates. — Geſchickte Münzoperationen. — Wiener Schmähſchriften. — Schweidnitz von den Preußen erobert. — Friedrich

Seite
rückt in Mähren ein. — Homöopathiſche Briefe. — Aufhebung der Belagerung von Ollmütz. — Die Ruſſen unter Fermor vor Cüſtrin. — Mit ſolchem Geſindel muß ich mich herumſchlagen. — Kinder, ich habe nicht eher kommen können. — Die Schlacht bei Zorndorf 544

Neuntes Capitel.

Der Ueberfall bei Hochkirch den 14. Oct. 1758. — Keith ſtirbt an ſeinen Wunden. — Tod der Markgräfinn von Baireuth. — Der Feldzug des Herzogs Ferdinand. — Die Schweden. — Die Ruſſen 555

Zehntes Capitel.

Der Feldzug 1759. — Die Winterquartiere in Schleſien von 1758 — 59. — Briefe an Voltaire und d'Argens. — Du haſt kein Pulver auf der Pfanne. — Daun erhält vom Papſt einen geweihten Hut und Degen. — Friedrich ſchreibt Satiren. — Unmuth und Krankheit des Königs 569

Elftes Capitel.

Die Ruſſen unter Soltikof an der Oder. — Der König erwählt einen Dictator. — Iſt mit Soldaten und Officieren unzufrieden. — Wedell bei Züllichau geſchlagen. — Schlacht bei Kunersdorf. — Der Rittmeiſter von Prittwitz befreit den König. — Friedrich in Verzweiflung. — General=Lieutenant Fink erhält das Commando. — Ein Freund in der Noth. — Schmettau übergiebt Dresden. — Soltikof und Loudon in Schleſien. — Der König leidet an der Gicht. — General Schmettau ſtreckt das Gewehr bei Maxen . 588

Zwölftes Capitel.

Ausflug nach Schleſien, — Einladung an den Marquis d'Argens. — Rückkehr nach Freiberg. — Abhandlung über Karl XII. — Der König beſchäftigt ſich mit einer neuen Ausgabe ſeiner Werke. — Schreibt Satiren wider den Papſt und die Kaiſerin. — Ode an die Deutſchen 616

Dreizehntes Capitel.

Der Feldzug im Jahre 1760. — Das Corps Fouqué's bei Landshut vernichtet. — Der treue Reitknecht. — Der König bombardirt Dresden vergeblich. — Zieht ab nach Schleſien. — „Die ganze Boutique geht zum Teufel!" — Prinz Heinrich verlangt ſeinen

Seite

Abſchied. — Tauentziens tapfere Vertheidigung Breslau's. — Die Schlacht bei Liegnitz. — Der König iſt kugelfeſt. — Tottleben und Lacy in Berlin. — Die Zeitungsredactoren in Berlin ſollen Spießruthen laufen. — Der König erſtattet den Berlinern die Contribution wieder 630

Vierzehntes Capitel.

Der König eilt nach Sachſen. — „Nie wird dieſe Hand einen entehrenden Frieden unterzeichnen.“ — Die Schlacht bei Torgau. — Der König mitten im Kugelregen. — „Die Kanonen ſchießen ns heute das Wort vom Munde weg.“ — „Ich bin todt.“ — Nachtquartier in der Kirche. — Die Weißröcke und Blauröcke am Wachtfeuer. — Winterquartier in Leipzig. — Friedrich füttert ſeine Hunde. — Biche rettet ihn durch ihr Schweigen. — Gellert bei dem Könige. — Die Erzählung von der Violine. — Von der Heyde und Werner in und bei Colberg. — Der Cornet Blücher. — Ferdinand von Braunſchweig 654

Funfzehntes Capitel.

Der Feldzug im Jahre 1761. — Hauptquartier bei Meißen. — Friedrich macht Schlachtenpläne und recenſirt Trauerſpiele. — Uebergiebt dem Prinzen Heinrich das Commando in Sachſen und geht nach Schleſien. — Pitt ſcheidet aus dem Miniſterium. — Türkiſche Allianz. — Die Melone aus Sansſouci. — Die Lager-Klöſe. — Loudon überrumpelt Schweidnitz. — Du! Du! Der verdutzte Pandur. — Der Verräther von Warkotſch. — Unterhandlungen mit den Muſelmännern. — Geſandtſchaft des Tartar-Chans 673

Sechszehntes Capitel.

Der Feldzug 1762. — Die Kaiſerin Eliſabeth ſtirbt. — Der Czaar Peter III., des Königs Freund und Verehrer. — Friede und Bündniß mit Rußland. — Friede mit Schweden. — Von Conſtantin bis auf Luther war die Welt blödſinnig. — Die Mönche in Schleſien. — Gott erhalte den Kaiſer von Rußland! — Freudenfeſte in Potsdam und Berlin. — Die gute Mama Camas noch einmal. — Die Koſaken bitten um Gnade für ihre Bärte — Peter III. wird entthront und ermordet. — Catharina II. beſteigt den Thron ihres Gemahls. — Gefecht bei Burkersdorf. — Schweidnitz erobert. — Der König in der Ge-

Seite
fangenſchaft eines Schuhflickers. — Sieg des Prinzen Heinrich bei Freiberg. — Das letzte Gefecht des ſiebenjährigen Krieges. — Friede zwiſchen England und Frankreich . . . 896

Siebzehntes Capitel.

Friedrich ohne Bundesgenoſſen. — Herzensergießungen an den Marquis d'Argens. — Die Poſtillione und die geſchlachtete Pute. — Klagen über den Mangel wiſſenſchaftlicher Bildung bei den Officieren. — Daun zieht ſich zurück. — Der König macht Verſe. — Ladet den Marquis nach Leipzig ein 718

Achtzehntes Capitel.

Der Friede. — Der König will ſich nicht in den April ſchicken laſſen — Die Klagen der Sachſen über ihren König. — Einleitungen zum Frieden durch den Herrn von Fritſch. — Bewegungsgründe zum Frieden. — Das Jagdſchloß Hubertusburg. — Abſchluß des Friedens. — Der alte Marquis ſitzt beſſer zu Tiſche als zu Pferde. — Anmeldung bei der guten Mama Camas. — Ankunft in Berlin. — Te Deum in der Charlottenburger Capelle. — Des Königs Schlußwort 728

Vierter Theil.

Von dem Frieden zu Hubertusburg bis zu dem Tode des Königs 1763 bis 1786.

Seite

Erſtes Capitel.

Auguſt III. von Polen ſtirbt. — Katharina II. und Friedrich II. erklären ſich gegen das Erbreich und für das Wahlreich. — Stanislaus Auguſtus Poniatowski. — Ein Brief Friedrich's an ihn. — Conföderation der Diſſidenten. — Die katholiſchen Biſchöfe werden nach Sibirien transportirt. — Katholiſche Conföderation zu Bar. — Ruſſiſch-türkiſcher Krieg. — Friedrich II. und Joſeph II. in Neiße bei Neuſtadt. — Loudon neben dem Könige. —

Seite

Aeltere Pläne zur Theilung Polens. — Friedrichs Gedicht: die Conföderirten 751

Zweites Capitel.

Die Conföderirten entführen den König Stanislaus Auguſtus. — Seine Befreiung. — Die polniſchen Flüchtlinge in der Neumark. — Theilungsvertrag zwiſchen Preußen und Rußland. — Die gewiſſenhafte Maria Thereſia. — Der König und der Präſident Roden. — Abſchluß des Theilungsvertrages in Petersburg am 5. Aug. 1772. — Der polniſche Reichstag ertheilt ſeine Zuſtimmung. — Die wandernden Gränzpfähle. — Die Oeſtreicher haben unrichtige Landkarten. — Erwerbung des Netzdiſtrictes 1775. — Danzig, ein Dorn im Fuße des Königs 772

Drittes Capitel.

Der bairiſche Erbfolge-Krieg 1778. — Der Kurfürſt Maximiliau Joſeph ſtirbt. — Der Kaiſer Joſeph läßt Niederbaiern beſetzen. — Der Vertrag vom 3. Jan. 1 78. — Der Krieg in der Poſtkutſche. — Der Briefwechſel zwiſchen Joſeph II. und Friedrich II. — Der König rückt in Böhmen ein. — Ein Brief der Kaiſerin. — Die Preußen beziehen Winterquartiere. — Friedrich ſchreibt eine Lobrede auf Voltaire. — Rühmt die Schreibefreiheit in Berlin. — Friede zu Teſchen. — Der Zwetſchgenrummel oder der Kartoffelkrieg 787

Viertes Capitel.

Anerkennung der Unabhängigkeit der Nordmerikaniſchen Freiſtaaten. Der deutſche Fürſtenbund 806

Fünftes Capitel.

Friedrichs letzte Lebensjahre — Klagen über die Beſchwerden des Alters. — Auch die zweite Reihe ſeiner Freunde ſtirbt vor ihm. — Der alte Zieten als Quartiermeiſter im Elyſium. — Er nickt ein an des Königs Tafel. — Bei der Parole läßt ihm der König einen Lehnſeſſel bringen. — Die gute Mama Camas in ihrem Paradieſe. — General Tauentzien erhält eine derbe Reprimande. — Die letzte Revüe des Königs in Schleſien 1785. — Der Marquis La Fayette. — Urtheile über Friedrich von dem Grafen Segür und dem General Bouillé 817

Seite

Sechsſtes Capitel.

Der letzte Beſuch des Königs in Berlin. — Freude und Uebermuth der Straßenjugend. — Erſter Anfall von Stickfluß. — Anzeigen von Bruſtwaſſerſucht. — Vier Leibärzte. — Unausgeſetzte Thätigkeit bei großen Schmerzen. — Diätfehler. — Küchenzettel. — Die deutſche Kochkunſt gewinnt den Preis. — Meine Bauern ſollen keine Sclaven ſein. — Die letzten Cabinetsbefehle. — Der Regimentschirurg Engel. — Tod des Königs. — Beiſetzung. — Teſtament 832

Fünfter Theil.

Friedrich II. abſoluter Monarch und erſter Diener des Staats.

Seite

Erſtes Capitel.

Friedrichs Anſichten über die verſchiedenen Regierungsformen. — Die verſchiedenen Miniſterien. — Das Cabinet. — Tägliche Lebensweiſe des Königs. — Stehe früh auf und trinke Brunnenwaſſer! — Vorträge der Kabinetsräthe. — Küchenzettel. — Mittagstafel. — Des Königs Portrait aus den Jahren 1740 und 1780. — Merkwürdige Kabinetsbeſcheide 857

Zweites Capitel.

Friedrich der Große als Geſetzgeber. — Warum gab Friedrich ſeinem Staate keine parlamentariſche Verfaſſung? — Durchgreifende Umgeſtaltung des Juſtizweſens. — Cocceji. — — „Es iſt keine wahre Juſtiz mehr im Lande zu finden.“ — Die Juſtiz nach alter Leier wird abgeſchafft. — In einem Jahre werden in Pommern 2,400 Prozeſſe abgemacht. — Codex Fridericianus. — Ein jeder Cabinetsbefehl, welcher den Lauf der Juſtiz hemmt, wird im Voraus für erſchlichen erklärt. — Prozeß der Gräfl. Schwerinſchen Familie. — Ein Räuber wird für vogelfrei erklärt. — Baron von Trenk. — v. Jarriges, Großkanzler. — Juſtizreform

Seite
nach dem ſiebenjährigen Kriege. — Die Gevatterſchaft gilt mehr als die Juſtiz 890

Drittes Capitel.

Der Müller-Arnold'ſche Prozeß 987

Viertes Capitel.

Friedrich als Staatswirth. Landwirthſchaft. 945

Fünftes Capitel.

Gewerbfleiß 984

Sechstes Capitel.

Volksunterricht, gelehrte Schulen. — Kirchen. — Kunſt. — Wiſſenſchaft 1014

Schluß-Capitel.

Rahmen und Randzeichnungen zu dem Bilde. — Anekdoten. — Charakterzüge. — Cabinetsordern. — Briefe. — Gedichte. 1034

Erſtes Capitel.

Friedrich der Große, ein Sonntagskind. — Muß ſchon in der Taufe die Krone tragen. — Bekommt ſtatt des Kaffee Bierſuppe. — Schlägt und zerſchlägt ſeine Trommel. — Muß Schildwacht ſtehn. — Schreibt eine gute Hand.

Friedrich II., König von Preußen und Kurfürſt von Brandenburg, in der Weltgeſchichte als Friedrich der Große, in dem Munde des Volkes als „der alte Fritze" gerühmt und fortlebend für alle Zeiten, wurde in dem königlichen Schloſſe zu Berlin, Sonntag den 24. Januar 1712 geboren. Die Wehmutter, Frau Maria Tammin, brachte dem ängſtlich harrenden Vater, Friedrich Wilhelm I., der damals noch Kronprinz war, den neugebornen Prinzen in das Nebenzimmer und wünſchte ihm zu dem Sonntagskinde Glück. Zwei Prinzen, auf denen die Hoffnungen des königlichen Hauſes und des Vaterlandes ruhten, waren in der erſten, zarten Blüthe geſtorben; um ſo größer war die Freude des Vaters und der Mutter, Sophie Dorothea, Prinzeſſin von Hannover, daß ihnen ein dritter Sohn geboren worden war. Er nahm das Kind und herzte und küßte es ſo derb, daß die Kammerfrauen es ihm wieder fortnahmen, aus Beſorgniß, er könne es erdrücken und am Kaminfeuer erſticken.

Nicht minder lebhaft war die Freude des Großvaters, des Königs Friedrich's I., welcher dem neugebornen Prinzen ſogleich den Stern und das Band des ſchwarzen Adler-Ordens zuſendete. König Friedrich I., welcher ſehr viel auf äußerlichen Glanz hielt und durch ein prächtiges Hof-Ceremoniel gern daran erinnern mochte, daß er den Kurfürſtenhut mit der Königskrone vertauſcht hatte, gab Befehl, die Taufhandlung auf das Feierlichſte zu begehen. Als Pathen wurden der deutſche Kaiſer Karl VI., die Kaiſerin Wittwe, der ruſſiſche Zaar Peter I., der Kurfürſt von Hannover und ſeine Mutter, die Kurfürſtin Sophie, die Herzogin Eleonore von Braunſchweig, die verwittwete Herzogin von Mecklenburg, die Generalſtaaten von Holland und der ſchweizer Kanton Bern eingeladen, ſo daß alle Regierungsformen: das Wahlreich, die abſolute Monarchie, die Despotie, die conſtitutionelle Verfaſſung und die Republik bei der Taufe unſeres Friedrich's repräſentirt wurden. Da wegen der Kürze der Zeit und wegen der weiten Entfernung die Pathen nicht in Perſon erſcheinen konnten, vertraten Mitglieder der königlichen Familie ihre Stelle.

Am 31. Januar Nachmittags 4 Uhr, fand die Taufe bei glänzender Kerzenbeleuchtung ſtatt. Die Markgräfin Albrecht von Brandenburg trug den Prinzen unter einem Baldachin mit großem Gefolge aus dem Zimmer der Wöchnerin nach der Kapelle, wohin ſich nun auch der König, der ebenfalls einen rothſeidnen Himmel mit goldenen Troddeln über ſeinem Haupte tragen lies, mit dem Kronprinzen und den anderen anweſenden Prinzen und Prinzeſſinnen erhob.

Der König hatte heut ſein prächtiges Krönungskleid angelegt, an welchem die Diamanten eines jeden Knopfes einen Werth von dreitauſend Dukaten hatten; die Hutſchnalle wurde auf 100,000 Thaler, die Perlen und Diamanten an der Schleppe

ſeiner Gemahlin auf eine Million Thaler geſchätzt. Dergleichen Pracht an Edelſteinen ſieht man heut zu Tage nur noch in dem grünen Gewölbe zu Dresden. Vier Generale, Ritter des ſchwarzen Adler-Ordens, genoſſen die Ehre, die goldenen Troddeln des Baldachins zu halten; vier Grafen trugen die Stangen deſſelben. Der reformirte Biſchof Urſinus v. Bär verrichtete die Taufhandlung unter Abfeuerung der Kanonen und dem Geläute aller Glocken.

Obſchon die dienſtthuenden Kammerfrauen die Vermuthung ausgeſprochen hatten, daß der frühe Tod der beiden erſtgebornen Prinzen dadurch veranlaßt worden ſei, daß man ihre zarten Köpfchen bei der Taufe mit der Königskrone beſchwert und gedrückt habe: ſo wurde dennoch dem dritten Prinzen dieſes Ceremoniel keineswegs erlaſſen; allein ſein Köpfchen zeigte frühzeitig ſchon Kraft genug, eine ſolche Laſt dereinſt tragen zu können.

Bis zu ſeinem vollendeten ſechsten Jahre war Friedrich zur Pflege und Erziehung einer Franzöſin, der verwittweten Oberſt Marthe de Roccoulles anvertraut, welche über den Vater Friedrich's ebenfalls als Gouvernante die Aufſicht mit vieler Treue und Liebe geführt hatte. Die franzöſiſche Sprache wurde auf dieſe Weiſe die Mutterſprache Friedrich's, zumal auch der ihm bald darauf zugetheilte Präceptor, Monsieur du Han de Jandun, ein Franzos war. Friedrich Wilhelm I. aber, der Vater Friedrich's, welcher am 25. Februar 1713 den Thron beſtieg, war ſeiner Lebensweiſe, ſeiner Politik und ſeiner Moral nach ein guter deutſcher Patriot und Hausvater, welchem das Ueberhandnehmen der, von Frankreich ausgehenden, Sittenloſigkeit an den deutſchen Höfen ein Greuel war. Während in Braunſchweig, Hannover, Dresden, Caſſel, München, Wien und anderen Reſidenzen franzöſiſche Schauſpieler und Tänzer und

italieniſche Opernſänger mit großem Aufwande unterhalten wurden, begnügte ſich der König von Preußen damit, alle Abende in Potsdam bei ſich ein ſogenanntes Tabaks-Collegium zu verſammeln, in welchem Tabak geraucht, Bier getrunken und ein einfaches Butterbrot gegeſſen wurde. Für die Unterhaltung ſorgten die eingeladenen Profeſſoren, durchreiſende Gelehrte, Generale und Bürger von Potsdam. Einige Hofnarren, welche die Freiheit hatten, jedem Anweſenden, den König nicht ausgenommen, die Wahrheit zu ſagen, dienten der Geſellſchaft zur Beluſtigung. Auch Zeitungen und neu erſchienene Schriften wurden in dem Tabaks-Collegium geleſen und beſprochen und der König erfuhr hier Manches, wovon ihm ſeine Miniſter und Geſandten nichts gemeldet hatten. Als einen zweiten, eigenthümlichen Charakterzug Friedrich Wilhelm I. müſſen wir ſeine Frömmigkeit und eheliche Treue bezeichnen. Auch hierdurch unterſchied ſich ſein Hof von allen anderen deutſchen Höfen, an denen es für ein Ehrenrecht des Fürſten und ſeiner vornehmen Umgebung galt, gegen die Gebote der chriſtlichen Religion die Vielweiberei der Türken oder noch etwas Schlimmeres einzuführen. Auch dieſe Sitte war von dem verderbten Hofe zu Paris nach Deutſchland herübergekommen, und bekannt genug iſt es, welches Unheil die fürſtlichen Maitreſſen über Land und Leute gebracht haben. Von dergleichen wurde an dem Hofe zu Berlin nichts geduldet, und wenn man auch Friedrich Wilhelm I. nicht frei ſprechen kann von dem Vorwurf einer Strenge, die bei aufwallender Leidenſchaft ſich bis zur rückſichtsloſen Härte ſteigerte: ſo kann doch nicht geläugnet werden, daß verfeinerte Sittenloſigkeit des Hofes dem Lande und den Unterthanen mehr zum Verderben gereichen wird, als die geſunde Derbheit eines geſtrengen Fürſten. An dem Vater Friedrich's haben wir es

zu rühmen, daß er ſich der Kindererziehung und insbeſondere der des Kronprinzen mit großer Liebe und Gewiſſenhaftigkeit annahm, wobei er ſeinen deutſchen Character niemals verleugnete. Er goß die Kaffeekanne, die er in der Kinderſtube fand, aus, und befahl, für den Kronprinzen zum Frühſtück Bierſuppe zu kochen. Die franzöſiſche Sprache ſollte die deutſche nicht ganz verdrängen; deshalb ſchenkte er Friedrich zu ſeinem vierten Geburtstage ein unter dem Titel: „Neuerfundener Luſtweg zu allerlei ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften" zu Augsburg erſchienenes Bilderbuch. Als Weihnachtsgeſchenk im Jahre 1717 erhielt er von dem Vater das von dem Hofprediger Jablonsky herausgegebene Geſangbuch mit den marotſchen Pſalmenmelodieen, von denen Friedrich unter Anleitung des Domorganiſten Heine ſehr bald mehrere auf dem Clavier fertig ſpielen lernte. Der kriegeriſchen Muſik ſollte der künftige Thronerbe nicht fremd bleiben. Auf einem, von dem berühmten franzöſiſchen Maler Pesne gemalten Bilde finden wir den ſechsjährigen Prinzen mit einer großen Feldtrommel ſich ſchleppend, und daß er ſchon frühzeitig ſie tüchtig zu ſchlagen verſtand, erſehen wir aus einer Rechnung vom Monat Mai 1718: vor Ihro königliche Hoheit ein Trommelfell und Linie auf Seiner Trommel auf dem Schloſſe 12 Gr.

Um dem Sohne das Waffenhandwerk ſpielend beizubringen, errichtete der Vater für ihn 1717 eine Compagnie kronprinzlicher Cadetten von 130 Mann, welche er wöchentlich ein paar Mal exerciren mußte, nachdem er ſelbſt zuvor bei dem Cadett von Rentzell die Handgriffe mit dem Gewehr, die Commandos und Bewegungen genau eingeübt hatte. In einem Zimmer des Schloſſes wurde 1721 für den Kronprinzen ein kleines Zeughaus eingerichtet, ſo daß ihm als Spielgeräth nur Waffen alter und neuer Zeit in die Hände gegeben

wurden. Eine beſonders frohe Ueberraſchung für den König war es, als er den Thronfolger an ſeinem ſiebenten Geburtstage in der Uniform eines Musketiers vor ſeinem Zimmer als Schildwacht auf dem Poſten fand.

Für den erſten Unterricht im Leſen und Schreiben wurde der Schönſchreiber Hilmar Curas als „Informator der jungen Herrſchaft" angeſtellt. Friedrich Wilhelm I. ſchrieb eine ſo wenig ausgebildete, unleſerliche Hand, daß ſeine eigenhändigen Befehle oft gar nicht zu leſen waren, oder zu groben Irrthümern Veranlaſſung gaben. Als ihm einſt ein Aufruhr der Maurergeſellen in Berlin nach Potsdam gemeldet wurde, ſchrieb er dem Commandanten citissime, den Rädelsführer aufhängen zu laſſen. Das Wort „Rädelsführer" war aber ſo ſchlecht geſchrieben, daß der Commandant las: Hr. von Rathel früher hängen, eh' ich nach Berlin komme." Es wurde nun ein Lieutenant von Rathel ſogleich verhaftet und ihm der königliche Befehl bekannt gemacht. Da dergleichen Hinrichtungen zuweilen vorkamen, hätte auch dieſe leicht vollzogen werden können, wenn nicht zufällig der König diesmal früher, als gewöhnlich, nach Berlin zurückgekehrt wäre. Dieſer und ähnliche Fälle mochten Friedrich Wilhelm veranlaſſen, dafür zu ſorgen, daß der Kronprinz eine deutliche Handſchrift ſich aneigne. Noch werden Vorſchriften Friedrich's aus jenen Jahren in Berlin aufbewahrt und auch in ſpäteren Jahren blieb ſeine Handſchrift, ausgenommen wenn er für ſich Verſe ſchrieb, deutlich und gleichmäßig.

Zweites Capitel.

Der ſechsjährige Kronprinz wird unter ſtrenges Commando genommen. — Soll ein guter Wirth werden. — Knappes Taſchengeld. — Genaue Rechnung. — Muß viel beten und in dem Tabaks-Collegium exerciren.

Als der Prinz ſein ſechstes Jahr zurückgelegt hatte, wurden der Generallieutenant Graf Finckenſtein als ſein Oberhofmeiſter und der Oberſt von Kalkſtein als ſein Unter-Gouverneur beſtellt; der erſtere hatte dieſe Stelle ſchon bei Friedrich Wilhelm I., als dieſer Kronprinz war, verſehen. Der König, der auf nichts ſo ſehr bedacht war, als den Kronprinzen ganz nach ſeinem Vorbilde erziehen zu laſſen, ertheilte unter dem 13. Auguſt 1718 beiden Erziehern dieſelbe Inſtruction, nach welcher er erzogen worden war. Nur in Beziehung auf den Religionsunterricht, den Umgang und die gelehrten Studien fügte er noch einige Zuſätze hinzu. „Inſonderheit — ſo lauten die eigenhändigen Worte des Königes, — muß mein Sohn eine rechte Furcht und Liebe vor Gott als das einzige Fundament und die einzige Grundſäule unſrer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt recht beigebracht, hingegen aber alle ſchädlichen und zum argen Verderben abziehende Irrungen und Secten als ein Gift, welches ſo zarte Gemüther leicht bethören, beflecken und einnehmen kann, auf's Aeußerſte gemieden und in ſeiner Gegenwart nicht davon geſprochen werden; wie denn ingleichen ihm auch vor die katholiſche

Religion, als welche mit gutem Fug mit zu den Irrthümern gerechnet werden kann, ſo viel als immer möglich, ein Abſcheu zu machen, deren Ungrund und Abgeſchmacktheit vor Augen zu legen und zu imprimiren, hingegen aber ihn zur wahren chriſtlichen Religion, welche fürnehmlich darin beſteht, daß Chriſtus vor alle Menſchen geſtorben, als den einzigen Troſt in unſerem Leben zu leiten und zu führen und muß er von der Allmacht Gottes dergeſtalt informirt werden, daß ihm allezeit eine heilige Furcht und Verehrung vor Gott beiwohne, denn dieſes iſt das einzige Mittel, die von menſchlichen Geſetzen und Strafen befreite ſouveraine Macht in den Schranken der Gebühr zu erhalten".

Den Erziehern wird aufgetragen, den Prinzen „von denen Opern und Comödien und anderen weltlichen Eitelkeiten abzuhalten und ihm ſo viel als möglich einen Ekel davor zu erwecken." Sie ſollen ferner dem Prinzen bei Zeiten Reſpect und wahre Unterwürfigkeit, welche jedoch nicht ſclaviſch und knechtiſch ſein dürfe, gegen Vater und Mutter einprägen. „Gleich wie aber", heißt es dann weiter, „allzugroße Furcht nichts anderes, als knechtiſche Liebe und ſclaviſche Effecten hervorbringen kann: ſo ſoll ſowohl der Oberhofmeiſter als der Untergouverneur ihr Möglichſtes anwenden, meinem Sohne wohl begreiflich zu machen, daß er keine ſolche Furcht, ſondern nur eine wahre Liebe und vollkommnes Vertrauen in mich ſetzen müſſe, da er denn erfahren, daß ich ihm mit gleicher Liebe und Vertrauen begegnen würde. Sollte aber mein Sohn wider Verhoffen ſich unartig und dieſem nicht gemäß aufführen: ſo ſollen Beide ſie ihn bedeuten, es der Königin zu hinterbringen und müſſen ſie ihn mit meiner Frau allezeit ſchrecken, mit mir aber niemalen." Den Erziehern wird ferner eingeſchärft, „den Kronprinzen vor allem aufgeblaſenen

Stolz und Hochmuth, welche ſich ohnedem nur allzuleicht einſchleichen, auf alle nur erſinnliche Weiſe zu bewahren, ihn zur Sparſamkeit und Demuth anzuhalten und dahin zu ſehn, daß er ein guter Wirth werde. „Da auch den Fürſten nichts ſchädlicher, als Schmeichelei, ſo habt Ihr Allen, welche zu meinem Sohne kommen, bei meiner größten Ungnade zu verbieten, ihm zu ſchmeicheln."

Friedrich Wilhelm I., der nur diejenigen Wiſſenſchaften liebte, von deren Nutzen er aus eigner Erfahrung überzeugt war, zog für den lebhaften Geiſt des Kronpinzen ſehr enge Grenzen. Was die lateiniſche Sprache anlangt, heißt es in der Inſtruction, ſo ſoll ſolche mein Sohn nicht lernen und ich will auch nicht, daß mir Einer davon ſprechen ſoll; ſie ſollen nur darauf ſehen, daß er ſowohl im Franzöſiſchen als im Deutſchen eine elegante und kurze Schreibart ſich angewöhne. Die Rechenkunſt, Mathematik, Artillerie, Oekonomie muß er aus dem Fundamente erlernen; die alte Hiſtorie kann ihm nur überhin, diejenige aber von unſern Zeiten und von 150 Jahren her muß ihm aufs genaueſte beigebracht werden. Abſonderlich aber muß meinem Sohne die Hiſtorie ſeines Hauſes ſorgfältig beigebracht werden. — Für die Geſundheit des Kronprinzen zu ſorgen, wird den Erziehern zur angelegentlichſten Pflicht gemacht, jedoch hinzugefügt: ſie müſſen ihn aber auch nicht bei Leib und Leben verzärteln, oder gar zu weichlich gewöhnen.

Der ſchon obengenannte Franzos dû Han, ertheilte dem Kronprinzen Unterricht in der franzöſiſchen Sprache und Geſchichte, der Prediger Andreä im Chriſtenthum, der Fechtmeiſter Pantzendorf im Fechten, der Ingenieur-Major Senning in den Anfangsgründen der Kriegswiſſenſchaft, worauf der König ganz beſondern Werth legte, weshalb er auch in

der angeführten Inſtruction den Erziehern nachdrücklich empfiehlt: „es ſich beſonders angelegen ſein zu laſſen, dem Kronprinzen die wahre Liebe zum Soldatenſtande einzuprägen und ihm zu imprimiren, daß, gleichwie nichts in der Welt, was einem Prinzen Ruhm und Ehre zu geben vermag, als der Degen, er vor der Welt ein verachteter Menſch ſein würde, wenn er ſolchen nicht gleichfalls liebte und die einzige Gloria in demſelben ſuchte.“

Das Taſchengeld war dem Kronprinzen ſehr knapp zugemeſſen; er erhielt anfänglich nicht mehr als 360 Thaler für das ganze Jahr, ſpäter 600 Thlr. Ueber ſeine Ausgaben mußte er genaue Rechnung führen und ſie dem Könige monatlich vorlegen. In einer dergleichen Rechnung vom Sept. 1719 finden wir folgende Ausgaben:

	Thlr.	Gr.	Pf.
In den Klingebeutel	—	16	—
Desgleichen	—	16	—
Desgleichen	—	16	—
Desgleichen	1	8	—
An den Schneider Haveking für das grüne Kleid	2	—	—
An die Bettmädchen	—	16	—
An die beiden Laqaien Sr. Maj.	1	8	—
Vor zwei Farbenſchachteln	—	16	—
Vor 6 Pfd. Puder	—	12	—
Vor Stiblettenknöpfe	—	2	—
Vor 12 Ellen Haarband	1	6	—
In die Armenbüchſe	—	1	—
Vor den Hirſchfänger zu ſchleifen	—	2	—
Vor Schnur zur Peitſche	—	4	—
An einen Jungen, welchen die Hunde gebiſſen .	—	4	—
An einen Mousquetier, der mich zu Gevatter gebeten	2	—	—

	Thlr.	Gr.	Pf.
Vor die Königlichen Knechte zu Bier . . .	3	—	—
Vor eine lebendige Schnepfe	—	2	—
An einen Hirtenjungen, der den todten Hund weggetragen	—	1	—
Vor ein Rothkehlchen	—	4	—
Die Schuh auf den Leiſten zu ſchlagen . . .	—	1	—
An einen Armen	—	2	—
An die alte Caſtellanin	—	16	—

u. ſ. w. Die beiden Gouverneurs mußten die Rechnungen unterzeichnen; der König ſah ſie durch und ſchrieb ſeine Bemerkungen dazu. Er nahm es bekanntlich in ſeinem ganzen Haushalte genau; unter die eben mitgetheilte Rechnung ſchrieb er: „Mit dieſer Rechnung bin zufrieden, es ſoll hiermit quittiret ſein; aber zukünftig, wenn meine Lakaien, Kutſcher und Knechte Fritz aufwarten, ſollen ſie nichts davor bekommen, denn ich ſie davor bezahle, denn Fritz und ich iſt einerlei, ſonſten bin mit allen zufrieden vor die gute Haushaltung. Fr. W.“ Mit jedem Jahre wurde die Erziehung ſtrenger, wie wir aus nachſtehender, den beiden Erziehern von dem Könige am 3. Sept. 1721 für den neunjährigen Kronprinzen eigenhändig ertheilten Inſtruction erſehen können. „Am Sonntage ſoll Mein Sohn des Morgens um 7 Uhr aufſtehn, ſobald er die Pantoffeln an hat, ſoll er vor dem Bette auf die Knie fallen und zu Gott kurz beten und zwar laut, daß alle Anweſende es hören können. Das Gebet ſoll dies ſein, ſo Er auswendig lernen muß: Herr Gott heiliger Vater! ich danke dir von Herzen, daß du mich dieſe Nacht ſo gnädiglich bewahrt haſt; mache mich geſchickt zu deinem heiligen Willen und daß ich nichts möge heute noch alle mein Lebtage thun, was mich von dich ſcheiden kann, um unſeres Herrn Jeſu,

meines Seligmachers Willen. Amen! Und hierauf das Vater Unſer.

Sobald dies geſchehen, ſoll Er ſich geſchwinde und hurtig anziehen und ſich propre waſchen, ſchwänzen (d. h. den Zopf machen), pudern und muß das Anziehen und das kurze Gebet in einer Viertelſtunde fix und fertig ſein, alsdenn es ein Viertel auf acht Uhr iſt. Wenn das geſchehen iſt, dann ſollen alle ſeine Domeſtiken und du Han hereinkommen, das große Gebet zu halten auf die Knie, darauf du Han ein Capitel aus der Bibel leſen ſoll und ein oder ander gutes Lied ſingen, da es drei Viertel auf acht ſein wird. Alsdann alle Domeſtiken wieder herausgehen ſollen. Dühan ſoll denn mit meinem Sohne das Evangelium vom Sonntage leſen, kurz expliziren und dabei allegiren, was zum wahren Chriſtenthume nöthig iſt, auch etwas vom Cathegismo Noltenii repetiren und ſoll dies geſchehen bis neun Uhr; alsdenn mit meinem Sohne zu Mir herunterkommen ſoll und mit Mir zur Kirche gehn und eſſen; der Reſt vom Tage aber iſt vor Ihm. Des Abends ſoll er um halb zehn Uhr von Mir guten Abend ſagen, denn gleich nach der Kammer gehn, ſich ſehr geſchwind ausziehn, die Hände waſchen und ſobald ſolches geſchehn iſt, ſoll dů Han ein Gebet auf den Knien halten, ein Lied ſingen, dabei alle ſeine Domeſtiken wieder zugegen ſein ſollen, alsdann Mein Sohn gleich zu Bette gehn ſoll, daß Er halb Eilf gleich zu Bette iſt.

Des Montags um halb ſechs Uhr wird er geweckt und ſobald ſolches geſchehen iſt, ſollen ſie ihn anhalten, daß Er, ſonder ſich zu ruhen, oder nochmals umzuwenden, hurtig und ſogleich aufſteht und muß Er alsdann nieder knien und ein kleines Gebet halten, wie des Sonntags früh. Sobald Er ſolches gethan, ſoll Er, ſo geſchwinde als möglich, die

Schuhe und Stiefeletten anziehen, auch das Geſicht und die Hände waſchen, aber nicht mit Seife; ferner ſoll er den Hausrock anziehen, das Haar auskämmen und ſchwänzen, aber nicht pudern laſſen. Indem er ſich kämmen und einſchwänzen läßt, ſoll er zugleich Thee und Frühſtück nehmen, daß das zugleich Eine Arbeit iſt und muß dieſes Alles vor halb ſieben Uhr fertig ſein. Alsdann dů Han und alle ſeine Domeſtiken hereinkommen ſollen und wird alsdenn das große Gebet gehalten, ein Capitel aus der Bibel geleſen, ein Lied geſungen, wie am Sonntage, welches Alles bis ſieben Uhr dauert, da die Domeſtiken auch wieder weg gehn ſollen. Von ſieben bis neun Uhr ſoll dů Han mit ihm die Hiſtorie tractiren, um neun Uhr kommt Noltenius, der ſoll ihn bis drei Viertel auf elf Uhr im Chriſtenthum informiren. Um drei Viertel auf elf Uhr ſoll er ſich das Geſicht geſchwind mit Waſſer und die Hände mit Seife waſchen, ſich weiß anziehen, pudern und den Rock anziehen und um elf Uhr zum Könige kommen; da bleibt Er bis zwei Uhr, alsdenn er gleich wieder nach ſeiner Kammer geht. Dühan ſoll alsdann auch gleich da ſeyn, Ihm von zwei bis drei Uhr die Landcharte zu weiſen, dabei ſie Ihm aller Europäiſchen Reiche Macht und Schwäche, Größe, Reichthum und Armuth der Städte expliziren. Von drei bis vier Uhr ſoll Er die Moral tractiren, von vier bis fünf Uhr ſoll dů Han deutſche Briefe mit Ihm ſchreiben und dahin ſehen, daß Er einen guten Stylum bekomme. Um fünf Uhr ſoll er die Hände waſchen und zum Könige gehn, ausreiten, ſich in der Luft und nicht in der Kammer divertiren und thun, was Er will, wenn es nur nicht gegen Gott iſt.

Dienſtag ganz wie Montag, nur daß Vormittag der Fechtmeiſter Pantzendorf ſtatt des Predigers von neun bis halb elf Uhr kommt; Nachmittags Arithmetik ſtatt Briefſchreiben.

Mittwoch wie Montag, ausgenommen von ſieben bis halb zehn Uhr ſoll Dühan mit Ihm nichts anderes, als die Hiſtorie tractiren und Ihn was auswendig lernen laſſen, damit das Gedächtniß verſtärkt werde. Halb zehn Uhr ſoll er ſich geſchwinde anziehen und zum Könige kommen; das Uebrige vom Tage gehört Fritzchen.

Donnerstag Vormittag wie am Mittwoch; Nachmittag, wie am Montag; ſtatt des deutſchen Briefſchreibens aber ſoll er lernen einen guten franzöſiſchen zu ſchreiben und die Rechenkunſt.

Freitag Vormittag wie Mittwoch, im deutſchen Schreiben und Arithmetik.

Am Sonnabend ſoll des Morgens bis halb elf Uhr in der Hiſtorie, im Schreiben und Rechnen alles repetirt werden, was Er die ganze Woche gelernt hat, auch in der Moral desgleichen, um zu ſehen, ob Er profitirt hat, ſo iſt der Nachmittag vor Fritzchen, hat Er aber nicht profitirt, ſo ſoll Er von zwei bis ſechs Uhr alles repètiren, was Er in den vorigen Tagen vergeſſen hat.

Im Aus- und Anziehen müſſen ſie Ihn gewöhnen, daß Er hurtig aus und in die Kleider kommt, ſo viel als menſchenmöglich iſt. Sie ſollen auch dahin ſehen, daß Er ſich ſelbſt aus- und anziehen lerne und daß Er propre und reinlich werde und nicht ſo ſchmutzig ſei."

Den Repetitionen am Sonnabend wohnte der König oft ſelbſt bei und fand es ſich nun, daß Fritzchen nicht gut beſtand: ſo züchtigte ihn der ſtrenge Vater mit Schlägen und gab ihm auf, einen Bußpſalmen oder ein Lied aus dem Geſangbuche auswendig zu lernen. Dies erzeugte in dem auf Unabhängigkeit gerichteten Gemüthe des Kronprinzen eine große Abneigung gegen ſeinen Vater und gegen die Religion. Hatte Fritzchen gut beſtanden, ſo wurde er zur Belohnung

mit in das Tabaks-Collegium genommen, wo ihn der Vater auf- und abmarſchiren ließ, was für ihn ebenfalls keine Erholung war, wie er denn auch zeitlebens einen Abſcheu vor dem Tabakrauchen behielt. Für die Strenge, mit welcher der Vater ihn behandelte, ſuchte ihn die Mutter durch zugeſteckte Näſchereien und Geld zu entſchädigen. Mit großer Innigkeit ſchloß er ſich an ſeine ältere Schweſter Wilhelmine, nachmalige Markgräfin von Baireuth, an. Als Spielcameraden durften ihn von Zeit zu Zeit die Söhne ſeiner beiden Gouverneurs und ein Junker von Canitz beſuchen. Regungen der Eitelkeit zeigten ſich bei Friedrich ſchon in frühen Jahren; er war unglücklich darüber, daß ihm der Vater eines Morgens den Hofbarbier Sternemann, welcher zugleich Friſeur war, zuſchickte, mit der Ordre, dem Kronprinzen die langen Seitenlocken abzuſchneiden und ihn militäriſch aufzuſchwänzen. Friedrich vergoß Thränen über den Verluſt ſeiner ſchönen braunen Locken, ſo daß der gutmüthige Friſeur den größten Theil davon ihm dadurch zu erhalten wußte, daß er ſie mit in den Zopf einband Noch ängſtlicher war Friedrich für ſeine Schönheit beſorgt, als er 1724 von den Pocken befallen wurde, die jedoch glücklicher Weiſe keine Narben im Geſicht zurückließen. Der König Friedrich Wilhelm I. war dagegen in ſeiner Jugend ſo frei von aller Eitelkeit, daß er als Kronprinz die ihm von dem Vater zu Weihnachten geſchenkte Pariſer Perrücke in das Feuer warf, ein goldſtoffnes Kleid in Stücke riß, ſich im Sommer das Geſicht mit Fett beſtrich und in die Sonne legte, um braun zu werden.

Der Vater hoffte Alles von einer ſtreng militäriſchen Erziehung und Kleidung und ſo wurde Friedrich bereits am 1. Aug. 1726 als Hauptmann in das Regiment des Königs eingeſtellt.

Drittes Capitel.

Friedrich das Wunderkind. — Seine Eitelkeit. — Liebt die Flöte und franzöſiſche Bücher. — Sein Lehrer Quantz muß in das Camin retiriren. — Friedrich wird eingeſegnet; die ſchöne Gräfin Orzelska in Dresden; erſte Liebe, erſtes Gedicht. — Unzufriedenheit des Vaters.

Schon frühzeitig erregten die ungewöhnlichen Geiſtesgaben ſo wie das ganze Weſen des Kronprinzen die Aufmerkſamkeit Aller, welche ihn näher kennen lernten. Zwei dergleichen Zeugniſſe wollen wir hier mittheilen. Ein Herr von Loen, welcher den Hof von Berlin im Jahre 1718 beſuchte, berichtet (Th. I, S. 27 ſeiner kleinen Schriften) über den Kronprinzen Folgendes: „Der Kronprinz von Preußen zeigt bei einem noch zarten Alter eine ungemeine Fähigkeit, ja etwas ganz Außerordentliches. Er iſt ein überaus muntrer und lebhafter Prinz. Er hat eine ſehr feine und geiſtreiche Bildung. Dabei zeigt er eine gewiſſe Leutſeligkeit und eine ſo gute Gemüthsart, daß man alles von ihm hoffen kann. Die Frau von Sacetot (de **Rocoulles**), welche bisher die Aufſicht über deſſen Erziehung gehabt, redet von ihm nicht anders, als mit Entzücken. Seine Königliche Hoheit, ſagte ſie zu mir, haben den Witz eines Engels; er faßt, er lernt Alles, was man ihm vorlegt, mit der größten Leichtigkeit. — Der Kronprinz geht nun in das ſiebente Jahr; man iſt beſchäftiget, denſelben aus dem Frauenzimmer zu thun und ihm einen beſonderen Hofſtaat

beizulegen. — Der König und die Königin halten im Uebrigen dieſen jungen Prinzen unter einer ſcharfen Zucht und es ſind wohl wenig Königskinder in der Welt, denen ſo durch den Sinn gefahren und der jugendliche Wille gebeugt wird. In der That leben Ihrer beiderſeits Majeſtäten nicht anders, als wie zwei chriſtliche Eheleute zuſammen, die mit einer, den Eltern geziemenden Sorgfalt ihre Kinder zur Frömmigkeit und allen anſtändigen Tugenden aufzuziehen ſuchen.

Der Graf Seckendorff, kaiſerlicher Bevollmächtigter in Berlin, welcher es ſich angelegen ſein läßt, ſeinem Hofe Alles nach Wien zu melden, was er am Hofe zu Berlin beobachtet, ſchreibt 1725 folgendes, zur Mittheilung an Kaiſer Karl den VI., an den Prinzen Eugen: „Obgleich der König den Kronprinzen herzlich liebt, ſo fatiguirt er ihn mit Frühaufſtehn und allen Strapazen den ganzen Tag dergeſtalt, daß er bei ſeinen jungen Jahren ſo ältlich und ſo ſteif ausſieht und daher geht, als ob er ſchon viele Campagnen mitgemacht hätte. Die Abſicht des Königs geht dahin, daß er nach ſeiner, ihm beiwohnenden Inclination, den Soldatenſtand allen übrigen Wiſſenſchaften vorziehe, die Sparſamkeit und Genügſamkeit bei Zeiten kennen lerne und in keine Commodité oder Plaiſir, als was er, der König ſelbſt, nur achtet, ſich verlieben ſolle. Man merkt aber gar augenſcheinlich, daß dieſe Art zu leben wider des Kronprinzen Inclination und folglich juſt einen contrairen Effect mit der Zeit haben wird, zumal des Kronprinzen Gemüth ohnedem mehr auf Generoſität, Propretät, Gemächlichkeit und Magnificence gerichtet, dabei auch unintereſſirt, liberal und barmherzig iſt, davon ich auf der Reiſe Anfangs Mai zwei Proben geſehen. Das von der Stadt Magdeburg ihm angebotene, ſonſt gewöhnliche Präſent, welches ein Kronprinz, wenn er das erſte Mal dahinkommt, empfängt, wollte

er nicht eher annehmen, als bis ihn ſein Herr Vater dazu obligiret, jedoch dann, als es überbracht wurde, ſagte er, daß er es zwar auf Befehl annehmen müſſe, aber doch verwahren wollte, bis er es dereinſt bei ſeiner Regierung den armen, ohnehin mit Abgaben genug beſchwerten, Bürgern wieder austheilen laſſen könnte. Da auch hernach während der Reiſe eine gewiſſe Stadt Staßfurth ihm en passant gleichfalls 200 Dukaten verehren wollen, hat er ſolches ausgeſchlagen und befohlen, den armen Bürgern das Geld wieder zu geben, auch dem bei ihm ſitzenden Grafen Finkenſtein und Oberſten Kalkſtein verboten, an ſeinen Herrn Vater etwas davon zu ſagen, aus Furcht, daß ſelbiger ihm ſolches ebenfalls anzunehmen befehlen möchte. Wie denn überdies dieſer junge Herr ſehr viele natürliche Inclinationen zu allerhand Wiſſenſchaften und ſonderlich zur Mathematik und Mechanik hat, auch aus freier Hand artig zeichnet und Alles anmerkt, hingegen durch expreſſes Verbot des Herrn Vaters darin keine Unterweiſung erhält. So darf er auch mit keinen Anderen als Militair und meiſtentheils Subaltern-Officieren umgehn, da ſonſt ſeine Inclination mehr dahin geht, mit Perſonen, die etwas wiſſen, ſich zu unterhalten".

So wurde man in Wien ſchon frühzeitig auf den zukünftigen Erobrer Schleſiens aufmerkſam und der Prinz Eugen verlor den jungen Kronprinzen von Preußen nicht mehr aus den Augen. Allein gerade diejenigen Eigenſchaften, durch welche Friedrich als heranwachſender Jüngling ſich auszeichnete, erregten das Mißfallen ſeines Vaters in hohem Grade. Dieſer wollte ihn zu einem tüchtigen, derben Soldaten und Jäger erziehen. Friedrich aber beſuchte heimlich in Berlin den Buchladen von Haude, dem Schloſſe gegenüber, und las franzöſiſche Bücher, nahm insgeheim Flötenunterricht, Tanzſtunde bei-

einem Pariſer Tanzmeiſter, war eitel auf ſeinen kleinen Fuß, vertauſchte die knappe Uniform gern mit dem franzöſiſchen galonirten Kleide, den ſteifen Haarzopf mit dem leichteren Haarbeutel. Dieſe Pariſer Moden waren dem König ſo ſehr zuwider, daß er, um ſie den Berlinern verhaßt zu machen, die Profoße oder Prügelknechte der Berliner Garniſon bei den großen Paraden in ſolchem Anzuge erſcheinen ließ.

Mußte Friedrich zur wilden Schweinsjagd oder zur Hirſch-Parforçe-Jagd den Vater begleiten, ſo verlor er ſich bald ſeitwärts im Walde mit ſeinen Freunden; aus den Jagdtaſchen wurden Flöten und Violinen hervorgelangt und, unter grünen Buchen gelagert, ertönte hier ſanfte Schäfermuſik, während der König und die wilde Jagd mit Hurrah und Huſſa durch den Wald tobte.

Nicht immer gelang es dem Kronprinzen, dieſe ſtilleren Freuden vor dem Könige zu verbergen. Einſt überraſchte ihn der König, als er eben mit dem Flötenbläſer Quanz Duette blies, wobei er ſich in einem brokatenen Schlafrocke und Haarbeutel allerliebſt fand. Die neuſten Schriften Voltair's lagen auf dem Tiſche, daneben einige, von Friedrich geſchriebene Spottgedichte auf die Jagd in franzöſiſcher Sprache. „Se. Majeſtät der König!" ruft der auf Wache ſtehende Lieutenant Katte und der Kronprinz hat kaum noch ſo viel Zeit, den Schlafrock mit der Uniform zu vertauſchen und Flöte und Bücher unter das Sopha zu werfen. Quanz retirirt hinter den Ofenſchirm in das Verſteck. Der König tritt ein, der Kronprinz macht ſeine unterthänigſte Verbeugung; da ſchnellt der verrätheriſche Haarbeutel, den er in aller Eile vergeſſen hatte, über die Schulter und er muß ſein Vergehen eingeſtehn. Entrüſtet warf der König die franzöſiſchen Bücher in's Feuer; er ſah mit Schmerz alle ſeine Hoffnungen

getäuſcht; er ſchalt den Kronprinzen einen Querpfeiffer und Tanzmeiſter, aus dem ſein Lebtag kein Soldat werden würde, und dergleichen Concerte endeten gewöhnlich damit, daß der König etwas unſanft den Tact ſchlug.

Die Königin hatte gehofft, daß der Kronprinz eine mildere Behandlung erfahren werde, ſobald er eingeſegnet ſein würde, weshalb ſie dieſe heilige Handlung früher als gewöhnlich zu veranlaſſen ſuchte. Der König aber hielt ſcharfes Examen, wie es mit dem Chriſtenthume des Kronprinzen beſtellt ſei und da ihm die beiden Gouverneurs in ihrem Berichte vom 5. Januar 1727 meldeten, daß Se. Königliche Hoheit der Kronprinz ſeit acht Monaten nicht viel von der Information im Chriſtenthume profitiret: befahl der König, daß der Hofprediger Nolten dem Kronprinzen wöchentlich noch einige Stunden Unterricht im Chriſtenthume ertheilen ſollte. Als dieſer ihn für gehörig vorbereitet erklärte, befahl der König, daß Friedrich am 11. April 1727 in der Domkirche zu Berlin vor verſammelter Gemeinde ſein Glaubensbekenntniß ablegen und öffentlich geprüft werden ſollte. Da er dieſe Bedingungen zur Zufriedenheit erfüllte, wurde er am Charfreitage zum Genuß des heiligen Abendmahls zugelaſſen. Wie es mit dem Unterrichte im Chriſtenthume, den Friedrich genoß, beſtellt war, erſehen wir aus dem Glaubensbekenntniß, welches ſein Lehrer, der reformirte Hofprediger Dr. Andreä, zur Einſegnung der älteren Schweſter Friedrichs abfaßte. Es beſteht aus 384 Fragen und eben ſo viel Antworten; hier einige Fragen nebſt den Antworten:

Frage: Hat denn der Menſch von dem Ebenbilde Gottes nicht das Geringſte übrig behalten?

Antwort: Ja, einige kleine Fünklein in dem Verſtande

und Willen, welche aber nicht genug ſind, etwas Gutes zur Seligkeit zu verrichten, ja nicht einmal ſich dazu vorzubereiten.

Frage: Was urtheilen Sie von den Tugenden der Heiden?

Antwort: Es ſind glänzende Sünden.

Frage: Da Sie der Engel unter den Werken der Schöpfung nicht gedenken, hat denn Gott dieſelben nicht geſchaffen?

Antwort: Ja, ſie gehören unter des Himmels Heer und ſind wahrſcheinlich am erſten Tage gemacht worden.

Neue Veranlaſſung zur Unzufriedenheit gab der Kronprinz dem Könige während eines Beſuches, welchen er mit ihm am glänzenden und verführeriſchen Hoflager des Königs von Polen, Friedrich Auguſts II., in Dresden im Januar 1728 machte. Bei dem Scheiben- und Schnepperſchießen ſchoß der Kronprinz beſtändig fehl, ſo daß ihm als Preis ein ſchwarzer Ziegenbock, mit Fuchsſchwänzen aufgeſtutzt, zuerkannt wurde, obſchon ihn der ſächſiſche Hofpoet lobpreiſend beſang. Mehr Glück hatte er bei der ſchönen Gräfin Anna Orzelska, einer natürlichen Tochter des Königs, mit welcher er ein mehr als vertrauliches Liebesverhältniß anknüpfte und ſie veranlaßte, bald darauf mit dem Könige von Polen nach Berlin zu kommen. Auf Friedrich Wilhelm hatten alle dieſe Gaukeleien der Sinnenluſt keinen Eindruck gemacht. Friedrichs eigene Schweſter, die Markgräfin von Baireuth, von deren Hand intereſſante Denkwürdigkeiten ihrer Zeit niedergeſchrieben worden ſind, meldet über jenen Beſuch in Dresden Folgendes: „Ich erwähnte ſchon, wie ſehr der König von Polen die Frauen liebte; er unterhielt ein wahres Serail, ſeine Ausſchweifungen überſtiegen jeden Begriff, man ſagt, er habe von ſeinen Maitreſſen 354 Kinder gehabt. Seine Begünſtigte war jetzt ſeine eigene Tochter; eine in Warſchau wohnende Franzöſin, Düval mit Namen, hatte ſie ihm geſchenkt, er nannte ſie Gräfin Orzelska. Sobald der

König von Preußen nach Dresden kam, ward er von einem Vergnügen zum anderen fortgeriſſen, daß Schwermuth und Frömmigkeit ſich verloren. Die Freude der Tafel wurde nicht verſäumt, der Ungarwein nicht geſpart, die Freundſchaft beider Könige war ſehr innig. Der (preußiſche) General Grumbkow meinte ſeinen Herrn auf ſo gutem Wege zu haben, daß er der Verführung nicht entgehen werde; man nahm deshalb Abrede. Eines Abends, nachdem man wacker gezecht hatte, führte der König von Polen meinen Vater in beſtändigem Geſpräche aus einem Zimmer in das andere; mein Bruder folgte. So kam man in ein zauberiſch geſchmücktes Gemach, der König bewunderte die Pracht, da ſank plötzlich ein Vorhang nieder und eine Nymphe, ſchöner wie Venus und die Grazien, lag nachläſſig auf einem Ruhebette völlig entkleidet. Der König von Polen ſowohl als Grumbkow hofften, daß man an dieſe Angel anbeißen werde, ſie irrten ſich. Der König hielt ſogleich dem Kronprinzen den Hut vor's Geſicht und hieß ihn ſich entfernen, — allein er hatte gerade genug geſehn. Zum Könige von Polen ſagte er kalt: „ſie iſt recht hübſch" und ging fort. Indeſſen hatte ſich mein Bruder in die Orzelska verliebt. Der König von Polen hatte Urſach eiferſüchtig zu ſein und überließ ihm die ſchöne Formera, die für die Venus des Cabinets galt."

Friedrich Wilhelm fand keinen Gefallen an dem wüſten Leben des polniſchen Hofes: „Ich gehe", ſchrieb er an Seckendorff, „zukommende Mittewoche nach Hauſe, fatiguiret von alle gute Tage und Wohlleben; iſt gewiß nit chriſtlich leben hier, aber Gott iſt mein Zeuge, daß ich kein plaiſir daran gefunden und noch ſo rein bin, als ich von Hauſe hergekommen und mit Gottes Hülfe beharren werde bis an mein Ende." Anders lauten die Geſtändniſſe, welche Friedrich über jenen Aufenthalt

macht; er war nicht ſo rein, wie der Vater, geblieben; die Liebenswürdigkeit und die Künſte buhleriſcher Frauen hatten ihn gefangen genommen, die Unſchuld ſeines Herzens war dahin. Er aber machte ſich darüber kein großes Gewiſſen, ſondern nahm leichtſinnig das Leben von der heiteren Seite. „Eine liebenswürdige Perſon", — ſchreibt er in Beziehung auf die Orzelska an Voltaire (den 16. Aug. 1737), — „hauchte mir in meiner zarteſten Jugend zwei Leidenſchaften auf einmal ein; Sie können denken, es waren die Liebe und die Dichtkunſt. Dieſes kleine Wunder der Natur, mit allen nur möglichen Reizen begabt, beſaß Geſchmack und Zartheit und verſuchte mir beides mitzutheilen. In der Liebe gelang es mir vortrefflich, in der Dichtkunſt ſchlecht. Seit jener Zeit nun war ich öfter verliebt und alle Zeit Dichter."

Mit dem Unwillen des Vaters ſteigerte ſich auch die ſtrenge Behandlung, ſo daß der Kronprinz es vermied, ſich vor ihm ſehen zu laſſen. Welches traurige Verhältniß ſchon damals zwiſchen Beiden ſtatt fand, ſehen wir aus folgenden Briefen.

Der Kronprinz an den König,

den 11. Sept. 1728.

Mein lieber Papa,

Ich habe mich lange nicht unternehmen mögen zu meinem lieben Papa zu kommen, theils weil es mir abgerathen, vornehmlich aber, weil ich mich noch einen ſchlechteren Empfang, als den ordinären ſollte vermuthen ſein und aus Furcht, meinen lieben Papa mehr mit mein gegenwärtiges Bitten zu verdrießen, habe es lieber ſchriftlich thun wollen. Ich bitte alſo meinen lieben Papa, mir gnädig zu ſein, und kann hierbei verſichern, daß nach langem Nachdenken mein Gewiſſen mir nicht das Mindeſte gezeiht hat, worin ich mich etwa zu reprochiren haben

ſollte. Hätte ich aber wider mein Wiſſen und Willen gethan, daß meinem lieben Papa verdroſſen habe, ſo bitte hiermit unterthänigſt um Vergebung und hoffe, daß mein lieber Papa den grauſamen Haß, den ich aus allen ſeinen Thun genug habe vernehmen können, werde fahren laſſen; ich könnte mich ſonſten gar nicht darein ſchicken, da ich ſonſten immer gedacht habe, einen gnädigen Vater zu haben und ich nun das Contraire ſehen ſollte. Ich faſſe denn das beſte Vertrauen und hoffe, daß mein lieber Papa dieſes Alles nachdenken und mir wieder gnädig ſein wird, indeſſen verſichre ich ihm, daß ich doch mein Tage nicht mit Willen fehlen werde und ungeachtet ſeiner Ungnade mit unterthänigſtem und kindlichſten Reſpect bin meines lieben Papa getreueſter und gehorſamſter Sohn

Friedrich.

Antwort des Königs.

Sein eigenſinniger, böſer Kopf, der ſeinen Vater nicht liebt, denn wenn man nur Alles thut, abſonderlich ſeinen Vater liebet, ſo thut man, was er haben will, nicht wenn er dabei ſteht, ſondern wenn er nicht Alles ſieht. Zum andern weiß er wohl, daß ich keinen effeminitten verweichlichten Kerl leiden kann, der keine menſchliche Inclinationen hat, der nicht reiten noch ſchießen kann, nicht Tabak raucht, dabei malpropre an ſeinem Leibe, ſeine Haare ſich friſirt wie ein Narr und nicht verſchneidet und ich dies Alles tauſend Mal repremandiert, aber Alles umſonſt und keine Beſſerung in nichts nicht. Zum Andern iſt er auch hoffärtig, recht bauernſtolz, ſpricht mit keinem Menſchen, als mit welche vom Hof, iſt nicht populär und leutſelig, macht mit dem Geſichte Grimaſſen, als wenn er ein Narr wäre, und thut in Nichts meinen Willen, als mit der Force angehalten; Nichts aus Liebe und hat zu

Nichts Luſt, als ſeinem eignen Kopf zu folgen, ſonſten alles nichts nütze iſt. Dieſes iſt die Antwort.

Friedrich Wilhelm.

Die Königin, welche dies Verhältniß gern ausgeglichen hätte, hielt für das ſicherſte Mittel, den Kronprinzen zu einem geregelten Lebenswandel zu führen, ihn zu verheirathen. Sie war mit ihrem Bruder, dem Könige Georg I. von England, deshalb in Unterhandlung getreten, und man war übereingekommen, den Kronprinzen von Preußen mit der engliſchen Prinzeſſin Amalie, den engliſchen Kronprinzen mit der preußiſchen Prinzeſſin Wilhelmine zu vermählen. Anfänglich war der König einverſtanden, ſpäter veruneinigte er ſich mit Georg I. darüber, daß preußiſche Werbeofficiere, welche hannöveriſche Soldaten zur Deſertion verleitet hatten, feſt genommen worden waren. Außerdem ſuchte der kaiſerliche Hof eine engere Verbindung der Höfe von Berlin und London aus politiſchen Rückſichten zu verhindern, ſo daß wir an dem Hofe zu Berlin von jetzt an zwei Partheien finden, eine Engliſche, welche die Königin der Kronprinz, der Graf Finkenſtein und der Miniſter Baron zu Inn- und Knyphauſen bilden, und eine Kaiſerliche, zu welcher der König, der Fürſt von Anhalt, der General v. Grumbkow und der kaiſerliche General Graf Seckendorff gehören. Da dieſe Partheien wiederum nicht ohne Hofdamen, Kammerfrauen, Kammerdiener, Kammermohren und Hofnarren ihren heimlichen Krieg führen konnten: ſo gab es auch in dieſen Kreiſen der niederen Bedienung eine engliſche und eine kaiſerliche Parthei, wovon wir ſpäter noch zu erzählen haben werden.

Viertes Capitel.

Der Kronprinz wird für majorenn erklärt; der ſchmale Küchenzettel; macht ſiebentauſend Thaler Schulden und noch mehr. — Verſuche zur Flucht. — Der davongelaufene Oberſtlieutenant Fritz wird feſtgeſetzt und vor ein Kriegsgericht geſtellt. — Sein Freund, der Lieutenant v. Katte, wird unter ſeinen Augen hingerichtet.

Nachdem Friedrich im Januar 1729 ſein achtzehntes Jahr angetreten, erklärte ihn der König, den Hausgeſetzen gemäß, im April dieſes Jahres für majorenn. Die bisherigen Erzieher, Graf Finkenſtein und Oberſt von Kalkſtein, wurden aus ihren Dienſtverhältniſſen bei dem Kronprinzen entlaſſen und er erhielt den Oberſtlieutenant von Rochow, der ſtreng im Dienſt, im Uebrigen aber unbedeutend war, und den Lieutenant v. Keyſerling, von lebhaftem und gebildetem Geiſte, zu Geſellſchaftern.

Den Küchenzettel für die Tafel des Kronprinzen hatte der König bisher ſo angeordnet, daß des Mittags eine Suppe, worin nicht mehr als 2 Pfund Fleiſch, ein Fricaſſee oder Fiſch und dann ein Braten für ihn und ſeine Gouverneurs angerichtet wurde. Jetzt genehmigte der König, daß der Kronprinz ſich einige Officiere als Gäſte einladen durfte, jedoch ſollte die Tafel nie aus mehr als zehn Perſonen beſtehen und nie mehr Gerichte aufgeſetzt werden, als des Mittags vier und des Abends drei. „Geht der Prinz in ein Privathaus zu Gaſte, dann

fällt ſeine Tafel gänzlich aus. Ueberhaupt muß der Oberküchenmeiſter die möglichſte Menage machen.“ Dieſe und ähnliche Einſchränkungen hinderten den Kronprinzen nicht, mit luſtigen Freunden, unter denen ein Page des Königes, von Keith*), und ein Lieutenant von Katte die vertrauteſten waren, ein ausgelaſſenes Leben zu führen. Da der eigene Beutel nicht weit reichte, fanden ſich Unterhändler, welche dem künftigen Thronerben bedeutende Geldvorſchüſſe machten. Vergebens hatte der König ein Edict wider das Geldleihen an Minderjährige gemacht und nachträglich befohlen, „daſſelbe ſo universellement heilig zu halten, daß ſelbſt weder dem Kronprinzen, noch anderen königlichen Prinzen bei Leibes- und Lebensſtrafe etwas geliehen werden ſollte.“

Als Friedrich aber für majorenn erklärt worden war, war es ihm nicht ſchwer, von dem Handelshauſe Splittgerber und Daum binnen kurzer Friſt ſiebentauſend Thaler aufzunehmen, was zu großem Verdruſſe mit dem Könige Veranlaſſung gab.

Schon einmal war es in dem Königshauſe geſchehen, daß der Thronfolger wegen Kränkungen, die er vom Vater erfuhr, ſich übler Behandlung durch die Flucht entzog. Der Großvater unſeres Kronprinzen war damals heimlich nach Caſſel entflohen. Dies Beiſpiel, die fortwährenden Mißhandlungen, dazu vielleicht Aufforderungen von der Königin ſelbſt, beſtimmten den Kronprinzen, den Plan zu faſſen, bei der erſten Gelegenheit ſich durch die Flucht nach Frankreich oder England ein beſſeres Loos zu verſchaffen. Dieſe Gelegenheit ſchien ſich ihm darzubieten, als ihn der König zu einem großen Luſtlager, wel-

---

*) Dieſen verſetzte der König wegen ſeines vertraulichen Umganges mit dem Kronprinzen als Lieutenant nach Weſel.

Staatl. Bibliothek Regensburg

ches der König von Polen bei Mühlberg im Juni 1730 veranſtaltet hatte, mitnahm. Friedrich machte den ſächſiſchen Miniſter Grafen v. Hoym zu ſeinem Vertrauten, und bat ihn um Päſſe und Poſtpferde. Dieſer, der vielleicht Zeuge von der rauhen Behandlung war, welche der zarte und ehrliebende Kronprinz öffentlich in dem Lager von ſeinem Vater erfuhr, gab zwar ſeinem Entſchluſſe vollkommen Beifall, bat jedoch, um das gute Vernehmen beider Könige nicht zu ſtören, nicht aus dem ſächſiſchen Lager zu entfliehen. Ungern kehrte der Kronprinz nach Potsdam zurück, doch tröſtete ihn die nahe Ausſicht, den Vater auf einer größeren Reiſe nach Süddeutſchland begleiten zu dürfen.

Am 15. Juli 1730 brach der König mit dem Kronprinzen und Gefolge von Potsdam auf und nahm ſeinen Weg über Leipzig, Meuſelwitz — dem Güte des Grafen Seckendorff, der ſich dem Gefolge anſchloß, — Altenburg, Coburg, Bamberg, Erlangen, Nürnberg nach Anſpach, wo er am 21. Juli eintraf und einen Tag bei dem Markgrafen, ſeinem Schwiegerſohne, verweilte. Dem Könige war die Abſicht des Kronprinzen, auf dieſer Reiſe zu entfliehen, nicht verborgen geblieben. Er hatte ſich in Leipzig Landkarten vom Elſaß und Frankreich gekauft, in Augsburg einen Ueberrock von rothem Tuch nach franzöſiſchem Schnitt machen laſſen, ſich auch jeden Tag genau erkundiget, wohin der König ſeinen Weg und wo er das Nachtquartier nehmen werde. Dieſer machte den General-Major von Buddenbrock, den Oberſt v. Wolden und Oberſtlieutenant von Rochow für die Perſon des Kronprinzen mit ihren Köpfen verantwortlich; ſie fuhren mit ihm in demſelben Wagen und Einer von ihnen mußte beſtändig um den Kronprinzen bleiben. Friedrich hatte indeſſen den Pagen des Königs, von Keith, einen jüngeren Bruder ſeines ehemaligen Ver-

trauten, für ſich gewonnen und ihn überredet, in dem Dorfe Steinfurth zwiſchen Heilbronn und Sinzheim, wo der König, wie er auf Reiſen zu thun pflegte, am 4. Auguſt in einer Scheune ſein Nachtquartier genommen, ihm Reitpferde zu verſchaffen. Der Kronprinz war nicht unbemerkt von der Streu aufgeſtanden. Der Kammerdiener des Königs, Gummersbach, weckte den Oberſtlieutenant Rochow; dieſer eilte ihm nach, fand ihn in ſeinem rothen Ueberrock, noch bevor die Pferde vorgeführt wurden, und auf ſeine Bitte begab ſich Friedrich ruhig auf ſein Strohlager zurück; dem Könige wurde der Vorfall verſchwiegen.

Am folgenden Tage erreichte der König Mannheim, wohin er dem Kronprinzen befohlen hatte vorauszureiſen. Als er ihn bei ſeiner Ankunft noch nicht in Mannheim fand, gerieth er in heftigen Zorn und jetzt warf ſich der Page Keith ihm mit dem Geſtändniß zu Füßen, daß ihn der Kronprinz in vergangener Nacht zur Deſertion habe verführen wollen. Die Beſorgniß des Königs ward bald durch die Ankunft des Kronprinzen beruhigt, nicht aber ſein Zorn.

Der Kronprinz hatte ſeinem Freunde, dem Lieutenant v. Katte in Berlin, von Anſpach aus geſchrieben, er ſei feſt entſchloſſen aus Sinzheim fortzugehn; er werde ihn im Haag unter dem Namen eines Grafen d'Alberville treffen und möge mit dem ihm übergebenen Gelde und den Juwelen nachkommen, ſobald es ihm möglich ſei. „Sollte mir", fügt er hinzu, „die Flucht mislingen, ſo werde ich Zuflucht in einem Kloſter ſuchen, wo man unter Kutte und Kapuze den argen Ketzer nicht entdecken wird." Der Brief wurde unglücklicher Weiſe, anſtatt nach Berlin, an einen Rittmeiſter Katte, der in Erlangen auf Werbung ſtand, abgegeben. Dieſer hielt es für ſeine Pflicht, den Brief dem Könige durch eine Staffette nachzuſchicken, wel-

cher ihn am 8. Auguſt in Frankfurt a. M. erhielt. Ueber die weiteren Vorgänge berichtet Seckendorff als Augenzeuge aus Weſel vom 14. Auguſt 1730 Folgendes an den Kaiſer: „Als man in Darmſtadt Sonntag Abend den 7. Auguſt angekommen, ſagte der König zum Kronprinzen, wie er ſich wundere, ihn allhier zu ſehen, indem er geglaubt, er wäre ſchon in Paris. Der Kronprinz antwortete, daß, wo er gewollt hätte, er ſicherlich in Frankreich ſein könnte. Der König gab an die Officiere des Gefolges den Befehl, den Kronprinzen morgenden Tages bei ſeiner Ankunft in Frankfurt nicht in die Stadt zu laſſen, ſondern ſogleich in das, zum Abfahren in Bereitſchaft ſtehende, Schiff zu bringen. Als man nun zu Bonn, um des Kurfürſten zu Cöln Durchlaucht eine Viſite zu geben, ausſteigen wollte, befahl der König dem General Buddenbrock und den anderen Officieren in meiner Gegenwart, auf den Kronprinzen wohl Acht zu haben und ihn entweder lebendig oder todt auf das Schiff zu bringen. Dieſe und noch mehr dergleichen harte Reden hörte der Kronprinz mit größter Geduld an, und obwohl ich überhaupt in der Sache wohl unterrichtet war, ſo wußte doch alle Einzelheiten nicht ſo genau, als ich ſolche nach der Hand theils durch des Königs Majeſtät, theils durch den Kronprinzen ſelbſt erfahren. Denn dieſer Letztere eröffnete mir in Bonn, wie allerdings wahr, daß ſeine feſte Entſchließung geweſen, die Flucht zu nehmen. Die Urſache davon wäre, daß er als ein Prinz von 18 Jahren nicht mehr ausſtehen könnte, daß ihn der König, wie erſt noch in dem ſächſiſchen Lager geſchehen, mit Schlägen tractire. Aller gehabten Obſicht ungeachtet hätte er ſicherlich entfliehen wollen, wenn ihn nicht die Liebe für die Königin und ſeine Schweſter zurückgehalten. Es gereuete ihn ſein Entſchluß auch gar nicht, und wofern der König nicht unterlaſſe, ihn mit Schlägen zu tractiren, ſo würde

er es noch ins Werk ſetzen, es koſte was es wolle. Am Verluſt ſeines Lebens wäre ihm wenig gelegen, nur bedaure er, daß diejenigen Officiere, ſo von der Sache Wiſſenſchaft gehabt, durch ihn ſollten unglücklich werden, die doch keine Schuld davon hätten, ſondern von ihm ſich hätten bereden laſſen. Wenn der König ihm Pardon für dieſe Leute verſpreche, wolle er ihm alles klar entdecken, wo aber nicht, ſo möge man ihm den Kopf abſchlagen, wollte er doch Niemanden verrathen."

Obwohl der Kronprinz, wie ſich aus dem ganzen Hergange ergiebt, keinesweges die Flucht wirklich unternommen, vielmehr auf Zureden der ihn begleitenden Officiere ſeinen Plan ſogleich aufgab, ließ ihn dennoch der König ſchon jetzt wie einen Deſerteur behandeln. Er mußte ſeinen Degen abgeben, wurde am 12. Auguſt, als man bei Weſel ans Land ſtieg, unter militäriſcher Bedeckung in die Feſtung geführt und erhielt vor ſeinem verſchloſſenen Zimmer in der Wohnung des Commandanten, General-Majors von Moſel, zwei Schildwachen mit aufgepflanzten Bajonetten.

Der Zorn des Königes wurde hier aufs Neue dadurch erregt, daß der Lieutenannt v. Keith, von ſeinem jüngern Bruder, dem Pagen, gewarnt, die Flucht ergriffen hatte, woraus der König vermuthete, daß auch dieſer um das Vorhaben des Kronprinzen gewußt habe.

In Weſel ſtellte der König das erſte Verhör mit dem Kronprinzen an, und da ihm dieſer trotzige Antworten gab, gerieth er ſo außer ſich, daß er den Degen zog und das Aergſte zu befürchten geweſen ſein würde, wäre der entſchloſſene Commandant nicht dazwiſchen getreten mit den Worten: „Eure Majeſtät mögen mich durchbohren, aber ſchonen Sie Ihres Sohnes!" In dem Verhöre geſtand der Kronprinz, „ſein Vorhaben ſei allerdings geweſen, über den Rhein nach Landau zu gehen, ſich

Niemand zu erkennen zu geben, ſondern ſofort ſeine Reiſe über Straßburg nach Paris zu nehmen, hier incognito in Kriegsdienſte zu treten, mit dem erſten Transport zur Armee nach Italien abzugehn, ſich dort im Felde auszuzeichnen und auf dieſe Weiſe ſich des Königs Gnade und Achtung zu gewinnen."

Von Weſel aus ertheilte der König Befehl, den Lieutenant Katte in Berlin zu verhaften und ſeiner Gemahlin ließ er durch die Oberhofmeiſterin von Kameke die Nachricht mittheilen, „Fritz habe deſertiren wollen und er ſei genöthigt geweſen, ihn arretiren zu laſſen." Der Kronprinz wurde dem General-Major von Buddenbrock und ſechs Officieren zum Transport nach dem Städtchen Mittenwalde bei Berlin übergeben, wo ſie am 28. Auguſt eintrafen. Hier fand Buddenbrock folgenden Befehl von des Königs Hand vor: „Ihr ſollt mit des Königs Sohn, Friedrich, in Mittenwalde ſo lange bleiben, bis weitere Ordre erfolgen wird, weil er erſtlich allda noch verhört werden ſoll, und ſollt ihr veranſtalten, daß wohl Acht auf ihn gegeben werde." —

Am 27. Auguſt war der König in Berlin eingetroffen. Die Königin und die Prinzeß Wilhelmine hatten viel von ſeiner Ungnade zu leiden; Alle, die mit dem Kronprinzen in näherer oder entfernterer Verbindung geſtanden, erfuhren ſeinen Zorn. Sein Lehrer du Han wurde nach Memel, die erſte Hofdame der Königin, Fräulein v. Bülow und ihr Bruder, ehemaliger Geſandter am Hofe zu Stockholm, wurden nach Inſterburg, der Miniſter von Knyphauſen nach ſeiner Comthurei Lietzen verwieſen. Die ſechszehnjährige Tochter des Cantors Ritter zu Potsdam, die ſchöne Doris, mit welcher der Kronprinz zuweilen Muſik gemacht und die von ihm Geſchenke angenommen hatte, wurde auf des Königs Befehl öffentlich mit Ruthen geſchlagen und in das Spinnhaus nach Spandau ge-

bracht, von wo ſie erſt im Jahr 1733 wieder los kam. Vornehmlich aber traf den Lieutenant v. Katte der Zorn des Königs. Er ließ ihn vor ſich führen, riß ihm das Johanniterkreuz ab, gab ihm Stockſchläge und verordnete gegen ihn und den Kronprinzen eine Spezial-Inquiſition, mit welcher er die Generale von Grumbkow und von Glaſenapp, den Oberſten Sydow und die geheimen Räthe Mylius und Gerbett beauftragte, denen der König die allergnädigſte Verſicherung gab, daß ſie dieſer Unterſuchung halber über kurz oder lang zur Rede geſtellt und darüber zur Verantwortung gezogen werden ſollten, wofern ſie nicht mit aller Strenge verfahren würden.

Aus dem mit Katte angeſtellten Verhöre ergab ſich, daß derſelbe bereits im Nov. 1729 von dem Vorhaben des Kronprinzen zu echappiren Kenntniß gehabt, jedoch Alles verſchwiegen habe. Als die Entweichung aus dem ſächſiſchen Lager unterblieben, habe der v. Katte nach der Rückkunft des Kronprinzen nach Berlin neue Pläne gemacht, von demſelben Baarſchaft, Juwelen, Briefſchaften an ſich genommen, auch für den Kronprinzen ein grautuchnes Kleid zur Flucht machen laſſen. Die Hoffnung, in England Aufnahme zu finden, ſei geſcheitert; indeſſen habe Katte auch hierbei den Zwiſchenträger gemacht und dem engliſchen Geſandten in Berlin einen Brief des Kronprinzen an den König von England übergeben, welcher die Bitte enthalten, für ihn funfzehntauſend Thaler Schulden zu bezahlen. Außerdem habe ſich Katte auch dazu brauchen laſſen, dem Kronprinzen auf einen von ihm ausgeſtellten Wechſel bei dem Kammerherrn Montolieu 1000 Thaler zu verſchaffen. Katte war ferner eingeſtändig, dem Kronprinzen nach Erlangen einen Courier nachgeſchickt zu haben mit einem Briefe, worin er ihm gemeldet, er werde, wenn

er auch keinen Urlaub bekäme, ſobald er Nachricht von ſeiner Flucht erhalte, ihm folgen. Der Kronprinz, welcher nach der Feſtung Cüſtrin gebracht worden war, wurde vor dieſelbe Spezial-Inquiſition geſtellt; er wiederholte nun, was er bereits in Weſel ausgeſagt, und betheuerte, daß er ganz allein die Schuld trage, da er es ſei, welcher die Anderen und namentlich Katte zur Theilnahme an der Flucht, die jedoch gar nicht zur Ausführung gekommen, verleitet habe. Den ihm von dem Könige gemachten Antrag, auf die Krone Verzicht zu leiſten, wies er entſchieden von ſich. Der König ſetzte nun ein Kriegsgericht nieder, welches über den „davongelaufenen Oberſtlieutenant Fritz," Sohn Sr. Majeſtät des Königs und über den Deſerteur Katte ſprechen ſollte. Dies Kriegsgericht beſtand aus dem Generallieutenant von der Schulenburg als Präſidenten, den drei Generalmajors v. Schwerin, Graf Dönhoff, v. Linger, den Oberſten v. Derſchau, v. Steding, v. Wachholz, den Oberſtlieutenants v. Weyher, v. Schenk, v. Milagsheim, den Capitains v. Itzenblitz, v. Jeetze, v. Podewils, den beiden geheimen Juſtiz-Räthen General-Auditeur Mylius und General-Fiscal Gerbett und dem Auditeur des Regiments Gensd'armes — zu jener Zeit ein Garde-Cavallerieregiment — bei welchem Katte ſtand. Das Kriegsgericht hielt mit dem Spruche über den Kronprinzen zurück; gegen Katte hatte es auf Ausſtoßung aus dem Militair und lebenslängliches Gefängniß erkannt. Dem Könige war dieſer Spruch zu gelind; er nahm die ſchwere Verantwortung auf ſich, durch einen Machtſpruch den Lieutenant Katte zum Tode durch Henkershand zu verurtheilen. „Was den Lieutenant von Katte betrifft," alſo lautet des Königs Beſcheid an das niedergeſetzte Kriegsgericht, „ſo ſind Sr. Königliche Majeſtät zwar nicht gewohnt, die

Kriegsrechte zu ſchärfen, ſondern vielmehr, wo es möglich, zu mildern; dieſer Katte iſt aber nicht nur in meinen Dienſten Officier in der Armee, ſondern auch bei den Garde-Gensd'armes und da bei der ganzen Armee alle meine Officiere mir treu und hold ſein müſſen, ſo muß ſolches um ſo viel mehr geſchehen von ſolchen Regimentern, indem bei ſolchen ein großer Unterſchied iſt, indem ſie immediatement Sr. Königlichen Majeſtät allerhöchſten Perſon und Dero königlichem Hauſe attachirt ſind, Schaden und Nachtheil zu verhüten, vermöge eines Eides. Da aber dieſer Katte mit der künftigen Sonne tramiret, zur Deſertion mit fremden Miniſtern und Geſandten allemal durcheinander geſtochen und er nicht dafür beſtellt worden, mit dem Kronprinzen zu complottiren, au contraire es Sr. Königlichen Majeſtät und den Herrn Generalfeldmarſchall v. Natzmer hätte angeben ſollen: ſo wüßten Se. K. Majeſtät nicht, was für kahle raisons das Kriegsgericht genommen und ihm das Leben nicht abgeſprochen hätte. Se. Königliche Majeſtät werde auf die Art ſich auf keinen Officier, noch Diener verlaſſen können. Es würden aber alsdann alle Thäter den Prätext nehmen, wie es Katten wäre ergangen, und weil er ſo leicht und gut durchgekommen wäre, ihnen dergleichen geſchehen müßte. Se. Königliche Majeſtät ſind in Dero Jugend auch durch die Schule geloffen und haben das lateiniſche Sprüchwort gelernt: fiat justitia et pereat mundus! Alſo wollen Sie hiermit von Recht und Rechtswegen, daß Katte, ob er ſchon nach den Rechten verdient gehabt, wegen des begangenen crimen laesae majestatis mit glühenden Zangen geriſſen und aufgehängt zu werden, er dennoch nur, in Conſideration ſeiner Familie mit dem Schwerdt vom Leben zum Tode gebracht werden ſolle. Wenn das Kriegsgericht dem Katte die Sentenz publicirt, ſoll ihm geſagt werden: daß es Sr.

Königlichen Majeſtät leid thäte, es aber beſſer, daß er ſtürbe, als daß die Justice aus der Welt käme.

Wuſterhauſen den 1. Nov. 1730.

Friedrich Wilhelm.

Wir finden nicht erwähnt, daß das verſammelte Kriegsgericht irgend einen Anſtand an dieſem Machtſpruche genommen; er wurde dem Lieutenant Katte „als allergnädigſte Sentenz Sr. Majeſtät des Königs" von den, im Auditoriatszimmer auf der Hauptwache des neuen Marktes in Berlin verſammelten, Beiſitzern des Kriegsrechtes am 24. Nov. mitgetheilt. Vergebens wendeten ſich der Verurtheilte, vergebens der Vater deſſelben, der Generallieutenant war, und der Großvater, der von dem Könige hochgeachtete Feldmarſchall Graf Wartensleben, an die Gnade des Königs; er blieb ungerührt, bedauerte, daß er den Spruch nicht zurücknehmen könnte und ſchrieb dem Grafen Wartensleben, „er könne aus Conſideration für eine ſo achtbare Familie nichts weiter thun, als den Lieutenant Katte, anſtatt, wie er es verdient, mit glühenden Zangen zu zwicken und hängen zu laſſen, mit dem Schwerdte begnadigen."

Um dem Kronprinzen, auf deſſen Sinnesänderung der König wenig Hoffnung ſetzte, in innerſter Seele zu erſchüttern und für ſein Schickſal beſorgt zu machen, hatte der König befohlen, den Lieutenant Katte in Cüſtrin unter Friedrich's Augen hinzurichten. Der Major v. Schack mit einem Commando von dreißig Pferden, einem Rittmeiſter und einem Lieutenant vom Regiment Gensd'armes brachte den Verurtheilten, den zur Vorbereitung zum Tode der Feldprediger Müller in einem Wagen begleitete, am 5. Nov. nach Cüſtrin. Man hatte den Kronprinzen von der Ankunft ſeines Freundes und deſſen bevorſtehender Hinrichtung unterrichtet. Er trat

an das Fenſter und rief mit Thränen im Auge ihm zu: „Mein liebſter Freund! Ich bitte tauſend Mal um Vergebung, um Gottes Willen, Vergebung!“ Die Thränen erſtickten ſeine Stimme. „Ich habe Ihnen Nichts zu vergeben, mein Prinz,“ rief Katte mit feſter Stimme ihm zu, „ich ſterbe mit tauſend Freuden für Sie!“ Der Kronprinz ſank ohnmächtig zurück. — Es war ſieben Uhr des Morgens am 6. Nov., als Katte, ein lebensfroher, vierundzwanzigjähriger Jüngling, unter den Troſtſprüchen der ihn begleitenden Prediger auf dem Walle hinter der Canzelei niederkniete und von dem Scharfrichter Heyl den Todesſtreich empfing. Zwölf Bürger beſtatteten den Leichnam ehrlich, aber in aller Stille auf dem kleinen Kirchhofe, von wo ihn der Vater ſpäter mit Erlaubniß des Königes nach dem Familiengute Wuſt bei Jerichow zu bringen, Erlaubniß erhielt.

Fünftes Capitel.

Der Deſerteur Fritz im Gefängniß. — Das Kriegsgericht verurtheilt ihn zum Tode. — Der Feldprediger Müller muß ihn zum Tode vorbereiten. — Der König ſchenkt ihm das Leben. — Er muß einen Eid ſchwören. — Muß in der Kriegs- und Domainenkammer als Beiſitzer arbeiten.

Seit ſeiner Ankunft in Cüſtrin (den 4. Sept.) war der Kronprinz dem Gouverneur der Feſtung, dem General

v. Lepel und dem Oberſten von Reichmann, welche Beide mit ihren Köpfen für ihn einſtehen mußten, übergeben worden. Der Kronprinz verſuchte es, durch angenommene Frömmigkeit den König nachſichtiger zu ſtimmen. Gleich in ſeinem erſten Berichte trägt der General Lepel dem Könige die Bitte des „Inquiſiten" vor, zum heiligen Abendmahl gehn zu dürfen. An ſo ſchnelle Buße glaubte der König nicht; er ſchreibt den 7. Sept. an den Gouverneur zurück: „Ich habe erſehen, daß der Prinz Friedrich will zum heiligen Abendmahl gehn, aber es iſt jetzo noch keine Zeit, es muß erſtlich das Kriegsrecht ausgemacht ſein, ſodann iſt ſchon Zeit." Eben ſo ſtreng lauteteten die andern, auf den Arreſt des „Deliquenten Fritz" bezüglichen Befehle. „Das Eſſen ſoll ihm aus der Garküche geholt werden, des Mittags für ſechs Groſchen, des Abends für vier Groſchen. Dinte und Feder ſoll ihm nicht gegeben werden und ſoll er genau obſervirt werden, daß er nicht aus der Kammer geht. Ihr ſollt ihn ſcharf halten und Keinen zu ihm laſſen. Meſſer und Gabel ſoll er nicht erhalten, ſondern alles Eſſen wird ihm vorher klein geſchnitten." Ein Tiſch, ein hölzerner Stuhl und das Bett waren ſeine einzigen Zimmergeräthe, die Uniform hatte er mit einem braunen Oberrock vertauſchen müſſen. Wachslichte wurden nicht gewährt; der König bemerkte bei der ihm eingereichten Rechnung: „es ſoll künftig kein Wachslicht gegeben werden, ſondern nur Talglicht."

Am empfindlichſten war es dem einſamen Gefangenen, daß ihm ſeine Flöte genommen wurde. „Es iſt" — ſchrieb der König den 8. Sept. an den General Lepel, „der General Buddenbrock in Potsdam angekommen und hat des Kronprinzen Friedrich's Sachen mitgebracht; es iſt aber deſſen Flöte nicht dabei geweſen, alſo ſollet Ihr ihm dieſelbe gleich abfordern

und anhero ſchicken. Ihr ſollt ihm auch nicht verſtatten, daß ihm wieder Flöten zugebracht und gegeben werden." Täglich ſann der König darauf, den Arreſt des Kronprinzen zu verſchärfen. Schon am 14. Sept. ſendet er dem Gouverneur eine genauere Inſtruction. „Es muß", heißt es darin, „die Thüre, wo der gefangene Prinz Friedrich ſitzt, den ganzen Tag und Nacht wohl verſchloſſen werden; die Schlüſſel ſoll der Generalmajor v. Lepel in ſeiner Verwahrung haben; alle Morgen um 8 Uhr ſoll aufgeſchloſſen werden, da denn zwei Officiere hineingehn ſollen, um zu viſitiren, ob Alles richtig iſt; ein Calfactor von der Wache ſoll dem Arreſtanten ein Becken, auch ein Glas Waſſer bringen, ſich zu reinigen, und ſoll auch die Unreinigkeit aus der Kammer tragen; dieſes darf nicht länger dauern, als eine halbe viertel Stunde, alsdann die Officiere herausgehn und Alles wieder feſt zugeſchloſſen wird. Des Mittags 12 Uhr wird ihm Eſſen hinein gebracht, die unreinen Schüſſeln und Teller wieder hinweggenommen und gleich Alles wieder verſchloſſen; eben ſo des Abends 6 Uhr. Alſo des Tages dreimal die Thür aufgeſchloſſen wird und jedesmal nicht länger aufbleiben muß, als vier Minuten und allemal zwei Capitaine bei dem Auf- und Zuſchließen ſein ſollen. Was die Schildwachen anlangt, ſollen Sie ſo viel auf Poſten ſtellen, als nöthig iſt, denn Sie davor reſponſabel ſein ſollen. Die beiden Capitaine, die auf- und zuſchließen laſſen, ſollen bei größter Ungnade mit dem Gefangenen nicht ſprechen. Wenn er ſie was fragt: was paſſiret hier und dort? Was Neues gibt es in der Welt? ſollen ſie ihm nicht antworten, und iſt dieſes meine ſtrikte Ordre, da ſie mir Beide mit ihren Köpfen dafür verantwortlich ſind." —

Troſtlos und einſam ſaß der Kronprinz in ſeinem düſtern Gefängniſſe, ohne Bücher, ohne Flöte, ohne Wein. Da

hörte er es eines Tages über ſeinem Kopfe hammern und ſägen. Die Decke öffnete ſich; in einem Körbchen wurde eine Flaſche des beſten Ungarweines und eine Flöte zu ihm herabgelaſſen und dem Gefangenen die tröſtliche Mittheilung gemacht, daß auf dieſem Wege für geiſtige und leibliche Bedürfniſſe weiter geſorgt werden ſollte. Der Präſident der Kriegs= und Domainenkammer v. Münchow, der auch in dem Schloſſe wohnte, hatte es gewagt, ſich auf dieſem gefährlichen Wege mit dem Gefangenen in Verbindung zu ſetzen. Nun fehlte es nicht mehr an Dinte, Feder und Papier; auch für Bücher und beſſeren Tiſch wurde geſorgt und der Aufenthalt ward erträglicher. Allein noch immer ſchwebte das Henkerbeil über dem Haupte des Kronprinzen. Der König hielt durchaus nicht damit zurück, daß der ungerathene Sohn das Leben verwirkt habe. Der Königin und den Geſchwiſtern war ſtreng unterſagt, ſeinen Namen zu nennen; die einflußreichen Günſtlinge wagten es nicht, von dieſer Angelegenheit zu ſprechen, nicht einmal die ſonſt ſo vorwitzigen Hofnarren hatten den Muth zu der leiſeſten Anſpielung. Das Tabaks=Collegium ward gänzlich eingeſtellt und als der General Grumbkow, der das ganze Vertrauen des Königs beſaß, es ſich einſt erlaubte, in Wuſterhauſen, dem Jagdſchloſſe des Königes, ihn an das Schickſal des Kronprinzen zu erinnern und für ihn zu bitten: erhielt er zur Antwort: „Nein, Grumbkow, denket an dieſe Stelle. Gott gebe, daß ich nicht wahr rede, aber mein Sohn ſtirbt nicht eines natürlichen Todes und Gott gebe, daß er nicht unter Henkers Hand komme!“

Der König hatte dem Kriegsgerichte ſeinen Unwillen bezeigt, daß ſie mit Katte's Urtheil nicht zugleich auch das des Kronprinzen gefällt; er drang auf einen Spruch. Dieſer wurde ihm am 1. Nov. überbracht: er lautete auf Tod. Nur die Ge=

nerale v. Linger und Graf Dönhoff hatten auf Gefängniß erkannt. Der Zorn und die, ſelbſt nach dem Verlaufe mehrerer Monate, anhaltende Erbitterung des Königes ließen das Aergſte fürchten, zumal er am ſelben Tage mit ſo grauſamer und ungeſetzlicher Strenge gegen Katte verfuhr. Da begaben ſich drei der älteſten und würdigſten Generale, der Fürſt Leopold von Anhalt Deſſau, der Feldmarſchall Natzmer und der Generalmajor von Buddenbrock zu ihm und erlaubten ſich allerunterthänigſt vorzuſtellen, daß Se. Majeſtät keineswegs befugt wären, ohne einen förmlichen, öffentlichen Prozeß vor Kaiſer und Reich den Kurprinzen von Brandenburg am Leben zu ſtrafen. „Wollen mir Kaiſer und Reich es wehren, den Kurprinzen von Brandenburg zu ſtrafen, ſo werden ſie mich nicht hindern mit dem Kronprinzen von Preußen in meinem ſouverainen Königreiche Preußen nach meinem Belieben zu verfahren.“ Da riß in edlem Eifer der General Buddenbrock ſeine Uniform auf und rief: „Wenn Ew. Majeſtät Blut durchaus verlangen, ſo nehmen Sie meines; das des Kronprinzen bekommen Sie nicht, ſo lange ich noch lebe!“ Dieſe Rede wirkte beſchwichtigend auf den König; er entließ die Generale mit gnädiger Vertröſtung.

Von großem Einfluſſe auf die Stimmung des Königes war es, daß Tages vorher, den 31. Oct., der von ihm ſo ſehr begünſtigte kaiſerliche Geſandte, Graf v. Seckendorff, ihm ein Handſchreiben des Kaiſers aus Wien zuſtellte, in welchem derſelbe großen Antheil an demjenigen Verdruß zu nehmen bezeugt, welchen dem Könige des Kronprinzen Aufführung verurſacht habe. Wären nun auch hinreichende Gründe vorhanden, mit ſolcher Strenge wider den Kronprinzen zu verfahren, ſo verſichert der Kaiſer den König von Preußen „vermöge der, zwiſchen Beiden fürſeienden ſo wahren, feſten und nützlichen Freund-

ſchaft, nicht umhin zu können, ſein Fürwort dahin einzulegen, daß Se. Liebden möge Gnade vor Recht ergehen laſſen. Und obwohlen der Kronprinz vielleicht von Seiner, auch ihm und ſeinem ganzen königlichen Kurhauſe zutragender Neigung und Liebe bis nun annoch nicht überzeugt ſein möchte: ſo ſtehe doch zu hoffen, daß er durch dieſe aus aufrichtiger und liebſter Neigung gegen Se. Liebden und Dero geſammtes königliches Kurhaus ergehende Zuſchrift erkennen werde, wie wahr und ernſtlich wohl es der Kaiſer auch mit ihm meine, Maſſen Se. Kaiſerliche Majeſtät die Wohlfahrt beider Häuſer von einer beſtändig ewigen Vertraulichkeit und engen Freundſchaft abzuhangen glaube."

Schon ſeit einigen Wochen befand ſich dieſes Schreiben in den Händen Seckendorf's, allein er war klug genug, es nicht eher zu übergeben, als bis die Heftigkeit des Königs ſich einiger Maßen gelegt hatte und er eines guten Erfolges des kaiſerlichen Zuſpruches gewiß war.

Der Graf Seckendorf, von dem wir bereits wiſſen, daß er von dem Kaiſer beauftragt war, Alles anzuwenden, um zu verhindern, daß der König von Preußen ſich mit England oder Frankreich verbinde, ſondern ſich, als ein getreuer Vaſall und Kurfürſt, einzig und allein zu dem Kaiſer und dem Reiche halte, verſäumte dieſe Gelegenheit nicht, ſich auch des Kronprinzen ſchon zum voraus zu verſichern und ihn dem Kaiſerhauſe geneigt zu machen. Das kaiſerliche Handſchreiben an den König begleitete er mit folgenden Schreiben: „Ew. Königliche Majeſtät haben gnädigſt befohlen, das kaiſerliche Handſchreiben einzufordern und ein Project zu machen, was ferner zu thun. Meine ohnmaßgeblichen Gedanken ſind, Ew. Königliche Majeſtät ſollten den Kronprinzen durch einige Generale und Officiere, auch, wenn es gnädig gefällig, durch mich, mit

eröffnen laſſen, daß Sie zwar, nach der von Gott Ihnen zukommenden königlichen und väterlichen Gewalt, durch ein ordentliches Kriegsrecht über ſeine Conduite ſprechen laſſen, weil aber der Kaiſer, als Ew. Königliche Majeſtät wahrer Freund, eine Fürbitte für ihn eingelegt, wie aus dem, dem Kronprinzen vorzuleſenden, kaiſerlichen Handſchreiben zu erſehen, ſo wollte Ew. Königlichen Majeſtät mit Berückſichtigung der kaiſerlichen Fürbitte Gnade vor Recht ergehen laſſen, doch nicht anders, als daß der Kronprinz ſeine begangenen Fehler Ew. Königlichen Majeſtät ſchriftlich abbitten und im Beiſein Ew. Königlichen Majeſtät Generale, Miniſter und einiger Landſtände an Eidesſtatt ſich reverſiren und angeloben würde, in Zukunft weder directe noch indirecte Ew. Majeſtät Befehl zuwider zu handeln, ſondern allezeit mit ſchuldigſtem Gehorſam dasjenige vollziehen wollte, was ihm von Ew. Königlichen Majeſtät würde anbefohlen werden, maßen er zuvörderſt ohne Ew. Königlichen Majeſtät Vorwiſſen weder in- noch außerhalb Reichs Correſpondenz führen, oder etwas vornehmen wollte, ſo Ew. Königliche Majeſtät zuwider; und im Fall wider alles Verhoffen er gegen dieſes ſein Verſprechen öffentlich oder heimlich handeln würde, ſo wollte er ſich ſelbſt kraft dieſes der Kron und Kur verluſtig erklärt haben. — Alsdann könnte Ew. Majeſtät dem Kronprinzen andeuten laſſen, daß Sie ihn des harten Arreſtes entſchlügen, hingegen er ſeine Parole von ſich geben müßte, ohne Ew. Königliche Majeſtät allergnädigſte Erlaubniß, keinen Fuß aus der Feſtung Cüſtrin zu ſetzen. Und weil der Kronprinz beſtändig von Organiſation ſpricht, ſo könnte man ihn ohnmaßgeblich in der Cüſtrinſchen Kriegs- und Domainenkammer arbeiten laſſen. Zu ſeinem Unterhalt wäre ihm ohnvorſchriftlich ſo viel auszuwerfen, daß er einen Tiſch von ſechs bis acht

Perſonen halten könnte, dabei er die Wirthſchaft ſelbſt zu führen und die Rechnung einzuſchicken hätte. Um ihn aber auf beſſere Sentiments zu bringen, wäre ihm ein rechtſchaffener General zuzugeben, wozu meines Erachtens der Herr Generalmajor Graf Schulenburg ſehr bequem. Nebſt dieſem könnten drei bis vier Officiere beordert werden, welche dem Kronprinzen Geſellſchaft leiſteten, die aber nach Gelegenheit wenigſtens alle Monate abzulöſen, als dann Einer Ew. Königliche Majeſtät geheimen Rapport abzuſtatten hätte, was der Kronprinz die Zeit über geredet und gethan. — Findet dieſer Generalplan Ew. königlichen Majeſtät allerhöchſte Approbation, ſo kann er gar leicht in beſſere Ordnung gebracht werden, und damit der Kaiſer Gelegenheit hat, den Kronprinzen ſchriftlich zu vermahnen, Gehorſam gegen Ew. Majeſtät zu haben: ſo wäre ohnmaßgeblich nöthig, daß der Kronprinz in einem Schreiben dem Kaiſer dankte, daß er hätte wollen bei Ew. Majeſtät für ihn ein gut Wort einlegen.

Wuſterhauſen den 31. Oct. 1730.

v. Seckendorff.

Auch andere befreundete Höfe hatten ſich für den Kronprinzen verwendet, aus Schweden, Dänemark, aus Petersburg und Dresden waren Fürbitten eingegangen; allein der König zögerte immer noch, die Begnadigung auszuſprechen. Dieſe machte er weder von den Bitten und Thränen der Königin, noch von der Verwendung des Kaiſers und anderer Potentaten, ſondern allein davon abhängig, daß der Kronprinz zur wahren Erkenntniß ſeiner Schuld gelange und, wie der König meinte, erſt Jeſum Chriſtum recht erkennen lernte.

Er ſchickte deshalb nicht, wie der kaiſerliche Geſandte es ihm vorſchlug, Generale und Miniſter zu ihm, ſondern den lutheriſchen Feldprediger Müller, denſelben, welcher

den unglücklichen Katte zum Tode vorbereitet und deſſen letzte Bitten und Wünſche dem Kronprinzen überbracht hatte. Das Schickſal des Freundes, die Einſamkeit des Gefängniſſes hatten den Leichtſinn Friedrich's gebeugt; er fand in dem Zuſpruche des evangeliſchen Geiſtlichen einen willkommnen Troſt und dieſer unterließ nicht, dem Könige den glücklichen Erfolg ſeiner Sendung zu berichten. Der König ſetzte großes Vertrauen in den geiſtlichen Beiſtand und ſchrieb dem Prediger Müller am 8. Nov. 1730: „Ich habe Eure Briefe vom 6. und 7. d. M. wohl erhalten. Es iſt Euch darauf zur Antwort, daß Ihr noch auf weitere Ordre in Cüſtrin verbleiben und fleißig bei dem arretirten Kronprinzen hingehen und ihm aus Gottes Wort zureden und ermahnen ſollt, daß er recht in ſich gehe und von Herzen alle ſeine begangenen Sünden bekennen und bereuen müſſe, welche er ſowohl gegen den lieben Gott, als gegen mich, ſeinen Vater und König, und gegen ſich ſelbſt und ſeine Ehre begangen; denn Geld zu leihen, ohne daß man ſolches wieder bezahlen kann, und deſertiren wollen, kämen von keinem honnet-homme her, ſondern gewiß aus der Höllen von des Teufels Kindern und alſo ohnmöglich von Gottes Kindern. Hiernächſt habt Ihr mir auf Euer Gewiſſen, ſo wie Ihr es dermalen einſt vor Gott verantworten könnt, gemeldet, daß der Prinz ſich in Cüſtrin zu Gott bekehret und ſeinen König, Herrn und Vater tauſend Mal um Verzeihung bäte über Alles, was er gethan und verbrochen. Wofern Ihr nun den Kronprinzen alſo findet, daß er dieſes feſt vor Gott verſpricht und ihm ſeine Sünden von Herzen leid ſind, es auch ſeine wahre Abſicht iſt, ſich, wie ich es hier geſetzet, zu beſſern: ſo ſollt Ihr in meinem Namen ihm andeuten, daß ich ihn zwar noch nicht gänzlich pardoniren könnte, aber ich würde ihn dennoch aus unverdienter Gnade aus dem ſcharfen Arreſt laſſen und wiederum

Leute bei ihm geben, die auf ſeine conduite Acht haben ſollten. Es ſollte ihm die ganze Stadt zum Arreſt ſein, ſo daß er nicht aus der Stadt gelaſſen werde. Ich würde ihm auch von des Morgens bis des Abends Beſchäftigung geben, bei der Kriegs- und Domainenkammer und bei der Regierung, ſowohl in ökonomiſchen Sachen zu arbeiten, als Rechnungen abzunehmen, Acten nachzuleſen und Extracten zu machen.

Ehe und bevor aber ſolches geſchehen, würde ich ihn einen körperlichen Eid ablegen laſſen, meinem Willen und Ordres ſtricte und gehorſamlich nachzuleben und in allen Stücken zu thun, was einem getreuen Diener, Unterthan und Sohn gehöret und gebühret. Wofern er aber wieder umſchlagen und auf die alten Sprünge kommen würde, ſolle er der Krone und der Kur bei der Succeſſion verluſtig ſein, auch nach den Umſtänden wohl gar das Leben verlieren; er möchte ſich alſo patientiren, bis Alles, was zu der neuen Einrichtung gehört, fertig ſein wird, als denn ich ihn die Generallieutenants v. Grumbkow, v. Bork und v. Räder, den Generalmajor v. Buddenbrock, die Oberſten von Wolden und v. Derſchau und den Geheimen-Rath v. Thulemeyer hinſenden würde, ihm den Eid abzunehmen. Ich erinnere Euch hierbei, dem Prinzen in meinem Namen vorzuſtellen, ob ich ihm nicht allemal die Wahrheit geſagt, daß ich ihn wohl kennte, oder ob er noch glaubte, daß ich ihn nicht gekannt? Alſo würde er ſelbſt überzeugt ſein, daß ich ſein böſes Herz kennte; wo demnach daſſelbe nicht gebeugt und geändert, ſondern in dem alten Zuſtande wäre und er dieſen vorgedachten Eid ſchwören ſollte, würde er ſelbigen nur nachmurmeln und nicht laut nachſprechen. Ihr ſollt ihm daher wegen dieſes Punktes in meinem Namen ſagen, ich ließe ihm als ein getreuer Freund rathen, den Eid laut und deutlich zu ſchwö-

ren und zu glauben, daß er vor Gott verbunden ſei, ſolchen nach den Worten zu halten; die reservationes mentales der Jeſuiten verſtünden wir hier nicht, ſondern wir verſtünden nichts, als wie es da geſchrieben ſtünde. Wofern er nun den Eid übertreten und brechen würde, und könnte keine Excüſe weiter ſtatt haben, alſo möchte er dieſes wohl bedenken und ſein böſes Herz durch göttlichen Beiſtand zwingen und ändern, weil dieſes eine ſehr wichtige und ſchwere Sache wäre. Gott der Allmächtige gebe ſeinen Segen und da er oft durch wunderbare Leitungen, wunderliche Wege und ſaure Tritte die Menſchen in das Reich Chriſti zu bringen weiß, ſo helfe unſer Heiland, daß dieſer ungerathene Sohn zu ſeiner Gemeinſchaft gebracht, ſein gottloſes Herz zerknirſcht, erweicht und geändert, auch dem Satan aus den Klauen geriſſen werden möge. Das helfe der allmächtige Gott und Vater um unſeres Herrn Jeſu Chriſti und ſeines Leidens nnd Sterbens Willen. Amen. Ich bin übrigens Euer wohlaffectionirter König

Friedrich Wilhelm.

Nachdem nun der König, dem Wunſche des Predigers zufolge, ihm die Eidesformel zur vorläufigen Mittheilung an den Kronprinzen zugeſendet hatte, erſchien am 19. Nov. eine königliche Commiſſion in Cüſtrin, beſtehend aus den obengenannten Generalen und dem Miniſter von Thulemeyer. Der Kronprinz ſprach den ihm vorgeleſenen Eid, welcher die Betheuerung enthielt: „ſich in Zukunft in allen Stücken genau nach dem Willen Sr. Majeſtät des Königs zu richten bei Verwirkung der Krone und Kur" laut und vernehmlich nach und unterzeichnete ihn mit ſeines Namens Unterſchrift. Da es ein Sonntag war, ſo war ſein erſter Ausgang aus dem Gefängniß in die Kirche,

wo er das Abendmahl empfing. Er bezog nun ein in der Stadt für ihn eingerichtetes Quartier. Der Hofmarſchall v. Wolden, die Kammerjunker v. Natzmer und v. Rohwedel und zwei Pagen bildeten ſeinen Hofſtaat. Er erhielt den Stern des ſchwarzen Adlerordens zurück und einen Civildegen ohne Portepee. Der Kronprinz wurde am 21. Nov. als jüngſter Rath in die Kriegs- und Domainenkammer in Cüſtrin eingeführt, und wohnte täglich den Sitzungen der Kammer bei, deren Decrete und Berichte er als der jüngſte Rath nach ſämmtlichen Räthen mit unterſchrieb. Der König hatte ihm ſeine tägliche Beſchäftigung in einer achtzehn Bogen langen Inſtruction genau vorgeſchrieben. Der Kammerdirector Hille war beauftragt, ihm Vorleſungen über die Finanz- und Polizeiwiſſenſchaft zu halten. Anfänglich hatte er ſtrengen Stadtarreſt, ſpäter wurde er zur Uebung im Practiſchen zu Commiſſionsreiſen nach den Aemtern und Domainen mitgenommen, ſo daß ſich die Schranken ſeines Arreſtes immer weiter öffneten.

Sechstes Capitel.

Preußens Zukunft, ein Entwurf des achtzehnjährigen Kronprinzen im Gefängniß. — Gutachten des Prinzen Eugen von Savoyen, kaiſerlichen Generaliſſimus, darüber. — Friedrich ſchlägt vor, ihm Maria Thereſia zur Gemahlin zu geben. — Will nicht katholiſch werden. — Der Günſtling, General und Miniſter v. Grumbkow. — Der König ſchreibt dem Kronprinzen einen derben Brief. —

Ein Geiſt wie Friedrich fand weder in den Gebet- und Andachtsbüchern, welche ihm der König fleißig zuſchickte, noch in den Sitzungen der Kriegs- und Domainenkammer hinreichende Befriedigung. Schon damals waren ſeine Gedanken auf die Zukunft des preußiſchen Staates, den er in die Reihe der europäiſchen Mächte zu ſtellen den Beruf in ſich fühlte, gerichtet. Wir freuen uns daher hier zum erſten Male einen Aufſatz Friedrich's „Ueber Preußens Zukunft", welchen er während ſeiner Gefangenſchaft in Cüſtrin im Februar 1731 in franzöſiſcher Sprache ſchrieb, in deutſcher Ueberſetzung mittheilen zu können.

Gegenwart und Zukunft des preußiſchen Staates.

„Für jetzt haben wir Frieden in Europa. Die vornehmſte Sorge muß ein König von Preußen darauf richten, ein gutes Vernehmen mit ſeinen Nachbarn zu unterhalten. Alle Kriege,

welche er mit ſeinen Nachbarn haben kann, dürften für ihn ſchwerlich vortheilhaft ſein, weil er von ſeinen Nachbarn zu ſehr eingeſchloſſen iſt, weil ſeine Länder nicht genug Zuſammenhang haben, weil er von mehr als einer Seite angefallen werden kann und weil, um ſich von allen Seiten zu vertheidigen, er ſein ganzes Heer zur Vertheidigung anwenden müßte, ſo daß ihm keine Armee zu Gebot ſtehen würde, um zum Angriff überzugehn. Es würde aber eine ſehr ſchlechte Politik und einen Menſchen ohne alle Erfindung und Einbildungskraft verrathen, wenn ein König von Preußen bei dieſem Syſtem ſtehen bleiben wollte; denn wenn man nicht vorwärts geht, ſo geht man zurück.

Ein zweites Syſtem muß darauf gerichtet ſein, dem Königshauſe mehr und mehr Größe zu verſchaffen und da, wie ich ſchon geſagt habe, die preußiſchen Länder allzuſehr durchſchnitten und getrennt ſind, glaube ich, daß es das nothwendigſte Project ſein muß, ſie einander näher zu bringen, oder die abgeriſſenen Stücke wieder zuſammenzubringen, welche geſchichtlich zu den Theilen gehören, die wir beſitzen; ein ſolches abgeriſſenes Stück iſt das polniſche Preußen, welches einſtmalen zum deutſchen Reiche gehört hat und nur durch die Kriege davon getrennt worden, welche die Polen gegen den deutſchen Orden führten, der es damals beſaß und zu Marienburg ſeine Reſidenz hatte. Dies Land liegt zwiſchen dem Königreiche oder ehemaligen Herzogthum Preußen, von dem es im Weſten durch die Weichſel getrennt wird und zwiſchen Hinterpommern; im Norden hat es das Meer und im Süden Polen. Sobald dies Land erworben iſt, öffnet man ſich nicht nur einen freien Durchzug von Pommern nach dem Königreiche Preußen, man hält auch die Polen im Zaum und ſetzt ſich in den Stand, ihnen Geſetze vorzuſchreiben, weil

ſie ihre Producte nicht anders als auf der Weichſel ausführen köunen, was alsdann nicht ohne unſere Einwilligung geſchehen könnte. Gehen wir weiter, ſo finden wir das ſchwediſche Vorpommern von dem unſrigen nur durch die Peene getrennt, welches mit dem, was wir beſitzen, vereint, ſich recht gut ausnehmen würde. Der Vortheil hiervon würde, außer den Einkünften, welche ſehr bedeutend ſind, der ſein, daß man ſich gegen alle Angriffe, welche die Schweden auf das königliche Haus machen können, deckt, wobei man ein bedeutendes Armeecorps, welches nothwendig gezwungen wäre, die Grenzen oder die Ufer der Peene zu vertheidigen, erſpart. Alsdann grenzt man das Land immer beſſer ein und öffnet, ſo zu ſagen, einer Eroberung den Weg, welche ſich von ſelbſt darbietet, ich meine Mecklenburg, von dem man nur geduldig das Ausſterben der herzoglichen Linie erwarten muß, um davon Beſitz zu nehmen, ohne irgend eine andere Ceremonie.

Ich ſchreite vorwärts von Land zu Land, von Eroberung zu Eroberung und nehme mir vor, wie Alexander, immer mehr neue Welten zu erobern. Die Länder Jülich und Berg werden mir jetzt als Schauplatz dienen, welche zu erobern ganz unerläßlich iſt, um ſich von dieſer Seite zu vergrößern und um jene verlaſſenen preußiſchen Beſitzungen am Rhein, die Grafſchaft Mark und Cleve, nicht ſo allein und ohne Geſellſchaft zu laſſen. Durch dieſe Erwerbung räumt man ſich viel Veranlaſſung zu Zank und Händeln aus dem Wege, welche jetzt wegen der häufigen Streitigkeiten über die gegenwärtigen Grenzen niemals fehlen. Der Vortheil dieſer Erwerbung liegt am Tage; durch ſie können die Cleveſchen Geſammt-Erbfolgeländer eine Militairmacht von 30,000 Mann erhalten und werden durch ein ſolches Armeecorps in den Stand geſetzt, die leichten Angriffe denen Cleve

allein nicht widerſtehen kann, zu verachten, während dies Land jetzt beim erſten Lärm des Krieges im Fall einer Veruneinigung mit Frankreich uns nur ſo lange gehört, als das Belieben der Franzoſen es genehm finden wird, es uns zu laſſen. Sobald die Vereinigung der Rheinlande geſchehen iſt, ändert ſich dies Verhältniß ganz und die Länder ſind im Stande, ſich gegen Frankreich zu vertheidigen. Ich endige dies Project und will mich nur zuvor noch darüber erklären, wie ich dies Syſtem angeſehn wiſſen will. Erſtens ſpreche ich nur als Politiker und ohne Rechtsgründe anzuführen, um nicht zu ſehr abzuſchweifen, da eine jede Eroberung verdiente, daß man von ihr den Grund und das Recht angäbe, welches das Haus Brandenburg darauf haben kann. Zweitens erkläre ich keinesweges weitläuftig die Art und Weiſe, dieſe Provinzen zu erobern, von denen man ſich über eine jede ſehr weit ausbreiten müßte; ich will einzig und allein die politiſche Nothwendigkeit beweiſen, welche nach der Lage der preußiſchen Länder vorhanden iſt, die von mir bezeichneten Provinzen zu erobern. Ich glaube, daß dies der Plan ſein muß, nach welchem jeder kluge und treue Miniſter des Hauſes arbeiten muß, da man immer das Unbedeutende aufgeben ſollte, um zum großen Ziele zu gelangen. Auch hoffe ich, daß man Alles, was ich hier geſagt habe, vernünftig genug finden wird; denn wenn die Sachen erſt ſo ausgeführt ſein werden, wie ich ſie entworfen habe, ſo wird der König von Preußen eine ſchöne Figur unter den Großen der Erde machen und eine von den großen Rollen ſpielen. Denn er würde dann entweder Frieden halten aus Gerechtigkeitsliebe, nicht aus Furcht, oder, wenn die Ehre des Hauſes und des Landes den Krieg erforderten, ihn mit Nachdruck führen, da kein Grund vorhanden,

irgend einen andern Feind zu fürchten, als den göttlichen Zorn, welcher gewiß nicht zu fürchten ſein wird, ſo lange die Liebe zur Frömmigkeit und Gerechtigkeit in einem Lande den Sieg über die Religionsverachtung, die Hofparteien, den Geiz und die Selbſtſucht davontragen.

Ich wünſche dieſem Königlichen Hauſe Preußen, daß es ſich vollſtändig aus dem Staube erhebe, in welchem es bisher gelegen, damit es die proteſtantiſche Religion in dem teutſchen Reiche und in ganz Europa blühen mache, daß es die Zuflucht der Unterdrückten ſei, der Beiſtand der Unglücklichen, die Stütze der Armen, der Schrecken der Ungerechten. Wenn es ſich aber änderte mit ihm, wenn hier Ungerechtigkeit, Lauigkeit in der Religion, Parteiſucht oder das Laſter die Oberhand über die Tugend gewinnen ſollten, was Gott ewig verhüten möge, dann wünſche ich dieſem Königshauſe, daß es ſchneller und in kürzerer Zeit zuſammenſtürzen möge, als es beſtanden hat — damit iſt Alles geſagt!"

Dieſes kühne Project des achtzehnjährigen Kronprinzen, in welchem das Schickſal und die Politik Preußens bis auf den heutigen Tag enthalten iſt, wurde wie Alles, was er ſchrieb und ſprach, durch die beſtochenen Umgebungen an den kaiſerlichen Geſandten eingeſchickt, welcher nichts Eiligeres zu thun hatte, als es an ſeinen Hof nach Wien zu ſchicken.

Mit gewohntem Scharfblick erkannte Prinz Eugen in dieſem Entwurfe den unternehmenden Geiſt Friedrichs. „Es erhellet," ſchreibt er zur Antwort an Seckendorf, „aus dieſem Project, was für weitausſehende Ideen dieſer junge Herr hat, und wiewohl ſelbige annoch flüchtig und nicht genug überlegt ſind, ſo muß es ihm doch an Lebhaftigkeit und Vernunft gar nicht fehlen, mithin er um ſo gefährlicher ſeinen

Nachbarn mit der Zeit werden dürfte, wo er von ſeinen dermaligen Prinzipien nicht abgebracht wird."

Friedrich befand ſich fortwährend in großer Gemüthsaufregung, ſo daß er zu Allem bereit war, um die Gnade des Vaters wieder zu gewinnen. Dieſer hatte wiederholentlich von ihm verlangt, er ſolle auf die Verheirathung mit einer engliſchen Prinzeſſin und auf die Krone Verzicht leiſten. In einem Anfall von Schwermuth — oder auch von Leichtſinn — faßte der Kronprinz einen verzweifelten Entſchluß: „Heute Nacht um 12 Uhr" — ſo ſchreibt der Kammerdirector Hille aus Cüſtrin d. 11. April 1731 an den General Grumbkow, „ließ mich Se. Königliche Hoheit aufwecken und zu ſich kommen und theilte mir in Gegenwart ſeiner Kammerherrn ein Project mit, welches ich ſchriftlich aufgeſetzt und die Ehre habe, es Ew. Excellenz auf Seinen Befehl zu ſchicken." Dieſes Project war folgenden Inhalts:

„Seine Königliche Hoheit hat erwogen, daß er ſeit ſeinem Unglück vergebens verſucht hat, die Gnade des Königs, ſeines Vaters, durch blinde Unterwürfigkeit unter ſeine Befehle wieder zu gewinnen, obgleich er ſich mit den Particuliers einer kleinen Stadt gleichgeſtellt ſieht, ſowohl was ſeinen Unterhalt, als was ſeine Beſchäftigungen betrifft; und da er glaubt, man könnte trotz alles dieſes und trotz des von ihm geleiſteten Eides fortfahren, an der Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnung zu zweifeln und vermuthen, daß er immer noch geheime, dem Könige unangenehme Abſichten habe, beſonders in Bezug auf ſeine Heirath: ſo will er dem Herrn Generallieutenant erklären, daß er nicht nur keine dergleichen habe und wenn er welche gehabt, ſie gutwillig aufgebe, ſondern daß er ſelbſt in den Plan des Königs eingehen werde, im Fall, wie man geſagt hat, Se.

Majeſtät die Abſicht hätten, ihn mit einer öſterreichiſchen Erzherzogin zu vermählen. Hierzu ſei er, der Kronprinz, bereit, ſobald man nur nicht von ihm verlange, die evangeliſche Religion zu ändern, was er vor Gott bezeugt, niemals thun zu wollen, um keiner menſchlichen Rückſicht willen, von welcher Art und Wichtigkeit ſie auch ſein möchte! — — Da der Kronprinz indeſſen vorausſieht, daß die Erbſtaaten von Oeſterreich und Preußen vereint das europäiſche Gleichgewicht zu ſehr ſtören würden und Neid, ja ſogar Einſpruch verurſachen könnten: ſo iſt er entſchloſſen, feierlich ſeinen Erblanden zu Gunſten ſeines Bruders zu entſagen, ſobald die Vermählungstractate abgeſchloſſen und man ihm angewieſen, wovon er während des Kaiſers Lebzeiten ſubſiſtiren könne."

Welche anderen Schickſale hätte Deutſchland erfahren, wenn der hier ausgeſprochene Gedanke Friedrichs, ſich mit Maria Thereſia, der Erbin der öſterreichiſchen Erblande, zu vermählen, zur Ausführung gekommen wäre! Der kaiſerliche Hof war indeſſen weit davon entfernt, eine Erzherzogin und zumal die Erbin des Erzherzogthums und der Königskrone Ungarns mit einem proteſtantiſchen Fürſten, der noch dazu gegenwärtig als ungerathener Sohn auf der Feſtung ſaß und als Supernumerar=, Kriegs= und Domainen=Kammerbeiſitzer arbeiten mußte, zu vermählen. Indeſſen wurde doch in Berlin und anderen Orten viel davon geſprochen, daß der einzige Anſtoß in dieſer Sache die feſte Erklärung des Kronprinzen ſei, die Religion nicht ändern zu wollen. Auch hierzu fanden ſich mit geſchäftiger Anerbietung bereitwillige Gehülfen.

In der geheimen Correſpondenz des Grafen Seckendorff findet ſich ein an ihn von einem gewiſſen Fleiſchmann aus Erfurt gerichteter Brief vom 15. März 1731, in welchem

derſelbe ſchreibt: „Es iſt mir zu Ohren gekommen, als wenn Ihro Königliche Majeſtät in Preußen Dero Kronprinzen in gewiſſer wichtiger Abſicht gerne zur Annehmung der römiſch-katholiſchen Religion bewegen wollten, dabei aber faſt unüberwindliche Schwierigkeiten fänden.“ Der Erfurter Magiſter erbietet ſich nun, die Bekehrung des Kronprinzen zur katholiſchen Religion zu übernehmen und beruft ſich auf ſeine, in dieſen Angelegenheiten erprobte Praxis. Der Graf Seckendorff, der ſelbſt ein guter Proteſtant war, ließ ſich auf keine weitere Unterhandlung in dieſer Sache ein.

Je länger der König die völlige Ausſöhnung mit dem Kronprinzen verſchob, deſto unmuthiger wurde dieſer und ſeine Umgebungen hatten viel davon zu leiden. Um nun den Vater günſtiger zu ſtimmen, mit deſſen übler Laune ſeine Umgebungen ebenfalls ihre Noth hatten, unterhielt der General Grumbkow, der ein Günſtling des Königs war, einen geheimen Briefwechſel mit den Aufſehern des Kronprinzen und gab ihnen an, was ſie in ihren Berichten dem Könige melden ſollten. „Noch immer“ — ſchreibt Grumbkow an den Director Hille (Berlin, den 14. April 1731) — „hat der König viel ſchlimme Gedanken über den Character des Kronprinzen, über welchen er ſich geſtern weitläuftig gegen mich erklärte. Er glaubt, daß er ſich im höchſten Grade verſtelle; iſt überzeugt, daß der Kronprinz ihn niemals geliebt habe, aber wohl das Gegentheil; daß er in Cüſtrin zufrieden wie ein König lebe (allein die Könige ſind nicht immer zufrieden), ſchon wegen des Vergnügens, nicht um ihn zu ſein, da er Alles haſſe, was Anſtrengung und Arbeit heißt. Ueberhaupt glaubt der König, es ſei hinreichend, daß ihm etwas Vergnügen mache, um dem Kronprinzen zu misfallen. Will man dem Könige ganz leiſe andere Gedanken und weniger üble Auslegungen

beibringen, antwortet er mir: „Seht ihr, wenn ich ihn dreißig Schritte weit kommen ſehe, werde ich auf ſeinem Geſichte leſen, was er in dem Herzen hat; auch muß er geglaubt haben, daß ich hexen könnte, weil ich Alles ſo genau gewußt.“ Sie ſehn alſo, hochgeehrteſter Herr, daß man nun verſuchen muß, dem Könige dieſe Gedanken zu benehmen und zu dieſem Zweck iſt es nöthig, daß mich Herr v. Wolden durch ſeine Berichte an Ihro Majeſtät unterſtütze und melde, daß ſich der Kronprinz immer mehr betrübe, kein Ende ſeines Unglücks und ſeiner Ungnade zu ſehn und daß er fürchte, dies könne am Ende einen nachtheiligen Einfluß auf ſeine Gemüthsſtimmung haben. Ich habe bemerkt, wenn ich dem Könige ſagte: „glauben mir Ew. Königl. Majeſtät auf mein Wort, daß der Kronprinz müde iſt und er wird es in die Länge nicht aushalten können,“ ſo machte dies ihm (dem Könige) Vergnügen, denn er fragte mich: „Glaubt Ihr dies gewiß?“ was ich betheuerte. Enfin, ich melde Ihnen die Beſchwerden und Sie können Einiges davon in den vorzeigbaren Schreiben berühren, welche Sie künftig wohl ſo gut ſein werden, an mich zu richten. Das Einzige, woran man arbeiten muß, iſt, es ſo einzuleiten, daß der Kronprinz den König einmal ſehen kann. Wenn man nur erſt dahin gelangen kann, wird Alles gut gehn. Sie kennen meine Gedanken darüber und wenn dies mißlingt, kann nur Gott uns helfen, einen günſtigeren Ausweg zu finden; allein wir wollen immer auf menſchliche Weiſe thun, was wir können, dann haben wir uns nachher nichts vorzuwerfen.

Ich ſchicke dies durch einen Courier, welcher über Frankfurt, als den ſicherſten Weg, geht. Ein gewiſſer Jemand (der König) hat bedenkliche Krankheitsanfälle und könnte plötzlich ſterben; dann würden wir uns ſehr wohl befinden. Aber

um Gottes Willen keine ſolchen Projecte des Kronprinzen mehr. Wir wollen zur That ſchreiten, das Gemüth des Königs von den oben erwähnten Gedanken heilen und wenn er nur den Kronprinzen erſt einmal wieder ſehen könnte, ſo würde dann Alles gut gehn."

Dieſer General v. Grumbkow war einer der klügſten Hofleute ſeiner Zeit; er wußte ſich dem Könige unentbehrlich zu machen und zugleich das Vertrauen des Kronprinzen in hohem Grade zu erwerben, betrog aber Beide, indem er für eine Penſion von jährlich tauſend Ducaten, die er vom kaiſerlichen Hofe erhielt, Alles verrieth, was an dem Hofe und in dem Cabinet zu Berlin vorging.

Ueber die damalige Stimmung des Kronprinzen, ſo wie über ſeine beſchränkten Anſichten über den Geburtsadel, welche er auch in ſpäteren Jahren nicht ganz aufgab, unterrichtet uns der nachfolgende Brief des Kammerdirectors Hille an den General Grumbkow aus Cüſtrin vom 28. April 1731. „Was ſoll ich Ihnen, zum Vorzeigen bei dem Könige, ſchreiben, welcher die Ergebenheit des Kronprinzen nicht für aufrichtig hält und ſich in ſeinem Verdruß gefällt; er will das Herz zu einer aufrichtigen Liebe zwingen und das iſt doch unmöglich. Ich für meinen Theil ſehe kein Ende in dieſer Sache und unterdeſſen nimmt die üble Laune des Kronprinzen zu. Es iſt zum Erſtaunen, wie er zu manchen Zeiten dem Jupiter mit dem Donnerkeile gleicht. Wir Alle in ſeiner Nähe ſind darüber erſtaunt und wiſſen nicht, was wir denken ſollen. Sein Mißtrauen nimmt in dem Maße zu, als er ſeine Hoffnung ſchwinden ſieht. Als ich ihm den Tod des Geheimen=Raths Thiele mittheilte, lachte er; er ſcheint dieſen ſo verdienten Mann eben ſo wie deſſen Bruder, den Oberſt, ſehr gehaßt zu haben, wovon ich den Grund nicht

kenne; doch könnte es der ſein, daß ſie nach ſeiner Meinung, als nicht geborne Edelleute, zu hohe Poſten bekleidet hätten, denn er verhehlt ſeine Verachtung des Bürgerſtandes durchaus nicht. Neulich fragte er mich: was ich eben für Briefe erhalten habe? Ich ſagte ihm, daß es Berichte an mich von dem Landrath v. Selchow wären; worauf er entgegnete, es ſei ſehr ſonderbar, daß ein Adeliger einem Bürgerlichen Bericht erſtatten müſſe. Hierauf konnte ich mich nicht enthalten zu erwiedern: Gewiß, mein Prinz, es iſt jetzt in der Welt Alles auf den Kopf geſtellt; dies ſieht man am Beſten, wenn man bedenkt, daß Fürſten, die nicht einmal geſunden Menſchenverſtand haben und ſich nur mit Bagatellen bemüßigen, dennoch vernünftigen Leuten befehlen. Dabei blieb es. Hat es der Kronprinz mir übel genommen, ſo habe ich doch das Vergnügen gehabt, ihm eine Wahrheit zu ſagen, die er nicht immer hören wird." —

Die Berichte des Kammerherrn v. Wolden an den General Grumbkow enthalten ebenfalls bittre Klagen. „In Betreff der traurigen Lage unſerer Angelegenheiten," ſchreibt er aus Cüſtrin vom 28. April 1731, „ſehe ich mit großer Bekümmerniß, daß unſere Verhältniſſe nicht ganz ſo günſtig ſind, wie wir uns geſchmeichelt haben, und haben Ew. Excellenz wohl Recht, wenn Sie ſagen, wir überließen uns zu ſehr Leuten, die das Terrain nicht kennten und uns tauſend unbegründete Dinge aufbürden. Wenn nun Ew. Excellenz nicht müde werden, auch in Zukunft unſere Intereſſen zu unterſtützen, ſo wie Sie es bisher gethan haben, und uns die betreffenden Materialien an die Hand geben: ſo ſind wir bereit, den gewünſchten Bericht an den König zu ſchreiben. Wir ſind bisher von einem falſchen Prinzip ausgegangen, als wären wir freigeboren und unabhängig; davon ſind wir zurückgekom-

men und ich hoffe, die Sachen ſollen jetzt einen anderen Fortgang gewinnen. Unterdeſſen wäre es ſehr nöthig, daß Se. Majeſtät dem Kronprinzen etwas mehr zu thun gäben. Die Kammer bietet ihm nicht genug, nachdem er alles gelernt, was man durch die Theorie von der Oekonomie lernen kann, und ſelbſt der Herr Kammerpräſident könnte keinen beſſeren Anſchlag machen, als unſer erhabner Auscultator.

Sollte dieſe Lebensart noch eine Zeit lang fortdauern, ſo gehen wir anderen Leute in dieſem Kloſter hier alle darüber zu Grunde. Wegen der großen Verantwortung iſt der Geiſt ſtets unruhig und aufgeregt und eben ſo leidet der Körper. Vor einiger Zeit haben wir Herrn Dr. Stahl in Berlin über den Stand unſerer Geſundheit befragt und dieſer hat uns durch Ueberſendung von helleborus (Nießwurz) getröſtet, welches man gewöhnlich Leuten verordnet, denen der Kopf ſchwindelt. Es iſt von ſehr ſchlechter Vorbedeutung für uns, wenn er dabei mit einem ſichern Vorgefühle verfuhr; doch ergeben wir uns in den Willen der Vorſehung und hoffen, ſie wird unſere gute Sache ſchützen, denn wir halten ſie für gut, indem wir uns den Befehlen Sr. Majeſtät blindlings unterwerfen. Alles Andere hängt nicht von uns ab."

Den beſten Erfolg von einer gänzlichen Sinnesänderung des Prinzen hoffte Friedrich Wilhelm noch immer von geiſtlichen Büchern, mit denen er ihn reichlich verſah und für die ſich Friedrich mit gerührtem Herzen bedankt, ohne daß wir dafür einſtehen möchten, daß er fleißig darin geleſen. „Ich bedanke mich," ſchreibt er vom 1. Mai 1731 aus Cüſtrin an den Vater, „ganz unterthänigſt für die Bücher, ſo Sie die Gnade gehabt, mir zu ſchicken und werde ſuchen Dero Intentiones auch in dieſem Stücke ein Genüge zu thun, indem ich mein größtes Plaiſir

daraus mache, wenn ich Dero Willen nachleben kann, in Hoffnung Dero Gnade hierdurch wieder zu erlangen. Wollte Gott, daß ich hierdurch dieſen meinen aufrichtigen Zweck erlangen möge, um meinem Allergnädigſten Vater auch alsdann zu beweiſen, daß ich deſſen Willen nicht aus Zwang, ſondern aus aufrichtiger Intention ihm zu Gefallen thue, in welchen Sentiments ich bis an mein Ende verharre mit unterthänigem Reſpect und Submiſſion

Meines Allergnädigſten Königs und Vaters ganz gehorſamer Diener und Sohn

Cüſtrin, den 1. Mai 1731. Friedrich.

Antwort des Königs.

(Dies waren die erſten Zeilen, welche der Kronprinz ſeit ſeiner Gefangenſchaft von dem Könige erhielt.)

Ich habe Euren Brief wohl erhalten, darin Ihr Mich danket wegen der geiſtlichen Bücher, die Ich Euch geſchickt habe. Wollte Gott, Ihr hättet Meinen väterlichen Rath und Willen von Jugend auf gefolgt, ſo wäret Ihr nicht in ſolch Unglück verfallen, denn die verfluchten Leute, die Euch inſpirirt haben, durch die weltlichen Bücher klug und weiſe zu werden, haben Euch die Probe gemacht, daß alle Eure Klugheit und Weisheit iſt zu nichts und zu Quark geworden; hättet Ihr des Vaters treuen Vermahnungen Euch wollen untergeben, wäre es Euch gewiß gut gegangen. Und wenn Euch der liebe Gott das Leben giebt und Euch bekehrt, oder, wenn Ihr Euch nicht ſogleich bekehrt, nur wenn Ihr zu Eurem völligen Alter kommt, Ihr mögt es wollen oder nicht wollen, ſo wird Euer Gewiſſen Euch immer überzeugen, daß alle Meine Vermahnungen, die ich Euch von der kleinſten Kindheit bis zuletzt gethan habe,

Eurer Seele zur Bewahrung vor der coquetten Welt und zu Nutz und Frommen für Meine Armee, Land und Leute heilſam geweſen ſeind; da Ihr aber bei aller Gelegenheit ſchnur gerade darwider gehandelt, könnt Ihr die böſen Leute, die wider Euer eignes Beſte geredet und Euch Meine Verfaſſung ſowohl, als Meine Perſon jederzeit odieus gemacht, jetzt am Beſten erkennen, ob dieſelben redlich mit Euch umgegangen oder nicht, denn Ihr ſollt perſuadiret ſein, auf alle Capitel, was da paſſiret, daß Ich mehr weiß, als was Ihr habt bei der Commiſſion ausgeſagt, alſo ſollt Ihr hier wieder eine Probe haben, daß alle Falſchheit in der Welt nichts hilft und nichts ſo klein geſponnen, es kommt alles wieder an die Sonnen; alſo hättet Ihr beſſer gethan, wenn Ihr hübſch die Wahrheit ausgeſagt, wie Alles geweſen; dadurch hätte ich noch geſehen ein aufrichtiges Herz. Gott gebe aber, daß Euer falſches Herz durch Euern Arreſt möge vollkommen gebeſſert werden und daß Ihr Gott möget vor Augen haben, alle die verdammte, gottloſe Sentiments aus Eurem böſen Herzen mit Chriſti Blut abwaſchen. Das gebe der allmächtige Gott der Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geiſt um Jeſu Chriſti Willen. Amen. Alle fromme Unterthanen und Leute ſprechen hierzu von Herzen Amen. Potsdam, den 3. Mai 1731.

Friedrich Wilhelm.

So ſtreng die Worte des Königs waren, ſo ſah ſie dennoch der Kronprinz als ein günſtiges Zeichen einer baldigen Erlöſung aus ſeiner Gefangenſchaft an. „Dies iſt der erſte Brief" — ſchreibt v. Wolden an Grumbkow aus Cüſtrin v. 5. Mai, — „den Se. Königliche Hoheit während ſeiner Gefangenſchaft von der Hand Sr. Majeſtät empfangen und ich kann ſagen, daß Sie beim Leſen deſſelben wirklich erweicht und gerührt waren.

Ich möchte daraus gute Folgen muthmaßen und halte dieſen Brief für das letzte Zeugniß des gerechten Zornes Sr. Majeſtät, indem ich mir ſchmeichle, daß er jetzt das Loos des Kronprinzen, welches bisher in der That traurig genug war, zu erleichtern gedenkt. Des Königs Krankheit verſetzte die Gutgeſinnten in die äußerſte Unruhe und Alle wünſchten einſtimmig, es möge Gott gefallen, ihm eine lange und dauerhafte Geſundheit wieder zu verleihen und ſeine Jahre noch weit hinauszurücken. Wahr iſt es, der Kronprinz hat alle, zu einem großen Herrn erforderlichen Eigenſchaften, aber bei alledem könnten wir durch eine plötzliche Veränderung ſehr traurige Begebenheiten und Zuſtände für das Volk eintreten ſehn. Alles reift mit der Zeit." Der König ließ ſich indeſſen durch die, über den Kronprinzen eingehenden vortheilhaften Berichte nicht irre in ſeinem bisherigen Verfahren machen. Einen dieſer Berichte ſchickte er mit der eigenhändigen Bemerkung zurück: „Fritz ſoll nicht blos unterſchreiben, ſondern er ſoll ſelbſt arbeiten."

Siebentes Capitel.

Die Prinzeſſin Wilhelmine wird verlobt. — Der Kronprinz erbietet ſich einen Fußfall zu thun. — Der König ſchlägt es ab. — Friedrich erkrankt. — Der König beſucht ihn in Cüſtrin. — Fußfall und Verzeihung.

Am Hofe zu Berlin bereitete man Feſtlichkeiten zur Verlobung der älteren Schweſter Friedrich's mit dem Erbprinzen von Baireuth. Die Ausſichten auf die, von der Königin ſo

ſehr gewünſchte Doppelheirath mit dem Engliſchen Königshauſe mußten aufgegeben werden und der König ließ dem Kronprinzen hiervon durch Herrn v. Wolden beiläufig Nachricht geben, dem er unter dem 25. Mai folgende Ordre zuſchickte: „Der Kronprinz, Euer Untergebener, ſoll ſich gewöhnen ein ſtilles Leben zu führen, denn wenn ich das gethan hätte, was er gethan hat, würde ich mich zu Tode ſchämen. Er ſoll nur meinen Willen thun, ſich das franzöſiſche und engliſche Weſen aus dem Kopfe ſchlagen und nichts als preußiſch, ſeinem Herrn Vater getreu ſein und ein deutſches Herz haben, alle Petitmaitres, franzöſiſche, politiſche und alle verdammliche Falſchheit aus dem Herzen laſſen und hingegen Gott fleißig anrufen um ſeine Gnade. Er ſoll auch wiſſen, daß ſeine älteſte Schweſter ſich in Zeit von vier Wochen, oder vielleicht noch eher verheirathen würde mit des Markgrafen von Baireuth ſeinem Sohne und wofern ich es à propos finde, ſoll Er auch heirathen und zwar eine Prinzeſſin, die nicht aus dem engliſchen Haus, doch ſoll er von etlichen alsdann di. Wahl haben, was Ihr ihm ſagen könnt.“ —

Die Verlobung der Prinzeſſin Wilhelmine fand am 1. Juni ſtatt, allein was es dabei mit ihrer freien Wahl für eine Bewandtniß gehabt habe, blieb dem Kronprinzen nicht unbekannt. „Guter Gott!“ — ſchreibt der Director Hille an Grumbkow aus Cüſtrin, den 2. Juni 1731 — „was für ein Unglück wird es nicht ſein, wenn man eben ſo die Neigung des Prinzen zwingen will, der auf keine Weiſe geneigt ſcheint, bevor er ſelbſt geſehen hat, die Katze im Sack zu kaufen, wie ſeine Schweſter.“ Anders freilich lauteten die Berichte des Directors Hille, welche zum Vorzeigen an den König eingerichtet waren. „Ew. Excellenz“ — heißt es in einem ſolchen Schreiben vom 5. Juni 1731 — „werden gewiß begierig ſein

zu erfahren, wie S. K. H. die Vermählung der Prinzeſſin, ſeiner Schweſter, mit dem Erbprinzen von Baireuth aufgenommen hat. Bei dem erſten Gerücht, welches hier davon umlief, ſagte er zwar, daß er bei ſeiner zärtlichen Liebe für ſeine Schweſter ihr den glänzendſten Thron Europa's gewünſcht, da indeſſen die Engländer ſo ſehr die Stolzen ſpielten, habe der König Recht, es nicht mehr zu verſchieben und vielleicht würde die Prinzeſſin, ſo weit er ihr Gemüth kennte, mit einem deutſchen Fürſten glücklicher ſein, als an dem geräuſchvollen engliſchen Hofe. Des Königs und ſeines Hauſes Ehre, ſagte er, fordere ſo zu handeln, wie man thue, indem man die Prinzeſſin dem Erbprinzen von Baireuth gebe, um ſo mehr, da man verſichere, er ſei von ſanfter Gemüthsart, tüchtigem Verſtande, wohlgebildet und würde demnach mit der Prinzeſſin übereinſtimmen. Ich glaube, der Kronprinz wird Sr. Majeſtät in einem Briefe ſeine Freude bezeugen. Nach meiner Meinung täuſchen ſich diejenigen ſehr, welche von dieſem Prinzen muthmaßen, er liebe ſeinen Vater und ſein Haus nicht. Es wäre doch wunderbar, daß ihm in ſeiner ſchmerzlichen und langweiligen Lage nie eine Aeußerung darüber entfahren ſein ſollte; doch dem iſt nicht ſo; niemals hat er ſich beklagt, außer etwa darüber, daß man in ſeiner Perſon den Character eines Kronprinzen mit dem eines Officiers doch etwas zu ſehr vermiſcht habe und dies that er doch immer noch lachend und ſcherzend. Uebrigens fängt die Einförmigkeit unſeres Lebens und unſerer Geſchäfte an, ihn ſehr zu langweilen und wenn das ſo fortdauert, fürchte ich, er verliere ſeine ganze Lebendigkeit und verfalle in eine düſtere und finſtere Laune, was ſehr Schade wäre. Sein Aeußeres würden Ihro Excellenz ſehr verändert finden; er hat einen feſten, leichten Gang und nicht mehr das Ausſehn eines Marquis, welches ich früher an ihm bemerkte."

Der Erfolg von dieſem Briefe war nicht ſo groß, als man erwartet hatte; der König blieb immer noch unverſöhnlich. Der Kronprinz, der um jeden Preis aus ſeiner Gefangenſchaft befreit ſein wollte, ließ unter dem 25. Juni an den König eine unterthänigſte Bittſchrift abgehen, in welcher er um die Erlaubniß bat, einen Fußfall thun zu dürfen. Die Antwort des Königs an die Aufſeher des Kronprinzen war folgende: „Es wird Euch auf Eure Anfrage wegen des Fußfalls der Beſcheid gegeben, daß der Kronprinz in Cüſtrin verbleiben ſoll und werde ich die Zeit ſchon wiſſen, wenn das böſe Herz wahrhaft gebeſſert ſein und keine Heuchelei mehr darin zu finden ſein wird. Im Uebrigen iſt mir lieb, daß ſich der Kronprinz zu Eurer Zufriedenheit applizirt. Ihr ſollt indeſſen unverbrüchlich bei der Inſtruction verbleiben. Ich werde Euch auch Bücher ſchicken, ſo Euerm Untergebenen nöthig ſind.“

Dieſe Unbeugſamkeit des Königs machte auf den Kronprinzen den ſchmerzlichſten Eindruck. „Der Kronprinz,“ ſchreibt Herr v. Wolden an Grumbkow, „iſt in Verzweiflung, da er nicht mehr weiß, was er thun ſoll und durch alle ſeine Unterwürfigkeit nichts gewinnt, um ſo mehr, da er gar kein Ende ſieht, aus dieſer Galeere wieder frei zu werden.“

Die Schwermuth des Kronprinzen wirkte nachtheilig auf ſeine Geſundheit, er mußte das Bett hüten. Die Nachricht hiervon veranlaßte den König zu etwas milderer Geſinnung. „Ihr ſollt,“ ſchreibt er den 5. Auguſt 1731 an den Hofmarſchall des Kronprinzen, „Euerm Untergebenen Muth zuſprechen. Ich werde bald nach Sonnenburg zum Ritterſchlage gehn und werde auf Cüſtrin zukommen; ſodann will Ich ihn ſehn und wenn ich demſelben nur in die Augen ſehn werde, will ich gleich urtheilen, ob er ſich gebeſſert hat oder nicht. Ich ließe ihn aber bitten, er möge ſich nur nicht verſtellen, denn ich würde

es ſonſt nicht gut aufnehmen. Ihr könnt ihn indeſſen nur zufrieden ſprechen.“

Der König traf am 15. Auguſt in Cüſtrin ein, ſtieg, von den Generalen v. Grumbkow und v. Derſchau begleitet, in dem Hauſe des Gouverneurs der Feſtung, Generals v. Lepel, ab und befahl dem Hofmarſchall von Wolden, den Kronprinzen aus ſeiner Wohnung in der Stadt zu ihm zu bringen. Mit klopfendem Herzen trat der Kronprinz in das Zimmer, in welchem ſich der König mit mehreren Generalen und Kammerherrn befand. Friedrich that vor dem ſtrengen Vater einen Fußfall und blieb auf ſeinen Knien liegen, bis der König ihm aufzuſtehen befahl. Nun begann der König eine lange Strafpredigt, in welcher er den Kronprinzen bald „Ihr“, bald „Er“, bald „Du“ nannte und ihm alle ſeine Vergehungen noch einmal vorhielt. „Ihr werdet Euch zu beſinnen wiſſen,“ ſo hub er an, „was nunmehr vor Jahr und Tag paſſirt iſt und wie ſchändlich Ihr Euch aufgeführt, auch was für ein gottloſes Vorhaben Ihr im Schilde geführt. Da Ich Euch nun von Jugend auf bei mir gehabt und alſo genau kennen müſſen, habe Ich Alles in der Welt gethan, mit Gutem und Böſem, um Euch zum ehrlichen Manne zu machen und da Ich Euer böſes Vornehmen ſchon einiger Maßen vermuthet, habe Ich Euch auf das allerrüdeſte und härteſte im ſächſiſchen Lager tractirt, in Hoffnung, Ihr würdet in Euch gehn und eine andere Conduite annehmen, Mir Eure Vergehen offenbaren und um Vergebung bitten, aber Alles umſonſt und ſeid Ihr immer verſtockter geworden. Wenn ein junger Menſch Thorheiten begeht in Courtoiſiren, liederliche Händel anfängt und dergleichen, ſolches kann man noch als Jugendfehler pardonniren; aber mit Vorſatz ſchlechte Streiche und dergleichen Actionen zu thun, da gebe ich keinen Pardon.“ Immer mehr erhitzte ſich

die Sprache des Königs, er faßte den Kronprinzen, der mit niedergeſchlagenen Augen vor ihm ſtand, noch ſchärfer in's Geſicht und fuhr fort: „Ihr habt gemeint mit Eurem Eigenſinne durchzukommen, aber höre, mein Kerl, wenn Du auch ſechszig und ſiebenzig Jahr alt wärſt, ſo ſollſt Du mir gewiß nichts vorſchreiben. Ich habe mich bis dato gegen Jedermann zu halten gewußt und es ſoll mir gewiß nicht an Mitteln fehlen, Ihn zur Raiſon zu bringen. Wie habe Ich es nicht bei allen Gelegenheiten ehrlich mit Euch gemeint, wie Ich das letzte Mal Nachricht kriegte von Euern Schulden, wie hab' ich Euch väterlich vermahnt, Mir Alles zu entdecken, Ich wollte Alles bezahlen, Ihr ſolltet mir nur die Wahrheit ſagen; worauf Ihr mir geſagt: Ihr wäret über die benannte Summe noch 200 Thaler ſchuldig, welche ich dann bezahlet und meinen Frieden mit Euch gemacht. Nachher hat es ſich aber gefunden, daß Ihr überdem noch viele Tauſende ſchuldig geweſen und da Ihr nun gewußt, daß Ihr es nicht bezahlen können, ſo war es ſo gut, als wäre das Geld geſtohlen worden, ohne zu rechnen, wie Euch das franzöſiſche Geſindel, Montolieu und Ferrant, betrogen." Als der König ihm zu Gemüth führte, wie er Alles gethan, um ſich ſeine Freundſchaft zu erwerben, warf ſich der Kronprinz noch einmal ihm zu Füßen. „War es," fuhr der König noch immer in heftigem Tone fort, „nicht Eure Abſicht nach England zu gehn?" Zitternd antwortete der Kronprinz: „Ja," — worauf der König ſagte: „Nun höret die Suiten an! Eure Mutter würde in das größte Unglück gerathen ſein, weil ich ſie naturellement im Verdacht gehabt haben würde, als wenn ſie mit von der Sache gewußt. Eure Schweſter hätte Ich lebenslang an einen Ort geſetzt, wo ſie weder Sonne noch Mond beſchienen hätten. In das Hannöverſche wäre ich mit meiner Armee gezogen und hätte Alles brennen und ſengen

laſſen, ſollte es Mich auch Leben, Land und Leute gekoſtet haben. Seht, das ſind die Früchte Eures gottloſen und unbeſonnenen Verfahrens." — Auf die Frage: haſt Du Katten verführt, oder er Dich? antwortete der Kronprinz auf der Stelle: „Ich habe ihn verführt;" worauf der König ſagte: „Es iſt mir lieb, daß Ihr einmal die Wahrheit ſagt." —

Der König frug dann auch in etwas ſpöttiſchem Tone, wie dem Kronprinzen das Leben in Cüſtrin gefalle und ob er noch immer einen ſo großen Abſcheu vor Wuſterhauſen und dem Tabakscollegium habe? „Es kann ſein," ſagte der König, „daß Euch meine Compagnie nicht anſteht; ich habe freilich keine franzöſiſchen Manieren und kann keine **bon-mots** auf die **petit-maitre**-Manier hervorbringen, was ich für die größten Bärenhäutereien erkläre. Ich bin ein deutſcher Fürſt und werde als ſolcher leben und ſterben!" Er hielt ihm ferner vor, „daß er Alles, was der König gethan, verachtet, Alle, die er ausgezeichnet, gering geſchätzt habe, wovon die Folge geweſen, daß in dieſer ganzen Zeit in Preußen und Berlin kein Menſch nach ihm gefragt habe, und wenn nicht Einer oder der Andere aus Cüſtrin gekommen wäre und erzählt hätte, daß er mit Ballons ſpiele und franzöſiſche Haarbeutels trüge, ſo hätte man nicht gewußt, ob er lebe, oder ob er todt wäre." Nun kam der König auf das Chriſtenthum des Kronprinzen zu ſprechen und führte ihm zu Gemüthe, was für ſchreckliche Folgen es nach ſich ziehe, wenn man nach der abſoluten Vorherbeſtimmung Gott für den Urheber des Böſen erkläre und nicht daran glaube, daß Chriſtus für alle Menſchen geſtorben ſei. Der Kronprinz betheuerte, wie er gegenwärtig ſich gänzlich zu des Königs rechtgläubigem Chriſtenthume bekenne, was einen ſo guten Eindruck auf den Vater machte, daß er dem Kronprinzen die tröſtliche Verſicherung

gab, ihm das Vergangene, in Hoffnung auf beſſere Aufführung, gänzlich zu vergeben. Als ſich der Kronprinz ihm nochmals zu Füßen warf, hob ihn der König auf und umarmte ihn. Als er hierauf nach ſeinem Wagen ging, begleitete ihn der Kronprinz, küßte ihm in Angeſichte vieler hundert Zuſchauer die Füße, worauf der König ihn abermals umarmte und ſagte: „Da ich glaube, daß Eure Treue aufrichtig gemeint iſt, will ich nun ſchon weiter für Euch ſorgen.“

So ſchieden Vater und Sohn diesmal im beſten Vernehmen. Der König, welcher bemerkt hatte, daß es mit dem Schuhwerk des Kronprinzen nicht zum Beſten ſtand, auch der Rock ſehr abgetragen war, ſchickte, ſobald er in Berlin angekommen war, einen Schneider und einen Schuhmacher nach Cüſtrin, denen ſo große Eile empfohlen war, daß ſie den Kronprinzen mitten in der Nacht wecken ließen, um ihm Maaß zu nehmen. Friedrich war von der Güte des Vaters gerührt und äußerte gegen ſeinen Hofmarſchall: „Ich habe nicht geglaubt, daß der König das geringſte Gefühl von Liebe für mich habe; jetzt bin ich überzeugt, daß er mich ſonſt um einer Kleinigkeit Willen übler behandelt hat, als jetzt wegen eines Hauptvergehens.“

Achtes Capitel.

Der Stadtarreſt wird aufgehoben. — Friedrich, als practiſcher Landwirth, lernt den Pflug führen, miſten und ſäen. — Muß haushalten mit 221 Thlr. 6 Gr monatlich für ſeinen ganzen Hofſtaat. — Schickt Pachtanſchläge ein. — Geht auf die Jagd. — Nimmt es nicht genau mit mir und mich. —

Für den Kronprinzen begann jetzt ein freieres Leben, da der Stadtarreſt aufgehoben und er, obwohl noch immer unter Aufſicht geſtellt, die Königlichen Aemter und Vorwerke bereiſen durfte. Eine neue Inſtruction vom 31. Aug. 1731 ſchrieb dem Geheimen-Rath von Wolden Alles genau vor. Des Morgens und des Abends ſollte der Kronprinz Betſtunde halten mit Singen, Beten und Leſen eines Capitels aus der Bibel. In der Kriegs- und Domainenkammer ſollte er nicht mehr unten an ſitzen, ſondern zunächſt bei dem Präſidenten, auch ſeine Stimme haben, die jedoch nicht mehr gelten ſollte, als die Stimme eines jeden der anderen Räthe. Vornehmlich war dem Könige jetzt daran gelegen, daß der Kronprinz, die Landwirthſchaft practiſch erlernen ſollte. „Es ſoll," heißt es in der Inſtruction, „auf den Gütern dem Kronprinzen Alles geſagt werden, wie die Wirthſchaft geführt wird, er muß wiſſen wie gemiſtet, gepflügt, geſäet und der Acker beſtellt werden muß, wie ihm denn auch von der Viehzucht aller nöthige Unterricht zu geben und zu-

gleich zu zeigen iſt, wie das Brauweſen tractiret, gemaiſchet, das Bier geſtellt, gefaßt, auch das Malz zubereitet werden muß. Der Geheime-Rath v. Wolden ſoll inſonderheit den Kronprinzen dazu anleiten, daß er ſelbſt nach allen Sachen fragt und ſich ſelbſt von allen Sachen gründlich unterrichtet; es ſoll auch auf ſolche Weiſe bei Bereiſung der Aemter und Landgüter fleißig mit ihm von Allem raiſonnirt werden, warum dieſes oder jenes geſchehen, auch ob es nicht könnte anders und beſſer gemacht werden, wie die Pächter es machen, daß ſie können die Pachtgelder bezahlen, wie ſie Alles können zu Gelde machen. Es ſoll aber ſtricte befohlen werden, daß keine Schmauſereien bei ſolcher Gelegenheit auf den Aemtern vorgenommen werden, ſondern es ſoll der Beamte für fünf Perſonen anrichten laſſen und für jede Perſon acht Groſchen mit Bier und Alles bezahlt werden, der Wein aber kann von Hauſe mitgenommen werden.

Auf den Aemtern ſoll dem Kronprinzen erlaubt ſein, Hirſche, Rehe, Hühner und Haſen zu ſchießen und ſoll den Heideläufern anbefohlen werden, ihm ein Plaiſir mit Schießen zu machen und ein Kleinjagen angeſtellt werden. Es ſoll aber der Kronprinz niemals ohne Permiſſion eine Nacht außerhalb Cüſtrin ſchlafen; nur wenn er des Abends zurück ſein kann, ſoll ihm erlaubt ſein auf den Aemtern auf die Jagd zu gehn. Der Nachmittag aber ſoll für ihn ſein, zu reiten und zu fahren, zu dem Ende ich ihm Wagen und Pferde ſchicken werde. Der Geheime-Rath v. Wolden ſoll ihm auch zuweilen des Nachmittags ein plaisir machen, auf dem Waſſer zu fahren, Enten zu ſchießen und ſolche Luſt zu machen, die erlaubt iſt. Es ſoll aber jederzeit, wo der Kronprinz hingeht, reitet und fährt, Einer von Sie drei bei ihm ſein, daß er niemals allein iſt, auch mit Niemanden allein ſprechen kann

und Derjenige ſoll alsdann dafür verantwortlich ſein, daß er bei kein Mädchen oder Frauensmenſch kommt und ſoll Einer von Sie immer bei ihm ſchlafen. Der Kronprinz ſoll mit Niemand correſpondiren, als mit des Königs und der Königin Majeſtäten, an welche er ſchreiben kann, ohne daß die Briefe geöffnet werden. Sonſt wird dem Kronprinzen geſtattet, alle Mahlzeiten zwei Gäſte zu bitten, wenn er will, auch alle Wochen zwei Mal zu Gaſte zu gehn. Es muß aber der Geheime-Rath v. Wolden verhüten, daß kein Frauenzimmer mit dabei zugegen iſt, ſondern lauter Mannsperſonen. Franzöſiſche, auch deutſche weltliche Bücher und Muſik bleibt ſcharf verboten, wie es bisher geweſen, ingleichen Spielen und Tanzen und ſoll bei Leib und Leben von alle dem, ſo hierin verboten, nichts ſtatuirt werden und ſoll der von Wolden den Kronprinzen jederzeit auf ſolide Sachen führen und ihn dahin anweiſen, daß er ſich angewöhnt, ſelbſt etwas zu thun und bei allen Gelegenheiten ſelbſt Hand mit anzulegen, als das Gewehr zu laden, zu putzen und dergleichen, und nicht Alles durch andere Leute verrichten laſſen.

Zu den Hof- und Haushalt des Kronprinzen gebe ich monatlich 221 Thlr. 6 Gr., wovon Alles was er braucht und außerdem noch das Futter für die Pferde, Hausmiethe, Koſtgeld für acht Bediente, Holz, Licht, Wäſche u. ſ. w. beſtritten werden muß. Der Kronprinz muß ſich behelfen und damit auskommen und gut haushalten lernen, auch der Menage ſich befleißigen und geht dieſer neue Etat von dem bevorſtehenden erſten September an. Der Geheime-Rath v. Wolden ſoll auch fleißig berichten, was paſſiret und wie des Kronprinzen Aufführung iſt, beſſer oder ſchlimmer; wenn derſelbe aus der Stadt geht, ſoll es jederzeit von den Gouverneurs gemeldet werden.

Es ſoll auch ein Stall und Wagenſcheuer nicht weit von des Kronprinzen Quartier gemiethet werden, und ſoll derſelbe ſodann ſelbſt auf ſeine Leute und Pferde und Sattel und Zeug Achtung geben und dahin ſehn, daß Alles in gutem Stande bleibt.“

Der Kronprinz machte von der, ihm geſtatteten Erlaubniß, die Landgüter, Aemter nnd Vorwerke des Königs zu beſichtigen, fleißigen Gebrauch, unterrichtete ſich gründlich und wie der Kaiſer von China jährlich ein Mal mit eigener Hand den Pflug führt, ſo hielt es auch Friedrich nicht unter ſeiner Würde, das Werkzeug des ehrenwerthen Bauernſtandes, den Ackerpflug, regieren zu lernen.

Auf den Vorſchlag des Kronprinzen vom 8. Sept. 1731, auf dem Amte Carzig ein neues Vorwerk anzulegen, beſcheidet ihn der König unter dem 18. Sept., daß es ihm ſehr lieb ſei, daß er auf ſolche Vorſchläge komme und Verbeſſerungen zu machen ſuche. Er ſolle aber nur genau examiniren, ob Wieſewachs daſelbſt vorhanden ſei und wie viel Acker zu dieſem Vorwerke angelegt werden könnte. „Ihr müßt,“ — ſchreibt der König, — „einen Landmeſſer mitnehmen und Alles überſchlagen laſſen; Euch auch genau erkundigen, wie das Land beſchaffen, ob es nur Roggen tragen kann, oder ob es auch Gerſtenland iſt und müßt Ihr Alles aus Eurem Kopfe thun und es ſelbſt überlegen, jedoch könnt Ihr wohl mit anderen Leuten davon raiſonniren. An Huthung wird es daſelbſt nicht fehlen. Wenn Wieſenwachs zu machen und noch gerodet und geräumt werden muß, müßt Ihr ferner überlegen, ob nicht vor Winters noch etwas vorgenommen, auch das Holz zu den Gebäuden in Zeiten angeſchafft werden könne, weil ich dieſes Vorwerk, wenn Ihr es für gut und nützlich findet, gern anlegen

Geyer & Derfinger sc.

Immanuel Kant

laſſen will und wird mir jederzeit beſonders angenehm ſein, wenn Ihr Euch dergeſtalt appliziren wollt."

Friedrich bezeugt dem Könige ſeine Freude und ſeinen Dank darüber in folgendem Schreiben vom 22. Sept. 1731.

Allergnädigſter König und Vater.

Ich bedanke mich ganz unterthänigſt für den gnädigen Brief, ſo mir mein Allergnädigſter Vater geſchrieben und werde mein Möglichſtes thun, um mir immer mehr in ökonomiſchen Wiſſenſchaften erfahrener zu machen. Ich bedanke mir auch vor das ſchöne Buch, ſo Sie die Gnade gehabt, mir zu ſchicken. Ich erkenne in aller Unterthänigkeit den heilſamen Endzweck, ſo Sie auch in dieſem mit mir vorhaben und nehme es als ein wahres Zeichen dero väterlicher Gnade. Ich bin dieſe Woche in Lebus geweſen, wo ungemein ſchön Land herrummer iſt, doch konnte man es den Tag nicht unterſcheiden, weil es ſehr geregnet hatte, und iſt ſehr ſchön Wetter für den Landmann. Das Land iſt ſchon alles zugeſät; die Gebäude bei Lebus aber ſehn ſehr wüſt aus, dieweil ſie alt ſind. — Der Prinz Carl iſt vergangene Mittewoch hier durch nach Sonneburg gegangen und hat den Mittag bei mir gegeſſen. Meines Allergnädigſten Vaters Willen gemäß bin nicht mit nach Sonneburg geweſen, habe dafür das Eggen und das Säen der ſpäten Wirthe in Augenſchein genommen. — Der Major Röder von die Würtenberger iſt hier auch durchpaſſiret und hat den Mittag bei mir gegeſſen. Er hat einen ſchönen großen Kerl vor meines Allergnädigſten Vaters Regiment, welchen ich nicht ohne blutigen Herzen habe anſehen können, wenn ich bedenke, daß ich nicht mehr Soldat bin. Ich verſehe mich zu meines Allergnädigſten Vaters Gnade, Er werde es mit mir gut machen, ich verlange auch nichts und kein Glück in der Welt, als was

von ihm kömmt und hoffe, Sie werden ſich wohl mal meiner in Gnade erinnern und mir wieder den blauen Rock anziehn. Auch habe ich dieſe Woche einige Mal mit den Büchſen nach dem Ziel geſchoſſen und werde in Carzig eine kleine Jagd finden u. ſ. w.

Daß es der Kronprinz als ein Berliner Kind mit dem Mir und Mich nicht ſehr genau nimmt, darf uns nicht verwundern, da ſeine ganze Umgebung kein beſſeres Deutſch ſprach und ſchrieb und er auch jetzt noch hauptſächlich franzöſiſche Bücher las, worüber er jedoch nicht die ihm aufgetragenen Arbeiten in der Kammer und die Beſichtigung der Güter verſäumte.

Da der König ganz beſonders wünſchte, von dem Kronprinzen genaue Anſchläge zur Anlegung neuer Vorwerke und zur Urbarmachung wüſten Landes zu erhalten, ließ Friedrich es hieran nicht fehlen. „Ich nehme mir," ſchreibt er aus Cüſtrin vom 29. Sept. 1731, „die Freiheit, in aller Unterthänigkeit meinem Allergnädigſten Vater hierbei den Plan, Anſchlag und Contract des neuen Vorwerks zu Carzig zu überſenden, woraus Sie Allergnädigſt erſehen werden, daß hierbei nichts als Roggen und Gerſte kann gewonnen werden. Die Wieſen, ſo hier zu machen, ſind recht gut und verintereſſirt ſich das Capital, ſo hineingeſtochen wird, auf 10 p. C. Vergangene Mittwoch bin ich dahin gereiſt und habe Alles auf das Exacteſte geſehen und den Anſchlag durchleſen laſſen, welcher richtig iſt. Ich wünſchte nur, daß ich mit meinem Fleiß ein Mehreres zu meines Allergnädigſten Vaters Dienſten thun könnte, ſo werde mein Leib und Leben und alles dazu anwenden und hoffe in dieſer Ermangelung, daß Sie an dieſes einen Gefallen haben mögen u. ſ. w.

Anſchlag der Koſten, ſo zu dem neuen Vorwerk Carzig erforderlich:

	Thlr.	Gr.	Pf.
99 Morgen Buſch zum Sommerfelde zu roden à Morgen 5 Thlr.	495	—	—
70 Morgen im dicken Buſch zu Wieſen zu roden à 6 Thlr.	420	—	—
210 Ruthen Graben zu machen von 12 Fuß Breite à 6 Gr.	520	12	—
Die Gebäude laut Anlage	617	19	—
Zu Anſchaffung von 400 Stück Schaafe à 16 Gr.	266	16	—
Vierzehn Ochſen à 12 Thlr.	168	—	—
Zu 156 Scheffel Roggen zur Saat à 12 Gr. .	78	—	—
60 Scheffel Gerſte à 10 Gr.	25	—	—
30 Scheffel Hafer à 8 Gr.	10	—	—
Dem Theerſchweler Entſchädigung	150	—	—
Den Wildzaun zu machen.	117	—	—

Summa 2867 Thl. 23 Gr.

Da in früherer Zeit die Abneigung des Kronprinzen gegen die Jagd ihm oft den Unwillen des Königs zugezogen hatte, ſo läßt er es auch hierin nicht an Beweiſen fehlen, wie ſehr er ſich in den Willen des Vaters fügt. „Vergangene Mittwoch“ — ſchreibt er an den König aus Cüſtrin vom 6. Oct. 1731, — „bin ich in das Amt Himmelſtädt geweſen, woſelbſt aber die wirthſchaftlichen Gebäude in ſehr ſchlechtem Stande ſind, indem das Brauhaus ſo miſerabel iſt, daß ſich die Leute vor das Brauen recht ſcheuen, aus Furcht, daß ihnen das Haus auf den Kopf falle. — — Auch habe mir ſehr verwundert, daß in das Amt Himmelſtädt noch nicht zugeſäet war; ſie ſagen aber, daß es in dieſem Amte nicht gut wäre, dieweil, wenn

ſie früher ſäeten, und es fiele im Frühjahre eine kühle Nacht ein, ſo wär das Korn all hin und kämen die ſpäten Wirthe am beſten zu Rath. Dichte bei habe einen Hirſch von 8 Enden und einige Schmaalthiere geſchoſſen; auch iſt eine grauſame Menge Hirſche in den Haiden und ſind ſo zahm, daß man mit dem Wagen dicht bis auf 30 Schritt heranfahren kann und findet man Rudeln von 40 bis 50 Stück beiſammen und dies ſehr häufig. Bei Wollup ſteht ein Hirſch von 28 Enden, welcher, glaub ich, ſehr leicht einzufangen wär, wenn es mein Allergnädigſter Vater beföhl. Vorigen Montag habe auch 3 Rehe bei Neumühle, eine Meile von hier, geſchoſſen und vergangenen Dienſtag bin etwas ausgeritten geweſen u. ſ. w.

In einem folgenden Briefe vom 27. Oct. meldet er: „Vorige Mittwoch bin ich nach Quartſchen geweſen, woſelbſt ſie mit der Saat nunmehr fertig ſind, und ſteht die Saat an einigen Orten all recht ſchöne. Geſtern bin ich in Wollup geweſen um die Wirthſchaft nochmalen recht in Augenſchein zu nehmen. — Bei Lebus ſoll ſich jetzt ein weißer Hirſch aufhalten, welcher von 8 Enden ſein ſoll. Vorigen Montag bin ich etwas ſpazieren geweſen und vorigen Dienſtag habe ich das Puppentheater beſucht." —

Der König wurde immer mehr mit der Führung des Kronprinzen zufrieden. „Ihr werdet," ſchreibt er ihm, „jetzt ſelbſt finden, wie nützlich es für Euch iſt, daß Ihr jetzo bei der Oekonomie Euch von Allem ſelbſt gründlich informirt und in das Detail geht. Uebrigens müßt Ihr nur Geduld haben und Euch blos auf mich verlaſſen, ſo wird ſchon Alles gut werden."

Bei alle dem wird der Kronprinz noch immer ſehr knapp gehalten; mit der Rechnung des Haushaltes pro October, bei welcher „nicht mehr als drei Groſchen erſpart worden

waren, iſt der König nicht zufrieden und ſchreibt dem Hofmarſchall: „aus der eingeſchickten Rechnung habe ich erſehen, daß Ihr nicht ſo gut Haus gehalten, wie es wohl ſein ſollte, weshalb Ihr dahin ſehn müßt, daß die Haushaltung mit gehöriger Menage geführt werde.“

Im vertraulichen Geſpräche mit ſeinen Freunden machte allerdings der Kronprinz andere Geſtändniſſe, als wir ſie in den Briefen an ſeinen Vater finden und um Erſparniſſe nachweiſen zu können, wurden heimlich Schulden gemacht. „Ich verſichre Sie,“ — äußerte Friedrich in dieſer Zeit gegen den Director Hille — „mein höchſtes Vergnügen iſt das Leſen (franzöſiſcher Bücher), ich liebe auch die Muſik, aber den Tanz weit mehr. Ich haſſe die Jagd, allein ich reite gern. Wär' ich mein eigner Herr, ich würde dies Alles nach meinem Gefallen treiben, allein ich würde einen guten Theil meiner Zeit auf meine Studien verwenden, wozu keineswegs „die Anſchläge“ gehören, bei denen ich mich auf Euch andere Herren verlaſſen würde. Außerdem würde ich ſehr darauf ſinnen, daß meine Tafel fein und delicat beſetzt ſei, jedoch ohne Verſchwendung. Ich würde gute Muſiker haben, allein wenige und nie über Tafel, da mir die Muſik zur Erholung dienen, mich aber nicht in der Unterhaltung beim Eſſen ſtören ſoll. Zu Mittag würde ich offne Tafel halten; am Abend meine Freunde bei mir haben und ſie gut bewirthen.“ „Schenke der Himmel“ — ſchreibt Hille, welcher dieſe Aeußerungen an Grumbkow mittheilt, „unſerem Kronprinzen nur etwas mehr Frömmigkeit und Alles wird gut gehn.“

Neuntes Capitel.

Der Kronprinz erhält keine Einladung zur Hochzeit ſeiner Schweſter. — Bei Hof ein glatter Boden. — Anweiſung eines Hofmanns, wie man darauf gehn ſoll. — Dieſer Prinz wird einer der größten Fürſten des brandenburgiſchen Hauſes werden. — Der Kronprinz in dem hechtgrauen Rock auf dem Hofballe. — Wird nach Cüſtrin zurückgeſchickt. — Der König ertheilt ihm Anweiſung Küchenzettel zu machen, ſoll ſtatt des Champagners lieber Weißbier trinken.

Des Kronprinzen ſehnlichſter Wunſch war jetzt, ſeinen hechtgrauen Oberrock, welcher ihm, wie er meinte, nur allzuſehr das Anſehn eines Baugefangenen gebe, wieder mit der Uniform zu vertauſchen und von dem Könige ein Regiment zu erhalten. Er hoffte auf eine Einladung des Königs zu der nahbevorſtehenden Vermählung ſeiner Schweſter, welche am 20. Nov. in Berlin gefeiert werden ſollte. Da er bis zum 10. Nov. noch keine Einladung erhalten hatte und es doch nicht wagte, den König darum zu bitten, übernahm es der Hofmarſchall. „Bis dato," ſchreibt Herr v. Wolden den 10. Nov. aus Cüſtrin an den König, „hat ſich der Kronprinz geſchmeichelt, daß er gegen das bevorſtehende Beilager die Gnade haben würde, ſich Ew. Königlichen Majeſtät zu Füſſen zu werfen; da er aber ſieht, daß man ihn vergeſſen wird, nimmt er ſolches für ein Zeichen höchſter Ungnade an und fängt ſich an

darüber zu grämen und niedergeſchlagen zu werden, jedoch unterwirft er ſich mit blindem Gehorſam Ew. Königlichen Majeſtät Befehle.“ Demungeachtet erhielt der Kronprinz keine Einladung zur Vermählung; der König genehmigte jedoch, daß er am dritten Tage nach der Vermählung (den 24. Nov.) nach Berlin kommen und ſich während eines Balles in ſeinem bürgerlichen, hechtgrauen Rocke der Königin und der Schweſter vorſtellen durfte.

Das war ein Moment, den ein ſo feiner Hofmann, wie der General und Miniſter v. Grumbkow, nicht vorüberlaſſen durfte, ohne ſich den künftigen Thronerben dabei verbindlich zu machen. Er ſetzte eine ſehr ausführliche Inſtruction auf, wie ſich der Kronprinz in Zukunft dem Könige gegenüber zu benehmen habe und überſchickte ſie ihm nach Cüſtrin. „Einige Erfahrung,“ ſagt Grumbkow in dieſer Inſtruction, „hat mir, ſo viel es meine ſchwachen Einſichten geſtatten, eine genaue Ueberſicht von dem Charakter eines Hofes erworben, deſſen Boden im höchſten Grade glatt und ſchlüpfrig iſt. In Bezug auf das Benehmen des Kronprinzen gegen den König glaube ich, daß, je einfacher, natürlicher, reſpectvoller er ſich benimmt, deſto mehr wird er dem Könige gefallen. Je heiterer daher das Geſicht, je ſichrer und unbehinderter die Haltung, deſto angenehmer wird er erſcheinen. Nach dem Alter, worin der Kronprinz ſteht, glaube ich, er würde gut thun, dem Könige ſtets den Titel „Majeſtät“ zu geben. Der jetzige König benahm ſich eben ſo gegen den hochſeligen König, der ihn immer Sohn nannte. In den beſonderen Unterredungen, welche der Kronprinz mit dem Könige haben wird, muß er beſtimmt und ohne Abweichung auf ſeine Fragen antworten und betrifft es Vergangenes, wobei andere Perſonen betheiligt ſein könnten, ſo muß er Nichts verheimlichen, aber zugleich

von der Gnade des Königs erbitten, dies Alles geneigteſt unterdrücken zu wollen, denn Vergangenes ſei nicht ungeſchehen zu machen und dies möchte nur dazu dienen, des Königs Gemüth zu erbittern.

Verlangt der König von dem Kronprinzenn einen Rath, oder ſeine Meinung über etwas, was gerade vorgeht, und wobei er vorausſieht, er ſtimme mit den Gedanken und Grundſätzen des Königs nicht überein, ſo muß er ſich immer eines ſolchen Ausdrucks bedienen: „Wenn Ew. Majeſtät es mir befehlen und ich meine Anſicht ausſprechen ſoll, ſo iſt es dieſe und dieſe, doch kann ich mich gar wohl täuſchen und meine wenige Erfahrung kann mich leicht irre führen.“ — Man muß vor dem Könige nie Spöttereien, oder Neckereien hören laſſen, beträfe es auch nur den geringſten Bedienten, aber auch auf der anderen Seite alles ſtrenge, verſchloſſene und düſtere Ausſehn ablegen, worüber der König ſich oft beſchwert hat. Man kann ohne boshafte Neckerei heiter ſein und eine lächelnde Miene zu rechter Zeit gefällt dem Könige ungemein.

Was Geſchäfte betrifft, ſeien es militäriſche, politiſche, oder häusliche, darf man ſich darein auf keine Weiſe weder direct, noch indirect miſchen, noch die mindeſte Neugier zeigen und wünſcht Se. Königliche Hoheit etwas zu erfahren, was Ihnen am Herzen liegt, ſo darf man ſich nur an zuverläſſige Leute wenden, die zugleich das Vertrauen des Königs beſitzen, rechtlich ſind und Ehre haben, doch alles dies nur mit vieler Umſicht. So oft ſich die Gelegenheit auf natürliche Weiſe darbietet, muß man ſtets den König bitten, daß, wenn Se. Majeſtät etwas misfällig fände, er es gefälligſt bemerken möchte, um ſo mehr, als Nichts vollkommen ſei und man leicht irren könnte. Wenn der Kronprinz mit Jemanden ſpricht und der König kommt dazu, muß er nicht, wie ſonſt, ſich von ihm

trennen, ſondern ſtets bereit ſein zu antworten, wenn der König fragt: was ſpricht Er da? Ueberhaupt muß der Kronprinz Alles, was er in Gegenwart des Königs thut, mit Vergnügen zu thun ſcheinen, wenn es ihm auch keines machen ſollte. — — In Bezug auf des Königs Civil- und Militairdiener wird man ſich deſto größere Liebe erwerben, wenn man ſie gleichſtellt. Da indeß das Gefolge ganz militairiſch iſt, ſo glaube ich, der Kronprinz werde gut thun, wenn er den Schein annimmt, als mache ihm die Geſellſchaft der Generale und Offiziere mehr Vergnügen und ein kleiner Zug des Wohlwollens, ein verbindliches Lächeln wird dem Civiliſten jene Auszeichnung des Militairs vergütigen. Ich bin der Meinung, ein richtiges Gefühl verlange vom Kronprinzen, ſei es auch nur zum Schein, etwas mehr Schonung und Höflichkeit gegen die, welche der König auszeichnet und die zu ſeiner Umgebung gehören, als für die Uebrigen. — — Gegen die auswärtigen Miniſter muß der Kronprinz viel Aufmerkſamkeit bezeigen und diejenigen auszeichnen, deren Intereſſen mit denen des Königs gemeinſam ſind und die Se. Majeſtät auszeichnen, aber durchaus vermeiden, in irgend einer Angelegenheit in die politiſchen Verhandlungen einzugehn, ſobald dies nicht auf Befehl des Königs geſchieht.

Die Zärtlichkeit und die hohe Achtung, welche der Kronprinz von Natur für eine ſo würdige Fürſtin hat, wie Ihro Majeſtät die Königin, machen es wohl unnütz, ihretwegen eine Vorſchrift zu geben. Da man indeß überall mit vieler Umſicht zu Werke gehn muß, iſt es wohl nicht nothwendig, anzuempfehlen, in dem, was man dem Könige von ihr ſagt, nichts beſonders auszuzeichnen und frühere Erfahrungen müſſen Se. Königliche Hoheit belehrt haben, daß der, über dieſe Auszeichnung gehegte Verdacht der erlauchten Mutter nebſt der vielge-

liebten Schweſter viel Kummer bereitete. Die unvergleichliche Prinzeſſin Wilhelmine hat allerdings gerechten Anſpruch auf Zärtlichkeit, Vertrauen und Freundſchaft, ſie gebühren ihr tauſendfach; doch glaube ich, müßte man im Anfange hier ein gewiſſes Maß beobachten. — —

Uebrigens beſitzt der Kronprinz ſo viel Geiſt und Umſicht, daß er Alles, was hier mangeln könnte, mit Leichtigkeit erſetzen wird. Etwas, das dem Könige ſehr gefallen dürfte, wäre, nach meiner Meinung, wenn er bei ſeiner Ankunft in Berlin den König bäte, alle Generale und Officiere der Armee, die ſich gerade in Berlin befinden, zu verſammeln, um ihnen in einer kleinen Rede ſeine aufrichtige Reue zu erklären, dem Könige, ſeinen Vater, mißfallen und ihm ein Aergerniß gegeben zu haben, das er mit ſeinem Blute zurückkaufen möchte. Er würde ſich beſtreben, dieſen Fehler wieder gut zu machen, indem er es bei einer Gelegenheit vergöſſe, wobei der Ruhm und die Waffen des Königs betheiligt wären. Unterdeß erneure er den Eid, den er in Cüſtrin abgelegt und da man meinen könne, er habe es gezwungen gethan, ſo bekräftige er denſelben hier aus eigner Bewegung bei voller Freiheit. Er könne dann endigen: „Ich, Friedrich von Preußen, ſchwöre und gelobe Gott dem Allmächtigen, daß ich meinem Könige, Herrn und Vater will treu bleiben bis in meinen Tod, ſo wahr mir Gott helfe durch Jeſum Chriſtum. Amen." Ich bin überzeugt, daß Nichts auf der Welt den König ſo erfreuen würde, noch dem Kronprinzen ſo ſein ganzes Vertrauen gewönne, wie dieſe Handlung.

Für dieſe unintereſſirten Rathſchläge wünſche ich von dem Kronprinzen einzig den Lohn, daß er mich für des Königs und folglich auch für ſeinen treueſten Diener halte und daß, im Fall böſe Menſchen Uebles von mir zu ihm ſprächen, er

ihnen nicht glauben möge, bevor er mich gehört. Uebrigens ſetze ich mein Vertrauen nur auf Gott. Auf Dich, Herr, habe ich gehofft, laß mich nicht auf ewig zu Schanden werden!"

Durchſchaute nun auch der Kronprinz mit ſeinem ſcharfblickenden Verſtande den Schmeichler und Scheinheiligen, ſo blieb ihm dennoch nichts anderes übrig, als ſich ihm gänzlich anzuvertrauen. „Ew. Excellenz," ſchreibt der Hofmarſchall und Geheimerath v. Wolden an Grumbkow, „darf ich von Seiten des Kronprinzen verſichern, daß Alles, was Ew. Excellenz ihm zu wiſſen thun, geheiligt und unter dem Siegel der Verſchwiegenheit geſagt ſein wird. Sie wagen daher durchaus nichts, indem Sie ihn das Feld kennen lehren, damit er ſeine Maaßregeln darnach nehmen kann; denn vorhergeſehene Pfeile ſind weniger gefährlich. Im Uebrigen iſt der Kronprinz erfreut, aus dem Briefe Ew. Excellenz zu ſehen, daß der König anfängt, mit ihm zufrieden zu ſein und er wird alles Mögliche thun, um Se. Majeſtät zu überzeugen, daß er ſich dem Ernſte zugewendet hat und Se. Majeſtät in den guten Geſinnungen, welche er zu ihm gefaßt hat, zu beſtärken. Mit dem ihm eigenen, durchdringenden Geiſte iſt er zu Allem fähig und ich kann wohl ſagen, daß der Aufenthalt zu Cüſtrin ihm keineswegs nachtheilig geweſen; denn außerdem, daß das Unglück ihm den Geiſt und das Herz gebildet, fängt er an eine richtige Vorſtellung von vielen Dingen zu gewinnen, von denen er früher nicht die geringſte Kenntniß hatte. Möge nur der gütige Gott dem Könige das Leben noch auf einige Jahre friſten, damit der Kronprinz zur Reife gelangt und dann wette ich, daß er einer der größten Fürſten werden wird, welche das Brandenburgiſche Haus jemals hervorgebracht hat."

Nicht gering war die Ueberraſchung der Königin und der

neuvermählten Prinzeſſin Wilhelmine, als am vierten Tage nach der Hochzeit, während der Ball ſchon angefangen hatte, mitten unter dem Glanze des Hofſtaates, der geſtickten Galakleider, der prächtigen Uniformen ein junger Kriegsrath in hechtgrauem Röckchen, zaghaft und ſchüchtern ſich ihnen näherte — es war der Kronprinz. Gram und Anſtrengung hatten ihn frühzeitig alt gemacht und je mehr die ganze Geſellſchaft die Augen auf ihn richtete, deſto ſichtbarer wurde ſeine Verlegenheit. Auch auf einem zweiten Hofballe am 26. Nov., zu welchem der König viele Kriegs- und Hofräthe, Kaufleute und andere honette Perſonen bürgerlichen Standes nebſt deren Eheliebſten zu invitiren befohlen hatte, mußte der Kronprinz in ſeinem grauen Kleide erſcheinen.

Auf die, von dem Fürſten Leopold von Deſſau und ſämmtlichen, in Berlin anweſenden, Generalen und Oberſten dem Könige vorgetragene Bitte, den Kronprinzen wieder in die Armee eintreten zu laſſen, verſtattete der König dem Kronprinzen, bei einem Gaſtmahle, welches am 30. Nov. der Graf Seckendorf gab, in der Uniform des v. Goltziſchen Regimentes zu erſcheinen; allein er mußte ſie, als er am 4. Nov. in ſein bisheriges Dienſtverhältniß nach Cüſtrin zurückging, in Berlin zurücklaſſen; indeſſen durfte er ſich doch nun als wieder zu Ehren und in den Soldatenſtand aufgenommen anſehn. Gleich nach ſeiner Zurückkunft ſchreibt er (den 8. Dec.) an den König: „Ich bedanke mir nochmalen unterthänigſt vor alle Gnade, ſo mein Allergnädigſter Vater für mir gehabt, während der Zeit ich ihm meine unterthänigſte Aufwartung gemacht und bitte auch hierbei, wenn ich wo was ſollte verſehen haben, es mir in Gnaden zu verzeihen, indem ich es gewiß nicht mit Fürſatz gethan habe. Uebrigens aber erkenne ich gewiß, wie ich ſoll und muß, die Gnade, die mir mein

Allergnädigſter Vater gethan, mir wieder zum Officier zu machen; ich weiß, daß ich es ihm allein zu danken habe und werde Ihnen auch davor ewige Treue, Reſpect, Liebe, Submiſſion und Erkenntniß haben. Sein Sie nur ſo gnädig und bedenken, mit was vor Hartnäckigkeit ich leider vor dieſem Ihnen widerſtrebt und glauben gewiß, daß ich im Guten viel beſtändiger ſein werde, denn ich halte mich an Ihnen allein und verlange kein Glück, keine Ehre, als welche ich durch Ihnen empfange. Nach unſerem Herr Gott erkenne ich keinen anderen Herrn, wie meinen Allergnädigſten Vater und weiß keinen andern, als Sie, dem ich unterthänige Treue und den Gehorſam leiſten muß. Ich verſichre meinem Allergnädigſten Vater, daß ich auf dieſes leben und ſterben werde und finden Sie eine falſche Ader an mir, die Ihnen nicht gänzlich ergeben, ſo thun Sie mit mir in der Welt, was Sie wollen." —

In gewohnter Weiſe fährt der Kronprinz fort, dem Könige Bericht über die Verbeſſerungen auf den Aemtern zu machen. Er ſchlägt vor, die Bauern, welche in der Woche ſechs Tage mit einem Pferde Hofdienſte thun müſſen, lieber drei Mal mit zwei Pferden arbeiten zu laſſen. — Der König antwortet ihm hierauf: „Wenn Ihr dasjenige, was Ihr wegen der Bauern ihre Dienſte anführt, allein betrachtet und ausfindig gemacht habt, ſeid Ihr ſchon weit in der Wirthſchaft gekommen; denn das iſt ein ſehr nöthiger Punkt, daß die Dienſte auf einen ſolchen Fuß, wie Ihr vorgeſchlagen habt, geführt werden, dahero approbire ich denſelben vollkommen. — Sobald ich nach Potsdam komme, ſollt Ihr auch das verſprochene Pferd haben; denn ich wollte Euch gern ein recht gutes Pferd ſchicken, Ihr müßt Euch nur noch ſo lange gedulden."

Mit der militairiſchen Haltung des Kronprinzen war indeſſen der König während des Beſuchs in Berlin nicht zufrie-

den geweſen, weshalb er dem Hofmarſchall ſchreibt, „darauf zu ſehn, daß der Kronprinz ſich den wackelnden Gang abgewöhne und nicht beſtändig auf den Zehen wippe.“ Der Hofmarſchall ſchreibt zur Antwort, daß der Kronprinz, als er ihn darauf aufmerkſam gemacht, jene Fehler ſelbſt unanſtändig gefunden und ſich befleißigen werde, in Zukunft einen fermen und ſtandhaften Gang anzunehmen. Da der König erfährt, daß der Kronprinz ſelbſt in der ſtrengen Jahreszeit die Aemter beſucht, ſchickt er ihm einen Winterrock und verſchiedene Uniformſtücke; dabei läßt er es jedoch an beſtändiger Ermahnung, das Geld zu Rathe zu halten, nicht fehlen. „Ich habe,“ ſchreibt ihm der König vom 17. Januar 1732, „drei Reitpferde vor Dir, eins iſt im Stande, die andern beiden noch nicht; Deine Equipage ſollt Ihr wohl bekommen, wenn es Zeit ſein wird. Habet Gott vor Augen und ſeid nur gehorſam und lernet ſelber Menage und Haus halten und mit Euer Geld auszukommen und nichts auszugeben, als mit guter Ueberlegung, ob es nicht wohlfeiler zu bekommen und applicirt Euch darauf, daß Ich Dir mehr anvertrauen kann, ſo ſoll auch mit Gottes Hülfe Dein Stand beſſer werden und Ich auf Dein gutes Etabliſſement gedenken werde. Der ich Dein treuer Vater bis in den Tod ſein werde.

N. S. Brauchet Ihr was, ſo ſchreibt Mir. Iſt der Koch **menageux**, oder geht er ſehr rips raps mit Fleiſch und Butter um? Dein Silberſerviçe laß ich zurechte machen; ich laſſe Meſſer, Löffel, Gabeln, Schüſſeln noch zu machen, auch Leuchter, daß ein Eſel Alles in einem Kaſten tragen kann.“

Der Kronprinz dankt für ſo viel Beweiſe der Gnade und weiß immer mehr ſich in der Gunſt des Vaters zu befeſtigen. „Was mein Allergnädigſter Vater,“ antwortet er vom 19. Januar, „wegen unſern Koch meint, ſo antworte ich in aller Un-

terthänigkeit, daß im Anfang wir ohne Menage mit ihm haus=gehalten, Alles ſelber auf dem Markte gekauft und des Abends die kleinen Rechnungen nachgeſehn; bei dieſer Wirthſchaft wur=den wir grauſam betrogen und kein Menſch konnte dem Koch nichts beweiſen, ſo reſolvirten wir denn, einen Accord mit ihm zu machen, den er nicht überſteigen darf, alſo haben wir nicht Urſach, über ihn zu klagen. Seine eigne Wirthſchaft taugt aber gar nichts, dieweil er nichts ordentlich hält und einen Jeden über ſeine Sachen gehn läßt. Uebrigens verſichre mei=nem Allergnädigſten Vater, daß ich mich recht ernſtlich auf die kleine Haushaltung befleißige, welches Er aus den künftigen Monatsrechnungen ſehen wird. Dieweil mein Allergnädigſter Vater erlaubt, bei Ihm eine Gnade auszubitten, ſo bitte un=terthänigſt umbs Exercir=Reglement, worinnen gerne oft leſen wollte, um es mir recht geläufig zu machen. Mein Allergnädigſter Vater kann mir keine größere Gnade thun, denn hierdurch mache ich mich Seines Dienſtes wieder würdig. — Donnerstag bin ich auf dem Neumühlſchen Saugarten gewe=ſen und haben wir an 20 Stück Sauen todt gemacht, es ſeind 8 hauende Schweine, 2 Bachen und das übrige Friſchlinge geweſen; ſie gehen hier reißend los und hat der Jagdſchreiber ein Stücker 10 auf dem Platze verkauft."

Das gefällt dem Könige. „Ihr werdet," ſchreibt er ihm vom 23. Januar, „hiernächſt ſelbſt den wahren Nutzen davon empfinden, wenn Ihr bei allen Sachen in's Einzelne geht. Bei Eurer Wirthſchaft müßt Ihr Euch auch aller Menage beflei=ßigen und Euch täglich von dem Koch einen Aufſatz von allem Eſſen und was er an Zuthat daran gebraucht, geben laſſen und ſodann examiniren, ob nicht zuviel in einem oder dem anderen Stücke angeſetzet, welches Ihr corrigiren müßt, und ſchicke ich Euch hierbei ein Schema, danach Ihr Eure Einrichtung ma=

chen könnt, um zu ſehn, ob Alles recht gut geht oder nicht und muß der Koch auch dadurch menagiren lernen. Ich ſchicke Euch hierbei das verlangte Reglement von der Infanterie.“

Schema zu einem Küchenzettel, wie Friedrich Wilhelm I. ihn täglich entweder ſelbſt ſchrieb, oder ſich zur Durchſicht und Nachrechnung vorlegen ließ:

An Sr. Königlichen Majeſtät Tafel-Mittags.

	Thlr.	Gr.	Pf.
Suppe von Kalbfleiſch mit Hechtklöſen, Sauerampf und Körbel; hierzu gehören:			
6 Pfd. Kalbfleiſch	—	8	—
½ Pfd. Butter	—	1	6
1 Pfd. Nierentalg	—	3	—
1 Hecht	—	8	—
15 Stück Eier	—	2	3
Milch	—	1	—
Sauerampf und Körbel	—	2	3
Kleine Stücke Rindfleiſch mit weißem Kohl.			
12 Pfd. Rindfleiſch	—	15	—
Weißer Kohl	—	5	—
Grüne Erbſen mit Hammelcarbonade.			
8 Pfd. Hammelfleiſch	—	10	—
Grüne Erbſen	—	13	—
1½ Pfd. Butter	—	4	6
¼ Pfd. Zucker	—	1	3
Spreekarpfen mit Kirſchmuß.			
½ großer Karpfen	—	16	—
½ Pfd. Kirſchmuß	—	5	—
1½ Pfd. Zucker	—	7	6
1 Pfd. Butter	—	3	—

	Thlr.	Gr.	Pf.
Krebſe mit Butter.			
1 Schock Krebſe	—	22	—
1 Pfd. Butter	—	3	—
Fricaſſée von jungen Hühnern.			
7 Stück junge Hühner	—	17	6
Champignons	—	4	—
1 Pfd. Butter	—	3	—
15 Stück Eier	—	2	3
1 Citrone	—	—	8
Marinirtes Rindsmaul und Füße.			
16 Pfd. Rindermaul und Füße	—	9	4
1 Citrone	—	—	8
Hammelbraten mit Gurkenſauce.			
10 Pfd. Hammelfleiſch	—	12	6
15 Stück grüne Gurken	—	1	—
½ Pfd. Butter	—	1	6
8 Stück friſche Heringe	2	2	8
Salzgurken	—	2	6
Laktuk	—	1	—

Nicht allein für ſeine eigne Tafel, ſondern auch für die der Dienerſchaft, der Pagen, Köche, ja ſelbſt der Küchenaufſpülerin ließ ſich Friedrich Wilhelm I. jeden Tag die Küchenzettel nebſt Rechnung vorlegen.

Die Menage und der gute Haushalt bleiben fortwährend ein Hauptgegenſtand der Correſpondenz. „Ich werde mir,“ antwortet der Kronprinz, „auf die Menage recht appliciren und heute gleich anfangen, mir einen Küchenzettel geben zu laſſen. Geſtern iſt in Wollup geſchlachtet worden und als ich dieſes hörte, ſo ſchickte gleich hinüber, um einen fetten Braten zu kriegen und weil ich weiß, daß mein Allergnädigſter Vater gern

Schweinebraten ißt, ſo habe ich mich die Freiheit genommen, Ihm einen zu überſenden. Nun werde brav im Reglement ſtudiren, denn ich wollte mich gern geſchickt machen, meinem Allergnädigſten Vater auf alle Art zu dienen."

Durch mehrere Inſpectionsreiſen im Winter hatte ſich der Kronprinz ein Schnupfenfieber zugezogen, welches ihn einige Wochen nöthigte, das Zimmer zu hüten. Der König empfiehlt ihm mit treuer Beſorgniß, ſich zu ſchonen und anſtatt des Champagners doch lieber auf ein gutes Bier zu halten. „Es iſt recht gut," ſchreibt er ihm, „daß Ihr Euch an das Bier gewöhnt; wenn Ihr Meinen väterlichen Ermahnungen hierin weiter folgt, werdet Ihr den Nutzen davon bald finden." Friedrich dankt für ſo gutgemeinten Rath. „Ich werde," antwortet er, „in allen Stücken meines Allergnädigſten Vaters Befehl nachleben und das Bier anlangend, ſo iſt hier ein ſehr gutes Bier, daran ich mich ſchon gewöhnt habe, Champagnerwein habe ich nur getrunken, weil es die Doctores befohlen haben." Ob Friedrich bei dieſem Grundſatze geblieben, Champagner nur auf Verordnung des Arztes zu trinken, dagegen möchten ſich gegründete Zweifel erheben laſſen.

Wenn wir den vertraulichen Mittheilungen des Generalmajors Grafen Schulenburg an Grumbkow Glauben ſchenken dürfen, ſo hatte die Gefangenſchaft in Cüſtrin dennoch nur vorübergehend auf die Sinnesänderung des Kronprinzen gewirkt. Kaum daß ihm wieder mehr Freiheit vergönnt war, fand ſich auch der frühere Leichtſinn wieder bei ihm ein. Der General Schulenburg traf ihn im October 1731 bei der Frau von Wreech auf dem Schloſſe Tamſel, gegen welche er, zumal ſie, wie Schulenburg erzählt, „ihren ſchönen Tag hatte, pure Lilien und Roſen auf den Wangen," durchaus nicht gleichgültig zu ſein ſchien; ſie war eine geborene Gräfin Schöning und an

einen preußiſchen Oberſten verheirathet. „Ich nahm mir,“ ſchreibt Schulenburg, „die Freiheit, dem Kronprinzen zu ſagen: „Sie müſſen ſich bemühen, ein tadelfreies Leben zu führen und vor Allem iſt nöthig, ſich nicht der Verführung zu überlaſſen; dies vorübergehende Vergnügen wird Ihnen tauſend Kummer bereiten. Er gab mir zur Antwort, daß er jung ſei, ſich nicht in ſeiner Gewalt habe, daß Gott nachſichtig ſei und dies nur kleine Sünden wären; ſein Vater habe es in ſeiner Jugend auch nicht beſſer gemacht. — Obwohl ich nun meine ganze Beredtſamkeit angewendet, ſo geſtehe ich doch, daß ich ihm keine anderen Geſinnungen beibringen konnte und mir ſcheint es ein Wunder zu ſein, wenn er in dieſem Punkte ſich ändern würde. — Er ſprach darauf von der Vermählung mit der Prinzeſſin von Mecklenburg, der Erbin des ruſſiſchen Throns, und fragte, ob ich etwas davon gehört hätte. Ich ſagte ihm, daß man davon in Wien öffentlich geſprochen, daß ich jedoch dieſen Handel für eine leere Einbildung hielte, da ſich ganz Europa gegen die Vereinigung zweier ſo großer Reiche ſetzen würde; außerdem läge es noch in weiter Ferne und dann — würden Sie wohl Ihre Religion ändern? dies verneinte er. Oder würden Sie, fragte ich, auf die Thronfolge in Preußen verzichten? Nein, ſagte er, da müßte ich ein großer Narr ſein. Wenn, ſagte er, der Kaiſer ſo ſehr für uns eingenommen iſt, ſo mag er mir ſeine zweite Tochter geben. Es iſt wohl nicht Ihr Ernſt, erwiederte ich. Warum nicht? wenn er mir einige Herzogthümer zur Mitgift gäbe. Das würde, bemerkte ich, die Hausgeſetze verletzen und dann müßten Sie katholiſch werden. O, ſagte er, was das betrifft, das wird gewiß nimmermehr geſchehn. Da Sie aber, fuhr ich fort, ſo viel vom Heirathen ſprechen, ſo glaube ich, daß Sie es wünſchen. Nein, ſagte er, allein wenn der König befiehlt, werde ich gehorchen;

hernach werde ich meine Gemahlin ruhig ſitzen laſſen und nach meinem Geſchmacke leben. Ich machte ihm bemerklich, er ſolle daran denken, daß dies gegen das göttliche Geſetz ſei, da geſchrieben ſtehe: die Ehebrecher werden das Himmelreich nicht erben. Ei nun, ſagte er, ich würde meiner Gemahlin dieſelbe Freiheit geſtatten. Ich traue Ihnen, antwortete ich, ſo viel Ehrgefühl zu, um dergleichen Schande nicht zu dulden. Da er ſich nicht herausziehen konnte, ſagte er: ich würde mich lieber gar nicht vermählen, ich ſpreche nur von dem Falle, wenn man mich zwingen würde, dann würde ich ſo handeln. Ich entgegnete ihm: der König würde nicht verſäumen, die Partie ſeiner Gemahlin zu nehmen. Da würde ich ſchon, ſagte er, für gute Ordnung ſorgen, daß ſie es nicht wagen ſollte, zu klagen. — So viel iſt gewiß, bemerkt Schulenburg, wenn der Kronprinz nicht kurz gehalten wird, dürfte er ſehr umſchlagen. Zu wiederholten Malen ſagte er mir: ich bin jung, ich will mein Leben genießen. Gegen das Ende unſerer Unterhaltung ſagte ich zu ihm: ich wünſchte Sie auf den rechten Weg zu führen und verſichre Sie, daß ich ganz offen zu Ihnen geſprochen habe; diejenigen aber, welche anders zu Ihnen reden, ſuchen nicht den Vortheil Ew. Königl. Hoheit, ſondern ihren eigenen. Er machte mir darüber ein Compliment, fügte jedoch hinzu: Als Sie jung waren, ſind Sie gewiß nicht klüger geweſen und wer weiß, was Sie in Wien Alles getrieben haben! Ich entgegnete: Jugend hat keine Tugend, allein ich habe mich nie den Ausſchweifungen hingegeben. Vielleicht, ſagte er, hat die Natur Ihnen Enthaltſamkeit verliehen; ich kann mich deſſen nicht rühmen."

Einige Wochen darauf machte der Kronprinz dem Grafen Schulenburg in Landsberg einen Beſuch und aß bei ihm zu Mittag. Der Graf theilt dem General Grumbkow auch über

dieſes Zuſammenſein ſeine Bemerkungen mit. „Der Kronprinz ißt nicht viel, allein ich bemerke, daß er die kleinen Schüſſeln und die hohe Kochkunſt liebt; aus Fiſchen macht er ſich wenig, obſchon ich gut zubereitete vorſetzte; Brühſuppe ißt er ebenfalls nicht. Es ſcheint nicht, daß er den Wein liebt; er koſtete von allen Sorten, allein für gewöhnlich trinkt er Burgunder mit Waſſer. Ich ſtellte ihm die Officiere meines Regiments vor; er empfing ſie als König. Es iſt kein Zweifel, daß er fühlt, wer er iſt und wenn er dies werden ſollte, wird er es geltend zu machen wiſſen. Ich für meine Perſon ziehe mich ſehr zurück und werde ihn ſo wenig als möglich ſehn. Ich ſehe wohl, daß er auf guten Rath nicht hört und ſich nur im Umgange mit Leuten gefällt, denen er überlegen iſt. Er ſucht die lächerliche Seite von Jedem zu finden und liebt die Neckerei. Dies iſt ein großer Fehler für einen Prinzen; er muß die Fehler Anderer bemerken, ohne es ſie fühlen zu laſſen. Ich ſpreche zu Ew. Excellenz als Freund und verſichre Sie, daß es ein Prinz iſt voll Geiſt, der ſich aber von ſeinen Leidenſchaften wird beherrſchen laſſen und nur die lieben wird, welche darauf eingehn. Was mich betrifft, ſo glaube ich, daß alle Prinzen in derſelben Form gegoſſen ſind. Beim Abſchiede küßte er mich zweimal und ſagte: es thut mir leid, daß ich nicht länger bleiben kann; ein anderes Mal werde ich mir es beſſer zu Nutze machen."

Zehntes Capitel.

Der kaiſerliche Hof verfügt über Friedrichs Vermählung. — Der König empfiehlt die Prinzeſſin Braut als ein „gottesfürchtig Menſch.“ — Der Kronprinz will ſich aus Verzweiflung todt ſchießen. — Hat andere Liebſchaften. Erhält ein Regiment in Ruppin. — Verlobung mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Braunſchweig-Bevern.

Ein neues Ungewitter zog ſich über dem Haupte des Kronprinzen zuſammen; er ſollte vermählt werden und zwar nicht nach ſeinem Sinne und dem Wunſche ſeines Herzens, ſondern nach Verabredungen und Umtrieben, welche von dem kaiſerlichen Hofe ausgegangen waren. Dieſer hatte nicht allein Alles aufgeboten, um die Vermählung Friedrichs mit einer engliſchen Prinzeſſin zu hindern, ſondern wußte es nun auch durchzuſetzen, daß der Kronprinz gezwungen wurde, ſich mit einer Nichte der Kaiſerin, der Prinzeſſin Eliſabeth, Tochter des Herzogs Ferdinand Albert von Braunſchweig-Bevern (geboren d. 8. Nov. 1715), zu vermählen. Obſchon ihr Aeußeres angenehm, ihr Character untadelhaft war, ſo konnte ſie dennoch ſich nie die Liebe des Kronprinzen, deſſen Freiheitsgefühl ſich gegen Zwang und fremden Einfluß bei den heiligſten Angelegenheiten ſeines Herzens empörte, gewinnen; die ihr gebührende Achtung hat er ihr ſein ganzes Leben hindurch nie verſagt; er war vierundfunfzig Jahre mit ihr vermählt. Nie hat die Königin das ſchöne Luſtſchloß Sansſouci betreten; ſie bewohnte das Schloß Schön-

hauſen eine Stunde von Berlin; ihre Ehe blieb kinderlos. — Könnte dies Benehmen gegen ſeine Gemahlin einen Schatten auf Friedrichs Character werfen, ſo müſſen wir ihm wenigſtens dies zugeſtehn, daß er bereits vor der Verlobung es genau vorhergeſagt, wie es kommen würde.

Bereits unter dem 12. Mai 1731 ſchreibt Prinz Eugen aus Wien an den Grafen Seckendorf, man ſehe bei dem kaiſerlichen Hofe die Vermählung des Kronprinzen von Preußen mit der Prinzeſſin von Bevern als das geeignetſte Mittel an, ihn von ſeinen dermaligen Prinzipien abzubringen.

Um nun dennoch den Anſchein zu haben, als verſtatte man dem Kronprinzen freie Wahl, ließ Seckendorf, wie er dem Prinzen Eugen aus Berlin den 19. Juni 1731 meldet, dem Kronprinzen drei Prinzeſſinnen zur Heirath vorſchlagen: die Gothaiſche, Eiſenachſche und Bevernſche. „Er iſt," ſchreibt Seckendorf, „reſolviret zu heirathen, indem er ſieht, daß eher keine gänzliche Befreiung zu hoffen. Er hat ſich reſolvirt vor die Bevernſche, à condition qu' elle n' étoit pas ni sotte, ni dégoutante, (daß ſie weder dumm, noch widerlich wäre) fürchtet aber, der König werde ihm ſo wenig geben, daß er davon nicht leben könnte. Uebrigens ſagte er mir, er wäre ein großer Poet geworden, er könnte in zwei Stunden hundert Verſe machen. Er ſei Muſiker, Moraliſt, Philoſoph, Phyſiker, Mechaniker, werde aber weder General noch Soldat werden, ſich nie in das Detail der Geſchäfte miſchen, ſein Volk glücklich machen, gute Miniſter wählen und dieſen die Regierung überlaſſen. Er weiß, daß die Engländer noch einen Verſuch wegen der Heirath thun wollen, fürchtet aber, daß es ohne Effect ſein dürfte."

Um den König geneigt für dieſe Heirath zu ſtimmen, wurde eine perſönliche Zuſammenkunft des Kaiſers mit ihm verabre-

det. In Beziehung darauf ſchreibt der Prinz Eugen an Seckendorf (Wien den 29. Jan. 1732): „Eine der erſten Wirkungen von ſolcher Zuſammenkunft wäre die Bevernſche Heirath mit dem Kronprinzen, obgleich Ew. Excellenz unter der Hand Alles anzuwenden haben, damit deſſen Entſchließung nicht ſo lange ausgeſtellt werde und je eher, je beſſer zu Stande kommen möge. Sie werden aber mit Grumbkow am Beſten in loco zu erkennen wiſſen, wie Sie ſich bei dem Könige ſowohl, als bei dem Kronprinzen zu betragen, damit die, zwiſchen letzterem und der Prinzeſſin nothwendige Zuſammenkunft, ſobald als möglich, vor ſich gehe und dann ungeſäumt zur Heirath ſelbſt geſchritten werde, widrigenfalls doch nicht zu vermuthen, daß die engliſchen Intriguen eher ſich endigen werden. Hierbei verſteht es ſich von ſelbſten, daß Alles, was Ew. Excellenz zur Beförderung dieſes Heirathswerkes beitragen, auf eine Art von Ihnen geſchehen müſſe, daß außer Grumbkow Niemand merken könne, als ob Sie einigen Antheil hätten, da vornehmlich die Königin ohnedas an England will glauben machen, daß Sie derjenige wären, der den König von der, dem engliſchen Hofe ſo hochangelegenen, doppelten Vermählung abgehalten hätte. Da nun Kaiſerliche Majeſtät England zwar nicht vor den Kopf ſtoßen wollen, die daſige Heirath aber unmöglich gern ſehen können: ſo iſt mit äußerſter Vorſichtigkeit hierinne umzugehn, um den mit der Prinzeſſin von Bevern abzielenden Endzweck zu erreichen, den Allerhöchſtdieſelben um ſo mehr wünſchen, als ſie ſolchen als das verläßlichſte Mittel anſehn, den, nach Ew. Excellenz und des Grumbkow Berichten auf ſo gutem Wege nun ſeienden Kronprinzen auf beſtändig herbeizuziehen. Da dieſes Letztere von höchſter Wichtigkeit iſt, ſo wollen Kaiſerliche Majeſtät, daß Ew. Excellenz Nichts unterlaſſen, um des Kronprinzen

Vertrauen, ſo viel nur immer ohne ein dem Könige verurſachendes Aufſehen geſchehen kann, auf alle mögliche Weiſe ſich zuzuziehen, zu dem Ende Sie ihm in All und Jedem zur Hand zu gehn, auch wie ſolches am füglichſten geſchehen könne, mit Grumbkow zu überlegen und übrigens bei allen Gelegenheiten Ihn, den Kronprinzen, der ganz beſondern Neigung und Liebe, ſo Kaiſerliche Majeſtät für ihn und ſein Haus hätten, auf das kräftigſte zu verſichern haben. Und da zu deſſelben vollkommner Gewinnung keine füglichere Gelegenheit doch nicht ſein kann, als in ſeiner dermaligen Bedürftigkeit ihm mit Geld beizuſtehn: ſo haben Kaiſerliche Majeſtät eine Summe von 2000 bis 2500 Ducaten dazu gewidmet, die Ew. Excellenz von Zeit zu Zeit zu empfangen und nach Ihrem Vorſchlag, theils zu Anwerbung großer Leute, theils auf andere Art anzuwenden haben werden, wodurch der Kronprinz die ihm zugedachte Beihülfe in der That genieße, der König aber in keinen Argwohn, als ob demſelben von hier aus, oder anderer Orten Geld zukomme, verfallen könne, als welches den König neuerdings gegen den Kronprinzen erbittern und gegen Kaiſerliche Majeſtät ſelbſt, wofern er es inne würde, ſehr ungehalten machen könnte. Es wird daher Ew. Excellenz Gutbefinden von Ihro Kaiſerlichen Majeſtät lediglich anheimgeſtellt, wie Sie ſich hierbei zu betragen, damit Alles in der größten Enge verbleibe und außer dem Kronprinzen und Grumbkow Niemand anderes, wer es auch ſei, davon Kenntniß erhalte.“ —

So ſehr nun auch die Königin noch immer an eine Vermählung des Kronprinzen mit einer engliſchen Prinzeſſin dachte, ſo war es dennoch der Kaiſerlichen Parthei gelungen, den König zu beſtimmen, ſich für die Prinzeſſin von Bevern zu entſcheiden. Er kündigt ſeinen Entſchluß dem Kronprinzen

auf eine herzliche und zutrauliche Weiſe in folgendem Briefe vom 4. Febr. 1732 an: „Mein lieber Sohn Fritz, es freut Mir ſehre, daß Ihr keine Arzenei mehr brauchet. Ihr müßt Euch noch etliche Tage ſchonen vor die große Kälte, denn ich und alle Menſchen ſchrecklich von Flüſſen incommodirt ſind, alſo nehmt Euch in Acht. Ihr wißt, mein lieber Sohn, daß, wenn meine Kinder gehorſam ſind, ich ſie ſehr lieb habe, ſo wie Ihr zu Berlin geweſen, hab' ich Euch Alles von Herzen vergeben und von die Berliner Zeit, da ich Euch nicht geſehen, auf Nichts gedacht, als auf Euer Wohlſein und Euch zu etabliren, ſowohl bei der Armee, als Euch mit einer ordentlichen Schwiegertochter zu verſehen und Euch ſuchen noch bei meinem Leben zu verheirathen. Ihr könnt wohl perſuadiret ſein, daß ich die Prinzeſſinnen des Landes durch Andere, ſo viel als möglich iſt, examiniren laſſen, was ſie vor Conduite und Education haben. Da hat ſich denn die Prinzeſſin, die älteſte von Bevern gefunden, die da wohl aufgezogen iſt, modeſte und eingezogen, ſo müſſen Frauen ſein. Ihr ſollt Mir cito Euer sentiment ſchreiben. — Die Prinzeſſin iſt nit häßlich, aber auch nit ſchön; Ihr ſollt keinem Menſchen was davon ſagen, wohl aber der Mama ſchreiben, daß ich Euch davon geſchrieben habe und wenn Ihr einen Sohn haben werdet, da will ich Euch laſſen reiſen. Die Hochzeit kann vor zukommendem Winter nicht ſein, indeſſen werde ſehen Gelegenheit zu machen, daß Ihr Euch etliche Male ſeht, in alle honneur, damit Ihr ſie doch kennen lernt. Sie iſt ein gottesfürchtig Menſch und dies iſt Alles, iſt comportable, ſowohl mit Euch, als mit den Schwieger-Eltern. Gott gebe ſeinen Segen Euch und Eure Nachfolgers und erhalte Dich als einen guten Chriſten, und habet Gott allemal vor Augen, ſeid gehorſam und treu, ſo wird es Dich hier zeitlich und dort ewiglich gut gehen

und wer das von Herzen wünſcht, der ſpreche Amen. Dein getreuer Vater bis in den Tod

Friedrich Wilhelm.

So dankbar auch die Antwort des Kronprinzen an den König für dieſe ihm zugedachte Gnade abgefaßt iſt, ſo ſehr er betheuert, ſich in Allem nach des Vaters Willen zu fügen: ſo grenzte dennoch damals ſein Gemüthszuſtand an Verzweiflung, und wie groß dieſe geweſen ſein muß, dürfen wir daraus ſchließen, daß er ſich dem ihm verhaßten General und Miniſter v. Grumbkow in die Arme wirft und ihn zum Vertrauten macht. Grumbkow hatte die Prinzeſſin, welche mit ihren Eltern nach Potsdam gekommen war, geſehen und hielt es für klüger, dem Kronprinzen kein allzuvortheilhaftes Bild von ſeiner Braut zu machen, damit ſeine Erwartung nicht zu hoch geſteigert werde. Hierauf antwortet ihm der Kronprinz aus Cüſtrin vom 19. Febr. 1732 *): „Urtheilen Sie ſelbſt, mein lieber General, ob ich ſehr erfreut über die Beſchreibung ſein kann, die Sie mir von dem entſetzlichen Gegenſtande meiner Wünſche machen. Um Gottes Willen! enttäuſche man doch den König über ſeine Auswahl und möge er bedenken, daß die Einfältigen gewöhnlich auch die Häßlichſten ſind. Unglücklich ſo, oder ſo, das kommt auf Eins heraus. — Der König ſoll doch bedenken, daß er ſich nicht für ſich verheirathet, ſondern daß ich es bin und daß er tauſendfachen Aerger davon haben wird, die unglücklichſte Ehe zweier Perſonen, die ſich haſſen, zu ſehen und ihre gegenſeitigen Klagen zu hören. Als guter Chriſt ſollte er doch bedenken, ob es gut gethan ſei, die Leute zu zwingen,

*) Im Originale franzöſiſch.

Eheſcheidungen und alle jene Sünden zu veranlaſſen, welche eine ſchlecht gewählte Ehe uns kennen lehrt. Eher bin ich zu Allem in der Welt entſchloſſen und da die Sachen ſo ſtehn, ſo können Sie es den Herzog von Bevern mit guter Manier wiſſen laſſen, möge kommen was da will, ich nehme ſie nie! Ich war unglücklich mein ganzes Leben, und ich glaube, daß es meine Beſtimmung iſt, es zu bleiben. Man muß ſich gedulden und die Zeit nehmen, wie ſie kommt; vielleicht hätte mich ein zu raſches Glück nach all' dem Elend, welches mir zu Theil ward, ſeit ich auf der Welt bin, übermüthig gemacht. Mag es denn kommen, wie es will, ich habe mir keinen Vorwurf zu machen; für ein Vergehen des Leichtſinns (die verſuchte Flucht) habe ich genug gelitten und ich will mich nicht verbindlich machen, mein Leiden bis in die fernſte Zukunft zu verlängern. Noch weiß ich mir zu helfen, ein Piſtolenſchuß kann mich von allen meinen Sorgen und von meinem Leben befreien. Ich glaube nicht, daß der gute Gott mich dafür verdammen, vielmehr, aus Mitleid für mich, mir, für ein elendes Leben hier, dort das ewige Heil gewähren wird. Da ſehen Sie, welche Gedanken die Verzweiflung einem jungen Mann eingeben kann, deſſen Blut nicht ſo ruhig iſt, als das eines Siebenzigers. — — Wenn es noch edle Menſchen in der Welt giebt, ſo müſſen dieſe darauf denken, mich von einem der gefährlichſten Schritte zurückzuhalten, den ich zu thun jemals bereit war. Ich verzehre mich in melancholiſchen Gedanken und ich fürchte ſehr, mein Leid nicht verbergen zu können. — — Soll ich mit meiner Gattin als Gemahl leben, ſo muß ſie ſchön ſein, ſo müſſen unſere Herzen ſympathiſiren, ohne dieſes iſt es unmöglich, daß ich ſie jemals liebe, und wenn der König dabei die Abſicht hat, ſich meiner zu verſichern, ſo iſt dies nicht das rechte Mittel.

Kommen wir daher in Zeiten unſerm Unglücke zuvor, damit wir nicht Urſache haben, unſre Nachläſſigkeit zu bereuen."

Man kann leicht denken, in welche Beſtürzung der General Grumbkow über dieſen Brief gerieth; er hatte Alles ſo fein angelegt, der König war auf ſeine Pläne eingegangen, der Kronprinz hatte ſich dem Willen des Vaters gefügt, die kaiſerlichen Dukaten füllten ſchon für den Kuppelpelz ſeine Taſchen — da erklärt mit einem Mal der zukünftige Bräutigam in den leidenſchaftlichſten Ausdrücken, daß er der für ihn ausgewählten Prinzeſſin niemals die Hand reichen werde. Jetzt galt es einen entſchloſſenen Schritt zu wagen. Im Guten war der Kronprinz nicht mehr zu gewinnen; das Einzige, was auf ihn wirken konnte, war die Drohung, ihn ſeinem Schickſale zu überlaſſen, und die Hand ganz von ihm zurückzuziehn. „Heut beim Erwachen," — ſchreibt Grumkow an den Kronprinzen den 22. Febr., „erhalte ich den ſchönen Brief Ew. Königlichen Hoheit vom 19., welcher mich ganz außer mir bringt. Wie? während Ew. Königliche Hoheit dem Könige Alles zugeſtehn, ſprechen Sie gegen mich in voller Verzweiflung und verlangen, daß ich mich in Händel miſche, welche mir den Kopf koſten können? Nein, mein gnädigſter Herr, das Hemd ſitzt mir näher als der Rock. — — Was mich betrifft, ſo hat mir Gott Verſtand genug gegeben, um die Folgen von alledem einzuſehn, welche verderblich für Ew. Königliche Hoheit und für alle diejenigen ſein werden, welche als ehrliche Leute Rath ertheilt haben. Dies iſt nicht mein Beruf, was ich dabei that war ein Uebriges, ich meinte es gut; allein ich bin nicht verbunden mich und meine arme Familie aus Liebe für Ew. Königliche Hoheit, da Sie nicht mein Herr ſind und Ihrem Verderben entgegen rennen, zu Grunde zu richten. Ich habe zu viel Gottesfurcht, um mich

einem Prinzen anzuſchließen, welcher ohne Grund ein Selbſtmörder werden will. Was werden Sie denn thun, wenn der liebe Gott Sie mit wahrem Unglücke heimſucht? Endlich, mein gnädigſter Herr, können Sie allen Geiſt von der Welt beſitzen, allein Sie urtheilen nicht wie ein edler Mann und Chriſt, und ohne dies giebt es kein Heil. — Ich beklage von ganzem Herzen die Königin, allein ſie wird mir erlauben, daß ich mich ehrfurchtsvoll bei ihr beurlaube. Ich würde ihr mit meinem Blute bei Allem, was ſich mit dem Dienſte meines Herrn und mit Ew. Königlichen Hoheit wahrem Intereſſe verträgt, dienen; allein mich zwiſchen Vater und Sohn einzudrängen, welche ſo entgegengeſetzte Meinungen haben, dies wäre ein Unternehmen, welches dem vorſichtigſten Manne den Hals brechen könnte. — — Ich weiß ſehr wohl, daß ich mit Allem, was ich hier ſchreibe, die Gnade Ew. Königlichen Hoheit verlieren werde, allein ich bin ganz darauf vorbereitet. Sie werden erlauben, daß ich mich von Ihren Angelegenheiten zurückziehe. Ich wünſche Ihnen tauſend Glück und ich würde den letzten Tropfen meines Blutes darum geben, wenn ich das Unglück verhindern könnte, welches ich vorherſehe. Salomo aber ſagt: ein verſtändiger Mann ſiehet das Unglück und verbirgt ſich, aber ein Narr geht blindlings durch.“

In demſelben drohenden Tone ſchreibt Grumbkow an den Hofmarſchall des Kronprinzen. „Mag Se. Königliche Hoheit die Mamſell von Eiſenach, oder die Venus heirathen, mir iſt Alles Eins. Ich erſuche Sie inſtändigſt, zu vergeſſen, daß wir uns jemals geſchrieben haben und Se. Königliche Hoheit zu beſtimmen, mich ganz zu vergeſſen. Großer Gott! wenn ich bedenke, daß Jemand davon ſpricht, ſich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, ohne den Gegenſtand, deſſen Fol-

gen noch ſo fern liegen, geſehen, oder näher unterſucht zu haben — das geht mir doch zu weit, und Gott wird mir die Gnade erzeigen, daß ich mich nicht darein zu miſchen brauche."

Nicht minder beſtürzt über die Drohungen des Kronprinzen war der Graf Seckendorf, der die empfindlichſte Zurechtweiſung von ſeinem Hofe erwarten mußte, wenn ein ſo ſchön eingeleitetes und theuer bezahltes Project verunglückt wäre. „Es wird ſich," meldet er dem Prinzen Eugen, dem er die Briefe des Kronprinzen an Grumbkow mittheilt, „in wenig Tagen zeigen, ob der Kronprinz Feſtigkeit genug hat, ſich des Königs Willen zu widerſetzen, oder ob das an Grumbkow Geſchriebene nur von einer Uebereilung der Jugend, die in der That noch groß bei dem Kronprinzen iſt, herrührt. Indeſſen, da mir nicht begreiflich vorkam, wie der Kronprinz auf ſolche notoriſch contraire Extremität verfallen könnte, ſo habe nebſt Grumbkow mir die Mühe gegeben, hinter den Grund dieſer wunderhaften, und in der That nicht erlaubten, Aufführung zu kommen. Nun haben wir erfahren, daß der Kronprinz bereits ſeit einigen Wochen ſich in ſtarke amour mit der Frau des Oberſten v. Wreech, einer Tochter des ſächſiſchen Feldmarſchalls v. Schöning, eingelaſſen, mit welcher Dame er, mit Wiſſen aller derjenigen, ſo ſich um ihn befinden, in ſolche Ausſchweifung verfallen, daß er ſich wenig Zeit giebt, eine ſo wichtige Sache, wie der König mit ihm vorhat, reiflich zu überlegen."

Der Brief Grumbkow's verfehlte ſeine Wirkung nicht; der Kronprinz folgte dem Befehle des Königs und fand ſich den 26. Febr. in Berlin ein, um ſeine Braut zum erſten Mal zu ſehn.

Die Prinzeſſin, eine ſchüchterne Jungfrau von ſiebenzehn Jahren, etwas linkiſch im Benehmen und in der Haltung, verlegen und ſchweigſam, deren Körper noch nicht völlig ausgebildet war und deren Geſicht noch Spuren von den erſt kürzlich überſtandenen Kindpocken hatte, gab dem zu Spöttereien gereizten Kronprinzen reichlichen Stoff zur Satyre. An Grumbkow ſchreibt er eine philoſophiſche Abhandlung, weshalb ein cokettes Frauenzimmer einer Betſchweſter vorzuziehen ſei; indeſſen erkannte er doch auch die Vorzüge der Braut an. „Ich habe," äußerte er ſich gegen Seckendorf, „durchaus keinen Widerwillen gegen die Prinzeſſin, ſie iſt ein gutes Herz; ich gönn' ihr alles Gute — aber lieben kann ich ſie nie!" —

Der König erwies dem Kronprinzen, um ihn ſich geneigt zu machen, alle Freundlichkeit, ernannte ihn bei der Parole am 29. Febr. zum Oberſten des erledigten Infanterieregiments v. Golz, deſſen Garniſon das kleine Landſtädtchen Ruppin zehn Meilen von Berlin war; wohin er im April 1732 ſich begab. Vorher fand die feierliche Verlobung des hohen Brautpaares am 10. März auf dem Schloſſe zu Berlin ſtatt; die Ringe wurden wohl gewechſelt, aber nicht die Herzen. „Sollte," ſchreibt Seckendorf dem Prinzen Eugen, „der König vor der Vermählung ſterben, ſo wird der Kronprinz ſein Jawort ohnfehlbar zurücknehmen, nicht aus einem Widerwillen gegen die Perſon der Prinzeſſin, ſondern vielmehr aus Caprice, ſich nach ſeinem eigenen Sinne zu verheirathen."

Elftes Capitel.

Der Kronprinz erhält vom Kaiſerlichen Hofe eine „heimliche Penſion". — Die Gemahlin und die Ducaten ſollen ihn zur Ruhe bringen. — Leichtſinnige Gedanken über den Eheſtand. — Humor und Ernſt; Philoſophie und Auſtern. — Möchte lieber zu Felde ziehn, als heirathen. —

Wenn es in der Politik ein Ahnungsvermögen giebt, ſo müſſen wir dies dem alten Prinzen Eugen in einem hohen Grade zuſchreiben. Ihn verfolgt nämlich unablässig die Ahnung, daß der Kronprinz von Preußen, ſobald er die Regierung antreten werde, ein ſehr gefährlicher Nachbar für das Haus Oeſtreich werden dürfe. Die Ausſicht, ihn durch die Vermählung mit der, von dem Wiener Hof für ihn auserwählten, Prinzeſſin geneigter zu ſtimmen, verſchwand immer mehr; es mußte nun ein anderer Verſuch gemacht werden, ſich ſeiner Freundſchaft zu vergewiſſern, und hierzu wußte man kein beſſeres Mittel, als ihn mit Ducaten zu unterſtützen. „Ew. Excellenz Obſorge," ſchreibt Prinz Eugen, an Seckendorf, „muß vornehmlich darauf gerichtet ſein, dem Kronprinzen nach und nach in Anſehung Kaiſerlicher Majeſtät diejenigen Prinzipien beizubringen, die zu unzertrennlicher Befeſtigung der zwiſchen den zwei Höfen dermalen unterlaufenden engen Freundſchaft nöthig, zu welchem Ende man auch von hier aus ſowohl mit Geld, als An-

derem, ſo zu des Kronprinzen Vergnügen gereichen mag, an die Hand gehen wird, nur daß Ew. Excellenz die nöthige Obſorge tragen, damit weder der König, noch jemand anderes wegen des dem Kronprinzen zu gebenden Geldes einigen Argwohn ſchöpfe." — „Es ſteht zu hoffen," ſchreibt er in dem nächſten Briefe vom 15. März 1732, „der Kronprinz werde immer mehr Vertrauen zu Ew. Excellenz, folglich auch mehreren Eifer vor Kaiſerliche Majeſtät und das Erzhaus bekommen, zumal er ohnedies von einem annoch jung und flüchtigem Gemüthe iſt, mithin die von den Uebelgeſinnten ihm beigebrachten widrigen Impreſſionen gar wohl annoch verlieren wird, wo ihm mit Geld und in allem Uebrigen in Kaiſerlicher Majeſtät Namen an die Hand gegangen wird, zu dem Ende auch die für ihn beſtimmten 2500 Ducaten an das Banquierhaus Gebrüder Palm bereits bezahlt worden ſind."

Auf die, von dem Prinzen Eugen geäußerten, Beſorgniſſe weiß Seckendorf nicht viel Tröſtliches zu antworten. „Des Kronprinzen flüchtiger Sinn," ſchreibt er den 29. März 1732, „wird wohl ſchwerlich ſobald können geändert werden. Der größte Fehler an ihm iſt ſeine Verſtellung und Falſchheit, daher mit großer Behutſamkeit ſich ihm anzuvertrauen iſt. Sein größter Vertrauter iſt Herr v. Natzmer, welcher ſich zu allen verbotenen Handlungen und vornehmlich zu Liebesgeſchäften brauchen läßt. Dieſes iſt die ſtärkſte Paſſion, ſo man allerdings bei dem Kronprinzen noch zur Zeit remarquirt, deswegen viele Unordnung zu befürchten, wenn es zur Wiſſenſchaft des Königs kommen ſollte. Man hält aber dafür, daß die Kräfte des Körpers die Neigung des böſen Willens nicht genug ſecundiren, folglich der Kronprinz in ſeinen Galanterien mehr einen eitlen Ruhm ſucht, als eine ſündliche Neigung. An Verſtand fehlt es zwar dem Kronprinzen nicht, aber iſt

wenig Solides noch zur Zeit dabei und befleißigt er ſich mehr ein bon mot, als Realität zu ſagen. Daß der Kronprinz aller Orten Geld ſchuldig, iſt ſicher, daher ich mich im Geheimen zur Abtragung ſeiner Schulden erboten; allein da er den flüchtigen Natzmer mit in das Geheimniß ziehen und das baare Geld in Händen haben will, ſo wäre allzugefährlich, ſolches zu wagen, weil die um den Kronprinzen ſeienden Domeſtiken ſeinen Vorrath von Geld würden gemerkt und dem Könige davon Nachricht gegeben haben. Dabei iſt zu fürchten, er verſchwendet das, was man ihm giebt, an die Maitreſſen und bezahlt dann keine Schulden, deren Abtragung um deſſentwillen nöthig, damit nicht ein neuer Unwille bei dem König entſtehe. Vor Allen muß man alſo dahin trachten, einen Theil ſeiner Schulden zu bezahlen, hernach die übrigen von Ihro Kaiſerlichen Majeſtät ausgeſetzten Gelder zu Anwerbung großer Leute und Rekruten anwenden; denn viel baar Geld ihm in die Hände zu geben, wäre zu merklich, da man weiß, daß er vom Könige monatlich nur 300 Thaler empfängt und es zu ſehr in die Augen fiele, wofern er 1000 Ducaten baar Geld, die er von mir verlangt, in ſeiner Schatulle hätte. — Mit der Neigung für die Prinzeſſin Braut geht es nach des Herzogs von Bevern Meinung beſſer, weil man ſich aber gemeinlich in Dingen, ſo einen ſelbſt angehn, mehr ſchmeichelt, als in der That nicht iſt, ſo werde bei meiner Ankunft in Potsdam hoffentlich erfahren und ſehen, ob eine Aenderung zum Guten hierbei ergangen. Meine größte Hoffnung ſetze in dieſer Angelegenheit auf die Oberhofmeiſterin, Frau v. Kaatſch. Ich hoffe, der Kronprinz ſoll die Prinzeſſin beim erſten Wiederſehn an Geſtalt und Manieren dergeſtalt verändert finden, daß ſie ihm beſſer, als nun gefallen wird. Die Manieren wird die Oberhofmeiſterin als eine vernünftige und ſehr belobte Frau

åndern machen und weil der Kronprinz ſonderlich an dem Tanze der Prinzeſſin Braut ausſtellt, daß ſie wie eine Gans wackle, ſo habe nach einem berühmten Tanzmeiſter nach Dresden geſchickt, um zu ſehn, ob dieſer ſich einige Monate in Wolfenbüttel aufhalten kann. An der Aenderung der Geſtalt iſt nicht zu zweifeln, denn da ſie in der That die ſchönſten Züge von Geſicht, auch in der That einen wohlgeſchaffenen Leib hat: ſo wird die Schönheit im Geſicht ohnfehlbar zunehmen, wenn die Flecken, ſo die Blattern zurückgelaſſen haben, vergehen und der Hals bei zunehmenden Jahren etwas vollkommner wird. Die Beſchleunigung der Hochzeit aber iſt auf alle Weiſe nöthig."

Der Kronprinz hatte, um dem Könige das Vergnügen zu machen, monatlich einen Ueberſchuß melden zu können, während der Gefangenſchaft in Cüſtrin einige Schulden gemacht. Die Uebernahme eines Regimentes, bei welchem ein einzelner „langer Kerl" oft mit tauſend Thalern und darüber bezahlt werden mußte, brachten ihn bald wieder in neue Verlegenheit. So war ihm die Geldhülfe, welche ihm der Kaiſer ſo freigebig zukommen ließ, ſehr erwünſcht. Der Graf Seckendorf macht den Anfang mit einer Summe von 500 Ducaten, welche er dem Kronprinzen nach Ruppin durch einen vertrauten Diener Grumbkow's ſchickt, welcher ſie ihm in einem Paquet Bücher zu eignen Händen übergeben mußte. „Wenn dieſe kleine Zuſendung," — ſchreibt Seckendorf dem Kronprinzen, — „ſich des Beifalls Ew. Königlichen Hoheit erfreuen ſollte, ſo wird man ſich fernerhin dieſes Weges bedienen, Ihnen Geld zu ſchicken, nicht zu unnöthigen Ausgaben, zu denen Ew. Königliche Hoheit überhaupt nicht fähig ſind, ſondern nur Ihnen die gute Meinung, welche der König jetzt von Ihnen hat, zu erhalten." Seckendorf bittet, ſein Billet zu zerreißen und dem Ueberbringer

einige zerriſſene Stücke, zu mehrerer Sicherheit, daß der Brief wirklich zerriſſen wurde, mitzugeben. Der Kronprinz ſtellt ſeine Quittung eben ſo vorſichtig aus. „Das Buch, welches Sie mir geſchickt haben,“ antwortet er, „finde ich ganz charmant und ſchicke Ihnen in einem Couvert das Lied, welches Sie von mir zu haben wünſchen.“

Dem Prinzen Eugen meldet Seckendorf hierauf: „Die 500 Ducaten ſind nun wirklich in des Kronprinzen Händen, und da ſolche durch einen alten getreuen Bedienten des Grumbkow, der dem Kronprinzen allezeit Bücher bringen muß, überſendet habe, ſo zeigt der beiliegende Brief, was der Kronprinz darauf geantwortet. Ich muß nun abwarten, wie ſich der Kronprinz mit dieſem Gelde und der dabei nöthigen Verſchwiegenheit aufführen wird, alsdann ihn immer mehr und mehr durch dieſe kaiſerliche Gnade auf beſſere Wege zu bringen hoffe.“ Damit iſt der Prinz Eugen vollkommen einverſtanden. „Auf was für Weiſe,“ ſchreibt er an Seckendorf den 16. April 1732, „Ew. Excellenz das, für den Kronprinzen in Händen habende Geld nach und nach ihm unvermerkt zuzuſtellen, oder ſonſt zur Bezahlung ſeiner Schulden anzuwenden haben, ſolches wird Ihrem Gutbefinden von Ihro Kaiſerlichen Majeſtät ganz allein überlaſſen. Sonſten iſt kein Zweifel, daß dieſe Ducaten das kräftigſte Mittel ſind, wodurch Sie des Kronprinzen Vertrauen ſich zuziehen, ihm auch eine größere Neigung gegen Kaiſerliche Majeſtät beibringen können, zumal bei derlei flüchtigen Gemüthern nothwendig in ihre passiones hineingegangen werden muß, um ſich angenehm bei ihnen zu machen und mit Nutzen alsdann operiren zu können. Zu bedauern iſt, daß keine wahre Zuneigung für die Prinzeſſin Braut bei dem Kronprinzen zu ſpüren iſt, die ſich jedoch von ſelbſten, wie ich hoffe, ergeben wird, da die Prinzeſſin von ſchöner Geſtalt iſt, in dem Fall beſonders, wenn die-

ſelbe einen etwas luſtigen Humor bekommen ſollte. — Das Vornehmſte aber iſt, daß das Beilager ſobald als möglich vorgenommen werde. Um daher alle mögliche Proſtitution zu vermeiden, wird das Sicherſte ſein, daß Ew. Excellenz vor Ihrer Abreiſe mit Grumbkow verabreden, auf welche Weiſe der König zu vermögen, daß er die Zeit des Beilagers von nun an benieme und hierzu einen ſo kurzen Termin als möglich ſetze; nur haben Ew. Excellenz auch hierbei Sorge zu tragen, daß kein Argwohn auf Sie falle u. ſ. w."

In wie großer Geldverlegenheit ſich auch der Kronprinz befand, ſo war es ihm dennoch ein drückendes Gefühl, ſich dem Grafen Seckendorf und dem kaiſerlichen Hofe als Schuldner verpflichtet zu ſehn. Er wendete ſich daher an den König mit der Bitte, dem Grafen Seckendorf 2125 Thaler, welche er ihm für Recruten ſchuldig ſei, zu bezahlen. „Ich habe," ſchreibt er an Seckendorf vom 17. Jul. 1732, „dem Könige geſchrieben, daß ich Ihnen noch 2125 Thaler für Recruten ſchuldig, von denen er mir geſagt, 600 Thaler bezahlt zu haben; es bleiben alſo noch 1525 Thaler, welche er Ihnen in den erſten Tagen bezahlen wird." Allein der König bezahlte nicht und der Kronprinz war bald genöthigt, aufs Neue ſeine Zuflucht zu Seckendorf zu nehmen. „Ich komme" — ſchreibt er ihm im Januar 1733 — „vom Könige, welcher in dieſem Augenblicke mir ſagt, daß ich mich zur Reiſe nach Braunſchweig rüſten ſoll, und da ich höre, daß man mir meine Auslagen nicht vergütigen will, ſo geſtehe ich, daß ich ſehr in Verlegenheit bin, da ich ganz auf dem Trocknen ſitze. Ich bekenne Ihnen ganz frei, daß Sie mich ſehr aus der Verlegenheit reißen würden, wenn Sie mir irgend eine Summe vorſchießen könnten. Ich weiß, daß ich Ihnen gegenwärtig nahe an Eintauſend Thaler ſchulde und ich verſichre, daß ich ſo-

bald ich verheirathet ſein werde, auf Mittel denken will, zu bezahlen."

Graf Seckendorf ſchickt ſogleich „eine zweite, ſtärkere Unterſtützung," um den Bedürfniſſen, welche man bei der Reiſe nach Braunſchweig haben könnte, zu Hülfe zu kommen. „Ich werde," ſchreibt er, „das Geld an den Poſtmeiſter zu Fehrbellin ſenden, wo es Ew. Königliche Hoheit durch einen Expreſſen unter dem Vorgeben, die kleine Schachtel mit dem Spaniol, der von Berlin für Se. Königliche Hoheit gekommen ſei, abholen laſſen können." Allein noch ehe die Reiſe nach Braunſchweig angetreten wurde, waren die Ducaten ſchon wieder ausgeflogen und er ſchreibt den 11. April 1733 an Seckendorf: „Da ich weiß, daß ich mich im Falle der Noth unbefangen an Sie, mein ſehr lieber Freund, wenden kann, ſo muß ich Ihnen frei geſtehn, daß ich von Neuem dazu gezwungen bin. Sie können darauf zählen, daß ich, ſobald ich im Stande bin, für die Rückzahlung ſorgen werde.

Der kaiſerliche Bevollmächtigte ſendet ſogleich neue Summen und verſichert, daß es mit der Rückzahlung nicht dränge, da der Gläubiger nichts als einen ſchönen Dank begehre. Dieſer Dank ſollte vornehmlich darin beſtehen, daß Friedrich ſich ſchon für alle Zukunft verbinden ſollte, dem Kaiſerhauſe als getreuer Reichsvaſall hold und gewärtig zu bleiben. „Da Se. Majeſtät der König, Ihr Vater," — ſchreibt er an den Kronprinzen den 13. April 1733, — „ſeit einigen Jahren wirkliche Beweiſe ſeiner Ergebenheit für den Kaiſer gegeben hat, ſo wird Ihro Kaiſerliche Majeſtät mit Vergnügen hören, daß Ew. Königliche Hoheit in dieſelben Anſichten eingehen. Sie können verſichert ſein, daß der Kaiſer ſeiner Seits nicht verſäumen wird, Ew. Königlichen Hoheit diejenige Achtung zu bezeigen,

welche Se. Majeſtät von den perſönlichen Verdienſten Ew. Königlichen Hoheit gefaßt hat. — — Die Summe, welche Ew. Königliche Hoheit mir ſchulden, iſt ſchon bezahlt; Ew. Königliche Hoheit werden, glaub ich, leicht errathen, durch wen. Da Ew. Königliche Hoheit mir Ihre gegenwärtige Noth ſchildern, werde ich Ihnen den Reſt der Unterſtützung auszahlen. Ich werde alles Mögliche zum Troſt der armen Erbprinzeſſin von Baireuth thun, ich werde mich ſogar an die Kaiſerin wenden, um zu ſehn, ob man nicht einige tauſend Gulden jährlich auftreiben kann, bis es dem lieben Gott gefällt, das Schickſal Ew. Königlichen Hoheit zu verbeſſern. Unſere erſte Sorge ſoll nun Herr Dühan ſein." Dieſer erhielt durch Seckendorf's Verwendung eine Anſtellung in Wolfenbüttel als Bibliothekar und eine Penſion von dem Kaiſer von 400 Thaler.

Der vorſichtige Seckendorf denkt nun auch ſchon daran, die Oberhofmeiſterin der zukünftigen Kronprinzeſſin dem kaiſerlichen Hofe geneigt zu machen. „Es iſt kein Zweifel," ſchreibt er dem Prinzen Eugen, „daß dieſe Frau für das kaiſerliche Intereſſe viel Gutes und Heilſames zu ſtiften im Stande; allein ich fürchte nur, der König und die Bevernſche Herrſchaft werden dieſer Frau einen, nur in hundert Thalern beſtehenden, Gehalt auswerfen, mit welchem ſie ohnmöglich beſtehen kann. Ich überlaſſe es daher Ew. Hochfürſtlichen Durchlaucht erleuchtetem Ermeſſen, ob es nicht rathſam wäre, dieſer vertrauten Frau eine jährliche Penſion von 1000 bis 1200 Gulden auszuwirken, damit dieſe zukünftige Oberhofmeiſterin vollkommen in das kaiſerliche Allerhöchſte Intereſſe gezogen würde.

Mit angelegentlichſter Fürſprache hatte ſich Friedrich bei Grumbkow und Seckendorf verwendet, um ſeiner Schweſter, der Erbprinzeſſin von Baireuth, ebenfalls eine Penſion bei dem

Kaiſer auszuwirken. „Alles,“ ſchreibt er an Grumbkow den 21. Januar 1733, „was ich über das Schickſal meiner Schweſter und des Markgrafen von Baireuth höre, bekümmert mich in tiefſter Seele und was noch ſchlimmer iſt, daß ich zum Theil ſelbſt die unglückliche Veranlaſſung ihres Mißgeſchickes bin. Ich habe noch einiges Geld für ſie aufgetrieben, ſonſt hätten ſie nicht einen Heller. Ja, ja, mein Freund, dies iſt ſo betrübt, daß ich ganz ſchwermüthig werde, wenn ich daran denke und wie kann ich für ihren Unterhalt ſorgen, ich, der ich ſelbſt nicht weiß, wovon ich leben ſoll. Wenn ſie nicht von anderwärts Hülfe erhalten — und es iſt in der That betrübt, hierzu ſeine Zuflucht nehmen zu müſſen — weiß ich nicht, was zu machen iſt. Für jetzt iſt es beſſer, ſich hierzu zu entſchließen, als Hungers zu ſterben.“

Dem Könige empfahl ſich der Kronprinz dadurch, daß er ſein Regiment in gute Ordnung brachte, ſich auch durch Seckendorf's Beihülfe einige große Flügelmänner zu verſchaffen wußte. Weniger zufrieden iſt der König damit, daß er ſeiner Braut nicht oft und zärtlich genug ſchreibt, obſchon ſie ihm alle Aufmerkſamkeit beweiſt und ihm ſogar von der Braunſchweiger Meſſe einige Göttinger Würſte geſchickt hat. Allein dies machte auf die Gemüthsſtimmung des Kronprinzen nicht den geringſten Eindruck; er bleibt fortwährend in der trotzigſten Abneigung gegen die Braut, gegen die er nichts weiter einzuwenden wußte, als daß er ſie ſich nicht ſelbſt gewählt habe. „Man will mich,“ ſchreibt er (im Originale franzöſiſch) an den General Grumbkow, der fortwährend ſein Vertrauter iſt, aus Ruppin vom 4. Septbr. 1832, „mit Stockſchlägen zwingen, verliebt zu werden, allein da ich unglücklicher Weiſe nicht die Natur des Eſels habe, fürchte ich ſehr, es wird nicht gelingen. Mein Gott! ich wünſchte doch, man möchte ſich erinnern, daß man

mir dieſe Heirath nolens volens angetragen und daß der Preis dafür meine Freiheit war. Ich hoffe, daß man ſich, ſobald ich verheirathet ſein werde, nicht weiter in meine Angelegenheiten miſchen werde, ſonſt würden die Sachen ſchlecht ablaufen und die Prinzeſſin könnte darunter leiden. Die Heirath macht majorenn und ſobald ich es bin, bin ich Herr in meinem Hauſe und meine Frau hat nichts darin zu befehlen. Nur keine Frau bei irgend einer Regierungsangelegenheit. Ich glaube, daß ein Mann, der ſich von Frauen regieren läßt, der größte Cujon von der Welt und des Namens eines Mannes unwürdig iſt. Deshalb, wenn ich mich verheirathe, thu' ich es als galant homme, d. h. Madame kann thun, was ſie Luſt hat, ich thue was mir gefällt; es lebe die Freiheit! Sie ſehn, mein lieber General, mein Herz iſt etwas weitläuftig und mein Kopf heiß; allein ich kann mir keinen Zwang anthun und ich ſage Ihnen meine Gedanken, wie ich ſie vor Gott habe. Sie werden mir zugeſtehn, daß der Zwang ein ſehr entgegengeſetztes Mittel zur Liebe iſt, die ſich niemals erzwingen läßt. Ich liebe allerdings das ſchöne Geſchlecht, allein ſehr flüchtig, ich will nur das Vergnügen, hernach verachte ich ſie. Nun urtheilen Sie, ob ich von dem Holze bin, aus welchem man gute Ehemänner ſchnitzt. Ich werde mein Wort halten, ich werde mich verheirathen, allein hernach nichts weiter als: Madame, guten Tag und guten Weg! — Je mehr man zu einer Sache gezwungen wird, deſto größer wird der Abſcheu davor." — Hinter dieſem Leichtſinn, der mehr nur auf der Oberfläche ſeiner Seele lag, bewahrte der Kronprinz ſich doch auch ernſtere und tiefere Lebensanſichten und er würde nie der große König geworden ſein, wenn er als Kronprinz nur jene leichtfertige Geſinnung gehabt hätte. „Mir gefällt," ſchreibt er in einem folgenden Briefe vom 25. Septbr. aus Ruppin an Grumbkow „das Leben in

einer kleinen Stadt, wo Sorgen und Unruhe aus dem Geiſte verbannt ſind. Man fürchtet nie zu ſpät zu kommen, denn man iſt ſein eigner Herr, man iſt aller Complimente überhoben, welche uns Anſtandes halber oft zwingen, Worte auszuſprechen, von denen das Herz nichts weiß. Man ordnet ſeinen Tag nach Belieben, ſieht nur, wen man Luſt hat und jene Unzahl falſcher Freunde, die unvermeidliche Geſellſchaft der Höfe, unterbricht unſere Ruhe nicht; man überläßt dem lieben Gott und dem Monarchen die Sorge, die Staatsmaſchine zu regieren. — — Die Geſellſchaft, obgleich wenig ausgewählt, hat dennoch ihr Angenehmes und die Verſchiedenheit der Charactere giebt uns viel Stoff zum Philoſophiren. Die faden Späße des Einen, der dumme Stolz des Andern, die Unwiſſenheit eines Dritten, der den Gelehrten ſpielen will, beluſtigen und die Schwatzhaftigkeit Aller lehrt uns ihren Character leichter kennen, als an dem Hofe, wo ein Jeder durch ſeine Verſtellungskunſt ſich zu verbergen weiß. Alles macht uns hier Vergnügen und ich ziehe die erſte beſte Dorfnymphe, die nach Kuhſtall riecht, bei weitem der Gräfin D—h— mit ihrem gezierten und geſchminkten Geſichtchen vor. Die Freiheit des Geiſtes theilt ſich unſerem ganzen Weſen mit, man wird munterer, wenn man über ſeine Zeit nach Gefallen beſtimmen kann. Man kann ſtudiren, ſeine Betrachtungen über die Begebenheiten anſtellen und kommt ſehr von der Verblendung zurück, welche der eitle Glanz der Größe verbreitet. Je höher man geſtellt iſt, deſto mehr Sclave iſt man, ſowohl von den andern großen Herren, als auch von dem Staate, von den Zudringlichen, von den Geſchäften und vor allen von dem Wörtchen: Was werden die Leute dazu ſagen? Vielleicht lachen Sie darüber, daß ich in meinem Alter dergleichen Betrachtungen mache, die dem Weltleben ſo fern zu liegen

ſcheinen. Nichts deſto weniger liebe ich dies auch und mein lebhaftes Temperament treibt mich oft ungeſtüm den Vergnügungen zu, für welche die Jugend toll und blind iſt. Allein mich hat das Unglück gelehrt, dies Feuer zu mäßigen, und obwohl noch weit davon entfernt, mich ſelbſt beherrſchen zu können, oder der Welt valet zu ſagen, wie die Pietiſten, ſo habe ich doch richtig denken gelernt und hoffe mit der Zeit im Stande zu ſein, die Vorſchriften zu befolgen, welche die Vernunft mir vorſchreibt. — Doch genug davon, mich erwarten 200 Stück Auſtern und der köſtlichſte Champagner."

Die Erwerbung der Herzogthümer Jülich und Berg beſchäftigte damals den König und ſeine Miniſter; die Regimenter erhielten Befehl, ſich marſchfertig zu halten und Niemanden wäre ein Feldzug willkommener geweſen, als dem Kronprinzen. „Der Kurfürſt von der Pfalz," ſchreibt er an Grumbkow aus Ruppin vom 3. Septbr. 1732, „liegt in den letzten Zügen, unſere Marſchordre iſt angekommen und man erwartet nur den Moment ſeines Todes, um uns das Ultimatum zu ſchicken. Ich würde mich freuen, die ſchöne Armee des Königs in Thätigkeit zu ſehn und das Kriegshandwerk unter ſiegreichen Waffen zu erlernen. Welches Glück dürfen wir uns verſprechen, da wir eine gerechte Sache haben und uns überdem durch den Ruhm begeiſtert fühlen. Ich fliege ſchon zum voraus durch die Ebnen von Jülich und Berg, ich ſehe ſchon dieſe neuen Unterthanen ſich zu den Füßen ihres neuen Herrn werfen, während wir unſere Waffen nur brauchen, um unſeren feigen Neidern Furcht und Schrecken einzujagen. Ich bereite mich jetzt vor, um im Stande zu ſein, die Befehle, welche ich erhalten werde, mit aller nur möglichen Pünktlichkeit auszuführen. Morgen laß ich die Zelte aufſpannen und die übrigen Vorbereitungen machen. Sie glauben

nicht, in welcher Unruhe ſich unſere kleine Stadt befindet, ein Jeder läuft wider den Anderen; die Soldaten nehmen ſchon von der Frau Wirthin Abſchied, die Officiere von ihren Geliebten, die Marketender von ihren Familien. — Da ſehen wir nun, was der Menſch iſt — ein Thier, welches die Veränderung liebt, welches ſich mit der erſten beſten Hoffnung auf Verbeſſerung ſeiner Lage füttert, die man ihm macht. Es wäre dies ein Feld zu ſehr weiten Betrachtungen, welche ſich einem Jeden von ſelbſt darbieten."

Diesmal war es indeſſen nur ein blinder Lärm und Friedrich weiß ſich ſehr gut in die ihm zu Theil gewordene Ruhe zu finden. „Wir befinden uns hier," ſchreibt er in einem folgenden Briefe, „wiederum im tiefſten Frieden und ich wünſchte mein ganzes Lebelang nicht mehr und nicht weniger glücklich zu ſein. Ich würde mich ſehr gern mit meinem Schickſale begnügen, ſobald es nur vom Frieden begleitet wird und ich mich meines Lebens in Ruhe freuen darf, ohne Störung, zumal da ich die Thorheiten, aus denen die Welt ihre Eitelkeiten aufbaut, für nichts achte. Und welches Unrecht hat man auch, ſich nicht mit einer richtigen Mitte (juste-milieu) zu begnügen, welche meiner Meinung nach der glücklichſte Zuſtand iſt; denn zu viel Größe iſt eine Laſt und ermüdet unendlich und die Dürftigkeit bringt einen gewiſſen Edelſinn, der ſich in unſerm Character von Natur befindet, zu ſehr herunter. Ich halte mich daher in der Lage, in die es dem Himmel gefallen hat mich zu verſetzen, für glücklich; ich finde, daß ich mehr habe, als ich verdiene, und mein größtes Glück beſteht in der Kenntniß, welche ich davon habe. — — Ich komme faſt nicht einen Augenblick aus meinem Hauſe, ich unterhalte mich mit den Todten und dieſes ſtumme Geſpräch iſt mir nützlicher, als alle Unterhaltung mit den Lebenden. Bald finde ich Erholung

in der Muſik, bald nehme ich meine Zuflucht zur ſanften Lyra, für die Apollo mich der Begeiſterung würdigt. Zurückhaltend aber in meiner Glut behalte ich Alles für mich und opfre die Schöpfungen Apollo's dem Gotte des Feuers, welcher ſie verzehrt. Dies iſt mein Leben, dies ſind die Vergnügungen die mich ergötzen."

So zurückgezogen aber auch der Kronprinz lebte ſo fanden ſich doch noch immer Zuträger, welche dem Könige ungünſtige Nachrichten über ihn hinterbrachten. Bald ſollte er der Anſtifter geweſen ſein, daß einem Prediger die Fenſter waren eingeworfen worden, bald ſollte er Spinoza's antichriſtliche Schriften leſen und Atheiſt geworden ſein, bald nur den Liebſchaften nachgehn. „Ich weiß nicht" — ſchreibt er an Grumbkow, — „woher es kommt, daß alle Welt, was dieſen letzten Punct betrifft, ſo viel von mir ſpricht. Die Wahrheit zu ſagen, man hat allerdings Fleiſch und Blut und ich leugne nicht, daß dieſes nicht zuweilen ſchwach ſei; allein für eine kleine Sünde wird man ſogleich als der ärgſte Wüſtling ausgeſchrieen. Ich kenne Keinen, der nicht daſſelbe thut, Viele machen es noch ärger und ich kann nicht begreifen, woher es kommt, daß Niemand von ihnen ſpricht. — Ich hoffe, die Zeit wird mich weiſe machen, ich thue mein Möglichſtes, es zu werden; allein ich glaube nicht, daß Cato der geſtrenge Cenſor war, als er jung war. — Was mich beruhigt iſt, daß ich ſo eben von dem Könige Rebhühner erhalte" u. ſ. w.

Der leiſeſte Anſchein zum Kriege wird jedoch von Friedrich, ſo ſehr er auch die Ruhe liebt, willkommen geheißen. „Ich hoffe" — ſchreibt er im März 1733 — „wir werden ſicher in dieſem Jahre noch ein Lager beziehen. Ich würde außer mir vor Freude ſein, denn ich fürchte, daß ohne dieſes die Kraft meines Armes in der Ruhe erſchlafft. Jetzt kann ich

noch ein Schüler des Krieges werden; zählt man erſt dreißig, dann hat man keine Luſt mehr zum Lernen und ein Handwerk, wie der Krieg, erfordert mehr als das, was das hinfällige Alter zu leiſten vermag. Man muß darin erzogen und genährt worden ſein und in dem Soldatenſtande unterrichtet uns beſſer eine zu frühe, als eine zu ſpäte Praxis. Der Krieg außerhalb unſrer Grenzen kann nur heilſam für uns ſein. Er ſchränkt den Aufwand und Luxus ein, zwingt zur Nüchternheit und Enthaltſamkeit, macht unſern Körper fähig, Anſtrengungen zu ertragen und vertilgt alles Weibiſche und Weichliche.“ —

Allein auch diesmal ging die ſchöne Hoffnung eines Feldzuges vorüber, die Zeit der Vermählung rückte immer näher, ohne daß ſich das Mißverhältniß zwiſchen Vater und Sohn vollſtändig ausgeglichen hätte, obſchon der Kronprinz Nichts unverſucht ließ. „Ich glaube nicht“ — ſchreibt er an Grumbkow im Mai 1733 — „daß ich es an Vertrauen gegen den König habe fehlen laſſen, denn obgleich ich ihn in Bezug auf mich nicht ſehr aufrichtig glaube, gehe ich meinen geraden Weg, ohne Mißtrauen in ihn zu ſetzen, da ich mir nichts vorzuwerfen habe, und die traurige Erfahrung mich gelehrt hat, daß für mich die beſte Politik in der Welt die wäre, alle Dinge gehn zu laſſen, wie es Gott gefällt ſie zu lenken und dem Könige, ſie auszuführen, und an nichts anderes zu denken, als an das Vergnügen. Was hätte ich dem Könige zu vertrauen? Ich ziehe meinen Geiſt abſichtlich von allen Geſchäften ab und erreiche damit meinen Zweck ſo gut, daß ich Sie auf Ehre verſichern kann, daß ich lebe, als wenn der König unſterblich wäre und ich will auf der Stelle ſterben, wenn ich mir einen Plan für die Zeit nach ſeinem Tode gemacht habe. Ich würde dann vielleicht beſorgen, daß Alles, was jetzt dieſem Plane zu-

wider geſchähe, mir Kummer verurſachen könnte, da ich aber keinen Plan habe, kann demſelben auch nichts in den Weg treten, wodurch ich eine Sorge weniger habe." — Endlich ergab ſich der Kronprinz in das Unvermeidliche mit Reſignation und, woran es ihm nie gebrach, mit heitrer Laune. „Ich geſtehe," — ſchreibt er im Jannuar 1733 an Grumbkow — „daß ich keine große Ungeduld zur Reiſe nach Braunſchweig verſpüre, da ich ſchon zum Voraus weiß, was meine Stumme mir ſagen wird. Dies iſt indeſſen noch ihre beſte Eigenſchaft und ich ſtimme darin ganz mit Ihnen überein, daß ein ſtummes Weib ein Segen des Himmels iſt. Auch heißt es in der Schrift: Einem Weibe geſtatte ich nicht, daß ſie lehre, auch nicht, daß ſie des Mannes Herr ſei, ſondern ſchweige. — Kurz und gut, ich werde die Comödie von Braunſchweig ſpielen, daß Nichts daran fehlen ſoll und Signor Brighella wird ſehr verliebte Reden mit der ſchönen Angelica halten, allein ich fürchte ſehr, daß ich das Compliment machen und für ſie werde ſprechen müſſen. — — — Gegenwärtig ſtudir' ich ſchon die Complimente für Braunſchweig, und geh' auf die Schweinsjagd, um mir dergleichen anzueignen. Meine Prinzeſſin hat mir eine Tabatiere von Porzellan geſchickt, welche ich in dem Kaſten zerbrochen gefunden habe. Ich weiß nicht, ob dies eine Anſpielung auf die Zerbrechlichkeit ihrer — Tugend, oder des ganzen menſchlichen Weſens ſein ſollte. Ich habe es für ein ſehr ſchlimmes Anzeichen genommen; denn eine zerbrochene Doſe bedeutet, nach der geheimen Philoſophie Agrippa's, Unglück in der Liebe. Dies war für diesmal Scherz genug. — — Adieu, lieber Freund, ich finde alle Tage mehr, daß die Welt ein närriſches Ding und die Gnade der Großen das veränderlichſte Ding auf der Welt iſt. Ein falſcher Bericht, ein Nichts ſind im Stande, alle Dienſte, die wir ihnen geleiſtet, alle Mühe,

die wir uns gaben, ihnen zu gefallen, zu Nichts zu machen. Ich liebe meine Zurückgezogenheit und ſogar das Geſchick, welches mich von der Gicht, von Berlin und von dieſer ganzen Hof=Clique, deren Mutter die Falſchheit, deren Führer der Neid iſt, bewahrt."

Für Philoſophie und Poeſie zeigt Friedrich jetzt ſchon entſchiedenes Talent und unermüdlichen Fleiß; weniger Neigung zur Fortſetzung der in Cüſtrin begonnenen kameraliſtiſchen und ökonomiſchen Studien, und wenn ſeine dortigen Vorgeſetzten dem Könige meldeten, daß der Kronprinz „Anſchläge" mache, wie der beſte Kammerpräſident, ſo zieht ihm dies ſpäter manche Verlegenheit zu. Der König trägt ihm Arbeiten auf, denen er ſich nicht gewachſen fühlt. „Ich befinde mich" — ſchreibt er an Grumbkow vom 3. Oct. 1732 — „in der größten Verlegenheit von der Welt, indem ich von dem Könige den Befehl erhalten habe, den Pachtanſchlag von dem Amte Ruppin zu machen. Um Ihnen die Wahrheit zu geſtehn; ich verſtehe nicht genug davon, um dies ganz allein machen zu können. Deshalb bitte ich Sie, mich aus dieſer Verlegenheit zu ziehn und mir Jemand zu ſchicken, der einen Anſchlag zu machen verſteht. Sie können mir gar keinen größeren Dienſt erweiſen, denn dies macht mir fürchterliche Sorgen und ich bitte Sie, mich auf's Schnellſte davon zu befreien. Man kann gar nicht in größerer Verlegenheit ſein, und ich beſchwöre Sie, helfen Sie mir; ich ſoll noch mehr Anſchläge machen und wenn ich weiß, wie, will ich gehangen ſein."

Grumbkow, dem jetzt Alles daran gelegen war, das gute Vernehmen zwiſchen Vater und Sohn zu erhalten, ſorgte für einen Gehülfen, der dem Kronprinzen aus dieſer Verlegenheit half; jedoch ſollte er bald wieder in eine andere verwickelt werden. Ueberhaupt fand Friedrich — vielleicht nur aus einem

Geiſte des Widerſpruchs — keinen Gefallen an den ökonomiſchen und kameraliſtiſchen Arbeiten. „Unter uns geſagt,“ ſchreibt er aus Ruppin den 10. Mai 1733, „das Handwerk der Kameraliſten wird niemals mein Fach ſein. Ich weiß ſchon ſo viel, als ich nöthig habe, um mir die Preiſe und Taxen ſelbſt zu machen. Es genügt, daß man ſich unterrichte, daß man die ganze Maſſe leite und daß man darüber das Handelsſyſtem nicht vergeſſe. Denn Alles, was man aus dem Grund und Boden durch die Pachtungen gewinnt, iſt nur das Geld, was ſchon in dem Lande iſt; aber der Vortheil, den ich aus dem Handel nach außerhalb ziehe, iſt ein Gewinn von meinem Nachbar, der mir meine Kaſten füllt, wovon die Unterthanen an dem Gewinn Theil nehmen.“

Zwölftes Capitel.

Die politiſche Windfahne dreht ſich. — Der Kaiſerliche Hof will Friedrich mit einer Engliſchen Prinzeſſin vermählen. — Friedrich Wilhelm I., ein Mann von Wort und Ehre. — Der Kronprinz macht Spottgedichte auf den König von England. — Die Vermählung des Kronprinzen. — Schilderung der Braut und des Bräutigams. —

Die Königin hatte den Plan, den Kronprinzen mit einer Engliſchen Prinzeſſin zu vermählen, noch immer nicht auf-

gegeben; auch dem engliſchen Hofe war viel daran gelegen, den König nicht in das Intereſſe des Kaiſers gezogen zu ſehen; er brachte eine neue Doppelheirath in Vorſchlag und dem engliſchen Geſandten Robinſon gelang es, den Prinzen Eugen, welcher in Wien nach Belieben ſchalten und walten durfte, geneigt zu ſtimmen, ſeine Hand dazu zu bieten, die Vermählung mit der Prinzeſſin von Bevern, als ſie ſchon das Brautkleid angelegt hatte, rückgängig zu machen, nicht etwa aus ſchonender Rückſicht für Friedrich, ſondern weil die Politik des Wiener Cabinets es mit einem Male angemeſſen fand, dem Londoner Hofe ſich gefällig zu zeigen.

Allein dafür, daß dies nicht geſchah, ſorgte Friedrich Wilhelm I., und wenn wir bei ſeiner Strenge und Härte oft ein Grauen empfunden haben, ſo müſſen wir doch ſeine Redlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit anerkennen, um ſo mehr, da wir ihn nur von Betrug, Argliſt, Falſchheit und Gewiſſenloſigkeit umgeben ſehen. Dabei war der König ſchlau genug, um bei Zeiten die Umtriebe zu merken und ſich wenigſtens des Kronprinzen zu verſichern, den er das Abendmahl darauf nehmen ließ, nicht wieder von der ihm verlobten Braut zu laſſen. Dem Grafen Seckendorf, ſeinem vertrauten Freunde, macht er darüber in ſeinem — allerdings nicht gekünſtelten — Style folgende Mittheilung: „Potsdam den 26. Aug. Von dem engliſchen Hofe iſt Guidikens in Berlin angekommen, ſonder Commmiſſion mich zu grüßen, alſo bleibt es auf dem alten Fuß. Indeſſen haben die Engländer die Mariage mit meinem Sohn wieder im Kopf. Der Prinz von Wales ſoll meine Charlotte, mein Sohn eine von die engliſche Prinzeſſinnen heirathen. — Ich habe meinem Sohn die gnädigſten Complimente von der Kaiſerin beſtellt und hat er ſich ſehr verwundert, daß die Kaiſerin ſoviel an ihn dächte. Ich ſagte ihm, das geſchähe Alles um ſeiner Braut willen, die hat die Kaiſerin

vor ihre liebe Tochter angenommen, weil ſie ihre Pathe und heißt Euch ihren Sohn; was vor Gnade! Nun wollen Euch aber die Engländer eine engliſche Prinzeß geben. — Da hat er, wie ich in Wahrheit ſagen kann, ohne Verſtellung aus freiem, aufrichtigem Herzen geantwortet: „Nein, ich habe ein Mal meine parole an meine liebſte Prinzeß gegeben, ich laſſe nit von ihr bis in den Tod, ſie wird ſchon gut werden und in Conſideration der Kaiſerin, die mir ſo viel Gnade thut, daß ich es mein Tage nicht vergelten kann. Und weil es mein Vater ſein Wille iſt, ich keinen anderen Willen habe, gehe ich morgen darauf das Abendmahl zu nehmen. Grâce à Dieu! Gott ſei Dank, daß es ſo weit iſt, allein er muß ſie vor der Hochzeit noch ein Mal ſehn, daß er ſie genauer kennen lernt, er will gerne ihre Schilderei, ein Portrait, Knieſtück, machen Sie, daß ſie es ihm ſchickt, er wünſcht es ſehr." —

Dieſe Vermählung war indeſſen jetzt nicht mehr nach dem Sinne des kaiſerlichen Hofes, der ſich mit dem engliſchen ausgeſöhnt hatte, und um demſelben einen Beweis freundſchaftlicher Geſinnung zu geben, ſogleich anderweitig über die Hände und Herzen der preußiſchen Prinzen und Prinzeſſinnen mit einer Gleichgültigkeit verfügte, wie jemals ein Sultan über Ohren und Naſen der Ungläubigen. Der Prinz Eugen ertheilte dem Grafen Seckendorf im Monat October 1732 den Auftrag, die bereits vollzogene Verlobung des Kronprinzen mit der Prinzeſſin von Bevern rückgängig zu machen, indem man ihn mit der engliſchen Prinzeſſin Amalie, die Prinzeſſin Charlotte von Preußen mit dem Prinzen von Wales zu vermählen Willens ſei. Graf Seckendorf antwortet hierauf (den 4. Nov. 1732): „Unter allen mir von Ihro Kaiſerlicher Majeſtät jemals aufgetragenen allerhöchſten Commiſſionen habe noch nie eine ſchwerere gefunden, als diejenige, ſo Allerhöchſtdieſelben mir wegen der ab-

zuändernden Heirath ertheilen laſſen, maßen ich nimmermehr glaube, daß, da der König in Preußen allbereit die Vollziehung dieſer Heirath feſt beſchloſſen, auch den Tag dazu beſtimmt, er zu einiger Abänderung hierin werde zu bringen ſein; geſchehe es aber, wider all' mein Vermuthen, ſo glaube, der König werde hernach mehr engliſch werden, als nie vorher." Längere Zeit nimmt der Graf Seckendorf Anſtand, dem Könige dieſe neuen Heirathsvorſchläge vorzulegen; indeſſen leiſtet er endlich Folge. Sein Bericht darüber beſtätigt die früher von ihm ſchon ausgeſprochene Meinung. „Mein Empfang bei dem Könige," meldet er am 26. Nov. 1732 dem Prinzen Eugen, „war gnädig, und des anderen Tages vertraulich, daher ich es gewagt, dem Könige dasjenige zu inſinuiren, was wegen des Robinſon Anbringen in puncto der Heirath mir zu wiederholten Malen anbefohlen worden. Der König war darüber theils alterirt, theils beſtürzt. „Aber was wird meine liebe Kaiſerin dazu ſagen," antwortete mir der König, „die über dieſe Heirath eine ſo große Freude hatte, was wird Bevern ſelbſt von mir denken, wenn ich dergleichen changement eingehe?" — — Ich bin alſo der Meinung: Ihro Majeſtät die Kaiſerin ſollte an den König von Preußen ein eigenhändiges Schreiben ohngefähr des Inhaltes abgehen laſſen, daß Deroſelben zwar nichts Angenehmeres wiederfahren könne, als das zweifache Bündniß durch Vollziehung der Heirath des Kronprinzen mit der Prinzeſſin von Bevern und ferner des Prinzen Karl von Bevern mit der Prinzeſſin Charlotte von Preußen in Erfüllung gehen zu ſehn; nachdem aber die Ausſicht vorhanden, daß die Prinzeſſin Charlotte noch zu einem größern Glücke gelangen könnte, ſo wollten Ihro Majeſtät lieber Dero eigenes, bei dieſer Heirath habendes, Vergnügen hintanſetzen, als an der Prinzeſſin Charlotte Glücke und des preußiſchen Hauſes lustre und Aufnahme

ein Hinderniß ſein und dem Könige die Verſicherung hiermit geben, daß, wofern dergleichen Veränderung geſchehe, der Kaiſerin Majeſtät ſolches aus wahrer Liebe und Hochachtung vor das königliche preußiſche Haus in keiner Weiſe zuwider wäre u. ſ. w."

So vorſichtig und ſchlau nun auch der Graf Seckendorf dieſe Angelegenheit einzuleiten verſuchte, ſo ſcheiterten dennoch ſeine Künſte diesmal an der Gradheit und Ehrliebe des Königs, der darüber aufs Neue gegen ſeine Gemahlin und den Kronprinzen in große Aufregung gerieth. Bei der Mittagstafel, an welcher mehrere fremde Geſandten zugegen waren, mäßigte er ſeinen Zorn noch einiger Maßen: „Eh bien," ſagte er, „man muthet mir Dinge wider meine Ehre zu, und wenn man ja will, daß ich ſoll veränderlich ſein, ſo ſoll der Kronprinz gar nicht heirathen. Ich habe aber dann noch drei Prinzen, und wenn das Haus ausſterben ſoll, ſo iſt es beſſer, es ſtirbt ohne die blâme aus, daß das, was man heute gewollt, morgen verändert iſt."

So ruhigen Ton aber behielt er nicht am Abende, in dem Tabakscollegium bei, wovon Grumbkow dem Grafen Seckendorf zur weitern Mittheilung nach Wien folgenden genauen Bericht erſtattet. „Der König ließ ſich, da er am Podagra litt, in das kleinere Zimmer führen, hieß die Dienerſchaft hinausgehn und rief aus: „Nein, ich kann es nicht ertragen, es ſtößt mir das Herz ab, mich wollen eine Niederträchtigkeit thun laſſen! Mich! mich! Nein, nun und nimmermehr. Die verfluchten Intriguen! der T— ſoll ſie holen!" — Als ich mich ſtellte, als wiſſe ich von Nichts, fuhr der König fort: „Was? mich zum Schelm zu machen? Ich will es Alles herausſagen, daß mich die verfluchten gewiſſen Schurken haben betrügen wollen, aber die Leute die mich kennen ſollten (Seckendorf, Grumbkow), wollen mich einen ſchlechten Streich machen laſſen, ich

werde die Hunde — —.“ Vergebens bemühten wir uns, ich und die anderen anweſenden Generale, den König zu beruhigen, er wiederholte es beſtändig, daß dies ſeine Krankheit ſei, daß ihm dies am Herzen nage und ſterben machen werde.

Nun ſieht freilich der Prinz Eugen ein, wie er an Seckendorf den 6. Dec. 1732 ſchreibt, „daß es ſchwer fallen werde, dem Könige von Preußen die Heirathsabänderung beizubringen.“ Er empfiehlt jetzt Seckendorf an, auf alle mögliche Weiſe dahin zu trachten, bei dem Könige wieder in Credit zu kommen, und geſteht ihm zu, „daß dieſe Materie ſehr häkelich ſei.“

Der Kronprinz war jetzt ſo weit davon entfernt, an eine Verbindung mit dem engliſchen Königshauſe zu denken, daß er die bitterſten Ausfälle mündlich und ſchriftlich, ſogar Spottgedichte auf den König von England machte.

„Was die in England neuerdings eingeführte Acciſe betrifft,“ — ſchreibt er im Mai 1733 an Grumbkow — „ſo iſt dies, meiner Meinung nach, ein Angriff auf die Verfaſſung und der erſte Schritt, um zur unbeſchränkten Gewalt zu gelangen; es könnte der Großbritanniſchen Majeſtät nichts ſchaden, wenn ſie ein Bischen kürzer gehalten würde.

Der Stolz, der ihn beherrſcht, macht ihn ganz aufgeblaſen,
Erbübel iſt bei ihm der Hochmuth über Maßen;
Zu ſeinem Namen mag kein Freund ſich mehr bekennen;
Mit Abſcheu hört man ihn von ſeinen Feinden nennen.

Ich habe mich nicht enthalten gekonnt, ihm dieſen kleinen Hieb der Rache zu verſetzen, den ich ihm ſchuldig bin und ich glaube, daß er ſehr glücklich wäre, wenn das Donnerwetter, welches man ihm in England bereitet, nicht mehr Erfolg hätte, als die Blitze, die ich vom Muſenberge ſchleudre. Ich glaube indeſſen, daß die Herrn Engländer auf keinen ſchlechten Grund ihre Staatsverfaſſung gebaut haben.

Der König ward vom Volk erkohren,
Sie haben Beide auf das Grundgeſetz geſchworen,
Wir bleiben, ſchwuren ſie, einander treu.
Wird nun der König ſein Gelübde brechen,
Nimmt er auf ſich des Meineids Schuld,
Dann wird das Volk ſich ſchrecklich rächen,
u. ſ. w.

Ich glaube, daß eine heilige Wuth mich begeiſtert; indeſſen läßt mich das Bischen Vernunft, das mir übrig geblieben iſt, merken, daß ich mich zu ſehr gehen ließ und daß es beſſer wäre, mich zu mäßigen."

Grumbkow's Bemühungen gelang es endlich, den König wieder zu beruhigen; er erlaubte Seckendorf, den er mehrere Wochen nicht angenommen hatte, ihm wieder aufzuwarten und der Triumph dieſes feinen Hofmannes war groß, als er dem Prinzen Eugen am 27. Dec. 1732 melden konnte: „Ihro Königliche Majeſtät in Preußen haben geſtern, nebſt dem Kronprinzen und vielen Generalen und Officieren, bei mir zu Mittag gegeſſen und ſind ſehr vergnügt geweſen, daß ich alſo hoffe, es ſoll hinfüro auf den alten Fuß mit uns gehn." —

Der König hatte die Vermählung des Kronprinzen auf den 12. Juni feſtgeſetzt und der Herzog von Bevern die nöthigen Anſtalten zur Trauung und dem Beilager in dem Schloſſe Salzdahlum bei Braunſchweig angeordnet, wo der König mit dem Kronprinzen und Gefolge am 10. Juni eintraf.

Obſchon nun Seckendorf, als ihm von Wien aus der Vorwurf gemacht worden war, als habe er die Betreibung der Heirathsabänderung nicht recht angegriffen, geantwortet: „man mache ſich von des Königs in Preußen Gemüthe eine ganz

falſche Vorſtellung, wo man glaube, daß ſolches von Jemand, wer es auch in der Welt ſei, könne regiert werden;" obſchon er gemeldet, daß der König durch öffentliche Patente die Vermählung ſeines Sohnes in ſeinem Lande verkündiget und in den Kirchen öffentliche Gebete anſtellen laſſen; obſchon die Gäſte verſammelt, die Braut geſchmückt, die Glocken zur Trauung geläutet wurden, wagte Seckendorf, der den König nach Salzdahlum begleitet hatte, in Folge eines von dem Kaiſer ihm zugegangenen Befehls, hier noch einen letzten Verſuch, den König zu beſtimmen, die Heirath rückgängig zu machen. Man müßte dergleichen für boshafte Verläumdung oder für kurzweilige Erfindung halten, wenn uns nicht die eigenhändigen Berichte des Grafen Seckendorf vorlägen; er ſchreibt aus Salzdahlum den 13. Juni 1733 an den Prinzen Eugen: „Ew. Durchlaucht gnädigſtes vom 5. d. wurde mir den 11. d. durch den Courier Schlüſſelkorb hier eingehändiget. Ob mir gleich der darin im Namen Ihro Kaiſerlichen Majeſtät aufgetragene allerhöchſte Befehl von einer ſolchen Beſchaffenheit vorkam, daß, da der König, die Königin nebſt dem ganzen Hofſtaate Tages zuvor bereits zu Vollziehung der Heirath mit dem Kronprinzen und der Prinzeſſin von Bevern ſich ſchon hier wirklich eingefunden, ſehr gefährlich ſchien, eine ſolche ganz unvermuthete Veränderung dem Könige vorzutragen: ſo fand ich doch die hierüber mir zugekommene Ordre ſo poſitive, daß deren Vollziehung aufzuſchieben mir hätte große Verantwortung zuziehen können. Die größte Sorge bei mir war, auf was vor Art und Weiſe dem Könige ſolches vorzubringen, um ihn nicht gänzlich vor den Kopf zu ſtoßen." Seckendorf berichtet nun weiter, wie er es für das Beſte gehalten habe, ſich zunächſt bei Grumbkow guten Rath zu erholen. So ſehr nun dieſer auch abräth, dem Könige jetzt nicht mit ſolchen Zumuthungen zu nah zu

treten, hält es dennoch Seckendorf für ſeine Schuldigkeit „bei dem Könige dasjenige, was ihm im Namen Sr. Kaiſerlichen Majeſtät anbefohlen iſt, anzubringen.“ „Ich erhob mich daher“ — heißt es in Seckendorf's Berichte weiter — „ſogleich früh 9 Uhr zu Ihro Majeſtät und obwohl Dieſelben noch im Bette lagen, ſo ließ ich mich doch mit dem Zuſatze melden, daß, vermöge einer, durch eigenen Courier erhaltenen Depeſche, Ihro Majeſtät etwas Wichtiges, jedoch nichts Unangenehmes, vorzutragen hätte; eine Vorſichtigkeit, die bei einem ſo hitzigen Herrn auf alle Weiſe zu beobachten. Bei dem Eintritte ſagte ich zu dem im Bette liegenden Könige mit lächelndem Munde, daß mir durch expreſſen Courier von Ew. Durchlaucht Befehl zugekommen, Ihrer Majeſtät einige Eröffnung über eine importante Sache zu thun, welches zu vollziehen ich jedoch nicht wagen würde, wofern Ihro Majeſtät mir nicht im Voraus verſprächen, daß Sie mich mit Geduld anhören, ſich nicht darüber ereifern und eine, zwar ſelbſtbeliebige, jedoch der gemeinen Wohlfahrt heilſame Entſchließung ohnverzüglich darüber nehmen, vorzüglich aber das Geheimniß bei ſich behalten wollten. Sobald mir der König dies Alles heilig verſprochen, ſo kam ich mit meiner Propoſition zum Vorſchein und hinterbrachte dem Könige die ganze Sache mit ihren Umſtänden nach Inhalt Ew. Durchlaucht an mich gerichteten Schreibens. „Wenn ich ihn nicht ſo wohl kennte,“ — ſagte der König gelaſſen — „und wüßte, daß er ein ehrlicher Mann wäre, ſo glaubte ich, er träumte. Hätte man vor drei Monaten ſo geſprochen, ſo wüßte ich nicht, was ich aus Liebe für Ihro Kaiſerliche Majeſtät gethan; allein jetzt, da ich mit der Königin hier, da ganz Europa es weiß, daß morgen das Beilager geſchehen ſoll, ſo iſt es abermals eine engliſche Fineſſe, mich vor der ganzen Welt vor einen wankelmüthigen Menſchen anſehn zu machen, der

weder Ehre noch parole zu halten gewohnt iſt.“ Ich bat Ihro Majeſtät, mich nur auszuhören, da man in keinem Wege etwas dem Könige zuzumuthen oder aufzudringen gewillt, ſo gegen Dero Ehre, Reputation oder Willen wäre. Da es nichts Ungewöhnliches, fügte ich hinzu, daß ſolche große Mariagen, wenn ſie auch auf den Schluß geſtanden, annoch aufgeſchoben, oder wohl gar verändert worden: ſo finde ich nicht, wie Ihro Königliche Majeſtät Ehre der geringſte Nachtheil zuwachſen könnte, wenn dergleichen Abänderung mit allerſeits Intereſſenten Zufriedenheit geſchähe. Ihro Kaiſerliche Majeſtät hätten wenigſtens nicht anders handeln können, als dasjenige dem Könige im höchſten Vertrauen mitzutheilen, was im Namen des Königes von England durch Robinſon ſchriftlich angebracht worden. Der König geſtattete mir, das von Ew. Durchlaucht an ihn gerichtete Schreiben zu übergeben, wobei ich bemerkte: ob zwar an dem, daß die Vollziehung der Heirath zwiſchen dem Kronprinzen und der Bevernſchen Prinzeſſin auf morgen ſchon angeſtellt und alle Vorbereitungen hier dazu getroffen wären: ſo könnte doch meines Bedünkens eine Abänderung inzwiſchen ſo weit gemacht werden, daß vor jetzo, ſtatt des Kronprinzen Vermählung, des Prinzen Karl von Bevern ſeine mit der Prinzeß Charlotte von Preußen vor ſich ginge. (Wahrſcheinlich, damit die Hochzeitkuchen nicht umſonſt gebacken wären.) Der König eröffnete hierauf Ew. Durchlaucht Schreiben und ſagte, daß ich ſolches an ſeine Miniſter abgeben und dabei vermelden möchte, daß er durch keine Vortheile in der Welt ſich würde bewegen laſſen, ſeiner Ehre und Parole einen ſolchen Schandfleck anzuhängen und die in 24 Stunden zu vollziehende Heirath aufzuſchieben, oder zu verändern.“ —

Nachdem dieſer letzte Verſuch, den Willen des Königs zu ändern, geſcheitert war, fand die Vermählung mit angemeſſe-

ner Feierlichkeit Freitag den 12. Juni 1733 in Salzdahlum ſtatt. Die Einſegnung verrichtete der evangeliſche Abt Mosheim. Er ſprach nach Anleitung Pſ. 112, 1. 2. „von dem Segen des Herrn über die Ehe der Gerechten.“ Des weltberühmten deutſchen Componiſten Händel Oper „Parthenope“, eine zweite italieniſche Oper: „der Spiegel der Treue“ und das franzöſiſche Luſtſpiel „le glorieux“ wurden an den folgenden Abenden aufgeführt. Der engliſche Hof nahm die kleinliche Rache, auf die zu Salzdahlum vollzogene Vermählung allerhand ſatyriſche Bilder und Nachrichten zu verbreiten, als ob der König den Kronprinzen, den er Abends im Garten promeniren gefunden, mit dem ſpaniſchen Rohre in das Brautbett getrieben.

Der König und die Königin verließen Salzdahlum den 16. Juni und am 27. fand die feierliche Einholung der Kronprinzeſſin in Berlin ſtatt. Hier beſtand die vornehmſte Feſtlichkeit in einer glänzenden Muſterung und Parade auf dem Exerzierplatze vor dem Cöpenicker Thore; nachdem der König vor der Kronprinzeſſin ſeine ſchönſten Regimenter hatte vorbeimarſchiren laſſen, hielt ſie unter Glockengeläute und dem Donner der Kanonen mit einem Gefolge von ſechzig Staatscaroſſen ihren feierlichen Einzug in die Stadt, wo ſie zuerſt auf dem königlichen Schloſſe abſtieg und am Abende von den königlichen Schwiegerältern in das, für den Kronprinzen eingerichtete Palais, dem Zeughauſe gegenüber, begleitet wurde.

Von der Kronprinzeſſin geben uns Zeitgenoſſen ein ſehr vortheilhaftes Bild. Ein Herr von Bielefeld, der zu dem Umgange des Kronprinzen gehörte und vertrauliche Briefe hinterlaſſen hat, ſagt darin: „Die Frau Kronprinzeſſin iſt groß und durchaus wohlgebildet; nie habe ich einen, in allen Verhältniſſen regelmäßigeren Wuchs geſehn. Ihr Buſen, ihre Hände,

ihre Füße, könnten einem Maler zum Muſterbilde dienen. Ihr Haar, auf welches ich meine ganze beſondere Aufmerkſamkeit richtete, iſt von bräunlich ſchöner Farbe, etwas in's Blonde ſpielend und glänzt wie Perlen, wenn es gepudert iſt. Ihre Hautfarbe iſt außerordentlich ſchön und in ihren großen, blauen Augen ſieht man Lebhaftigkeit mit Sanftmuth gepaart."

Dürfte dies Portrait von der Hand eines Hofmanns vielleicht etwas zu geſchmeichelt ſein, ſo giebt uns die Markgräfin von Baireuth, ein anderes, in welchem wir die Hand der mißgünſtigen Schwägerin nicht ganz verkennen. „Die Kronprinzeſſin" — ſagt ſie — „iſt groß, aber ſchlecht von Haltung und Wuchs; ihre Hautfarbe iſt blendend weiß, von lebhaften Farben gehoben; ihre Augen ſind hellblau und verrathen wenig Geiſt; ihr Mund iſt klein, die Geſichtszüge niedlich, ohne ſchön zu ſein und das ganze Geſicht ſo artig und kindlich, daß man glauben ſollte, es ſei der Kopf von einem zwölfjährigen Kinde. Ihre Haare ſind blond und von Natur gelockt, aber alle ihre Schönheiten werden durch ſchwarze, übelgeformte Zähne entſtellt. Sie hat wenig Anſtand, viel Unbehülflichkeit im Sprechen, es fällt ihr ſchwer, ſich verſtändlich zu machen und es iſt nöthig zu errathen, was ſie eigentlich ſagen will, was ſehr in Verlegenheit ſetzt.

Von Friedrich wiſſen wir, daß er nur von mittlerer Größe, fünf Fuß zwei Zoll, war; er hielt ſich nicht mit militairiſcher Steifheit, ſondern ungezwungen, ſein Gang war ſogar nachläſſig, er trug einen gepuderten Kopf, mit langem Haarzopfe und Rollenlocken an der Seite. Die Gewalt und der Zauber ſeiner großen blauen Augen wurden bis in ſein höchſtes Alter an ihm bewundert; ſein Blick war durchdringend, ſein Ausdruck lebhaft, Entſchloſſenheit und Geiſtesgegenwart las man auf ſeiner Stirn und man ſah die Heiterkeit des Dichters mit dem

Tiefſinne des Philoſophen in dieſem wahrhaft königlichen Antlitze vereint.

Der König ſtattete den Kronprinzen auf das Freigebigſte aus. Er überwies ihm das Amt Ruppin mit allen Einkünften, und ſchenkte ihm zum Ankaufe eines Landgutes in dem Städtchen Rheinsberg, zwölf Meilen von Ruppin, funfzigtauſend Thaler.

Dreizehntes Capitel.

Des Kronprinzen Feldzug am Rhein und Neckar 1734. — Die Inſtruction des Königs für ihn. — Er ſoll nicht den Marketender machen. — Eugen nur noch der Schatten eines Helden. — Der Kronprinz lernt den ſchlechten Zuſtand des kaiſerlichen Heeres kennen. — Eine Epiſtel in deutſchen Verſen von Friedrich. — Kehrt zurück. Der Graf Seckendorf ſorgt auf's Neue für Ducaten. Miniſter, Generale und Kammerdiener werden beſtochen.

Bevor indeſſen Friedrich zu Rheinsberg der Ruhe pflegen durfte, war es mit ſeinen Wünſchen ganz übereinſtimmend, daß ihm der König geſtattete, die Hülfstruppen zu begleiten, welche er im Frühjahr 1734 zur Vertheidigung der deutſchen Reichsgränze gegen Frankreichs Heer an den Rhein führte. Von der Veranlaſſung zu dieſem Kriege wollen wir hier ganz

kurz nur dies erwähnen. Schon ſeit dem Jahre 1716 gingen Rußland, Preußen und Sachſen damit um, den beſtändigen Unruhen in dem republikaniſchen Wahlkönigreiche Polen dadurch ein Ende zu machen, daß ſie das Land theilen und das Stück, welches Sachſen zufallen ſollte, in ein erbliches Königreich verwandeln wollten. Friedrichs Theilnahme für König Friedrich Auguſt II. von Polen war nicht groß. „Daß es mit dem Könige von Polen zu Ende geht," ſchreibt er im Januar 1733, „nimmt mich durchaus nicht Wunder; er hat ſo viel gelebt, daß er nun zu leben aufhören kann. Er iſt in der That der falſcheſte Fürſt von der Welt, vor dem ich den größten Abſcheu habe. Er hat weder Ehre noch Glauben, Betrug iſt ſein einziges Geſetz, Eigennutz und Zwieſpalt der Anderen ſind ſein Studium. Im Lager bei Radewitz hab' ich dies erfahren, er hat mir Streiche geſpielt, die ich mein Lebtag nicht vergeſſen werde. Allein nur ein einziges Mal hat er mich angeführt, ich wär' ein großer Narr, wenn ich mich noch einmal von ihm betrügen ließe." Für ſeinen Nachfolger hegte er eben ſo wenig freundſchaftliche Geſinnungen. „Da ſitzt nun," ſchreibt er den 18. Octbr. 1733 an Grumbkow, „unſer großer Hans auf dem Eſel, oder, um in dem Style der Zeitungsſchreiber zu berichten, der königliche Sprößling iſt zum Könige von Polen erwählt worden. Ich gerathe hierüber in Wuth, allein gegen geſchehene Dinge giebt es kein Mittel." Während nun der Kaiſer und der Zaar den Kurfürſten von Sachſen auf den Königsthron in Polen erhoben, ſuchte der König von Frankreich dieſe Krone ſeinem Schwiegervater, Stanislaus Lescinski, zu verſchaffen. Da dies nicht gelang, wollte Ludwig XV. zur Entſchädigung ein Stück vom deutſchen Reiche erobern, wozu er ſich Lothringen erſehen hatte. Dies nöthigte den deutſchen Reichstag, an Frankreich den

Tiefſinne des Philoſophen in dieſem wahrhaft königlichen Antlitze vereint.

Der König ſtattete den Kronprinzen auf das Freigebigſte aus. Er überwies ihm das Amt Ruppin mit allen Einkünften, und ſchenkte ihm zum Ankaufe eines Landgutes in dem Städtchen Rheinsberg, zwölf Meilen von Ruppin, funfzigtauſend Thaler.

Dreizehntes Capitel.

Des Kronprinzen Feldzug am Rhein und Neckar 1734. — Die Inſtruction des Königs für ihn. — Er ſoll nicht den Marketender machen. — Eugen nur noch der Schatten eines Helden. — Der Kronprinz lernt den ſchlechten Zuſtand des kaiſerlichen Heeres kennen. — Eine Epiſtel in deutſchen Verſen von Friedrich. — Kehrt zurück. Der Graf Seckendorf ſorgt auf's Neue für Ducaten. Miniſter, Generale und Kammerdiener werden beſtochen.

Bevor indeſſen Friedrich zu Rheinsberg der Ruhe pflegen durfte, war es mit ſeinen Wünſchen ganz übereinſtimmend, daß ihm der König geſtattete, die Hülfstruppen zu begleiten, welche er im Frühjahr 1734 zur Vertheidigung der deutſchen Reichsgränze gegen Frankreichs Heer an den Rhein führte. Von der Veranlaſſung zu dieſem Kriege wollen wir hier ganz

kurz nur dies erwähnen. Schon ſeit dem Jahre 1716 gingen Rußland, Preußen und Sachſen damit um, den beſtändigen Unruhen in dem republikaniſchen Wahlkönigreiche Polen dadurch ein Ende zu machen, daß ſie das Land theilen und das Stück, welches Sachſen zufallen ſollte, in ein erbliches Königreich verwandeln wollten. Friedrichs Theilnahme für König Friedrich August II. von Polen war nicht groß. „Daß es mit dem Könige von Polen zu Ende geht," ſchreibt er im Januar 1733, „nimmt mich durchaus nicht Wunder; er hat ſo viel gelebt, daß er nun zu leben aufhören kann. Er iſt in der That der falſcheſte Fürſt von der Welt, vor dem ich den größten Abſcheu habe. Er hat weder Ehre noch Glauben, Betrug iſt ſein einziges Geſetz, Eigennutz und Zwieſpalt der Anderen ſind ſein Studium. Im Lager bei Radewitz hab' ich dies erfahren, er hat mir Streiche geſpielt, die ich mein Lebtag nicht vergeſſen werde. Allein nur ein einziges Mal hat er mich angeführt, ich wär' ein großer Narr, wenn ich mich noch einmal von ihm betrügen ließe." Für ſeinen Nachfolger hegte er eben ſo wenig freundſchaftliche Geſinnungen. „Da ſitzt nun," ſchreibt er den 18. Octbr. 1733 an Grumbkow, „unſer großer Hans auf dem Eſel, oder, um in dem Style der Zeitungsſchreiber zu berichten, der königliche Sprößling iſt zum Könige von Polen erwählt worden. Ich gerathe hierüber in Wuth, allein gegen geſchehene Dinge giebt es kein Mittel." Während nun der Kaiſer und der Zaar den Kurfürſten von Sachſen auf den Königsthron in Polen erhoben, ſuchte der König von Frankreich dieſe Krone ſeinem Schwiegervater, Stanislaus Lescinski, zu verſchaffen. Da dies nicht gelang, wollte Ludwig XV. zur Entſchädigung ein Stück vom deutſchen Reiche erobern, wozu er ſich Lothringen erſehen hatte. Dies nöthigte den deutſchen Reichstag, an Frankreich den

13. März 1734 den Krieg zu erklären, zu welchem Friedrich Wilhelm I. ein Heer von 12,000 Mann zur Verfügung des Kaiſers Karl VI. ſtellte.

Noch immer konnte ſich der König nicht daran gewöhnen, den Kronprinzen als großjährig zu betrachten, weshalb er ihn unter die ſtrenge Aufſicht der beiden Generalmajors Grafen Schulenburg und v. Kleiſt und des Oberſten v. Bredow ſtellte, welchen er eine „Inſtruction" mitgab, aus der wir Folgendes mittheilen wollen: „Dieweil von dem göttlichen Segen und Beiſtande der gute Ausgang aller menſchlichen Verrichtungen dependirt, ſo recommandiren und vermahnen Se. Königliche Majeſtät des Kronprinzen Liebden zuvörderſt auf das Allerhöchſte, Gott jederzeit wohl zu fürchten und vor Augen zu haben, auch den Herrn Jeſum beſtändig in ſeinem Herzen zu behalten, als welches die alleinige Baſis (Grund) von aller menſchlichen Glückſeligkeit iſt und ohne welches alles Thun und Laſſen vergebens, ja der Menſch ſelbſt nur ein tönendes Erz und eine klingende Schelle iſt. —

Nächſtdem aber ſoll des Kronprinzen Liebden ſich von all und jedem, ſo zu dem Dienſt gehört, wohl und accurat informiren und zwar nicht allein von dem großen Dienſte, ſondern auch von dem Einzelnen bis in's Kleinſte, was zu dem Soldaten gehört, daß er z. B. wiſſe, wie die Schuhe der Musketiere ſein müſſen, wie lange der Soldat ein Paar tragen kann, wie lange er in der Campagne damit auskommen muß, desgleichen von allen andern Kleinigkeiten, die zum Soldaten gehören und ſo ferner bis zur einhundertpfündigen Kanone hinauf, auch endlich bis zu dem großen Dienſte und bis zu des Generaliſſimi Dispoſitiones, als welches Alles er gründlich lernen und nichts davon auslaſſen muß. — Dieweil auch notoriſch iſt, daß bei der Armee es allerhand Menſchen giebt, unter welchen ſich auch

viele Fürſtenkinder, junge Grafen und andere junge vornehme Leute finden, unter denen aber gemeiniglich mehr Böſe als Gute ſind: ſo ſollen des Kronprinzen Liebden Dero Geſellſchaft wohl auswählen, allen Umgang mit jungen, lüderlichen Leuten aber vermeiden, dagegen mit Leuten umgehn, die ſich zum Kriegshandwerke appliziren und eine gute Aufführung haben. Dagegen ſoll er mit den alten Generalen und andern erfahrnen alten Leuten umgehn, in derer nützlichen Converſation er was Rechtes und Solides lernen kann. Inzwiſchen ſoll er doch die jungen Leute höflich tractiren, aber mit ihnen keine Cotterie machen, ſondern ſelbige mit guten Tag und guten Weg gehn laſſen.

Mit dem General v. Wedell ſoll Er wegen des Dienſtes fleißig umgehn und ihn nach Allem fragen; außer dem Dienſte aber ſoll er ſich wohl vor ihm hüten und ſich mit demſelben in kein Spielen, Kaufen, Schachereien, es habe ſolche Schacherei Namen, wie ſie in der Welt wolle, noch ſonſten dergleichen etwas einlaſſen, weil ihn der v. Wedell ſonſt gewiß betrügen und Er ſich nur exponiren wird, daß die ganze Welt Ihn deshalb auslacht, welches Ihm ſchlechte Reputation geben würde. Allemal und ſo oft des Prinzen Eugenii Durchlaucht ausreitet, es ſei nun, um etwas zu recognosciren, oder aber wenn er in die Laufgräben, oder zur Bataille reitet: ſo ſoll des Kronprinzen Lbd. ſich bei ihm einfinden und ihn begleiten, auf Alles wohl Acht geben und die bei ſich habenden Generals nach Allem fragen. Des Prinzen Eugenii Durchl. aber ſelbſt darum zu fragen, iſt wider den Reſpect und muß daher nicht geſchehen. — Da auch die Subordination das Hauptfundament vom Soldatenſtande iſt, ſo wollen Se. Königl. Majeſtät, daß des Kronprinzen Liebden den Generallieutenant von Röder als den commandirenden General und der als ſolcher Sr. Maj. Perſon

vertritt, anſehen ſoll, weshalb Er denn ihm allen Reſpect erweiſen und wenn Ihm der Generallieutenant v. Röder etwas befiehlt, ſolches ſo thun ſoll, als ob Se. Majeſtät es ihm ſelbſt befohlen hätte. Alle Sonntage ſoll der Kronprinz des Vormittags und des Nachmittags bei den preußiſchen Regimentern dem Gottesdienſte beiwohnen; auch zwei bis drei Mal in der Woche in die Betſtunde mit gehn. —

Da auch Se. Königl. Majeſtät befohlen haben, daß alle Officiere und Volontairs beſtändig in Montur gehen und ſich niemals in andern Kleidern ſehen laſſen ſollen, ſo ſollen des Kronprinzen Lbd. darauf ſtricte und genau achten, bei Vermeidung Sr. Königl. Majeſtät Ungnade.

Es ſoll auch des Kronprinzen Lbd. mit dem Gelde nicht auswürfig, noch verſchwenderiſch umgehn, ſondern jederzeit ein guter Menageur ſein, vor allen Dingen aber keine Schulden machen. Wenn es die Noth erfordert, hier und da ein kleines Präſent zu machen, iſt ihm ſolches zwar erlaubt, es muß aber doch mit guter Ueberlegung und nicht überflüſſig geſchehen.

Es wollen auch Se. Königl. Majeſtät, daß des Kronprinzen Lbd. gegen alle und jede Officiers ſich höflich bezeigen ſoll, abſonderlich muß Er ſich am meiſten an das preußiſche Corps attachiren und ſich mit den preußiſchen Officiers am meiſten zu thun machen, um derſelben Liebe und Vertrauen zu gewinnen, wie denn kein Fähndrich bei den Truppen ſein muß, den Er nicht kennen und beim Namen zu nennen wiſſe. — Dieweilen auch nach dem göttlichen Worte alles Huren, Spielen, Saufen ernſtlich verboten iſt, als verbieten Se. Königl. Majeſtät ſolches alles auch Dero Kronprinzen und wollen dergleichen ſich von Ihm ganz und gar nicht verſehen. Es werden deshalb Se. Königl. Majeſtät von des Kronprinzen Lbdn., noch bevor Er ſeine Reiſe antreten wird, ſeine Parole auf Ehre und

Reputation von Ihm nehmen, daß Er die ganze Campagne hindurch keine Karten, Würfel, Paar oder Unpaar und wie ein Spiel heißen und genannt werden mag, ſpielen, auch ſich auf keine Wetten einlaſſen wolle. — Schließlich befehlen Se. Königl. Majeſtät dem Oberſtlieutenant v. Bredow hierdurch insbeſondere, die Oekonomie des Kronprinzen Lbd. während der Campagne zu führen, und da Dieſelben zu deſſen Tafel, inclusive des Weines, auch zu den übrigen Unkoſten, vor die ganze Campagne 4400 Thlr. zahlen werden, als wollen und befehlen Sie, daß gedachter Oberſtlieutenant damit wohl haushalten und auskommen ſoll. Zu dem Ende des Kronprinzen Tafel zu Mittag nicht mehr als acht Schüſſeln, jedesmal vier und vier, des Abends aber nur kalter Braten gegeben werden ſollen, es wäre denn, daß des Prinzen Eugenii Durchlaucht bei des Kronprinzen Lbd. ſpeiſeten, alsdann die Tafel mit vierzehn Schüſſeln couvertirt werden ſoll. So oft aber der Kronprinz zu Gaſte geht, ſodann muß ſeine Küche nicht rauchen, außer einer Bagatelle für den Ordonnanzofficier, indem Seine Küche keine Marketenderei ſein ſoll, wie Er ſich denn ganz und gar nicht auf den Fuß ſetzen ſoll, Marketender von der Armee zu ſein.

Wenn im Lager vor den Feldwachten die Huſaren ſich mit den Feindlichen herumjagen, oder Officiers von der Armee ſich mit den Feindlichen piſtolettiren, ſo wollen Se. Königl. Majeſtät, daß ſo wenig des Kronprinzen Lbd. als Dero Vettern ſich dabei finden laſſen, noch ſich darein meliren und unnützlicher Weiſe canoniren ſollen. Potsdam, den 13. Juni 1734.

Friedrich Wilhelm.

Der Kronprinz traf den 7. Juli 1734 in dem Hauptquartiere des Prinzen Eugen in Wieſenthal, eine halbe Stunde von

Philippsburg, welches die Franzoſen eingeſchloſſen hatten, ein. Es machte Friedrich Vergnügen, die Geſundheit, die er an der Mittagstafel auf das Wohl des Prinzen Eugen ausbrachte, zufällig von dem fernen Donner des feindlichen Geſchützes begleitet zu hören. Der Kronprinz fand bei Prinz Eugenius, dem edlen Ritter, von dem die Soldaten noch heutiges Tages ſingen, wie er Stadt und Feſtung Belgrad gewonnen, freundliche Aufnahme. „Ich komme,“ ſagte Friedrich, „um zu ſehen, wie ein Held den Siegeslorbeer pflückt.“

„Das Feld iſt leer,“ antwortete Eugen, „und die Hand eines Siebenzigers zu ſchwach; wir wollen dies der Jugend überlaſſen.“ — Er hatte wahr geſprochen; es kam nur zu leichten Vorpoſtengefechten, Eugen ließ ſich, ſo zu ſagen, Philippsburg vor der Naſe von den Franzoſen (d. 21. Juli) wegnehmen, zog darauf in ſeine feſte Stellung bei Bruchſal zurück und führte ſchon im September die Truppen in die Winterquartiere; er ſelbſt ging im October nach Wien. Friedrich urtheilt ganz richtig, wenn er ſagt: „ich fand nur noch den Schatten des Prinzen Eugen bei dem Heere; er hatte ſich ſelbſt überlebt und fürchtete ſeinen wohlbegründeten Ruhm einer achtzehnten Schlacht auszuſetzen.“ An ſeinen Freund und Lehrer Camas ſchreibt Friedrich aus dem Lager bei Heidelberg den 11. Sept., daß die Armee der Verbündeten in dieſem Feldzuge eine Schule der Verwirrung und Unordnung geweſen, ein Feld ohne Lorbeern.

Bei alle dem hatte Friedrich dennoch manche wichtige Erfahrung geſammelt und Beobachtungen gemacht, die für ihn von großer Wichtigkeit waren. Er hatte den Felddienſt und das Verpflegungsweſen einer Armee im Lager genau kennen gelernt, auch einige Mal Gelegenheit gehabt, das Kanonenfieber auszuhalten, da er bei den Recognoscirungen der feind-

lichen Linie öfter den Kanonenkugeln der Franzoſen ausgeſetzt war. Von noch größerer Bedeutung aber war es, daß er den traurigen Zuſtand, in welchem ſich damals die kaiſerliche Armee befand, in der Nähe kennen lernte. Schwerlich würde er jemals den erſten ſchleſiſchen Krieg zu unternehmen gewagt haben, wenn er nicht am Rhein die Ueberzeugung gewonnen hätte, daß dem preußiſchen Adler gegen ſolch eine, in gänzlicher Auflöſung ſich befindende, Armee der Sieg nicht fehlen könne. Mit Unwillen ſah er, wie ſchlecht die öſterreichiſche Armee bekleidet und verpflegt wurde, und durch welche Betrügereien ſich die Generale und Armee-Intendanten bereicherten. Friedrich dagegen ließ es ſich angelegen ſein, für ſeine Truppen zu ſorgen. Als er ein Dragonerregiment ohne Fourage fand und der Regimentschef ihm ſagte, es ſei bei der Parole befohlen worden, die Leute nicht mehr fouragiren zu laſſen, da auf Feld und Wieſe nichts mehr zu finden ſei, antwortete der Kronprinz: „Ich werde fouragiren laſſen und ſollt' ich es vom Altare nehmen; Cavallerie ohne Futter iſt eine Scheide ohne Degen.“ —

Von großen Heldenthaten hatte Friedrich nichts nach Haus zu melden, doch blieb er, wie immer, ſehr ausgelaſſenen Humors; dies bezeugen einige, aus dem Felde an einen ſeiner jungen Freunde, den Lieutenant von der Gröben, der bei dem Regimente des Kronprinzen in Ruppin zurückgeblieben war, gerichtete Briefe*). Aus Weinsheim den 17. Auguſt 1734 ſchreibt er: „Mitgegangen mitgehangen! ſagte jener

*) Dieſe Briefe ſind von Friedrich in deutſcher Sprache geſchrieben und mit den darin vorkommenden Fehlern abgedruckt worden. In den Verſen wurden einige unziemliche Zeilen abgeändert.

Wirth in Bielefeld und ſo wird es mir armen Teufel wohl auch gehn, denn ich ſchlendre mit die Armee mit und der Franzoſe wird wohl das Beſte von uns kriegen. Wir wollen wieder über den Neckar und die verſluchte Kerls wollen uns nicht hinüber laſſen. Was mir nur bei der Sache ärgert, iſt, daß in der Zeit, daß wir uns die größte Mühe von der Welt geben, um durch militairiſche Strapazen heroiſch zu werden, ſo ſitzeſt Du Teuwel zu Haus und läufſt den Mädchens nach. Hier iſt der Exercierteufel auch in die Kaiſerlichen gefahren, denn der Prinz Eugen exercirt nun ärger, wie wir, er iſt oft drei Stunden dabei und fluchen die Kaiſerlichen auf uns, daß es grauſam iſt. Grüße die Officiers und ſage ihnen, ich hoffte bald zehn große Kerls zu ſchicken."

Der zweite Brief Friedrichs iſt aus dem Feldlager bei Waiblingen vom 27. Auguſt 1734 und kann ſogar als eine literariſche Merkwürdigkeit gelten, da er in deutſchen Verſen geſchrieben iſt.

„Voller Grillen und anderer Poſſen erfüllter Cavalier!

Ob ich zwar lange nicht von Deinen lieben Händen
Was ſchriftliches gekriegt, darein Du thäteſt melden,
Wie es um Deiner ſteh und ob auch noch bei Dir
Die Confuſion behalt den Triumph für und für,
Entſchließ ich dennoch mich und will Dir Nachricht geben,
Von unſerm Zeitvertreib und dem Schlaraffenleben,
So hier der Preuße führt und das Haus Oeſtereich,
Geht das ſo fort, adje, du heil'ges, römſches Reich.
Der edle Rebenſaft ſticht mir heut' in's Gehirne,
So daß ich gar vergeß den Lauf derer Geſtirne.
Alſo ſchließet Poet und wünſcht Dir gut zu leben,
Und wird Dir tauſend Mal ſonſt gute Nacht gegeben!

Grüße alle Officiers, heute ſchicke ich zehn Mann von hier, ich glaube, daß ſie gut ſein werden; fünf habe ich ſchon, davon zwei über 6 Fuß und alle beide zwanzig Jahre zum Höchſten alt, die andern ſeind alle über fünf Fuß zehn Zoll; enfin vierzig Mann kriege ich gewiß, aber dann iſt auch hier bei die Kaiſerlichen nichts mehr, was die Rede werth iſt. Adieu! Leb wohl!"

Die preußiſchen Truppen wurden gegen Ende Septembers in die Winterquartiere nach den Ländern der Erzbiſchöfe von Trier und Cöln und der Biſchöfe von Münſter und Osnabrück geführt. Der Kronprinz traf am 12. Oct. 1734 wieder in Potsdam ein und begab ſich ſogleich nach ſeinem Standquartiere Ruppin, von wo aus er den Ausbau des Schloſſes zu Rheinsberg ſelbſt leitete.

Der Prinz Eugen war ebenfalls im October nach Wien zurückgekehrt und unterließ nicht, von dort aus dem Kronprinzen viel Verbindliches über ſeine Anweſenheit bei dem Heere zu ſagen. „Ich darf es nicht länger aufſchieben," ſchreibt er ihm im Januar 1735, „Ew. Königl. Hoheit das ungemeine Vergnügen zu bezeigen, welches ich jedesmal empfinde, ſo oft ich mich der Ehre erinnere, welche ich hatte, Denenſelben während des letzten Feldzuges meine Dienſte widmen zu dürfen und die großen Eigenſchaften zu bewundern, mit denen Dieſelben begabt ſind. Wenn man dieſe, wie ich das Glück hatte, in der Nähe kennen lernt, hält es nicht ſchwer, ſich eine richtige Vorſtellung davon zu machen, weſſen ſich des Reiches Wohlfahrt und die mit Ew. Königl. Hoheit einſtens verbündeten Fürſten von Denenſelben zu verſehen haben werden. Ich habe Sr. Majeſtät dem Kaiſer einen ſehr genauen Rapport abgeſtattet, ich habe ihn von den avantageuſen Geſinnungen unterrichtet, welche Ew. Königl. Hoheit gegen mich über das Fort-

beſtehen der glücklichen Vereinigung der beiden Höfe von Wien und Berlin geäußert haben und durch dasjenige, was Ihro Kaiſerliche Majeſtät Ihrerſeits verſichert, bin ich außer Zweifel, daß Allerhöchſt=Sie (der Kaiſer) dieſe Verbindung ſehr cultiviren, ja ſogar bereit ſein werden, ſie noch enger zu knüpfen.

Als ein getreuer Freund und Verbündeter Sr. Majeſtät des Königs, Ihres Herrn Vaters, kann der Kaiſer nicht anders als wünſchen, als daß derſelbe von ſeiner Krankheit baldigſt geneſen und noch lange leben möge. Derſelbe wird, ohne dem Character Ew. Königlichen Hoheit zu nahe zu treten, keinen Augenblick zweifeln, daß ſeine Wünſche nicht mit den Ihrigen ganz übereinſtimmen; allein wenn es jemals anders ſein ſollte, dann werden Sie in Ihro Kaiſerlichen Majeſtät den zuverläſſigſten Verbündeten Ihres Hauſes und einen ſo aufrichtigen Freund finden, als Sie ihn ſich nur wünſchen können. Nichts ſoll Ew. Königlichen Hoheit verborgen bleiben, was zwiſchen beiden Höfen verhandelt worden iſt, oder werden wird, ſobald man nur weiß, wovon Ew. K. H. Wiſſenſchaft zu haben begehren und auf welchem Wege. Ich gebe mir die Ehre, Ew. K. H. als einen Beweis hiervon beifolgend eine Abſchrift eines Schreibens mitzutheilen, welches ich auf Befehl Sr. Majeſtät des Kaiſers an Se. Majeſtät den König, Ihren Herrn Vater, ſo eben habe abgehen laſſen" u. ſ. w.

So erbietet ſich der Prinz Eugen, den geheimen Unterhändler zwiſchen dem kaiſerlichen Hofe und dem Kronprinzen zu machen, deſſen Geneigtheit er ſich durch die kaiſerliche Penſion für gewiß hielt. Aus den geheimen Geſandtſchaftsrechnungen des Grafen Seckendorf erſehen wir, daß dieſe Zahlungen auch jetzt noch fortdauerten. „Für den Kronprinzen Friedrich von Preußen," ſchreibt Seckendorf an den Kaiſer, „ſind mir den 11. April 1733 durch die Gebrüder Palm gezahlt worden

3210 Ducaten und zwar 810 Ducaten zur Vergütigung auf dasjenige, was ich ihm auf das Jahr 1732 über die 2500 Ducaten vorgeſchoſſen hatte und dann nach allerhöchſter Reſolution 3000 Ducaten Penſion pro 1733, darüber die beiliegende Berechnung folgt, aus welcher erhellet, daß ich wirklich 400 Ducaten mehr für ihn ausgegeben, als ich empfangen. Es hat zwar bishero der Kronprinz ſowohl bei mir, als durch Grumbkow ſeine Geldnoth vorgeſtellt und einige Beihülfe haben wollen, weil er ſich aber einige Zeit her auf keine Weiſe ſo aufgeführt, daß er der kaiſerlichen allerhöchſten Gnade würdig, ſo habe ihn zappeln und in große Noth kommen laſſen wollen, ehe man ihm beiſpringt. Es beruht alſo auf Ihro Kaiſerlichen Majeſtät Allerhöchſter Entſchließung, ob die auf dieſes laufende Jahr 1734 ausgeſetzte Penſion von 3000 Ducaten ſoll continuirt werden. Ein gewiſſes Verſprechen iſt hierüber von mir an den Kronprinzen nicht geſchehen, folglich es keinen Verſtoß geben kann, wenn ſolches eingeſtellt bliebe; hingegen, da die Geldnoth bei dem Kronprinzen groß und er hinfüro allen Conferenzen mit beiwohnen ſoll, ſo bin ich der unſchuldigen Meinung, man ſollte es noch ein Jahr probiren. Im Fall aber Ihro Kaiſerliche Majeſtät ein Anderes reſolvirten, ſo müßte allerunterthänigſt gebeten haben, daß mir mein Vorſchuß nach Ausweis der Rechnung, welche mit authentiſchen Urkunden belegt habe, wieder vergütiget werde mit 400 Ducaten.

Die Erbprinzeſſin von Baireuth, von deren gutem Einfluſſe auf den Kronprinzen man ſich viel verſprechen darf, hat auf das Jahr 1733 durch mich baar den 11. April empfangen eintauſend Speciesducaten. Und da der Kronprinz, ihr Herr Bruder, ſelbiger mehr als ſonſt Jemanden in der Welt Gehör giebt und wo eine Möglichkeit, ihm andere Prinzipien beizu-

bringen, ſolches durch ſie geſchehen muß: ſo kommt es auf Allerhöchſte Entſchließung an, ob für dieſes Jahr 1734 die Erbprinzeſſin von Baireuth wiederum haben ſoll 1000 Ducaten.

Dem General und erſten Miniſter Sr. Majeſtät des Königs in Preußen, Herrn v. Grumbkow, iſt ſeine ehedem ſchon gehabte Penſion auf das Jahr 1732 mit eintauſend Ducaten gezahlt worden. Wenn alſo ſelbige ohngeachtet der nun empfangenen beſtändigen Allerhöchſten Begnadigung von 40,000 Gulden dennoch ſollte continuirt werden, ſo gebührten ihm pro anno 1733 eintauſend Ducaten. Wenn Jemand in der Welt Gnade verdient, ſo iſt es dieſer Mann.

An den kurſächſiſchen Miniſter, Grafen Manteufel — er lebte in Berlin und hatte großen Einfluß auf den Kronprinzen — iſt die Penſion von 6000 Gulden für das Jahr 1732 erſt den 15. Auguſt 1733 gezahlt worden, und daher gebührt ihm pro anno 1733 die Penſion von 6000 Gulden, welche er mit ſeinem Fleiße, Eifer und heimlicher mannichfaltiger Correſpondenz verdient."

Der Graf Seckendorf ließ es ſich im Auftrage ſeines Hofes angelegen ſein, alle Perſonen, von denen er wußte, daß ſie auf den König und den Kronprinzen Einfluß hatten, oder ihm als heimliche Aufpaſſer und Zuträger dienten, in Sold zu nehmen. Außer den bereits Genannten finden wir in ſeinen Rechnungen noch den königlichen Geſchäftsträger in London, v. Reichenbach, den Kammerdiener Eversmann, den Kammermohren des Königs, den Lehrer des Kronprinzen, Dühan, den Leibgrenadier Murnay in Potsdam, den Geheimen-Rath und Hofnarren Gundling, welche ſämmtlich mit kaiſerlichen Penſionen begnadigt wurden.

Nach ſeiner Heimkehr aus dem Feldzuge war der Kronprinz vornehmlich mit dem Ausbaue ſeines Schloſſes in Rheinsberg

und mit dem Exerciren ſeines Regiments beſchäftigt, wodurch er ſich die Zufriedenheit des Königs in ſo hohem Grade erwarb, daß er ihn am 29. Juni 1735 zum Generalmajor ernannte. Ueberhaupt ſchenkte er ihm von jetzt an vollkommnes Vertrauen. Er hatte, als er im Herbſt 1734 ſchwer erkrankte, unter dem 25. October den Befehl gegeben, dem Kronprinzen die Juſtiz- und alle andere Sachen, worüber im Staatsrathe ein Beſchluß gefaßt worden ſei, zum Vollziehen vorzulegen; der König hatte ſich nur die Patente, Beſtallungen, Begnadigungen und Bluturtheile vorbehalten.

Im Sept. 1735 beauftragte der König den Kronprinzen mit einer Inſpectionsreiſe nach Preußen, wo er nicht nur Revue über die dortigen Regimenter abhalten, ſondern auch die Kriegs- und Domainenkammern, die Forſten, Jagden, Geſtüte und Kronengüter revidiren ſollte, welcher Aufträge er ſich zur vollkommenen Zufriedenheit des Königs entledigte.

Sobald der Vater ſich überzeugt hatte, daß der Erbe ſeines Thrones mit mehr Ernſt als früher ſich für ſeinen künftigen ſchweren Beruf vorbereitete, ward er auch nachſichtiger gegen ſeine Lieblingsneigungen und Beſchäftigungen.

Vierzehntes Capitel.

Die fröhliche Geſellſchaft auf dem Schloſſe zu Rheinsberg. — Dichter, Philoſophen, Muſiker, Prediger, Künſtler, Soldaten und das Frauenzimmer. — Geheimer Ritterorden. — Friedrich, der Stifter des Tugendbundes. — Briefwechſel mit Voltaire. — Tritt in den Freimaurerorden.

Das Schloß zu Rheinsberg bezog der Kronprinz mit ſeiner Gemahlin und ſeinem Hofſtaate im Sommer 1736 und gab daſelbſt am 4. Sept. ein dreitägiges Einweihungsfeſt, welchem der König und die Königin beiwohnten, wobei es nicht an Jagden, Vogelſchießen, Fiſcherſtechen und dergleichen Beluſtigungen im Geſchmacke des Königs fehlte, welcher ſich mit der ihm erwieſenen Aufmerkſamkeit ſehr zufrieden bezeigte und eine bedeutende Summe (angeblich 40,000 Thlr.) zur Tilgung der Schulden, welche der Ausbau des Schloſſes veranlaßt hatte, anweiſen ließ.

Das alte, früher dem Oberſtlieutenant v. Béville zugehörende, Schloß war gänzlich umgebaut, durch Seitenflügel vergrößert, mit Thürmen und Gallerien verziert worden. Im Innern hatte Friedrich die Räume ſo angeordnet, daß für Bequemlichkeit und Vergnügen auf's Beſte geſorgt war. Die Zimmer ſeiner Gemahlin waren prächtig mit Stuckatur, Vergoldung und ſeidenen Tapeten geſchmückt; einfacher waren die ſeinigen, ſie waren blau und grün gemalt, mit Silberſtreifen verziert. Er hatte ſeinem Wohnzimmer zunächſt ein Zimmer zur Biblio=

thek, ein zweites zu phyſikaliſchen Inſtrumenten einrichten und auf dem Dache eine Sternwarte erbauen laſſen. Zum Empfange der größeren Geſellſchaft, zu den heitren Mittagstafeln, den Concerten und den franzöſiſchen Comödien, in welchen Friedrich und ſeine Gemahlin ſelbſt mitſpielten, war ein prächtiger Saal angelegt worden. Die Wände waren mit Marmor verkleidet, große Spiegel in vergoldeten Rahmen zierten die Pfeiler und an der Decke, von welcher drei große, criſtallene Kronenleuchter herabhingen, ſah man ein ſinnreiches Gemälde von dem berühmten Maler Pesne, welches den Sieg Apollo's und Aurora's über die Nacht vorſtellte. Damit es bei trübem und kaltem Wetter nicht an Gelegenheit zu angemeſſener Bewegung fehle, war auch für ein Billardzimmer geſorgt. Ueber dem neuerbauten Portale las man die Inſchrift: **Friderico, tranquillitatem colenti** (dem Ruhe pflegenden Friedrich). Die Lage des Schloſſes an dem Grinerickſee, aus welchem das Flüßchen Rhyn abfließt, ein Wald von Eichen und Buchen und ein ſchon vorhandener Garten begünſtigten die Anlage eines Parks, in welchem ſchattige Gänge mit grünen Wieſenplätzen abwechſelten.

Hier nun war es, wo Friedrich als Kronprinz die glücklichſten Tage ſeines Lebens zubrachte, in ungetrübter Heiterkeit, in frohem Genuſſe eines ſtillen Glückes, in Geſellſchaft geiſtreicher Freunde nach ſeiner eigenen Wahl, und im beſten Vernehmen mit ſeinem Vater, der ihn von jetzt an nie mehr in ſeinen Vergnügungen ſtörte. Friedrich erkannte dies mit dankbarem Herzen an; er machte dafür dem Vater die Freude, ſein Regiment in ſchönſter Ordnung zu halten, für große Flügelmänner zu ſorgen, über erlegte Hirſche und Wildſchweine fleißig zu rapportiren und die Tafel des Königs, der gern etwas Gutes aß, wenn es ihm nur nichts koſtete, mit Auſtern, Paſte-

ten, Faſanen und fetten Kapaunen zu verſehen. Friedrich Wilhelm I. hatte durch eine Cabinetsordre vom 8. Novbr. 1723 dem berühmten Profeſſor der Philoſophie Wolff in Halle andeuten laſſen: „binnen zweimal vierundzwanzig Stunden nach Empfange dieſer Ordre die Stadt Halle und alle übrigen königlichen Lande, bei Strafe des Stranges, zu räumen," weil die Frömmler ihn angeklagt hatten, daß die Soldaten in ſeiner Lehre von der Vorherbeſtimmung eine Entſchuldigung fänden, wenn ſie davon liefen. Auch anderer, angeblich unchriſtlicher Lehren klagten die Prediger und Profeſſoren Franke und Lange ihren Collegen Wolff an, und da auch ein Paar Generale ſich zu dem Glauben der Pietiſten bekannten, wurde der König zu jenem harten Befehle veranlaßt. Der Kronprinz aber ſtudirte mit dem größten Eifer in Rheinsberg die Werke des vertriebenen Philoſophen und weit entfernt, daß ihm der König dies verboten hätte, ſchickte er vielmehr einen ſeiner gelehrten Hofnarren, den Profeſſor Morgenſtern, an Wolff nach Marburg, um ihn einzuladen, nach Preußen zurückzukehren, was dieſer jedoch ablehnte. Friedrich durfte es jetzt wagen, den ihm von Wolff zugeeigneten erſten Theil ſeines Werkes über das Naturrecht anzunehmen und ihm dafür in Worten zu danken, wie ſie wohl niemals wieder von einem Fürſten an einen Philoſophen geſchrieben worden ſind.

Mein Herr*)!

Ein jedes denkende Weſen, ein Jeder, der die Wahrheit liebt, muß an dem neuen Werke Antheil nehmen, welches Sie ſo eben erſcheinen laſſen; allein jeder rechtſchaffene Mann, jeder

---

*) Aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

gute Bürger muß es als einen Schatz anſehn, mit welchem Ihre Freigebigkeit die Welt beſchenkt und welchen Ihr Scharfſinn gehoben hat. Um ſo dankbarer bin ich dafür, daß Sie mir daſſelbe gewidmet haben. Den Philoſophen ſteht es zu, die Welt zu unterrichten und die Lehrmeiſter der Fürſten zu ſein. Sie müſſen folgerecht denken, wir folgerecht handeln, ſie müſſen die Welt durch Gedanken, wir durch Beiſpiel unterrichten, ſie müſſen entdecken, wir ausführen. — Schon ſeit längerer Zeit leſe und ſtudire ich Ihre Werke und bin überzeugt daß diejenigen, welche ſie geleſen haben, den Verfaſſer nothwendig hochachten müſſen. Niemand wird Ihnen dies verſagen können, und deshalb bitte ich Sie zu glauben, daß ich mit allen den Geſinnungen, welche Ihr Verdienſt erheiſcht, bin

Mein Herr

Ihr ſehr geneigter
Friedrich, Kronprinz.

Ruppin, den 24. Mai 1740.

Eben ſo nachſichtig war der König in Beziehung auf die anderen Neigungen des Kronprinzen geworden. Früher hatte er ihm die franzöſiſchen Bücher in das Feuer geworfen; jetzt ließ er es geſchehen, daß in Rheinsberg franzöſiſche Comödien, in denen Friedrich zuweilen ſelbſt die Hauptrolle übernahm, geſpielt wurden. In der Umgebung des Kronprinzen wurde nur franzöſiſch geſprochen, von ihm wurden nur franzöſiſche Bücher geleſen, ſelbſt die Prediger des Kronprinzen waren von der franzöſiſchen Colonie in Berlin und mit dem berühmteſten, witzigſten und geiſtreichſten Dichter Frankreichs, mit Voltaire, ſtand Friedrich in dem lebhafteſten Briefwechſel in Proſa und in Verſen.

Wir erinnern uns auch noch, wie ungehalten der König darüber war, daß der Kronprinz zu weiter nichts, als zu einem „Querpfeifer“ tauge, und daß er ihm die Flöte im Gefängniſſe wegnehmen ließ. Jetzt hatte Friedrich eine ausgezeichnete, vollſtändige Capelle bei ſich. Capellmeiſter war der ältere, Concertmeiſter der jüngere Graun, welcher letztere ſich durch mehrere Opern, beſonders aber durch ſein Oratorium „der Tod Jeſu“ bis auf den heutigen Tag einen berühmten Namen erhalten hat. Auch Quanz, der früher einmal hinter den Ofenſchirm flüchten mußte, ſprach auf längere Zeit in Rheinsberg ein und unterrichtete den Kronprinzen im Flötenſpiele und in der Compoſition. Franz und Georg Benda zeichneten ſich als Violinſpieler, Hock als Violoncelliſt, Petrini als Harfeniſt, Schaffrath als Clavierſpieler, Horſitzky als Horniſt aus; auch die übrigen Inſtrumente waren gut beſetzt.

Von den glücklichen Tagen in Rheinsberg giebt Friedrich ſeinen entfernten Freunden — denn Freunde hatte er im edelſten Sinne des Wortes — getreulich Nachricht. An den ſächſiſchen Geſandten am Hofe zu Petersburg, Herrn v. Suhm, der ihm Einiges aus Wolff's ſchwerſten philoſophiſchen Schriften aus dem Deutſchen in's Franzöſiſche überſetzt hatte, ſchreibt er aus Ruppin den 15. Auguſt 1736: „Ich kehre nun in meine liebe Einſamkeit nach Rheinsberg zurück, wo ich mich ganz dem Studiren ergeben werde. Wolff wird, wie Sie leicht denken können, ſeinen Platz bei mir behaupten; dann kommt die Reihe an Herrn Rollin (einen franzöſiſchen Geſchichtſchreiber) und die übrige Zeit weih' ich den Göttern der Ruhe und den Muſen. Greſſet (ein franzöſiſcher Dichter), von dem Sie gehört, vielleicht auch Manches geleſen haben, kommt zu mir, mit ihm Jordan, Keyſerling, Fouqué und der Major v. Stille. Welch' ein widriges Geſchick muß uns

Geyer & Dertinger sc.

Carl Heinrich Graun.

trennen, geliebter Freund, und warum dürfen wir nicht in Rheinsberg unſere Tage im Schooße der Wahrheit und Unſchuld mit einander verleben?

Dort, unter dichtbelaubten Buchen
Lehrt Wolff in mildem Frühlingsſchein
Den irren Geiſt die Wahrheit ſuchen,
Wie giftig auch die Frömmler ſchreiꞃ
Und unſerm freien Streben fluchen.
Die Grazien und die Scherze wohnen
Auf dieſem anmuthreichen Land,
Doch ſind, wo jene Huldgöttinnen wohnen,
Die andern Götter nicht verbannt.
Minerva wird und Mars gegrüßt
Von unſrer Lyra Feierklange,
Bacchus mit feſtlichem Geſange,
Wenn ſchäumend unſer Becher überfließt,
Und ſchweigend opfern wir in ſtillen Nächten
Cythere, deinen Zaubermächten!

Das iſt die Beichte, die ich Ihnen über das Leben ablege, welches wir in jenem glücklichen Aufenthalte führen, wo uns der Himmel noch lange Herberge geben möge."

„Wir haben," ſchreibt er demſelben Freunde den 23. Oct. 1735, „unſere Beſchäftigungen hier in zwei Claſſen getheilt, in die nützlichen und in die angenehmen. Zu den nützlichen zähle ich das Studium der Philoſophie, der Geſchichte, der Sprachen; zu den angenehmen die Muſik, die Trauer- und Luſtſpiele, die wir aufführen, die Masqueraden und Feſte, die wir geben. Immer aber behaupten die ernſteren Beſchäftigungen den Vorrang und ich darf wohl ſagen, daß wir von den Vergnügungen einen vernünftigen Gebrauch machen, indem ſie

uns zur Erholung dienen und den mürriſchen Ernſt der Philoſophie aufheitern, welche ſich von den Grazien nicht ſo leicht zu einem freundlichen Geſichte bewegen läßt." —

„Mein Haus," ſchreibt er den 16. Nov. 1736, „iſt in Wahrheit nicht der Ort der geräuſchvollen Vergnügungen; allein, ich frage Sie, ſind Ruhe und ſtille Wahrheitsforſchung nicht bei weitem den rauſchenden und leichtſinnigen Vergnügungen dieſer Welt vorzuziehen?"

Und dies war nicht nur eine vorübergehende Anſicht Friedrichs, dieſe Richtung bleibt von jetzt an die Hauptrichtung ſeines Lebens. „Ich ſtudire," ſchreibt er an Suhm den 15. Nov. 1737, „aus allen Kräften und thue alles Mögliche, mir die Kenntniſſe zu erwerben, die mir nöthig ſind, um auf würdige Weiſe aller der Dinge Meiſter zu werden, welche einſt meines Amtes werden können; kurz, ich arbeite um mich beſſer zu machen und um mir den Geiſt mit allem demjenigen zu erfüllen, was das Alterthum und die neueren Zeiten uns an glänzenden Vorbildern aufgeſtellt haben." —

Die heiteren Freunde noch enger zu verbinden, wurde ein geheimer Ritterorden geſtiftet, welcher Bayard, den Ritter ohne Furcht und Tadel, zum Schutzpatron wählte und ſich nach ihm nannte. Der Hauptmann de la Motte Fouqué ward zum Großmeiſter erwählt, Mitglieder waren: der Kronprinz, die Prinzen Wilhelm und Heinrich, der Herzog Ferdinand von Braunſchweig, der Herzog Wilhelm von Braunſchweig=Bevern und mehrere Officiere vom Regimente des Kronprinzen. Die Mitglieder, deren Anzahl auf zwölf beſtimmt war, mußten dem Krieger= und Ritterſtande angehören, ihr Wahlſpruch war: **Vivent les sans quartier!** (Es lebe, wer keinen Pardon giebt und keinen nimmt) Ein jeder Ritter führte einen beſondern Namen; Friedrich hieß **le Constant** (der Beſtändige). Das

ſilberne Kreuz mit der Aufſchrift F. C. P. (Fridericus Constans Princeps), welches er an einem grünſeidenen Bande auf bloßer Bruſt trug, befindet ſich auf der königlichen Kunſtkammer in Berlin. Als Symbole werden auch ein auf einem Lorbeerkranze liegender Degen mit der Umſchrift: „sans peur et sans reproche“ (ohne Furcht und Tadel) und ein in Form eines Degens (?) zuſammengebogener Ring angeführt. Noch von einer anderen geheimen Verbindung, welcher der Kronprinz angehörte, kommen in jener Zeit Spuren vor, ſo daß man ihn für den eigentlichen Stifter des preußiſchen Tugendbundes gelten laſſen kann.

Wenn wir aber darüber klagen hören, daß Friedrich ſich mit großer Vorliebe den Dichtern und Geſchichtſchreibern Frankreichs zuwendete: ſo müſſen wir es vielmehr bedauern, daß Deutſchland in jener Zeit ſo arm an Dichtern und Geſchichtſchreibern war, daß wir es einem Geiſte, wie Friedrich, nicht verdenken können, wenn er Unterhaltung und Belehrung bei den gebildeten und geiſtreichen Nachbarn ſucht. Kommen ſie ihm aber bewaffnet in das Gehege, ſtellen ſie ſich ihm auf dem Schlachtfelde gegenüber, dann hört alle Freundſchaft auf und er erficht den deutſchen Waffen einen Sieg über die übermüthigen Feinde bei Roßbach, der alle Schmach vergeſſen machte, welche ſeit länger als einem Jahrhundert von jenſeit des Rheines über den deutſchen Namen gekommen war.

Sobald ſich Friedrich in Rheinsberg ruhig niedergelaſſen hatte, war es ſein eifrigſtes Beſtreben, mit Voltaire in einen geiſtigen Verkehr zu treten*). Er ſchreibt an ihn den 8. Auguſt

*) Man wird ſehr leicht an dem Style erkennen, daß dieſer Briefwechſel franzöſiſch geführt wurde; nur an ſeinen Vater und ſpäter an einige Generale ſchrieb Friedrich deutſch.

1736 den erſten Brief, deſſen ernſter Inhalt uns ſogleich darüber belehrt, daß das gewöhnliche Vorurtheil ganz unbegründet iſt, als habe Friedrich hierbei nur die leichtfertige Unterhaltung mit einem franzöſiſchen Freigeiſte geſucht; ihm war es um ernſtere Angelegenheiten zu thun, und unter dieſen nimmt die Philoſophie die erſte Stelle ein. „Der Geſchmack an Philoſophie," ſchreibt er ihm, „der ſich in allen Ihren Schriften offenbart, hat mich veranlaßt, Ihnen eine Ueberſetzung von der Anklage und Vertheidigung Wolff's zu überſenden, des berühmteſten Philoſophen unſerer Zeit, der, weil er die finſteren Gegenden der Metaphyſik erhellte und die ſchwierigſten Aufgaben derſelben in einer edlen, deutlichen und ſichern Weiſe behandelte, ſchändlicher Weiſe des Unglaubens und des Atheismus*) beſchuldiget wurde; das gewöhnliche Schickſal großer Männer! Neid und Verläumdung drücken beſtändig auf die Größeren und Edleren ihre giftigen Pfeile ab. Ich laſſe jetzt deſſelben Verfaſſers Abhandlung über Gott, über die Seele und die Welt in das Franzöſiſche überſetzen. Sobald ſie vollendet ſein wird, ſchicke ich ſie Ihnen in der Ueberzeugung, daß die Wahrheit aus ſeinen geometriſch aneinander geketteten Sätzen mit aller Gewalt zu Ihrer Ueberzeugung ſprechen wird. Die nachſichtige Theilnahme und Aufmunterung, welche Sie den Verehrern der Künſte und Wiſſenſchaften nie verſagen, läßt mich hoffen, daß Sie mich nicht von der Zahl derjenigen ausſchließen werden, die Sie Ihres Unterrichts würdig finden. Unterricht nenne ich einen Briefwechſel mit Ihnen, weil er einem jeden denkenden Weſen nicht anders als vortheilhaft ſein kann. Ohne den Verdienſten Anderer zu nahe zu treten,

---

*) Atheiſt, einer der nicht an Gott glaubt.

glaube ich behaupten zu können, daß wenige Menſchen auf dem Erdkreiſe exiſtiren, die nicht von Ihnen lernen könnten.“ —

„Ohne Ihnen Weihrauch zu ſtreuen, der unwerth wäre, Ihnen geſtreut zu werden, geſtehe ich Ihnen, daß mich zahlloſe Schönheiten an Ihre Werke feſſeln. — — Ihre Dichtungen verdienen Achtung und Bewunderung; ſie verbreiten ſich über die vornehmſten Grundſätze der Sittenlehre und unterrichten uns im Denken und Handeln. Die Tugend ſchildern Sie mit den reizendſten Farben, beſtimmen den Grundbegriff des wahren Ruhmes und Ihre Art und Weiſe, Geſchmack an den Wiſſenſchaften einzuflößen, iſt ſo fein und anziehend, daß ein jeder Ihrer Leſer ſich durch den edlen Eifer belebt fühlt, in Ihre Fußtapfen zu treten. Wie oft habe ich mir ſelbſt geſagt: wage dich nicht an ein Unternehmen, dem du nicht gewachſen biſt; um Voltaire nachzuahmen, muß man ſelbſt Voltaire ſein. Nur zu lebhaft fühle ich dann, daß die Vorzüge der Geburt hierzu wenig, oder genauer geſagt, gar nichts helfen. Dieſe ſind nichts weiter als äußerliche, fremdartige Zuthaten, die mit unſerem feineren Weſen nicht in Verbindung ſtehn, weshalb Talente des Geiſtes ihnen weit vorzuziehen ſind. — Wie viel Dank iſt man denen ſchuldig, welche die Wiſſenſchaften und Künſte mit Glück anbauen! Den Fürſten kömmt es zu, ihre Nachtwachen zu belohnen! O, warum wählt der Ruhm mich nicht aus, Ihre glückliche Thätigkeit zu belohnen? Ich würde nichts weiter fürchten, als daß unſer Land, welches wenig Lorbeern baut, deren nicht ſoviel hervorbringen würde, als Ihre Werke verdienen.“

Mit freudiger Ueberraſchung empfing Voltaire, welcher damals wegen ſeiner Freimüthigkeit als der Herold der Aufklärung von der mächtigen Hof- und Prieſterpartei in Paris gehaßt und verfolgt wurde, den Brief des Kronprinzen von Preußen,

deſſen Schickſal und Ruf ihm gewiß nicht unbekannt geblieben waren. „Geſtatten Sie mir," heißt es in der Antwort Voltaire's, „die Bemerkung, daß es keinen Menſchen auf der Welt giebt, der nicht dem Beſtreben dankbar huldigen müßte, mit welchem Sie eine Seele, die zum Herrſchen geboren iſt, durch eine geſunde Philoſophie zu bilden ſuchen. Nur diejenigen ſind, glauben Sie es mir, gute Könige geweſen, welche, wie Sie, damit angefangen haben, ſich zu unterrichten, die Menſchen kennen zu lernen, die Wahrheit zu lieben, die Verfolgung und den Aberglauben zu verabſcheuen. Es giebt keinen Fürſten, welcher nicht im Stande wäre, mit ſolchen Geſinnungen das goldene Zeitalter in ſein Reich zurückzuführen. Und weshalb ſuchen ſo wenig Könige dieſes Glück auf? Sie ſelbſt wiſſen es, mein gnädigſter Herr, weil faſt alle mehr an die Würde des Königs, als an die Ausbildung zum Menſchen denken; Sie aber thun gerade das Gegentheil. Sein Sie verſichert, daß Sie einſt, wenn der Drang der Staatsgeſchäfte und die Schlechtigkeit der Menſchen einen ſo göttlichen Character nicht verderben, von Ihren Völkern angebetet und von der ganzen Welt geliebt ſein werden. Die Philoſophen, welche dieſes Namens würdig ſind, werden in Ihren Staaten eine Zuflucht ſuchen und eben ſo, wie die berühmten Künſtler in großer Anzahl ſich dem Lande zuwenden, in welchem ihre Kunſt begünſtigt wird. So werden die Männer, welche denken, ſich um Ihren Thron ſammeln. — — Sie waren ſo gütig, mir eine Abhandlung Wolff's über Gott, die Seele und die Welt zu verſprechen. Welches Geſchenk, mein gnädigſter Herr, und welche Unterhaltung! Der Erbe einer großen Monarchie verſchmäht es nicht, aus dem Innern ſeines Palaſtes Belehrungen an Einen, der ſich von der Welt zurückgezogen hat, zu ſenden. Die Mehrzahl der Fürſten fürchtet ſich, die Wahrheit zu ver-

nehmen; Sie, mein Prinz, werden in derſelben Unterricht ertheilen." —

Die Werke Voltaire's, welche von Friedrich damals am meiſten bewundert wurden, waren ſeine Henriade, ein Heldengedicht auf König Heinrich IV. von Frankreich, ſeine Trauerſpiele Julius Cäſar und Alzire. Voltaire gilt aber Friedrich nicht allein in der Dichtkunſt, ſondern in jeder menſchlichen Tugend als Führer und Vorbild. „Sehen Sie," ſchreibt er ihm aus Rheinsberg vom 9. Sept. 1736, „meine Handlungen künftig als die Frucht Ihrer Lehren an; durch dieſe iſt mein Herz genährt worden und ich habe es mir zum unverbrüchlichen Geſetze gemacht, ſie mein ganzes Leben hindurch zu befolgen. — Sie haben nur einen Fehler, den, daß Sie zu weit über andere Menſchen erhaben ſind. — Ich habe geringes Verdienſt und wenig Kenntniſſe, aber viel guten Willen und eine unerſchöpfliche Quelle von Achtung und Liebe für Perſonen von ausgezeichneter Tugend."

Mit der größten Beſcheidenheit ſpricht Friedrich immer von ſich ſelbſt. „Mein höchſter Wunſch wäre," ſchreibt er an Voltaire den 19. Januar 1738, „unter einem milden Himmelsſtriche zu wohnen, Freunde, wie Sie, zu verdienen und von rechtſchaffenen Leuten geachtet zu werden. Gern würde ich dem vornehmſten Gegenſtande menſchlicher Habſucht und Ehrbegierde entſagen, allein ich fühle nur zu lebhaft, daß, wenn ich kein Prinz wäre, ich ſehr wenig ſein würde. Sie werden um Ihrer bloßen Verdienſte willen hochgeachtet, beneidet und bewundert; ich aber brauche Titel, Rang und bedeutende Einkünfte, um die Augen der Welt auf mich zu ziehn."

Der unbegrenzte Trieb Friedrichs, in jedes Geheimniß des Lebens und der Wiſſenſchaft eingeweiht zu werden und der Wunſch, einem Bunde anzugehören, welcher die ſittliche Aus-

bildung der Menſchheit zur wahren Freiheit ſich als Aufgabe geſtellt hatte, veranlaßte ihn, ſich in den Orden der Freimaurer aufnehmen zu laſſen. Er benutzte hierzu eine Reiſe, welche er mit dem Könige im Sommer 1738 zur Heerſchau nach dem Rheine und nach Holland unternommen hatte. In dem Schloſſe des Prinzen von Oranien zu Loo machte Friedrich die Bekanntſchaft des regierenden Grafen Albert Wolfgang von Schaumburg-Lippe, eines eifrigen Maurers, und erklärte ihm ſeinen Wunſch, in den Bund aufgenommen zu werden, da er bei ſeiner Rückkehr einige Tage in Braunſchweig zu verweilen gedachte und die dortige Meſſe den auswärtigen Brüdern einen guten Vorwand gab, ſich, ohne Aufſehen zu erregen, daſelbſt verſammeln zu können. Die einzige, damals in Deutſchland beſtehende Loge war die „zur Weintraube" in Hamburg. Der Graf von der Lippe hatte durch den Baron v. Albedyl zu Hannover den Baron v. Oberg, als Meiſter vom Stuhle, nach Braunſchweig einladen laſſen, um bei der Aufnahme des Kronprinzen den Vorſitz zu führen. Die Brüder, zu denen ſich noch der Graf Kielmannsegge, die Herren v. Löwen und Bielefeld aus Hamburg eingefunden hatten, trafen am 11. Auguſt in Braunſchweig ein und richteten im Gaſthofe „zum Schloſſe Salzdahlum" ein Zimmer zur Aufnahme ein. Der Kronprinz, welcher im Gefolge des Königs am folgenden Tage in Braunſchweig ankam, beſtimmte die Nacht vom 14. auf den 15. Auguſt zur Aufnahme. Was uns einer der theilnehmenden Brüder, der Baron Bielefeld, davon verrathen hat, iſt Folgendes: „Den ganzen vierzehnten des Auguſt brachten wir noch mit Vorbereitungen zur Loge zu. Etwas nach Mitternacht trat der Kronprinz in Geſellſchaft des Grafen v. Wartensleben, Hauptmann im Regimente des Königs, ein. Dieſen letzteren ſtellte uns der Kronprinz als einen Candidaten vor, deſſen Auf-

nahme er unmittelbar nach der ſeinigen wünſchte. Er bat, bei ſeiner eigenen Aufnahme keinen der ſtrengen Gebräuche zu unterlaſſen, welche in dergleichen Fällen üblich wären, ihm nichts zu erlaſſen und ihn ganz wie einen einfachen Privatmann anzuſehen. Wir nahmen ihn daher in allen hergebrachten und nöthigen Formen auf. Ich bewunderte ſeine Unerſchrockenheit, ſeine Geiſtesgegenwart und Freundlichkeit, welche ihn ſelbſt in den bedenklichſten Augenblicken nie verließen. Ich hielt eine kleine Rede, über welche er ſeine Zufriedenheit bezeigte. Nachdem die beiden Aufnahmen geſchehen waren, eröffneten wir die Loge und begannen die Arbeit. Er ſchien von Allem entzückt und benahm ſich mit eben ſo viel Geiſt als Geſchick. Nach vier Uhr des Morgens war Alles vollbracht, der Prinz kehrte nach dem herzoglichen Schloſſe zurück, eben ſo erbaut von uns, wie es ſchien, als wir von ihm."

In demſelben Briefe (aus Braunſchweig vom 24. Auguſt 1738) giebt der Baron Bielefeld folgende Schilderung des Kronprinzen, welche das geiſtige und körperliche Bild, welches wir uns bereits von ihm gebildet haben, noch anſchaulicher machen wird. „Ich verſichre Sie, mein lieber Bruder, daß ich von dem Kronprinzen von Preußen eine große Meinung für die Zukunft gefaßt habe. Er iſt nicht von großer Geſtalt und unſer Herrgott würde ihn nicht gewählt haben, um an der Stelle des Königs Saul zu regieren; allein in Betracht der Größe und Schönheit ſeines Geiſtes verdient er den preußiſchen Königsthron zum Wohle ſeiner Völker einſt zu beſteigen. Er hat charmante Geſichtszüge, ein geiſtreiches Weſen, eine edle Haltung und es käme nur auf ihn an, Anſpruch auf Schönheit zu haben. Ein Pariſer Petit-maitre würde ſeine Friſur nicht ganz regelmäßig finden, allein ſein Haar iſt von einem ſchönen Braun und kleidet, nachläſſig in Locken gelegt, gut zu

ſeinem Geſichte. Seine großen blauen Augen haben zu gleicher Zeit etwas Geſtrenges und etwas Sanftes und Liebliches. Ich war überraſcht, ſein Ausſehn ſo jugendlich zu finden. Sein Benehmen iſt ganz dasjenige eines Mannes von hohem Stande und er iſt der niedlichſte Sterbliche von allen Einwohnern des Königreichs, welches ihm bevorſteht. Ich ſpreche nicht von den Eigenſchaften ſeiner Seele; es würde ſchwer gehalten haben, ſie in ein Geſpräch hineinzuziehn, allein ich verſichre, daß er nicht ein einziges Wort geſagt hat, welches nicht ungemein viel Geiſt und eine große Herzensgüte verrathen hätte. Ich berufe mich in dieſer Beziehung auf die allgemeine Stimme über ihn."

Funfzehntes Capitel.

Des Kronprinzen Rapporte an den König. — Friedrich erbietet ſich, einen langen mecklenburgiſchen Schäferknecht einzufangen; läßt die Soldaten Spießruthen laufen. — Schickt dem Vater kalte Paſteten und Kibizeier. — Pflanzt Obſtbäume. — Trinkt den Herzog Carl von Mecklenburg unter den Tiſch. — Ein Invalide erzählt ihm von der Schlacht bei Fehrbellin. — Neue Schulden. — Der König ſtudirt Wolff's Philoſophie; verſöhnt ſich auf dem Sterbebette mit Friedrich. — Des Königs letzter Wille. — Stirbt tapfer wie ein Held und ergeben wie ein Chriſt.

Wie ſehr nun aber auch die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, der Briefwechſel mit den Freunden und die heitre

Geſellſchaft den Kronprinzen in Anſpruch nahmen, er verſäumte darüber durchaus nichts in ſeinem Dienſte als Regimentschef und als Wirthſchafter im Garten und Felde. Ueber dieſe Angelegenheiten wurden faſt wöchentlich genaue Rapporte in deutſcher Sprache an den König geſchickt, deren Styl und Inhalt ſich freilich weſentlich von dem der franzöſiſchen Briefe an Voltaire, Camas, Suhm und andere gelehrte Freunde unterſcheidet, und ſchwerlich dürften wir von der damaligen Bildung Friedrichs eine richtige Vorſtellung erhalten, wenn uns von ſeiner Hand nichts übrig geblieben wäre, als dieſe Berichte an ſeinen Vater. Die vornehmſte Angelegenheit in dieſen ſind die „großen Kerle“, für welche, wie wir ſchon öfters erwähnten, Friedrich Wilhelm I. eine ſo ganz abſonderliche Vorliebe hatte, daß er, der ſonſt ſparſam bis zum Knauſern ſein konnte, Tauſende verſchwendete, um aus ganz Europa ſich die ungeſchlachteſten Rieſen zu verſchaffen, von denen ihm zuweilen das Stück über ſiebentauſend Thaler zu ſtehen kam. Da von den Werbern und ſogenannten Seelenverkäufern kein Mittel der Gewaltthat, der Liſt, Beſtechung und Ueberredung verſchmäht wurde, um die Leidenſchaft des Königs zu ihrem Vortheile zu benutzen, ſo wurde dieſer hierdurch oft in die unangenehmſten Händel verwickelt. Ein preußiſcher Werbeofficier in Jülich hatte lange Zeit einem Tiſchler von ungewöhnlicher Größe nachgeſtellt. Eines Tages ſchickt er den Küſter zu ihm und läßt einen Sarg beſtellen für einen verſtorbenen Soldaten, welcher ohngefähr die Größe des Tiſchlers habe. Nach zwei Tagen findet er ſich wieder bei ihm ein, meint aber, der Sarg habe nicht die beſtellte Länge. „Das muß ich beſſer wiſſen,“ ſagt der Tiſchler, „ich habe ihn noch um drei Zoll länger gemacht, als ich bin.“ — „Da wett' ich fünfzehn Kreuzer,“ ſagt der Küſter, „wo das wahr iſt; Ihr ſtoßt mit Kopf und Füßen an,

wenn Ihr Euch hineinlegt." — „Die Wette gilt," ſagt der Tiſchler und legt ſich, ſo lang er iſt, in den Sarg. Sogleich werfen der Küſter, der nur ein verkappter Werber war, und ſeine Träger den Deckel auf den Sarg, nageln ihn zu und tragen den eingefangenen Tiſchler vor das Thor, um ihn ſofort nach Potsdam zu transportiren. Leider hatten ſie ſich etwas zu lange damit aufgehalten, ſie konnten den Sarg ſogleich nach dem Kirchhofe tragen; als ſie ihn öffneten, fanden ſie den Tiſchler todt darin.

Aehnliche bald gelungene, bald mißlungene Unternehmungen kamen öfter vor und leider ſah ſich der Kronprinz jetzt ſelbſt genöthigt, dergleichen Aufträge zu übernehmen.

Der Kronprinz an den König*).

Allergnädigſter König und Vahter!

Ich habe die Gnade gehabt, jetzunder meines allergnädigſten Vahters Ordre mit dem neuen Werbe-Reglement in aller Unterthänigkeit zu erhalten und werde mich beim Regiment in allen Stücken ſuchen zu conformiren, bei die meiſten Compagnien aber ſeindt noch (5 Fuß) 8zöllige Leute in's erſte Glied und werden wir Mühe haben, ſolche dieſes Jahr herauszukriegen; auch habe aus dem Werbe-Reglement geſehen, daß, wenn Officiers große Kerels wiſſen, ſie ſolche angeben ſollen.

*) Zum Belege, wie unbeholfen und unrichtig Friedrich die deutſche Sprache ſchreibt, laſſen wir dieſe Briefe mit allen Fehlern gegen die Rechtſchreibung abdrucken. Die früheren Briefe aus Cüſtrin ſind weniger fehlerhaft, weil ſie von dem Hofmarſchalle vorher corrigirt wurden.

Hier unweit von Perleberg in's Meckelnburgiſche hält ſich ein Schäferknecht auf, welcher 6 Fuß 4 Zoll gewiß haben ſoll; mit Gutem iſt nichts mit ihm auszurichten; aber wenn er die Schafe hüthet, ſo iſt er alleine auf dem Felde und könnte man mit ein paar Officiers und ein paar tüchtige Unterofficiers ihn ſchon kriegen; es iſt derſelbe, da einmal die Huſaren nach ſeindt geſchickt geweſen; ich habe Officiers allhier, die ſehr wohl dort bekannt ſeindt, alſo wollte fragen, ob mein allergnädigſter Vahter befehlet, daß man ihn aufheben ſolle oder nicht und woferne es mein allergnädigſter Vahter vor gut findet, ſo will ich ſchon praecautions nehmen, daß die Sache gut gehn ſoll und ohne daß ſonderlich Lärm daraus wird, denn ich kenne den Amtmann, unter welchem der Kerel ſteht und kann man dem ſchon das Maul ſtopfen. Der ich in tiefſter submission u. ſ. w.

Rupin den 15. Sept. 1732.

Antwort des Königs*).

Mein lieber Sohn. Ich habe aus Euerm Schreiben vom 15. d. M. erſehen, was Ihr wegen eines Schäferknechtes im Meckelnburgiſchen meldet. Ihr ſollt Mir berichten, unter welchem Edelmanne derſelbe ſteht und wer ſeine Obrigkeit iſt, ſo will ich ſchon weiter Order geben. Ich bin u. ſ. w.

Wuſterhauſen, den 17. Sept. 1732.

„Ich habe," ſchreibt hierauf der Kronprinz aus Ruppin den 19. Sept. 1732, „die Gnade gehabt, aus meines allergnädigſten Vahters Schreiben in aller Unterthänigkeit zu ſehen, daß mein allergnädigſter Vater zu wiſſen verlangt, in was vor

---

*) Von einem Cabinetsrathe ausgefertigt; der König ſchrieb bei weitem unleſerlicher und fehlerhafter noch als der Kronprinz.

einem Dorfe ſich der lange Schäfer aufhielt, davon ich meinem allergnädigſten Vahter von geſchrieben. Dies Dorf nun heißet Breſegard und gehört zu einem Meckelnburgiſch=Schwerinſchen Amte, der Amtmann aber iſt des Kriegsrathes Cramer ſein Schwager und könnte es wohl angehn, daß ſelbiger uns ihn in die Hände ſpielte, dieweil der Kerl dann und wann hier drei Meilen von der Grenze ſeine Schaafe hüthen geht und ſich des Nachts bei ſeiner Heerde aufhält. Sechs Wochen oder zwei Monate Zeit müßte man wohl haben, alsdann die Sache gewiß angehen kann. Ich erwarte hierauf in aller Unterthänigkeit meines Allergnädigſten Vahters gnädigſte Order und verbleibe" u. ſ. w.

Der König befahl hierauf, an den Kriegsrath Cramer zu ſchreiben: „ſein Schwager wäre da unten, ſoll ſuchen den Kerl habhaft zu werden, wenn es nicht anders wär', ſoll ſuchen ihn an der Grenze zu kriegen und ſtillſchweigend und ohne Lärm wegnehmen laſſen." —

„Hier bei dem Regimente," ſchreibt Friedrich aus Ruppin vom 11. Dec. 1733, „ſteht gottlob Alles wohl und habe ich drei ſchöne Recruten von dem Herzoge von Eiſenach gekriegt, alle drei über (5 Fuß) 11 Zoll. Ich habe auch bereits mit einigen Landjunkern wegen das Gut und Rheinsbergiſchem Inventario geſprochen und wollen ſie künftige Woche den Anſchlag davon machen und werde ich auch Montag hingehn."

Ueber die ſtrenge Mannszucht und die zum Theil unmenſchlichen Beſtrafungen verlangte der König ebenfalls Bericht. „Ich habe," meldet Friedrich aus Ruppin den 8. Jan. 1734, „bei dem Regimente viel Prozeß gefunden. Unter andern ſo iſt ein Unglück geſchehen, da ein Burſche von Major Quats Compagnie, der den Mondirungsboden beſtohlen und derowegen Spießruthen laufen müſſen, in währendem Gaſſenlaufen einem Burſchen das Bajonett von der Seite gezogen und einen Bur=

ſchen damit bleſſirt. Der Kerl aber, ſo Spießruthen gelaufen, iſt ſchleunig geſtorben.“

„Berichte meinem Allergnädigſten Vahter in aller Unterthänigkeit (vom 23. April 1735), daß noch Alles richtig beim Regimente iſt. Wir haben bereits angefangen zu feuern und hoffe ich, daß mein Allergnädigſter Vater bei der Revue auch wird zufrieden ſein. Weil ich vernommen, daß mein Allergnädigſter Vahter gern kalte Paſteten ißt, ſo nehme ich mir die Freiheit, eine in aller Unterthänigkeit zu überſchicken, wie auch Kibizeier, welche ich ſo eben bekommen. Der ich“ u. ſ. w.

Der König ſchrieb zur Antwort: „Ich danke, werde ſeine Geſundheit trinken.“ —

Mit dergleichen Zuſendungen verſorgte der Kronprinz fortwährend Küche und Keller des Vaters. „Die gnädige Art,“ ſchreibt er vom 10. Febr. 1736, „wohrmit Mein allergnädigſter Vahter die puhten, ſo ich geſchicket, hat an nehmen wollen, behertzet mihr die Freiheit zu nehmen, eine kalte Rindfleiſch Pastete, wie Er ſie gerne ißet zu ſchicken und mit nechſt kommender gelegenheit werde pularden ſo nuhr noch nicht fet genung ſeindt ſchicken und hoffe ich in ein Jahr meine Wirthſchaft ſo in zu richten, das Mein allergnädigſter Vahter kein Fleiſchwerk wirdt gebrauchen von Hamburg kommen zu laſſen. Der ich mihr beſtendig in Meines allergnädigſten Vahters Gnaden gantz unterthänigſt Empfehle und mit unaufhörlichem respect bis an mein Ende verharre

Als Meines aller Gnädigſten Königs und Vahters treugehorſamer Diner und Sohn

Friedrich.

Dieſe Zuſendungen wurden noch reichlicher, als der Kronprinz ſein Schloß in Rheinsberg bezog, wo ſeine Wirthſchaft

ausgedehnter war und in ſeiner Küche durch franzöſiſche Köche noch mehr Delicateſſen zubereitet wurden.

Sobald der Kauf dieſes Gutes abgeſchloſſen war, läßt es ſich auch der Kronprinz angelegen ſein, Haus und Hof, Garten und Feld in beſten Stand zu ſetzen. „Anjetzo,“ ſchreibt er dem Könige aus Ruppin den 7. Dec. 1734, „mache ich Anſtalt guhte obſt böhme dis Früjar in Reinsberg zu ſetzen und dar alles in Ordnung zu ſetzen auf das wenn ich einmal die Gnade habe Meinen aller Gnädigſten Vahter dar zu ſehn, ich Ihm die Wirtſchaft und alles in ordenung tzeigen wolte.“ Für das Setzen junger Bäume ſorgte der Kronprinz in Rheinsberg fortwährend. „Anjetzo,“ ſchreibt er dem Vater den 14. Nov. 1736, „bin ich beſchäftich mit dem flantzen der Bäume fertig zu werden, die weil wir anjetzo noch ſchöne tage haben.“

Von den Concerten und franzöſiſchen Comödien an den König zu ſchreiben, unterließ der Kronprinz wohlweislich; kamen aber luſtige Auftritte nach dem Geſchmacke des Tabakscollegiums vor, ſo verſäumte es Friedrich nicht, den König damit zu unterhalten.

Der Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz, welcher mit ſeinem kleinen Hofſtaate in Mirow reſidirte, beſuchte den Kronprinzen öfter und gab Veranlaſſung zu komiſchen Auftritten, von denen Friedrich nicht unterläßt, Bericht zu erſtatten. „Des Printzen von Miraus visite,“ ſchreibt er aus Rheinsberg den 11. Nov. 1736, „iſt gar zu curieus geweßen, auf daß ich nicht Meinen allergnädigſten Vahter alle umbſtände davon berichte. Ich habe in meinen letzten Schreiben Meinem allergnädigſten Vahter gemeldet, wie das der General Pretorius bei uns gekommen wehre, ſo fundt ſich ſelbiger aber bei mihr, wie ich mit dem Printzen von Mirau in der Camer Kam; ſo

fing der General Pretorius an: voila le Prinse Cajuca, und das ſo laut, das es alle Leute höreten, Kein menſch Kunte das Lachen laßen und hatte ich alle Mühe, das ich es ſo braete das er nicht böße wurdte. Kaum war der Printz im Hauſe, das man mir ſagen Kam, das dem armen Printzen zum Unglück der Printz Henrich*) gekomen wehre, welcher ihn dan dermaßen ufzoch, das wir alle gedacht thot vor lachen tzu bleiben. Er wurdt immer gelobet und abſonderlich über ſeine ſchöne Kleidung ſeine guhte aire und ſeine ungemeine leichtigkeit im thantzen; ich habe auch gedacht es würde Kein aufhören des thantzes werden. Den Nachmittach umb ihn den Rock zu verderben, ſo haben wier im Regen nach den Fogel geſchoßen, er wollte wohl nichts ſagen, aber man Kunte doch ſehen, das er ſich umb den Rock ſehr hatte. Den abend ſo krigte er einige gläſer im Kopf und wurdt recht luſtig, ſagte wie er nothwendig wegen Stats und considerablen angelegenheitten wieder nach hauſe müſte, welches aber doch bis in die nacht umb 2 Uhr verſchoben wurdt; ich glaube, das er ſich des Tags darauf nicht mehr wird viel zu erinnern wißen. Der ich mich" u. ſ. w.

Auf das Tabakscollegium war der Kronprinz nie gut zu ſprechen; dennoch mußte er auch jetzt noch von Zeit zu Zeit darin erſcheinen. Als er eines Abends, von dem Könige eingeladen, eintrat, erhoben ſich die Anweſenden von ihren Sitzen, ihn ehrfurchtsvoll zu grüßen. Da es ſtreng unterſagt war, aufzuſtehen, ſelbſt wenn der König eintrat, nahm dies Friedrich Wilhelm ſeinen Gäſten ſehr übel und ſchalt ſie, daß ſie ſich zu frühzeitig vor der „aufgehenden Sonne", ſo pflegte

---

*) Der Markgraf Heinrich von Schwedt, ein Freund und Anſtifter luſtiger Streiche.

er ſpöttiſch den Kronprinzen zu nennen, beugten. Friedrich wußte aber, daß dieſe Ehrfurcht nicht von allen Mitgliedern ehrlich gemeint war, da mehrere, um ſich bei dem Könige beliebt zu machen, üble Nachrichten über ihn verbreiteten. „Ich kenne,“ ſchreibt er (franzöſiſch) an den General Grumbkow den 17. März 1733, „die Verdienſte des rothen Zimmers in Potsdam und der Tabakswolken, welche die mittlere Luftregion deſſelben einnehmen. Indeſſen hält dort ein Senat ſeine Sitzungen, welcher zuweilen das Schickſal und die Beſtimmung von uns Anderen entſcheidet. Den Senat der Römer hielten die Römer wegen ſeines Schweigens, ſeiner Würde und des ehrfurchtgebietenden Ausſehens der Senatoren für eine Verſammlung von Göttern; jener Senat in Potsdam, weit entfernt den Göttern des Olymps verglichen werden zu können, ſinkt weit eher zur Geſellſchaft einer Tabagie herunter.“ — Bei weitem zog Friedrich die Geſellſchaft, die er in Rheinsberg um ſich verſammelte, der des Königs vor, doch war ihm jede Gelegenheit, ſich zu unterrichten, willkommen. Die höhere Kriegskunſt und Befeſtigungskunſt ſtudirt er mit Planen, welche der Fürſt Leopold von Deſſau, der alte Feldmarſchall, ihm ſchickt und die Schlacht von Fehrbellin läßt er ſich von einem Invaliden erzählen. „Heute hab' ich,“ ſchreibt er dem Könige aus Rheinsberg den 12. Auguſt 1737, „einen alten Mann geſprochen, welcher unter dem Churfürſten Friedrich Wilhelm als Cornet gedient hat; anno 1670 iſt er in Dienſt gekommen und hat den ganzen Krieg gegen die Franzoſen mitgemacht, iſt auch mit bei Fehrbellin geweſen und hat mir viel Umſtände recht deutlich vertzelet. Der Mann iſt 91 Jahre alt und hat noch alle ſeine Sinnen, nuhr daß ihm das ſprechen was undeutlich wird, weillen er meiſtens die tzehne verloren hat.“

Die vornehmſte Sorge in Beziehung auf den König blieb

jedoch immer das Regiment und namentlich die Leibcompagnie, welche der Kronprinz im Jahre 1737 bereits in ſo gutem Stande hatte, daß er dem Könige bei der Spezialrevue im erſten Gliede achtundzwanzig Mann vorſtellen konnte, von denen keiner unter ſechs Fuß maß, im vierten Gliede eben ſo viel, von denen keiner unter fünf Fuß elf Zoll hatte; zehn Unterofficiere waren ebenfalls ausgeſuchte Leute und der Kronprinz bezahlte ſo hohes Handgeld und ſo außerordentliche Zulage zur Löhnung, daß mehrere junge Edelleute von 6 Fuß und darüber als Gemeine in ſeiner Leibcompagnie dienten. Der Ankauf und die Unterhaltung dieſer Rieſen koſteten ihm aber ſo große Summen, daß wir es durchaus nicht der Verſchwendung im Haushalte und einer ungeordneten Lebensweiſe zuſchreiben dürfen, wenn wir ihn, trotz einer jährlichen Zulage von 12000 Thalern, welche der König im Jahre 1737 bewilligte, trotz der Unterſtützung von 3000 Ducaten, welche er von dem Kaiſer erhielt, beſtändig in der größten Geldverlegenheit finden. Andere Regimentsinhaber bereicherten ſich dadurch, daß ſie dem Könige für ſein Potsdamſches Regiment ihre Flügelmänner mit einem anſehnlichen Gewinne verkauften; allein der Kronprinz ſah ſich genöthigt, dem Könige von Zeit zu Zeit einige große Leute, welche ihm ſehr theuer zu ſtehen kamen, um einen mäßigen Preis zu überlaſſen. Friedrich ſelbſt wußte den Werth, welchen dem Soldaten einige Zoll mehr verleihen, ſehr wohl zu würdigen. Als Voltaire ihm in einem Briefe etwas Schmeichelhaftes über die Schönheit ſeines Regiments ſagt, antwortet ihm der Kronprinz: „Wodurch hat mein Regiment Ihre Neugier erregen können? Ich wünſchte, es wäre durch ſeine Tapferkeit bekannt und nicht durch ſeine Schönheit. Ein Regiment muß ſich nicht durch eitlen Aufzug, Putz und äußeren Flitterſtaat auszeichnen. Ganz andere Krieger führte

Alexander, als er Griechenland unterwarf und Aſien eroberte. Ihr Schmuck war das Schwerdt, lange Gewohnheit hatte ſie zu ſchwerer Arbeit abgehärtet, ſie wußten Hunger und Durſt und jedes Ungemach zu ertragen, welches ein langer Feldzug mit ſich führt. Strenge Zucht hielt ſie feſt zuſammen, um raſch denſelben Zweck und die größten Unternehmungen des Feldherrn geſchwind und glücklich auszuführen." — Friedrich ſah jedoch die Nothwendigkeit ein, ſich um das Einzelne des kleinen Dienſtes und um die mechaniſche Ausbildung des Soldaten genau zu bekümmern. „Das Reglement," ſchreibt er (franzöſiſch) 1738 an den Oberſten Camas in Frankfurt a. d. O., „welches Sie den Compagnien gegeben haben, iſt vortrefflich; nur erlauben Sie mir die Bemerkung, daß es ein wenig zu unbeſtimmt iſt. Sie bemerken ganz gut, daß der Soldat das Gewehr gut halten, gut marſchiren müſſe; allein Sie geben dem Officier nicht die Regel an, nach welcher er den Infanteriſten corrigiren muß. Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen ein Formular zu überſenden, welches ich im vergangenen Jahre einer jeden Compagnie gegeben und in dieſem Jahre mit Erläuterungen bereichert habe. Einiges fehlt darin, als z. B. die Recruten, weil ich dieſe ſelbſt mache, und die Schuhe, weil die Compagnien bereits die Leiſten dazu haben." —

Das Anſchaffen der Recruten war jedoch nicht ſo leicht, als er es in dieſem Briefe ſchildert, manches edlere Vergnügen mußte er ſich verſagen und die aufgeborgten Summen reichten nicht aus, immer mußten neue Schulden gemacht werden. In dieſer Zeit war es beſonders der ſächſiſche Geſandte, Herr v. Suhm in Petersburg, der ihm, wie ſchon oft, ſo auch diesmal aus der Verlegenheit half. An ihn wendet er ſich und bittet ihn in einer mit ihm verabredeten eigenthümlichen Sprache, in welcher „zwölf Exemplare vom Leben des Prinzen Eugen"

ſo viel als: „zwölftauſend Thaler“ bedeuten, um neuen Vorſchuß. „Da Sie,“ ſchreibt er aus Rheinsberg 1737 an Suhm, „nun einmal mein Commiſſionair in Rußland ſein wollen, ſo bitte ich mir die neue Ausgabe vom Leben des Prinzen Eugen zu verſchaffen, die man bei Ihnen druckt; das wird das kürzeſte ſein. Die Abſendung an mich wird leichter, der Contract mit dem Buchhändler viel ſichrer ſein und ich werde dabei meine Rechnung viel beſſer finden, als bei den Wiener Buchhändlern (d. h. Seckendorf), die langſam drucken, den Subſcribenten keinen Credit geben und die mit einem Worte mir nicht anſtehn. Man verlangt zwölf Exemplare (12,000 Thlr.) von mir; diejenigen, welche ſie beſtellt haben, verfolgen mich bei Tag und Nacht, als ob ich eine Druckerei im Hauſe hätte und nach meinem Belieben ſie befriedigen könnte. Ich werde Antiken machen lernen und ein Falſchmünzer werden, um mich aus der Verlegenheit zu ziehn. Kurz und gut, elf bis zwölf Perſonen beſtehen ſteif und feſt auf das Leben Eugens, ſie fordern es, was es auch koſten mag. Denken Sie ſich meine Lage; ich thue Gelübde an alle Heilige und ohne Sie würde es ſchlimm mit mir ſtehn. Schließen Sie daher mit dem Buchhändler den Accord, ich gebe Ihnen dazu gänzliche Vollmacht, meine Sache kann ſich nicht in beſſeren Händen befinden, als in den Ihrigen. Ihre Klugheit und Wolff ſtehn mir für den günſtigen Erfolg.“

Obſchon Herr v. Suhm die gewünſchte Summe durch ein Anlehn bei dem Prinzen Biron von Curland aufbrachte, ſieht ſich dennoch Friedrich bald wieder genöthigt, zu ihm ſeine Zuflucht zu nehmen. „Meine Kaſſe iſt erſchöpft,“ ſchreibt er ihm im folgenden Jahre, „die Recruten werden immer theurer und ich muß ſie ſchaffen.“

Auch andere Freunde ging der Kronprinz um Geldvor-

ſchüſſe an. Der Geheimerath v. Münchow, derſelbe, der ihm ſchon in Cüſtrin ſo weſentliche Dienſte leiſtete, verſchaffte ihm einen Vorſchuß von 1000 Thalern bei dem Vicebürgermeiſter (Proconſul) Litzmann in Neu-Ruppin. Es war dies nur ein Tropfen auf einen glühenden Stein; er mußte ſich im nächſten Jahre ſchon wieder an Suhm wenden. „Ein Menſch, der in den Händen der Seeräuber geweſen iſt," ſchreibt er ihm den 1. Febr. 1739, „kann ſich in keiner übleren Lage befinden als ich. Dies vervielfältiget meine Erkenntlichkeit für die Bemühungen, die Sie ſich meinetwegen gegeben haben." Der Kaufmann Splittgerber, welcher ſchon vor der Cüſtriner Gefangenſchaft den Kronprinzen unterſtützt hatte, wurde ebenfalls auf's Neue angegangen und in's Geheim wurden auch noch von anderen Privatleuten kleinere Summen aufgenommen, wofür oft wucherliche Zinſen bezahlt werden mußten. Hierzu kam noch, daß Friedrich freigebig und zum Wohlthun geneigt war. Er nahm den lebhafteſten Antheil an dem Schickſale der unglücklichen, aber in ihrem evangeliſchen Glauben getröſteten, Salzburger, welche der fanatiſche Erzbiſchof Firmian zwang, ihre ſchönen Alpenthäler zu verlaſſen und auszuwandern Friedrich Wilhelm I. hatte ihnen Schutz und Aufnahme in ſeinem Königreiche zugeſagt, wo er ihnen nur die Steppen Litthauens als ihr neues Vaterland anbieten konnte. „Mein Herz blutet mir," ſchreibt Friedrich den 27. Oct. 1732 an den General Grumbkow, „wenn ich das traurige Loos der Vertriebenen höre. Mir ſcheint es, als könnte man den Muth, welchen dieſe braven Leute bewieſen haben, und die Unerſchrockenheit, mit welcher ſie alles Ungemach der Welt eher ertragen, als daß ſie ihrem evangeliſchen Glauben untreu werden ſollten, welcher uns die Wahrheiten unſeres Heilandes erkennen lehrt, nie genug belohnen. Ich will mich gern meines letzten

Hembdes berauben, um mit dieſen Unglücklichen zu theilen. Ich erſuche Sie, mir Mittel zu verſchaffen, um jene Auswanderer zu unterſtützen; von ganzem Herzen will ich von dem Wenigen, was ich habe, Alles geben, was ich irgend entbehren kann und ich glaube, ein jeder rechtliche Mann wird es ſich zur Pflicht machen, mit Allem, was er vermag, Leute zu unterſtützen, deren Väter und Verwandte für die Liebe zu unſerem Heilande gelitten haben." —

In ſeinen bedrängten Umſtänden war es für den Kronprinzen eine höchſt angenehme Ueberraſchung, daß ihm der König, den er im Sommer 1739 nach Preußen zur Revue bei Wehlau begleitet hatte, ein Geſchenk mit dem königlichen Landgeſtüte zu Trakehnen machte, welches einen jährlichen Ueberſchuß von zehn= bis zwölftauſend Thalern abwarf. Der Kronprinz war darüber ſo ſehr erfreut, als ob er das große Loos gewonnen hätte. An alle Freunde und Verwandte wird die Nachricht voll Jubel mitgetheilt; aus Paris, Petersburg, Wien gehn Glückwünſchungsſchreiben ein; Voltaire, Rollin, Camas, Seckendorf, Jordan rühmen in Proſa und in Verſen die Huld des Königs und in Rheinsberg verſäumt man nicht, auf ſein Wohl einige Flaſchen Champagner mehr, als ſonſt, zu leeren.

Allein weder dieſe gutgemeinten Wünſche, noch die Kunſt der Aerzte vermochten die immer raſcher ſich entwickelnde Waſſerſucht des Königs aufzuhalten. Der König ſelbſt täuſchte ſich nicht mehr über ſeinen Zuſtand. Unter die Anfrage des Fürſten von Deſſau: ob der König die bei der kaiſerlichen Armee angeordneten Entlaſſungen nicht zu Werbungen für die preußiſche Armee zu benutzen Willens ſei? ſchrieb er am 1. Febr. 1740, „ich denke zu ſterben und habe meinem elterſten ſon alles geſagt."

Friedrich ließ ſich genauen Bericht von den Leibärzten des Königs über deſſen Befinden erſtatten, ſie waren noch immer außer Beſorgniß, es waren Zeichen der Beſſerung vorhanden. Als der Kronprinz aber erfuhr, daß der König in Wolff's Schriften leſe und mit Achtung von der Philoſophie ſpreche, da ſchien es ihm, als müſſe ſein Ende nahe bevorſtehn. „Das Neueſte des Tages," ſchreibt er an Suhm den 28. Oct. 1739, „iſt, daß der König drei Stunden täglich Wolff's Philoſophie lieſet; Gott ſei dafür gelobt! So wären wir denn bei dem Triumphe der Vernunft angelangt und ich hoffe, daß die Frömmler mit ihrer finſtern Kabale nicht mehr den guten Sinn und die Vernunft werden unterdrücken können." Und an Camas ſchreibt er einige Zeit ſpäter: „Ich habe in der Gemüthsſtimmung des Königs eine merkliche Veränderung gefunden; er hat von den Wiſſenſchaften als von etwas Löblichem geſprochen. Er iſt außerordentlich gnädig geworden, ich bin entzückt und außer mir vor Freude über das, was ich geſehen und gehört habe. Alles Vernünftige, was ich ſehe, gewährt mir ein inneres Vergnügen, welches ich kaum verbergen kann. Ich fühle die Geſinnungen kindlicher Liebe ſich in mir verdoppeln, wenn ich ſo vernünftige, ſo wahre Anſichten bei dem Urheber meiner Tage gewahr werde." —

Mehrmals ließ jetzt der König, wenn er glaubte, daß es mit ihm zu Ende gehe, den Kronprinzen eiligſt zu ſich beſcheiden. Fühlte er einige Linderung, dann bat er ihn, zu ſeiner Frau und ſeinem Regimente zurückzukehren, damit nichts verſäumt werde. Am 27. Mai, vier Tage vor dem Tode des Königs, war Friedrich wiederum durch Eilboten herbeigerufen worden. Er fand den Vater auf einem Lehnſeſſel im Garten in großen Schmerzen. Mit Thränen ſank er in die Arme, die er liebevoll ihm entgegen hielt und bedeckte ſeine Hände

mit Küſſen. Der König ſagte zu den Umſtehenden: „Thut mir Gott nicht viel Gnade, daß er mir einen ſo braven und würdigen Sohn gegeben?" Der Kronprinz ſank auf ſeine Knie nieder; der König umarmte ihn nochmals und ſagte: „Mein Gott, ich ſterbe zufrieden, daß ich einen ſo würdigen Sohn zum Nachfolger habe."

Die nächſtfolgenden Tage brachte Friedrich Wilhelm in Unterredung mit einigen Predigern, von denen er verlangte, „daß ſie es recht ſcharf mit ihm nehmen ſollten," und mit den Anordnungen zu ſeinem Leichenbegängniſſe zu. — Am Tage ſeines Todes, den 31. Mai ließ er ſich den Sarg, in welchem er ruhen wollte, an ſein Krankenlager bringen. Früh um fünf Uhr übergab er dem Kronprinzen Krone und Scepter, die Schlüſſel zu der Schatzkammer und ertheilte ihm ſeinen Segen. Hierauf ließ er ihm in Gegenwart einiger Generale und Miniſter eine, von ihm bereits früher aufgeſetzte, Verordnung vorleſen, aus welcher wir Folgendes mittheilen:

Mein lieber Sohn!

Ich habe Euch hierdurch nachſtehende Inſtruction ertheilen wollen, wie ich will, daß Ihr es mit meinem Leibe halten ſollt, wenn der Allerhöchſte Mich aus dieſer Zeitlichkeit wird zu ſich nehmen und zwar:

Erſtens: daß, ſobald ich todt ſein werde, mein Körper abgewaſchen, mit einem reinen Hemde angezogen, auf einen hölzernen Tiſch gelegt werden ſoll, wonach man mich barbieren, alsdann rein machen, mich mit einen Laken zudecken und dergeſtalt 1 bis 4 Stunden liegen laſſen ſoll.

Zweitens: Mein Leib, in Gegenwart und Beiſein des Generallieutenants v. Buddenbrock, Oberſten v. Derſchau, Majors v. Bredow, Capitains v. Printzen und v. Haak und Lieutenants v. Winterfeld, ingleichen aller hier befindlichen Doctores,

auch derer ſämmtlichen Regimentsfeldſcheers Meines Regiments, auch Meiner Kammerdiener, ſo alle zugegen ſein ſollen, geöffnet und gründlich examiniret werden ſoll, woran ich eigentlich geſtorben und wie es in meinem Leibe ausſieht. Ich verbiete aber auf's Aeußerſte, daß bei Leib und Leben nichts von Mir herausgenommen werden ſoll; nur ſoll das Waſſer und der Schleim, ſo viel möglich, aus dem Körper geſchafft werden, alsdann Mein Körper überall recht ſauber gewaſchen und Mir hierauf die beſte Montirung, ſo Ich habe, ordentlich angezogen werden ſoll; worauf man Mich in den Sarg, ſo nicht beſchlagen ſein ſoll, legen, den Sarg zuſchrauben und dergeſtalt die Nacht über ſtehen laſſen ſoll.

Drittens. Bei Meinem Tode ſollen die neue Montirung, neue Hüte und alles Uebrige an die Soldaten Meines Regiments ausgegeben werden.

Viertens. Den folgenden Tag ſoll Mein Regiment zuſammen kommen, die Bataillons ſollen ſich formiren; das erſte macht Front nach dem Schloſſe, der rechte Flügel ſteht am Waſſer. Alles ſoll complett ſein, ein jeder Grenadier 3 Patronen bekommen. An die Fahnen ſoll Flor gemacht und die Trommeln mit ſchwarzem Tuche überzogen werden; auch die Pfeifer und Hautboiſten mit Flören. Jeder Officier ſoll einen Flor auf dem Hute und an dem Arme haben und das Feldzeichen mit Flor eingewickelt ſein.

Fünftens. Der Leichenwagen, welcher aus dem Berliniſchen Marſtalle genommen werden ſoll, muß an der grünen Treppe ſtehn, und zwar die Köpfe der Pferde nach dem Waſſer zu. In den Leichenwagen ſollen Mich acht Capitains von Meinem Regimente hineinbringen. So wie der Wagen herunter fährt, wird vom Regiment das Gewehr verkehrt unter den linken Arm genommen, darauf der Todtenmarſch geſchlagen.

Die Hautboiſten blaſen das bekannte Lied: O Haupt voll Blut und Wunden; alsdann der Leichenwagen das ganze Regiment vorbeifährt bis an die eiſerne Thüre; da bleibt der Wagen ſtill halten, das ganze Regiment marſchirt vorbei. — Meine beiden Söhne, Wilhelm und Heinrich bleiben bei dem Regimente; Ihr, als Mein älteſter Sohn, nebſt dem kleinen Ferdinand, marſchiret in Eurer Montirung hinter dem Wagen, desgleichen alsdann Alles, was von Generals und Officiers, ſo nicht zum Regimente gehören, hier iſt und mitgehen will. So ſollen auch die beiden Feldprediger von Meinem Regimente mitfolgen.

Sechſtens. Hierauf ſoll Meine Leiche von vorgedachten acht Capitains Meines Regiments in die Kirche hineingetragen werden und zwar in die Thüre, in welche ich ſonſt gegangen bin. Auf dem Sarge ſoll liegen Mein beſter Montirungsdegen, mein beſtes Feldzeichen, ein Paar vergüldete Sporen, ein vergüldeter Helm, dergleichen man auf der Berliner Rüſtkammer finden kann. Wenn die Capitains Mich alſo in die Kirche getragen, wird der Sarg etwas vor das Gewölbe niedergeſetzt, worauf die Hautboiſten ſich hören laſſen und Mein Capellmeiſter Ludovici ſoll die Orgel ſpielen. Unterdeſſen ſollen die Capitains, ſo Mich in die Kirche getragen haben, wieder nach ihren Diviſions gehn. Von den Generals und übrigen Officiers werden ſchon welche ſein, welche Mir die letzte Ehre erweiſen und Mich in Meine Gruft tragen werden.

Siebentes. Vierundzwanzig ſechspfündige Kanonen, welche von Berlin gebracht und auf der Plantage ſtehn, ſollen mit Geſchwindſchüſſen zwölf mal feuern, und zwar Feuer auf Feuer; alsdann giebt ein Bataillon nach dem anderen Feuer, die Kanonen ſollen aber anfangen.

Achtens. Ich verbiete hiermit, daß keine Parentation (Leichenrede) gehalten werden ſoll. Die Bataillons werden

nach dem Feuern wieder gebrochen, die Grenadiers bringen die Fahnen dahin, wo Ihr, Mein lieber Sohn, befehlen werdet; ein jeder Grenadier ſoll das gewöhnliche Biergeld haben, ſo wie in der Exercierzeit.

Neuntens ſollen alle anweſenden Generals und Officiers von Meinem Regimente ſowohl, als auch ſonſten die fremden Officiers den Abend im großen Saale wohl tractiret und ihnen das beſte Stückfaß Rheinwein zu trinken gegeben werden, wie überhaupt an dieſem Abende nichts als guter Wein getrunken werden ſoll.

Zehntens ſoll vierzehn Tage darauf in allen Kirchen Meines Landes Meine Leichenpredigt gehalten werden und zwar über den Text: Ich habe einen guten Kampf gekämpft, und ſoll das Lied geſungen werden: Wer nur den lieben Gott läßt walten. Von meinem Leben und Wandel, auch Actionen und Perſonalien ſoll nicht ein Wort gedacht, dem Volke aber geſagt werden, daß ich ſolches expresse verboten habe, mit dem Beiſatz: daß ich als ein armer und großer Sünder ſtürbe, der aber bei Gott und ſeinem Heilande Gnade ſuchte*). Ueberhaupt ſoll man Mich in ſolchen Leichenreden zwar nicht verachten, aber auch nicht loben.

Elftens. Meinen Domeſtiken ſollen keine Trauerröcke gemacht werden, ſondern einen Flor auf die Hüte, ſonſt aber ihre ordinäre Montirung tragen. Auch ſoll übrigens keine Façon mit Mir vorgehen, noch vorgenommen werden.

Ich zweifle alſo nicht, Ihr, als Mein lieber und treuer Sohn, werdet dieſen Meinen letzten Willen in allen Stücken

---

*) Dem frommen Grafen Zinzendorf hatte er auf ein Bekehrungsſchreiben d. 5. Mai geantwortet: „Ein Kopfhänger bin ich nicht, werde es auch nicht werden und glaube nicht, daß es darin beſtehe.“

vollkommen erfüllen und ich bin bis in den Tod Euer treuer, affectionirter Vater, Friedrich Wilhelm.

Potsdam, den 29. Mai 1740.

Der Kronprinz gelobte in die Hand des Vaters, Alles treulich zu erfüllen, wie er es angeordnet und befohlen. Es war Mittag ein Uhr. Der König fühlte den Puls ausſetzen, er rief den Leibmedicus und verlangte zu wiſſen, wie es mit ſeinem Pulſe ſtehe? — Dieſer zuckte die Achſeln und ſagte: „Er ſteht ſtill.“ Da hob der ſterbende König, der ſo gefürchtete Herr über Leben und Tod, noch einmal den Arm, ſchüttelte die Fauſt und rief: „er ſoll nicht ſtill ſtehn!“ Allein er ſtand dennoch ſtill und Friedrich Wilhelm I. ſchloß ſeine Augen für immer. — Friedrich hatte den ſterbenden Vater keinen Augenblick verlaſſen; tief ergriffen von ſeinen Leiden und von dem Heldenmuthe, mit dem er dem Tode entgegenging, ſchrieb er an Voltaire:

„Freitag Abend den 27. Mai traf ich in Potsdam ein, wo ich den König in ſolcher Lage fand, daß ich mir aus ſeinem nahen Tode kein Geheimniß machen konnte. Er bewies mir ſehr viel Wohlwollen und ſprach eine volle Stunde über die inneren und äußeren Angelegenheiten des Königreichs mit ſeltener Richtigkeit des Urtheils. Am Dienſtag des Morgens fünf Uhr legte er die Regierung in meine Hände und nahm Abſchied von meinen Brüdern, von den vornehmſten Beamten und von mir. Die Königin, meine Brüder und ich haben ihm in ſeinen letzten Stunden beigeſtanden. Mit dem Stoicismus eines Cato ertrug er ſeine Qualen und ſtarb den 31. Mai Dienſtag Nachmittag zwiſchen ein und zwei Uhr mit der Neugierde eines Naturforſchers, der beobachten will, was in dem Augenblicke des Hinſcheidens geſchieht und mit dem Heldenmuthe eines großen Mannes, der den Seinigen ein Beiſpiel zur Nachahmung hinterlaſſen will.“ —

Sechszehntes Capitel.

Des Kronprinzen Anſichten über Fürſt und Volk. — Die Grundſätze Macchiavelli's und Friedrichs Streitſchrift gegen ihn.

Bevor wir dem jugendlichen Könige zu den Stufen des Thrones folgen, den er als unbeſchränkter Alleinherrſcher, als abſoluter Monarch beſteigt, ſuchen wir ihn noch einmal in ſeinem ſtillen Studirzimmer auf, wo er die einſamen Nächte dem Nachdenken über den Beruf und die Pflichten des Regenten, über das Wohl und die Rechte des Volkes widmet. Hier iſt die Stelle, wo uns ſein Geiſt zur Bewunderung hinreißt, hier erwirbt er ſich den Namen des Großen in einer Weiſe, wie kein anderer der gefeierten Helden alter und neuer Zeit. Wir werden ihn ſpäter auf das Schlachtfeld begleiten, wo er mit geringen Mitteln durch raſchen Entſchluß, durch kühne Ausführung ſeine übermächtigen Feinde ſchlägt; wir werden ihn, wenn die Wellen des Unglücks über ſeinem Haupte zuſammenſchlagen, geſammelt, erfindungsreich, zu neuer That entſchloſſen finden — wir werden ihn im Glück, wie im Unglück ſich als groß bewähren ſehen; allein dieſe Größe des Kriegsfürſten theilen noch Viele mit ihm. Wenn wir aber den Erben einer unbeſchränkten Königskrone in einer Zeit, wo Despotismus und Sittenloſigkeit ſich die freche Stirn mit dem Diadem ſchmückten, während das Volk für eine rohe Menge galt, der weder ein Wille, noch ein Recht zukomme, die Stimme der Vernunft, der Wahrheit und Freiheit erheben hören, und

zwar mit ſo eindringlicher Ueberzeugung, mit ſo unwiderſteh- licher Gewalt, daß wir vor ſeinem Worte ein ganzes alterndes Jahrhundert zittern, wanken, in Staub ſinken ſehen: dann müſſen wir geſtehen, dieſe Größe theilt kein anderer im Pur- pur Geborener mit ihm.

Noch immer iſt es vielleicht nicht genug gewürdiget und erkannt worden, von welcher ungeheuren Wirkſamkeit ſchon dieſe erſten Schriften Friedrichs geweſen ſind. Nun, da ein Jahrhundert ſeitdem verfloſſen iſt, ſind wir wohl im Stande, ihnen eine gerechte Anerkennung zu Theil werden zu laſſen. Dem Geſchichtſchreiber der Weltgeſchichte kommt es zu, die Bewegung aufzuzeigen, welche die Gedanken Friedrichs in der Entwickelung des europäiſchen Staatenſyſtems hervorgerufen haben. Hier genügt es, nur dies anzudeuten, daß, wie die Vorſehung einen Mönch zum Rüſtzeug auserkohr, um die Reformation der Kirche zu vollbringen und die Unfehlbarkeit des geiſtlichen Oberhauptes zu ſtürzen, ſie eben ſo einen Thron- erben erwählte, um die Umwälzung des Staates einzuleiten und die Unfehlbarkeit des unbeſchränkten weltlichen Oberhauptes in Frage zu ſtellen. Wie man auch von der, unter dem Na- men der franzöſiſchen Revolution bekannten, Umwälzung ur- theilen möge, das müſſen wir, bei allem Abſcheu vor einzelnen Greuelthaten, zugeſtehen, daß ſie ein heilſames Ungewitter war, welches der Himmel in ſeinem Zorne dem verderbten Men- ſchengeſchlechte ſendete. Unter denen aber, die dies Gewitter heraufbeſchworen haben, wird unſer Friedrich unbeſtritten die erſte und ehrenvollſte Stelle einnehmen.

Wir dürfen nicht unterlaſſen, hier an die Abhandlung: „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zuſtand der Politik in Europa“ vom Jahre 1738 und an den „Anti-Machiavell“, vom Jahre 1739 zu erinnern.

„Nachdem ich," heißt es in der erſten Abhandlung, „das Benehmen der Staatsmänner Europa's beurtheilt, das Syſtem der verſchiedenen Höfe, ſo weit meine Einſichten reichen, entwickelt und die gefährlichen Folgen der Ehrſucht einiger Fürſten enthüllt habe, wage ich es, mit der Sonde noch tiefer in das Geſchwür des Staatskörpers hineinzugehn, ich werde das Uebel bis auf die Wurzel verfolgen und mich bemühen, die verſteckteſten Urſachen davon aufzufinden. Sollten meine Betrachtungen das Glück haben, bis zu den Ohren einiger Fürſten zu gelangen, ſo werden ſie Wahrheiten darin finden, welche ſie niemals aus dem Munde ihrer Schmeichler gehört haben würden; vielleicht werden ſie ſogar darüber erſtaunen, dieſe Wahrheiten neben ihnen auf dem Throne Platz nehmen zu ſehen. Mögen ſie alſo lernen, daß ihre falſchen Grundſätze die vergiftete Quelle des Unheils von ganz Europa ſind. Dies aber iſt der Irrthum der mehreſten Fürſten. Sie glauben, daß Gott, aus einer ganz beſonderen Rückſicht für ihre Macht, ihr Glück und ihren Stolz, dieſe Menge von Menſchen geſchaffen habe, deren Wohl ihnen anvertraut iſt und daß ihre Unterthanen nur zu Werkzeugen und Dienern ihrer ungemäßigten Leidenſchaften beſtimmt ſeien. Iſt der Grundſatz falſch, von welchem man ausgeht, ſo können die Folgen nicht anders als bis in das Unendliche fehlerhaft ſein; daher kommt dieſer ungezügelte Ehrgeiz, daher das brennende Verlangen, Alles zu verſchlingen, daher die Härte der Auflagen, mit denen das Volk belaſtet iſt, daher die Faulheit der Fürſten, daher ihr Hochmuth, ihre Ungerechtigkeit, ihre Unmenſchlichkeit, ihre Tyrannei und alle jene Laſter, welche die menſchliche Natur entwürdigen. Wenn die Fürſten dieſe irrigen Ideen aufgeben, wenn ſie bis auf den Zweck ihrer Einſetzung zurückgehen wollten, ſie würden einſehen, daß der Rang, auf welchen ſie ſo

eiferſüchtig ſind, daß ihre Erhebung nur das Werk ihrer Völker iſt; daß dieſe Tauſende von Menſchen, welche ihnen anvertraut ſind, ſich nicht zu Sclaven eines Einzelnen gemacht haben, um ihn furchtbarer und mächtiger zu machen, daß ſie ſich keineswegs einem Mitbürger unterworfen haben, um die Märtyrer ſeiner Launen, die Spielbälle ſeiner Einfälle zu ſein, ſondern daß ſie denjenigen aus ihrer Mitte gewählt, den ſie für den gerechteſten hielten, ſie zu regieren, für den beſten, um als Vater für ſie zu ſorgen, für den menſchenfreundlichſten, um Mitgefühl bei ihrem Unglück zu haben und ſie zu unterſtützen, für den tapferſten, um ſie gegen ihre Feinde zu vertheidigen, für den weiſeſten, um ſie nicht ohne Noth in verderbliche Kriege zu verwickeln; mit einem Worte den Mann, der am geeigneteſten war, der Repräſentant des ganzes Staates zu ſein und dem die unbeſchränkte Macht als Stütze der Geſetze und Gerechtigkeit, nicht aber als ein Mittel dienen ſollte, Verbrechen ungeſtraft zu begehn und Zwingherrſchaft auszuüben." — Friedrich ſendet dieſe Abhandlung ſeinem Freunde Voltaire zu, obſchon ſehr bittre Ausfälle darin auf das Hofleben und die Politik Frankreichs enthalten waren. Auch iſt es wohl kein Zweifel, daß Friedrichs Briefe und Schriften vornehmlich auf Frankreich berechnet waren und dort, wie die Folge lehrte, nicht ohne Wirkung geblieben ſind. An Rollin, den franzöſiſchen Geſchichtſchreiber in Paris, welcher an Friedrich eine von ihm verfaßte Geſchichte Roms ſendete, ſchreibt er (1739): „Ihr Beruf als Geſchichtſchreiber giebt Ihnen das Recht, die Souveraine zu belehren; Sie können mit der Stimme der Wahrheit zu ihnen dringen, welche die Schmeichelei dem Throne unzugänglich macht; Ihnen iſt es geſtattet, das mit der Krone geſchmückte Laſter auf dem Rücken der Tyrannen und der Ungeheuer zu geißeln, von denen die Annalen der Welt-

geſchichte wimmeln, und auf dieſe Weiſe diejenigen zu beſſern, deren Rang ſelbſt ihren Fehlern Hochachtung gewährt. Ich wünſche zum Wohle der Menſchheit, daß Sie die Könige zu Menſchen, die Fürſten zu Bürgern machen könnten und ich bin gewiß, daß dies der ſchönſte Lohn für Ihre Anſtrengung wäre, vielleicht der würdigſte Preis, den jemals ein Geſchichtſchreiber gewann.“ —

Dasjenige Werk aber, in welchem Friedrich als Kronprinz mit dem edelſten Unwillen und der muthigſten Freimüthigkeit der Gewaltherrſchaft, Ehrloſigkeit und dem Betruge der Höfe und Cabinets ſeiner Zeit den Krieg ankündigte, iſt ſein Anti-Macchiavell. Niccolo Macchiavelli, einer der ausgezeichneteſten Geſchichtſchreiber Italiens, hatte bereits in dem Jahre 1515 ein Buch drucken laſſen, welches den Titel führt: „der Fürſt“ und die vornehmſten Lehren enthält, wie ein Fürſt zur Herrſchaft gelangen und ſich darin behaupten ſoll. In dieſem Buche findet man die ſchändlichſten Lehren enthalten, welche jemals einem Fürſten ertheilt werden konnten, und leider waren dieſe Lehren in dem Verlaufe zweier Jahrhunderte faſt von allen europäiſchen Thronen als Staatsmaximen in die Praxis übergegangen. Nach Macchiavelli giebt es für einen Fürſten weder Heiligkeit der Menſchenrechte, noch Gewiſſen, weder Ehre, noch Treue, oder irgend eine Tugend; er hat nur Einen Zweck zu verfolgen: ſeinen Vortheil, und dieſen zu erreichen, gilt ein jedes Mittel für heilig. Da in den neueſten Lebensbeſchreibungen Friedrichs ſeine Schrift gegen Macchiavelli als eine jugendliche Uebereilung bezeichnet wird, bei welcher ihn ſein Eifer gegen den „edlen Florentiner“ zu weit geführt habe, da ſogar deutſche Hiſtoriker von Macchiavelli behaupten, daß er „mit Friedrich gleich freiſinnig geſtrebt und gedacht habe:“ ſo iſt es unerläßlich,

hier diejenigen Capitel aus Machiavelli's Schrift im Auszuge mitzutheilen, gegen welche Friedrichs edler Sinn ſich empörte.

In dem funfzehnten Capitel ſeines Werkes ſagt der Italiener: „Viele haben ſich Republiken und Fürſtenthümer vorgeſtellt, welche in der Wirklichkeit niemals exiſtirt haben. Denn es iſt ein ſo großer Unterſchied zwiſchen der Art und Weiſe, wie man lebt und wie man leben ſollte, daß der, welcher das, was geſchieht, für dasjenige nimmt, was geſchehen ſollte, bei weitem eher ſeinen Untergang als ſeine Erhaltung ſucht. Es müßte ein Menſch, welcher ſich darauf legen wollte, immer rechtſchaffen zu ſein, unter ſo vielen Anderen, die es nicht ſind, nothwendig zu Grunde gehen. Daher iſt es durchaus nothwendig, daß ein Fürſt, welcher ſich erhalten will, es lerne, nicht gut zu ſein, um davon, je nachdem es ſeine Angelegenheiten erfordern, Gebrauch machen zu können. Indem ich daher Alles, was Einbildung iſt, bei Seite laſſe und mich nur an das Wirkliche halte, ſage ich, daß alle Menſchen, und vornehmlich die Fürſten, irgend einen Beinamen des Lobes oder des Tadels führen. Den Einen nennt man freigebig, den Andern geizig, den Einen grauſam, den Andern gnädig, den Einen einen Mann von Wort, den Andern treulos, den Einen leutſelig, den Andern ſtolz, den Einen fromm, den Andern gottlos u. ſ. w. Nun wird mir ein Jeder geſtehen, daß ein Fürſt, welcher von den angeführten Eigenſchaften nur die guten beſäße, eine ſehr lobenswerthe Sache wäre. Da man ſie nun nicht alle haben, noch anwenden kann, ſo muß der Fürſt ſo klug ſein, die Schande der Laſter zu vermeiden, welche ihm ſein Reich koſten könnten und vor den anderen ſich hüten, wenn es möglich iſt; kann er es aber nicht, ſo kann er es ohne weitere Rückſicht laufen laſſen. Er darf ſich nicht einmal darüber Sorge machen, in die Schande dieſer Laſter zu gerathen, ohne

welche es ſchwer halten würde, ſeine Herrſchaft zu behaupten. Denn, Alles genau erwogen, würde das, was er für Tugend hält, ihm Verderben bringen, wenn er es ausübte, dasjenige aber, was ihm als ein Laſter erſcheint, ihm Sicherheit bringen und die Urſache ſeines Wohlſtandes werden.“ —

Die Fragen: ob der Fürſt grauſam oder mild, gefürchtet oder geliebt ſein müſſe? beantwortet Machiavelli in dieſer Weiſe: „Ich gebe zu, daß alle Fürſten wünſchen müſſen, lieber für gütig, als für grauſam gehalten zu werden; allein ſie müſſen ſich bei der Ausübung dieſer Güte ſehr vorſehen. Cäſar Borgia galt für grauſam und nichts deſto weniger hat ſeine Grauſamkeit die Romagna vereinigt und beruhigt. — Sobald es ſich darum handelt, ſeine Unterthanen in ihrer Schuldigkeit zu erhalten, muß der Fürſt ſich nicht um die Schande der Grauſamkeit kümmern, denn am Ende wird es ſich finden, daß er menſchlicher war, indem er einige unruhige Köpfe ſpringen ließ, als diejenigen, welche durch zu große Milde es zu Unordnungen kommen ließen, welche Raub- und Mordſcenen zur Folge hatten. Denn dergleichen Aufruhr zerſtört ein ganzes Gemeinweſen, während die Beſtrafung, welche der Fürſt verhängt, nur den Einzelnen trifft. Außerdem iſt es einem Fürſten, welcher eine neue Herrſchaft antritt, nicht möglich, dem Namen des Grauſamen zu entgehen, da jede neue Herrſchaft mit Gefahren umgeben iſt. — Hier entſteht die Frage: was beſſer ſei, geliebt oder gefürchtet zu werden? Ich antworte: man muß beides ſein, da dies jedoch ſchwer hält und man ſich für eins von beiden entſcheiden muß, iſt es ſichrer, gefürchtet zu werden. Denn, die Wahrheit zu ſagen, alle Menſchen ſind undankbar, unbeſtändig, heuchleriſch, furchtſam, eigennützig. So lange Du ihnen Gutes erweiſeſt und ihrer nicht bedarfſt, bieten ſie Dir ihre Güter, ihr Blut,

ihr Leben, ihre Kinder an, Alles gehört Dir; ſobald Dir aber das Glück den Rücken kehrt, kehren ſie ihn Dir ebenfalls. Der Fürſt, der ihren Worten vertraute und nicht beſſere Sicherheit nahm, geht zu Grunde. — Hierzu kommt, daß die Menſchen weniger fürchten den zu beleidigen, welcher geliebt, als den, welcher gefürchtet ſein will. — Iſt der Fürſt genöthigt, Eines und des Andern Blut zu verlangen, ſo muß er es nicht ohne angemeſſene Rechtfertigung und offen thun und ſich nur hüten, nach ihren Gütern zu greifen, da die Menſchen viel eher den Tod ihres Vaters, als den Verluſt ihres Erbtheils vergeſſen. Außerdem wird es nie an Gründen fehlen, Güter zu confisciren, und hat man einmal angefangen, vom Raube zu leben, findet man genug Gelegenheit, ſich fremdes Gut anzueignen, während die Gelegenheit zu Hinrichtungen nicht ſo häufig vorkommt. Befiehlt aber ein Fürſt über eine gute Armee, dann darf er ſich nicht das Geringſte daraus machen, für grauſam zu gelten, denn ohne dies würde er ſein Heer weder zuſammenhalten, noch etwas damit unternehmen können. — Hieraus mache ich den Schluß, daß, weil die Menſchen nach ihrem eigenen Belieben lieben, hingegen nach dem des Fürſten ſich fürchten müſſen, ein kluger Fürſt ſich mehr auf dasjenige, was von ihm, als auf das, was von einem Andern abhängt, verlaſſen muß; indeſſen muß er ſich gegen Haß möglichſt ſicher ſtellen."

Am ſchaamloſeſten erſcheinen die Grundſätze, welche Macchiavelli in dem achtzehnten Capitel vorträgt, in welchem er davon handelt, wie die Fürſten ihr Wort halten müſſen. „Ein Jeder weiß," ſagt er, „wie lobenswerth es iſt, daß ein Fürſt Wort halte, unbeſcholten lebe und ohne Ränke. Allein die Erfahrung unſerer Zeit lehrt daß nur diejenigen Fürſten etwas Großes ausgeführt haben, welche auf ihr gegebenes

Wort keinen beſonderen Werth legten und die es verſtanden, die Anderen zu betrügen, haben zuletzt diejenigen beſiegt, welche ſich auf ihre Rechtlichkeit verließen. Man muß wiſſen, daß es zwei Arten giebt, zu kämpfen: die eine mit dem Geſetze, die andere mit der Gewalt; die erſtere gehört den Menſchen, die zweite den Beſtien an. Da indeſſen ſehr oft die erſte nicht ausreicht, muß man ſeine Zuflucht zur zweiten nehmen, weshalb es für den Fürſten nothwendig iſt, daß er gut verſtehe, Menſch und auch Beſtie zu ſein. Dies haben die Alten lehren wollen, wenn ſie erzählen, daß Achilles und einige andere Fürſten von dem Centauren Chiron (welcher halb Menſch, halb Pferd war) unterrichtet wurden, um anzudeuten, daß, ſowie der Lehrer halb Thier, halb Menſch ſei, der Schüler ebenfalls beide Naturen haben müßte, indem die eine nicht ohne die andere beſtehen könne. Da nun der Fürſt genöthigt iſt, ſich gut darauf zu verſtehen, Beſtie zu ſein, muß er in ſich den Löwen und den Fuchs vereinigen, da ſich der Löwe nicht vor den Netzen, der Fuchs nicht vor den Wölfen zu hüten weiß. Der Fürſt muß ein Fuchs ſein, um nicht in die Schlingen zu fallen, und ein Löwe, um ſich nicht vor den Wölfen zu fürchten. Diejenigen, welche nur den Löwen vorſtellen wollen, verſtehen ihre Sache nicht recht. Ein kluger Fürſt darf nicht immer ſein Wort halten und kann es auch nicht, wenn dies ihm zum Nachtheil gereichen würde und wenn die Umſtände, unter denen er es gab, ſich geändert haben. Dieſer Grundſatz würde nichts werth ſein, wenn alle Menſchen gut wären, allein da ſie ſämmtlich nichts taugen und Dir ihr Wort nicht halten, ſo biſt Du eben ſo wenig verbunden, ihnen Wort zu halten. An Vorwand, ſeinen Treubruch zu beſchönigen, wird es einem Fürſten nie fehlen. Ich könnte tauſend Beiſpiele der neueren Geſchichte anführen und zeigen, wie viele Friedenſchlüſſe und Verſprechun-

gen durch die Untreue der Fürſten zu nichte gemacht worden ſind, wobei derjenige, welcher den Fuchs am beſten zu ſpielen verſtand, am meiſten gewann. Allein man muß dieſe Natur des Fuchſes gut zu verbergen verſtehen, man muß heucheln und ſich verſtellen können. Denn die Menſchen ſind ſo einfältig und ſo gewohnt, gegenwärtiger Nothwendigkeit ſich zu fügen, daß derjenige, welcher betrügen will, immer ſolche findet, die ſich betrügen laſſen. Von allen neueren Beiſpielen genüge dies eine. Der Papſt Alexander VI. that nie etwas anderes, als die Menſchen zu betrügen; nie dachte er etwas anderes und fand immer Gelegenheit dazu, nie verſprach irgend Einer etwas mit heiligeren Eidſchwüren und hielt weniger Wort, als er, und nichts deſto weniger gelangen ihm alle ſeine Betrügereien nach Wunſche. So genau verſtand er ſich darauf, wie man die Menſchen behandeln muß. Es iſt daher gar nicht nothwendig, daß ein Fürſt alle die guten Eigenſchaften, die ich angeführt habe, beſitze; allein es iſt nothwendig, den Schein davon zu haben, ja, ich wage zu behaupten, daß es gefährlich iſt, ſie zu beſitzen und auszuüben, dagegen vortheilhaft, zu ſcheinen, ſie zu beſitzen. Du magſt mild, treu, höflich, unbeſcholten und fromm ſcheinen und es auch ſein, allein Du mußt darin ſo ſehr Dein Herr ſein, daß Du, ſobald es nöthig wird, ſogleich das Gegentheil davon ſein kannſt. Als Thatſache ſtelle ich feſt, daß ein Fürſt, und zumal ein neuer, nicht alles dasjenige beobachten kann, wodurch die Menſchen für gut gelten, weil die Bedürfniſſe ſeines Standes ihn oft zwingen, das Wort zu brechen und gegen die Chriſtenliebe, Menſchlichkeit und Religion zu handeln. Er muß daher ſeinen Geiſt, je nachdem der Wind des Glücks weht, zu drehen und zu wenden verſtehen; er muß ſich die Hand zum Guten frei halten, ohne ſich ein Gewiſſen daraus zu machen, das Schlechte zu thun, wenn es

ſein muß. Im Uebrigen muß ein Fürſt ganz beſonders dafür ſorgen, nichts zu ſagen, was nicht nach den fünf guten Eigenſchaften ſchmeckt, welche ich angeführt habe, ſo daß, wer ihn ſieht und ſprechen hört, ihn für die Güte, die Treue, die Rechtſchaffenheit, die Höflichkeit und Frömmigkeit ſelbſt hält. Dieſe letztere Eigenſchaft zumal iſt diejenige, worauf es äußerlich am meiſten ankömmt, da die Menſchen mehr mit den Augen als mit den Händen urtheilen, indem es Jedem geſtattet iſt, zu ſehen, ſehr Wenigen aber, mit den Händen zu fühlen. Ein Jeder ſieht, wer Du zu ſein ſcheinſt, allein faſt Niemand weiß, wer Du biſt, und die geringere Anzahl wagt es nicht, der Menge zu widerſprechen, welche die Majeſtät als Schild vorhält. Bei den Handlungen aller Menſchen, zumal bei denen der Fürſten, von denen man an keinen Gerichtshof appelliren kann, ſieht man immer nur auf den Erfolg. Ein Fürſt hat daher nichts weiter zu thun, als ſeine Herrſchaft aufrecht zu erhalten, die Mittel, deren er ſich bedient, wird man immer für rechtlich erklären und ihn deshalb beloben. Denn der Pöbel ſieht nur auf den Schein und urtheilt nur nach dem Erfolge In der Welt giebt es aber nur Pöbel und die geringere Anzahl gilt nur, wenn die Menge nicht weiß, an wen ſie ſich halten ſoll.“ —

Dies Wenige wird genügen, um diejenigen politiſchen Trugkünſte, welche man mit dem Namen „Macchiavellismus“ bezeichnet hat, kennen zu lernen. Es konnte Friedrich nicht darauf ankommen, die unbeſtrittenen Verdienſte Macchiavelli’s um die Geſchichte und Literatur ſeines Vaterlandes hervorzuheben, noch weniger konnte er ſich durch die beſchönigenden Anſichten beſchränkter Köpfe irre machen laſſen, als habe Macchiavelli ſein Buch nur als eine Satyre geſchrieben, um eigentlich den Völkern über die Regierungsweiſe der Fürſten die

Augen zu öffnen. Machiavelli ſchrieb ſein Buch im bitterſten Ernſte, und iſt am wenigſten geneigt, darin dem Volke zu ſchmeicheln, oder der Freiheit das Wort zu reden, wenn er auch am Schluſſe mit der, ihm zu Gebote ſtehenden, großartigen Beredtſamkeit Italien zum Aufſtande gegen die Fremden auffordert.

Friedrichs Auftreten gegen Machiavelli hat jedoch nicht die untergeordnete Bedeutung, daß er darin als Recenſent an dem italieniſchen Geſchichtſchreiber zum Ritter werden will, er zieht darin gegen ganz andere Feinde zu Felde. Machiavelli's Anſichten waren nicht auf das Studirzimmer des Gelehrten beſchränkt geblieben, es war nicht ein platoniſcher Staat, der nur als ein Ideal aufgeſtellt worden war; ſeine Grundſätze waren die aller europäiſchen Cabinets geworden und hatten Platz genommen auf den mächtigſten Thronen. Friedrich war vertraut genug mit der Geſchichte des letzten Jahrhunderts, um zu wiſſen, daß die Grundſätze Machiavelli's durch Ferdinand II. in Böhmen und Schleſien, durch Philipp II. in den Niederlanden, durch Ludwig XIV. in Frankreich und Deutſchland, durch die Stuarts in England zur Ausführung gekommen waren und daß es, ſelbſt zu ſeiner Zeit, kaum einen regierenden Fürſten gab, der ſich nicht, durch die Art und Weiſe zu regieren, zu dieſen Grundſätzen bekannt hätte. Gegen dieſe treuloſe, gewiſſenloſe und verderbte Cabinetspolitik des ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts richtet Friedrich, indem er Machiavelli angreift, ſeine Pfeile und daß ein Kronprinz, der bald darauf einen mächtigen Thron beſtieg, dieſen rühmlichen Kampf als Schriftſteller, als Lehrer des Volks beginnt, war es vornehmlich, wodurch der Sieg entſcheidend werden mußte. Seine freiſinnigen Grundſätze waren es aber auch, welche mehr als ſeine Eroberungen die ſämmtlichen Cabinets Europa's ſpäter

veranlaßten, die Waffen gegen ihn zu ergreifen. Man würde ihm gern Schleſien überlaſſen haben, wenn er ſich verbindlich gemacht hätte, der Philoſophie zu entſagen, zu ſchweigen und den Vertheidigern der Wahrheit keine Freiſtatt bei ſich zu gewähren. Allein, wie Luther in Worms, würde er geſagt haben: ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen.

„Ich habe," ſagt er in der Vorrede zum Anti-Machiavelli, „das Buch vom Fürſten immer für eins der gefährlichſten Bücher gehalten; es iſt dies ein Buch, welches natürlicher Weiſe in die Hände der Fürſten und derer, welche Geſchmack an der Politik finden, fallen muß. Da es nun ſehr leicht geſchieht, daß ein junger, ehrgeiziger Menſch, deſſen Herz und Verſtand noch nicht genug ausgebildet ſind, um das Gute von dem Böſen zu unterſcheiden, durch Grundſätze verdorben werden kann, welche ſeinen heftigen Leidenſchaften ſchmeicheln: ſo darf man ein jedes Buch, welches hierzu beiträgt, als dem allgemeinen Wohle der Menſchheit verderblich anſehen. — — Die Ueberſchwemmungen der Flüſſe, welche das Land verwüſten, das Feuer des Blitzes, welches die Städte in Aſche legt, das tödtliche Gift der Peſt, welches die Provinzen unglücklich macht, ſind der Welt nicht ſo verderblich, als die ſchlechte Moral und die zügelloſen Leidenſchaften der Fürſten. Wie ſie die Macht haben, das Gute zu thun, wenn ſie wollen, ſo hängt es auch nur von ihnen ab, das Böſe zu thun, und welch eine beklagenswerthe Lage der Völker, wenn ſie von dem Mißbrauche der ſouverainen Gewalt Alles fürchten müſſen, wenn ihre Güter der Habſucht ihres Fürſten, ihre Sicherheit ſeiner Treuloſigkeit, ihre Ruhe ſeiner Ehrſucht, ihr Leben ſeiner Grauſamkeit als Beute anheimfallen? Dies iſt das Bild eines Reiches, in welchem ein politiſches Scheuſal, wie Machiavelli es bilden will, herrſchen würde." — —

Der Kronprinz geht nun zu den einzelnen Capiteln des Buches über und ſtellt neben eine jede Abhandlung Machiavelli's ſeine Widerlegung. Er thut dies mit eben ſo großer Freimüthigkeit und Unbefangenheit des Urtheils, als mit Verſtand und logiſcher Folgerichtigkeit. „Will man," beginnt er, „richtig urtheilen, ſo muß man damit anfangen, den Begriff des Gegenſtandes, über den man ſprechen will, zu ergründen; man muß bis zu dem Urſprunge der Dinge zurückgehn, um ſo viel möglich die Grundurſachen aufzufinden. Dann kann man den Fortgang leicht aufzeigen und alle Folgen laſſen ſich nachweiſen. Bevor Machiavelli die verſchiedenen Arten der Staaten aufzählt, hätte er, wie es mir ſcheint, den Urſprung der Fürſten unterſuchen und die Gründe angeben ſollen, welche freie Menſchen veranlaſſen konnten, ſich Herrſcher zu geben. Vielleicht hätte es nicht für ein Buch getaugt, in welchem man das Verbrechen und die Tyrannei vertheidigen will, dasjenige zu erwähnen, was ſie vernichtet; Machiavelli würde ſich gehütet haben zu ſagen, daß die Völker zu ihrer Erhaltung und Ruhe es für nothwendig hielten, zur Schlichtung ihrer Streitigkeiten Richter, zur Beſchirmung ihres Eigenthums gegen die Feinde Beſchützer, zur Vereinigung aller ihrer verſchiedenen Intereſſen zu einem einzigen gemeinſchaftlichen Vortheile einen Souverain zu haben; daß ſie dann unter ſich ſelbſt diejenigen dazu erwählten, ſie zu beherrſchen, welche ſie für die Weiſeſten, die Gerechteſten, die Unintereſſirteſten, für die Menſchlichſten und Tapferſten hielten. Demnach iſt, würde man geſagt haben, die Gerechtigkeit der erſte Gegenſtand für den Herrſcher; das Wohl der Völker, welche er beherrſcht, iſt es, welches er jedem anderen Intereſſe vorziehen muß. Was wird nun aus jenen Ideen von Eigennutz, Größe, Ehrgeiz und Despotismus? Es findet ſich, daß der

Souverain, weit davon entfernt, der abſolute Herr der Völker, die er beherrſcht, zu ſein, vielmehr nichts weiter, als ihr erſter Bedienter (premier domestique) iſt."

„Da ich es mir vorgenommen habe, jene verderblichen Grundſätze im Einzelnen zu widerlegen, behalte ich mir vor, nach Maaßgabe des Stoffes bei den einzelnen Capiteln davon zu ſprechen. Indeſſen muß ich hier ſchon im Allgemeinen ſagen, daß dasjenige, was ich vom Urſprunge der Souveraine geſagt habe, die Handlungen der Uſurpatoren noch viel ſchändlicher erſcheinen läßt, als ſie es ſind, wenn man nur ihre Gewaltthätigkeiten in Anſchlag bringt, weil ſie durchaus der Abſicht der Völker zuwider ſind, welche ſich Souveraine gaben, um Beſchützer zu erhalten und ſich nur unter dieſer Bedingung unterwarfen, anſtatt daß ſie nun, indem ſie dem Uſurpator gehorchen, ſich und ihr Eigenthum der Habſucht und den Launen eines Tyrannen aufopfern." —

Wir können uns hier nur darauf beſchränken, einige Sätze Friedrichs aus denjenigen Capiteln auszuheben, welche er den, von uns oben mitgetheilten Lehren Machiavelli's gegenüberſtellt. Auf die Lehre, daß der Fürſt dafür ſorgen müſſe, mehr gefürchtet als geliebt zu ſein, antwortet Friedrich: „Machiavelli ſagt, daß ein Fürſt ſeine Rechnung beſſer dabei finde, wenn er ſich gefürchtet, als wenn er ſich geliebt mache, weil die Menge undankbar, veränderlich, heuchleriſch, habſüchtig ſei; daß die Liebe ein Band der Verbindlichkeit ſei, welches die Bosheit und Schlechtigkeit der Menſchen ſehr loſe mache, wogegen die Furcht vor der Strafe die Leute bei weitem mehr zwinge, ihre Schuldigkeit zu thun u. ſ. w. Ich antworte auf dies Alles, daß ich keineswegs läugne, daß es nicht in der Welt undankbare, heuchleriſche Menſchen giebt, daß die Furcht nicht zuweilen eine mächtige Triebfeder ſei; allein ich behaupte, daß

ein jeder König, deſſen Politik keinen anderen Zweck hat, als ſich gefürchtet zu machen, über Sclaven herrſchen wird; daß er ſich von ſeinen Unterthanen keiner großen Thaten zu verſehen hat, denn Alles, was aus Furcht und Zaghaftigkeit gethan wird, nimmt dieſen Character an. Dagegen wird ein Fürſt, welcher die Gabe hat, ſich geliebt zu machen, über die Herzen gebieten, weil es ſeine Unterthanen nach ihrem Wunſche finden, ihn zum Herrn zu haben und in der Geſchichte fehlt es nicht an großen und ſchönen Handlungen, welche durch Liebe und Treue veranlaßt wurden. — Ich behaupte daher, daß ein grauſamer Fürſt bei weitem mehr dem Verrathe ausgeſetzt iſt, als ein milder, daß man der Furcht ſehr bald überdrüſſig wird, daß die Güte immer liebenswürdig bleibt und man nicht müde wird, ſie zu lieben. Demnach wäre es zum Heile der Welt zu wünſchen, daß die Fürſten gut wären, ohne zu nachſichtig zu ſein, damit die Güte bei ihnen allezeit eine Tugend, niemals eine Schwäche wäre."

Am tiefſten findet ſich Friedrichs ehrliebendes, deutſches Gemüth durch die Lehren, welche Machiavelli in ſeinem achtzehnten Capitel vorträgt, verletzt, welches er alſo beantwortet:

„Es liegt in der Natur der Sache, daß dasjenige, was dem Prinzipe nach ſchlecht iſt, es immer bleibt; die Cicerone und Demoſthenes würden vergeblich ihre Kunſt erſchöpfen, um hierüber der Welt eine andere Meinung beizubringen; man würde ihre Beredtſamkeit loben, allein man würde den beklagenswerthen Mißbrauch, den ſie davon machen, verurtheilen. Der Zweck eines Redners muß ſein, den Unſchuldigen gegen den Unterdrücker und Verläumder zu vertheidigen, die Größe und Schönheit der Tugend, die Verworfenheit und Häßlichkeit des Laſters zu zeigen; aber man muß die Beredtſamkeit verabſcheuen, deren man ſich in einem entgegengeſetzten Sinne

bedient. Machiavelli, der boshafteſte und ſchändlichſte aller Menſchen, verwendet in dieſem Capitel alle Gründe, welche ihm ſeine Wuth eingiebt, um das Verbrechen anzupreiſen; allein er ſtrauchelt und fällt ſo oft auf dieſer ehrloſen Laufbahn, daß ich nichts weiter zu thun habe, als anzuzeigen, wo er fällt. — Seine Logik iſt hier eben ſo ſchwach, als ſeine Moral ſchlecht iſt. Dieſer Sophiſt der Verbrechen wagt es, zu behaupten, daß die Fürſten die Welt durch Heuchelei betrügen dürften; dies iſt es, womit ich den Anfang der Widerlegung zu machen habe. Man weiß, bis zu welchem Grade das Publikum neugierig iſt; es iſt ein Thier, welches Alles ſieht, Alles hört und Alles ausſchwatzt, was es geſehn und gehört hat, Wenn die Neugier dieſes Publikums das Benehmen von Privatleuten beobachtet, ſo thut es dies aus Langeweile, wenn es aber den Charakter der Fürſten beurtheilt, thut es dies zu ſeinem eigenen Vortheile. Auch ſind die Fürſten mehr, als alle andere Menſchen dem Geklätſche und dem Urtheile der Welt ausgeſetzt; ſie ſind wie die Sterne, auf die ein Volk von Aſtronomen die Fernröhre gerichtet hat. Die Hofleute, welche ſie in der Nähe beobachten, machen täglich ihre Bemerkungen; eine Bewegung, ein Wink, ein Blick verräth ſie; das Volk aber nähert ſich ihnen durch Vermuthungen. Mit einem Worte, ſo wenig die Sonne ihre Flecken verbergen kann, eben ſo wenig können die Fürſten ihre Fehler und den Grund ihres Characters vor den Augen ſo vieler Beobachter verbergen. Selbſt wenn die Maske der Heuchelei für einige Zeit die natürliche Mißgeſtalt eines Fürſten verdecken würde, er könnte ſie doch nicht immer tragen, er würde ſie zuweilen lüften, wenn auch nur, um Luft zu ſchöpfen, und eine einzige Gelegenheit würde hinreichen, die Neugierigen zu befriedigen. Schein und Verſtellung werden daher vergebens auf den Lippen des Fürſten

Platz nehmen, der Betrug in ſeinen Worten und Handlungen iſt umſonſt; man beurtheilt die Menſchen nicht nach ihren Worten, dies wäre das Mittel, ſich beſtändig zu betrügen; man vergleicht aber ihre Handlungen mit ihren Worten und dagegen vermögen Betrug und Heuchelei nicht aufzukommen. — Man iſt immer nur man ſelbſt und man muß durchaus den Character haben, welchen zu haben man der Welt glauben machen will, ſonſt wird der, welcher das Publikum zum Beſten zu haben meint, ſelbſt betrogen. Sixtus V., Philipp II., Cromwell galten für ſchlau, heuchleriſch, unternehmend, niemals aber für tugendhaft; wie geſchickt auch ein Fürſt ſein möge, er wird ſeinen Verbrechen niemals den Character der Tugend, welche er nicht beſitzt, geben können.

Machiavelli, dieſer Verderber der Tugend, ſpricht nicht beſſer über die Gründe, welche den Fürſten zum Betrug und zur Heuchelei beſtimmen ſollen; die falſche Anwendung der Fabel von dem Centauren beweiſt gar nichts. Daraus, daß der Centaur halb Menſch, halb Pferd iſt, folgt, daß die Fürſten liſtig und grauſam ſein müſſen! Das iſt weit hergeholt! Allein es folgt nun ein Satz, der noch erbärmlicher iſt, als alles Vorhergehende. Der Staatslehrer ſagt: ein Fürſt müſſe die Eigenſchaften eines Löwen und eines Fuchſes haben und zieht daraus den Schluß: alſo iſt ein Fürſt nicht verbunden, ſein Wort zu halten. Da haben wir einen Schluß ohne Vorderſatz; ein Secundaner würde beſtraft werden, wenn er einen ſolchen Schluß machte, und der Marktſchreier des Verbrechens ſcheut ſich nicht, auf dieſe Weiſe ſeine gottloſen Lehren auszurufen. Wollte man die verwirrten Gedanken Machiavelli's einiger Maaßen ordnen, müßte man ihnen ohngefähr folgende Wendung geben. Die Welt iſt wie eine Spielpartie, wobei

es ehrliche Spieler und Betrüger giebt; damit nun ein Fürſt welcher Antheil an dieſer Partie nimmt, nicht betrogen werde, muß er wiſſen, wie man beim Spiel betrügt, nicht um jemals dergleichen Lehren auszuüben, ſondern um nicht von den Andern betrogen zu werden. — — Nachdem der Autor die Nothwendigkeit des Verbrechens bewieſen hat, will er ſeine Schüler durch die Leichtigkeit, es zu begehen, dazu ermuthigen. Diejenigen, ſagt er, welche ſich gut zu verſtellen wiſſen, werden immer Leute genug finden, welche dumm genug ſind, ſich betrügen zu laſſen; was darauf hinausläuft: euer Nachbar iſt ein Thor und ihr habt Verſtand, deshalb müßt ihr ihn betrügen. Dies ſind Lehren, für welche die Schüler Macchiavelli's gehenkt und gerädert werden können.

Nicht zufrieden, nach ſeiner Weiſe die Leichtigkeit des Verbrechens gelehrt zu haben, enthüllt unſer Staatsweiſer nun auch das Glück der Treuloſigkeit. Zu bedauern iſt nur, daß Cäſar Borgia, dieſer größte und ſchändlichſte aller Verbrecher, dieſer Held Macchiavelli's, in der That ſehr unglücklich war. Er hütet ſich auch, bei dieſer Gelegenheit von ihm zu ſprechen; da er aber Beiſpiele haben muß, woher ſoll er ſie nehmen? Entweder aus den Regiſtern der Criminalproceſſe, oder aus der Geſchichte der Päpſte; er entſcheidet ſich für das Letztere und verſichert, daß Alexander VI., der falſcheſte und gottloſeſte Mann ſeiner Zeit, in ſeinen Betrügereien immer Glück hatte, weil er die Leichtgläubigkeit der Menſchen kannte. — — Ich will hier weder von der Ehrlichkeit, noch von der Tugend, ſondern nur ganz einfach von dem Intereſſe der Fürſten ſprechen und ſagen, daß es ihrerſeits eine ſehr ſchlechte Politik iſt, Schelme zu ſein und die Welt zu betrügen; nur einmal gelingt es, allein hernach verlieren ſie alles Vertrauen. Eine gewiſſe

Macht*) erklärte in einem Manifeſte auf das beſtimmteſte die Gründe ſeines Benehmens und handelte hernach in einem, dieſem Manifeſte ganz entgegengeſetzten Sinne. Ich geſtehe, daß dergleichen Züge das Vertrauen gänzlich vernichten, denn je näher der Widerſpruch folgt, deſto handgreiflicher iſt er. Die römiſche Kirche hat, um einen ähnlichen Widerſpruch zu vermeiden, ſehr kluger Weiſe für diejenigen, welche ſie heilig ſprechen will, ein Noviziat von einhundert Jahren nach ihrem Tode feſtgeſtellt, indem ſie darauf rechnet, daß das Andenken ihrer Fehler und Ausſchweifungen mit ihnen untergeht; die Zeugen ihres Lebenswandels, die gegen ſie ausſagen könnten, ſind nicht mehr vorhanden, Niemand widerſpricht der Idee der Heiligkeit, welche man dem Publikum von ihnen geben will. — Man vergebe mir dieſe Abſchweifung. Im Uebrigen geſtehe ich, daß allerdings die traurige Nothwendigkeit vorkommen kann, wo ein Fürſt ſich gezwungen ſieht, ſeine Verträge und Bündniſſe zu brechen; allein er muß dies auf eine ſchickliche Weiſe thun, indem er ſeinen Verbündeten davon zu rechter Zeit Anzeige macht und es nicht thut, ohne daß das Wohl ſeines Volkes und eine ſehr erhebliche Nothwendigkeit ihn dazu zwingen. — Ich ſchließe dies Capitel noch mit einer einzigen Betrachtung. Man bemerke nur die Fruchtbarkeit, mit welcher ſich unter den Händen Macchiavelli's die Laſter vermehren. Ihm genügt es nicht, daß ein Fürſt das Unglück hat, ungläubig zu ſein, er will dem Unglauben auch noch die Heuchelei hinzufügen; er glaubt, daß die Völker mehr gerührt ſein werden von dem Vorzuge, welchen er den frommen Schriften des Cardinals Polignac vor der Lebensphiloſophie des römiſchen Dichters

*) Der Kaiſer Carl VI. bei dem Manifeſte über die pragmatiſche Sanction.

Lucrez giebt, als von der ſchlechten Behandlung, welche ſie von ihm erdulden müſſen. Es giebt Leute, welche ſeine Anſicht theilen; was mich betrifft, ſo ſcheint es mir, man müſſe einige Nachſicht für die Irrthümer der Philoſophie haben, wenn ſie nur nicht die Verderbniß des Herzens zur Folge haben. Auch glaube ich, daß ein Volk einen etwas ungläubigen Fürſten, wenn er ein rechtſchaffener Mann iſt und für ihr Wohl ſorgt, mehr lieben werde, als einen rechtgläubigen Verbrecher und Uebelthäter. Nicht die Gedanken der Fürſten, ſondern ihre Handlungen ſind es, welche die Menſchen glücklich machen." —

Gegen die Behauptung Macchiavelli's in ſeinem neunzehnten Capitel: „daß der Fürſt unbeſchränkt herrſchen, Niemanden Einfluß auf ſich geſtatten und nie ſeine Anſicht ändern müſſe," bemerkt Friedrich: „Ich behaupte, daß es Niemanden in der Welt giebt, der ſich nicht beherrſchen läßt, der Eine mehr, der Andere weniger. Man erzählt, die Stadt Amſterdam wäre einſt von einer Katze regiert worden! Von einer Katze? wird man fragen, wie kann eine Stadt von einer Katze regiert werden? Es ging ganz natürlich zu. Der erſte Bürgermeiſter hatte im Rathe die erſte Stimme und war ſehr geachtet; er hatte eine Gattin, deren Rathe er blindlings folgte; die Frau wurde gänzlich von der Köchin beherrſcht und dieſe wiederum von einer Lieblingskatze; — ſo kam es, daß das Wohl und Wehe Amſterdams von einer Katze abhing.

Daß ein Fürſt ſeine Anſicht ändert, ſobald er ſich von der Unrichtigkeit derſelben überzeugt hat, kann ihm nur zur Ehre gereichen. Wären die Fürſten unfehlbar, wie die Päpſte vorgeben, es zu ſein, würden ſie wohl daran thun, eine ſtoiſche Feſtigkeit zu zeigen; allein da ſie Alle menſchliche

Schwachheiten haben, müſſen ſie beſtändig daran denken, ſich zu verbeſſern und ihr Benehmen zu vervollkommnen."

Da Machiavelli die Verachtung, in welche der römiſche Kaiſer Maximius fiel, deſſen niederer Herkunft zuſchreibt, entgegnet ihm der Kronprinz: „Gewöhnlich glaubt man, daß derjenige, welcher ohne fremde Unterſtützung ſich emporſchwingt, dies ſeinem perſönlichen Verdienſte verdankt; er ſelbſt gilt ſtatt der Ahnen, man achtet ihn um ſo höher, da er ſeinen Glanz nur ſeiner Tugend verdankt und es geſchieht oft, daß man Perſonen von hoher Geburt verachtet, wenn ſie nichts Großes an ſich haben und nichts, was der Vorſtellung von ihrer edlen Herkunft entſpricht. Derjenige, welcher durch ſeinen Muth die Kaiſerkrone erhielt, hat keine Eltern mehr, man denkt an ſeine Macht, nicht an ſeine Herkunft." —

Friedrich, der Erbe eines unumſchränkten Thrones, geht ſogar ſo weit, die republikaniſche Verfaſſung gegen Machiavelli, der vielmehr angiebt, wie der Einzelne ſich der Herrſchaft in der Republik bemächtigen könne, in Schutz zu nehmen. „Keine Empfindung," ſagt Friedrich, „iſt ſo unzertrennlich von unſerm Weſen, wie die Freiheit; von dem gebildetſten Menſchen bis zum Wilden, alle ſind gleichmäßig davon durchdrungen, denn ſo wie wir ohne Ketten geboren ſind, ſo wollen wir auch ohne Zwang leben. Der Geiſt der Unabhängigkeit und des edlen Stolzes iſt es, der ſo große Männer in dem Volke erweckt und Republiken hervorgerufen hat, welche unter den Menſchen eine Art von Gleichheit errichten und ſie dem Naturzuſtande näher bringen. — — Der republikaniſche Geiſt, der auf ſeine Freiheit über alle Maaßen eiferſüchtig iſt, ſchöpft Verdacht gegen Alles, was ihn einſchränken könnte und

empört ſich ſchon gegen den bloßen Gedanken eines Herrn. Man kennt in Europa wohl Völker, welche das Joch ihrer Tyrannen abgeworfen haben, um ſich der Unabhängigkeit zu erfreuen, allein man kennt keine, die als Freie ſich einer freiwilligen Sclaverei unterworfen hätten.

Mehrere Republiken ſind im Laufe der Zeit dem Despotismus anheimgefallen und es ſcheint dies ſogar ein unvermeidliches Unglück zu ſein, welches ſie ſämmtlich erwartet. Wie ſoll auch eine Republik allen Feinden, welche ihre Freiheit untergraben, für immer widerſtehen können? Wie ſoll ſie immer den Ehrgeiz der Großen im Zaume halten? Wie ſoll ſie über die heimliche Verführung und die Beſtechung, welche die Nachbarn verſuchen, wachen können? Wie kann ſie hoffen, aus allen Kriegen glücklich davon zu kommen? Werden die Truppen von feigen und ſchlechten Generalen commandirt, dann wird die Republik eine Beute der Feinde; ſtehen tapfere und unternehmende Feldherrn an der Spitze, ſo werden ſie im Frieden gefährlich.

Faſt alle Republiken haben ſich aus dem Abgrunde der Tyrannei zu dem Gipfel der Freiheit erhoben und faſt alle ſind von dieſer Freiheit in die Sclaverei zurückgefallen. Dieſelben Athenienſer, welche zur Zeit des Demoſthenes auf Philipp von Macedonien ſchimpften, krochen vor Alexander; dieſelben Römer, welche nach der Vertreibung der Könige das Königthum verſchmähten, ließen ſich nach einigen Jahrhunderten alle Grauſamkeiten ihrer Kaiſer gefallen und dieſelben Engländer, welche Carl I. enthaupteten, weil er in ihre Rechte eingriff, beugten ihren ſtrengen Muth unter die ſtolze Gewalt ihres Protectors Cromwell. Es waren aber keineswegs die Republiken, welche

ſich Herren nach eigener Wahl gaben, vielmehr haben unternehmende Menſchen, durch günſtige Umſtände unterſtützt, ſie gegen ihren Willen ſich unterwürfig gemacht.

Eben ſo wie die Menſchen geboren werden, eine Zeit lang leben und dann an Krankheit oder Alterſchwäche ſterben, eben ſo entſtehen, blühen und vergehen auch die Republiken zuletzt durch die Kühnheit eines Bürgers oder durch die Waffen ihrer Feinde. Alles hat ſeine Zeit; alle Reiche, ſelbſt die größten Monarchien vergehen. Die Republiken ſämmtlich fühlen, daß ihr Stündlein geſchlagen hat und ſie betrachten eine jede mächtige Familie als den Keim der Krankheit, an welcher ſie ſterben müſſen. Niemals wird man wahrhaft freie Republikaner überreden, ſich einen Herrn zu geben und wenn es auch der beſte wäre, denn ſie werden euch immer entgegnen: es iſt beſſer, von den Geſetzen, als von der Laune eines einzigen Menſchen abzuhängen."

Bedürfte es aber in unſeren Tagen noch einer Schutzrede für ſolche freimüthige Worte, ſo hat unſer erlauchter Schriftſteller auch dafür geſorgt. „Ich bitte," ſagt er am Schluſſe ſeines Werkes, „die Fürſten, daß ſie ſich nicht durch die Freiheit, mit welcher ich zu ihnen ſpreche, beleidigt fühlen mögen; mein Zweck iſt, der Wahrheit eine aufrichtige Huldigung darzubringen und Niemanden zu ſchmeicheln. Die gute Meinung, welche ich von den jetzt regierenden Fürſten habe, erlaubt mir, ſie für würdig zu achten, die Wahrheit zu hören. Einem Tiberius, einem Borgia, den Ungeheuern, den Tyrannen, muß man ſie verbergen, weil ſie ihre Verbrechen und ihre Schändlichkeit zu empfindlich treffen würde. Dank ſei dem Himmel! wir zählen unter den Fürſten Europa's kein Ungeheuer, allein

wir wiſſen es ſo gut wie ſie, daß ſie nicht über menſchliche Schwachheiten erhaben ſind. Das ſchönſte Lob aber ertheilt man ihnen, wenn man ſagt, daß man es dreiſt wage, vor ihnen die Verbrechen der Könige und Alles, was der Gerechtigkeit und dem Gefühle der Menſchlichkeit zuwider iſt, mit aller Freimüthigkeit zu tadeln.

Leben und Thaten
Friedrich's des Großen.

Zweiter Theil.

Die beiden erſten ſchleſiſchen Kriege.

Erſtes Capitel.

Friedrich II. empfängt den 2. Juni 1740 in Charlottenburg den Eid ſeiner Miniſter und Generale. — Läßt die Kornmagazine öffnen; ſchafft die Tortur und Zeitungscenſur ab. — Sorgt für Handel und Gewerbe; iſt kein Freund vom Wegebau. — Ruft Wolff zurück. — „Ein jeder ſoll in meinen Staaten nach ſeiner eignen Façon ſelig werden.“ — Beſtattung Friedrich Wilhelms I. den 22. Juni. — Auflöſung der großen Grenadiergarde. — Mittheilungen an ſeine Freunde. — Urtheil eines fremden Geſandten über Friedrich.

Die erſte Sorge Friedrichs als König war ſeinem Berufe und ſeinem Volke gewidmet. Was er als Kronprinz ausgeſprochen, was er ſpäter oft wiederholt: „daß der König der erſte Diener des Staats ſein müſſe,“ bewies er nun durch die That und vom erſten bis zum letzten Tage ſeiner Regierung hat er es treulich erfüllt.

An die Staatsminiſter, welche er am 2. Juni nach Charlottenburg beſchieden hatte, um in ſeine Hand den Eid der Treue zu ſchwören, hielt er eine Anrede, in welcher er ihnen ſagte: „Ob Wir Euch gleich ſehr danken wollen für die treuen Dienſte, welche Ihr Unſeres höchſtgeliebten Vaters Majeſtät erwieſen habt, ſo iſt auch ferner Unſere Meinung nicht, daß Ihr Uns inskünftige bereichern und Unſere armen Unterthanen

unterdrücken ſollt, ſondern Ihr ſollt vielmehr verbunden ſein, vermöge gegenwärtigen Befehls mit eben ſo vieler Sorgfalt für das Beſte des Landes als für Unſer Beſtes zu wachen, um ſo viel mehr, da Wir keinen Unterſchied wiſſen wollen zwiſchen Unſerem eigenen beſonderen und des Landes Vortheil und Ihr dieſen ſowohl, als jenen in allen Dingen vor Augen haben müſſet; ja, des Landes Vortheil muß den Vorzug vor Unſerem eigenen beſonderen haben, wenn ſich beide nicht mit einander vertragen." Gleich bei der erſten Unterhaltung befahl er den Miniſtern an, „gegen das, was Er ſage, Vorſtellungen und Einwendungen zu machen und bei deren Wiederholung nicht zu ermüden, wenn er jemals unglücklicher Weiſe das Wohl ſeiner Unterthanen aus den Augen ſetze." An die Kriegs- und Domainenkammern, welche unter der vorigen Regierung durch die ſtrengen Befehle des Königs ſich oft gezwungen ſahen, die Unterthanen zu bedrücken, erließ er einen Befehl, in welchem es heißt: „Unſere größte Sorge wird dahin gerichtet ſein, das Wohl des Landes zu befördern und einen jeden Unſerer Unterthanen vergnügt und glücklich zu machen. Wir wollen nicht, daß Ihr Euch beſtreben ſollt, Uns mit Kränkung der Unterthanen zu bereichern, ſondern vielmehr, daß Ihr ſowohl den Vortheil des Landes, als Unſer beſonderes Intereſſe zu Eurem Augenmerk nehmet, inmaaßen Wir zwiſchen beiden keinen Unterſchied ſetzen."

Zu den Generalen, welche dem Könige den 2. Juni in Charlottenburg den Eid der Treue leiſteten, ſagte er: „Meine Herren, Sie waren in der Campagne am Rhein meine guten Cameraden und Kriegsgefährten und werden mir mit Ihrem guten Rathe, und wenn es nöthig würde, mit Ihrem Degen beiſtehen. Sie waren die Zeugen von dem, was mein Vater unabläſſig anbefohlen: Ordnung, Redlichkeit, ſtrenge Manns-

zucht. Ermüden Sie nie in Ihrem Eifer, für die Ehre des preußiſchen Heeres zu ſorgen."

Der erſte Befehl des Königs, der zur öffentlichen Kunde kam, war ein Wort der Wohlthätigkeit. Die Vorſorge ſeines Vaters hatte in den Kornmagazinen reiche Vorräthe angehäuft; dies und ein langanhaltender Winter, wodurch die Zufuhr zu Waſſer gehindert wurde, hatte die Brodpreiſe bis zur Theuerung geſteigert. Der König ließ die Magazine öffnen und das Korn zu ſo herabgeſetztem Preiſe verkaufen, daß die Kornwucherer ſich ebenfalls genöthigt ſahen, ihre Preiſe niedriger zu ſtellen.

Ein zweiter Befehl, von Friedrichs Hand am folgenden Tage (den 3. Juni 1740) erlaſſen, bezeichnet den Beginn der großen Juſtizreform im Sinne der Menſchlichkeit: Preußen folgt in Europa zuerſt Englands Beiſpiele, die Tortur abzuſchaffen, und dies war gerade hier, wo der ſtrenge Monarch es auf ſich genommen hatte, aus eigener Machtvollkommenheit Todesurtheile zu ſprechen, den Spruch der Gerichtshöfe zu verſchärfen, von guter Vorbedeutung. „Se. Königliche Majeſtät in Preußen," ſo lautet dieſer denkwürdige Befehl, „unſer Allergnädigſter Herr, haben aus bewegenden Urſachen reſolviret, in Dero Landen bei den Inquiſitionen die Tortur gänzlich abzuſchaffen, außer bei dem Crimen laesae majestatis und Landesverrätherei, auch den großen Mordthaten, wo viele Menſchen um's Leben gebracht, oder viele Delinquenten, deren Connexion herauszubringen nöthig, implicirt ſind. Hingegen ſollen in allen übrigen Fällen, wenn die Delinquenten die ſtärkſten und ſonnenklarſten Beweiſe durch viele unverdächtige Zeugen und dergleichen wider ſich haben, doch aus Hartnäckigkeit und Bosheit nicht geſtehen wollen, dieſelben nach dem Geſetze beſtraft werden. Höchſtgedachte Se. Königliche Majeſtät befehlen alſo Dero wirklichem Etatsminiſter von Cocceji allergnädigſt, das

Nöthige deshalb zu beſorgen. Charlottenburg, den 3. Juni 1740.“ Wenn auch in dieſem Befehle noch ein Vorbehalt der Tortur für außerordentliche Fälle ausgeſprochen wurde, ſo iſt ſie doch nie mehr zur Anwendung gekommen und wurde im Jahre 1754 gänzlich abgeſchafft*). In einer Abhandlung „über die Gründe, Geſetze einzuführen und abzuſchaffen,“ ſagt Friedrich: „Man verzeihe es mir, wenn ich mich gegen die Tortur ereifere; ich wage es, die Partei der Menſchlichkeit gegen einen Gebrauch zu nehmen, welcher den Chriſten und den gebildeten Völkern Schande macht und ich wage hinzuzufügen, gegen einen Gebrauch, der eben ſo grauſam als unnütz iſt.“

Die das menſchliche Gefühl empörende, oder was nicht minder verderblich iſt, abſtumpfende Grauſamkeit bei den Hinrichtungen wurde abgeſchafft. Verführte Mädchen, welche, um der Schande der öffentlichen Kirchenbuße zu entgehen, der ſchauderhaften That des Kindermordes ſich ſchuldig machten, wurden zum Erſäufen in einem ledernen Sacke verurtheilt, in welchem früher ihnen zur Geſellſchaft ein Hund, eine Katze und ein Hahn mitgegeben wurden. Ein Befehl vom 31. Juli 1740 ſchaffte dieſe Art der Hinrichtung ab. Bei der Hinrichtung durch das Rad wurde verordnet, dem Verbrecher eine Schlinge um den Hals zu legen und ihn auf dem Schaffotte zu erdroſſeln, bevor er mit dem Rade zerſchlagen wurde. Die Selbſtmörder wurden durch den Nachrichter nach dem Galgen geſchleift und dort verſcharrt; Friedrich beſtimmte, daß ihnen ein ſtilles, aber ehrliches Begräbniß verſtattet werde. — So

---

*) In England wurde ſie 1628, in Kurſachſen 1770, in Schweden 1772, in Toskana 1786, in Frankreich 1789, in Neufchatel 1815 abgeſchafft.

ſtieg ſeine Menſchlichkeit zuerſt in die Höhlen des Verbrechens und des Elendes hinab, bevor er ſich ſelbſt eine Freude gönnte. Die alten Landesreceſſe, in welchen den Gerichtshöfen zugeſichert wird, daß die Juſtiz einen freien und ungehinderten Lauf haben ſolle, beſtätigte Friedrich durch beſondere Erklärung vom 8. Juni.

Schon als Kronprinz hatte Friedrich ſich um die Finanzwiſſenſchaft bekümmert und ſich über Handel und Gewerbe mit gleicher Theilnahme, wie über die Landwirthſchaft, unterrichtet. Da er der Anſicht war, daß man in Angelegenheiten des Ackerbaues ſich von dem Bauer, in denen des Handels von dem Kaufmanne müſſe unterrichten laſſen, beſchied er in den erſten Tagen des Juni den Kaufmann Gotzkowsky aus Berlin, welcher mit Pariſer Schmuck und Modewaaren handelte und deſſen Bekanntſchaft er in Rheinsberg gemacht hatte, nach Charlottenburg, unterhielt ſich mit ihm über die Mittel zur Aufnahme von Fabriken und Manufacturen und ertheilte ihm den Auftrag, auf ſeinen Reiſen zu den Meſſen und in das Ausland fremde Arbeiter und Fabrikunternehmer, denen der König Unterſtützungen mancherlei Art zugeſtand, in das Land zu ziehen. Um dieſem Plane mehr Feſtigkeit und Ausdehnung zu geben, errichtete der König eine beſondere Abtheilung in dem Finanzminiſterium (damals Generaldirectorium) für Manufactur- und Commerzienſachen und ertheilte dem Miniſter v. Marſchall, den er zum Chef dieſer Abtheilung ernannte, am 23. Juni eine ſehr in das Einzelne gehende Inſtruction. „Zuvörderſt ſolle der Miniſter darauf ſehen, die im Lande befindlichen Manufacturen zu verbeſſern, die fehlenden einzurichten und Arbeiter und Unternehmer aus dem Auslande hereinzuziehen.“ Die Verarbeitung der im eigenen Lande gewonnenen rohen Stoffe, inſonderheit der Wolle und des Flachſes zu Tuch und Leinwand,

wird dringend empfohlen. „Da jetzo," heißt es ferner in der Inſtruction, „alle auswärtige Staaten und faſt die ganze Welt ſich auf Manufacturen befleißiget, ſo muß der v. Marſchall gute auswärtige Correſpondences haben und auf alle Art bedacht ſein, wie die in den königlichen Landen angefertigten Waaren und Stoffe auswärtig verkauft werden können." Die Einfuhr fremder Waaren ſoll nicht durch Einfuhr verboten, ſondern vielmehr dadurch verhindert werden, daß in dem eigenen Lande dergleichen Sachen angefertigt werden. Hierbei iſt es nicht allein auf die Pariſer Modewaaren und ſeidenen Stoffe abgeſehen, der König führt auch „Nürnberger Puppen, allerhand Schachteln, auch Beſen" u. ſ. w. mit auf, indem „dergleichen Sachen, wenn ſie auch an ſich klein und gering ſcheinen, in der Menge und jährlich ein Großes ausmachen." Der Miniſter ſoll ſuchen, Leute, welche dergleichen fabriciren, in das Land zu ziehen und ſie in Berlin, in den kleinen Städten und wohl auch auf den Dörfern zu etabliren ſuchen; auch für Zuckerraffinerien, holländiſche Papiermühlen und Sammetweberei ſoll geſorgt werden. Vornehmlich iſt dem Könige daran gelegen, reiche Fabrikunternehmer und geſchickte Arbeiter des Auslandes dadurch in das Land zu ziehen, daß er ihnen gewiſſe Freiheiten, Vorſchüſſe und Prämien gewähren will. „Der Miniſter ſoll nebſt ſeinen beiden Räthen darauf bedacht ſein, den Fremden, die ſich in dem Lande etabliren, oder auch eine Zeit lang darin aufhalten wollen, gewiſſe Commoditäten zu ſchaffen, um ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen. Deshalb muß ihnen Freiheit der Religion gelaſſen und dafür geſorgt werden, daß ſie wohlfeil leben können. Leute von großem Geſchick und einem Vermögen, daß ſie jährlich eine Revenüe von 20,000 Thlr. haben, wollen Se. Königl. Majeſtät, wenn ſie ſich in Dero Landen etabliren und darin ihre Revenües verzehren wollen,

gerne mit annehmlichen Characters an die Hand gehn, auch ihnen überdem eine Penſion von 1000 Thalern jährlich geben."

Das Miniſterium ſorgte dafür, dieſe Anerbietungen zur Kenntniß des Auslandes zu bringen. Es erſchien den 27. Juli ein Patent: „daß alle nützliche und geſchickte Leute, welche in Berlin ſich häuslich niederlaſſen würden, außer den bisher ihnen gewährten Vortheilen, auch die Acciſe- und Servisfreiheit auf zwei Jahre genießen ſollten." Durch öffentliche Bekanntmachung in den Zeitungen wurden demjenigen, welcher eine Papiermühle nach holländiſcher Art errichten würde, für ſich und ſeine Leute freie Transportkoſten, völlige Sicherheit von aller Werbung, Befreiung von den bürgerlichen Laſten, freies Bauholz und eine kleine jährliche Penſion oder Gnadengehalt zugeſichert.

Größere Summen wurden angewieſen zur Wiederherſtellung der durchbrochenen und Aufſchüttung neuer Oderdämme, um Feld zum Landbau und Wieſen zu gewinnen, die Anlage von Canälen und Magazinen wurde projectirt. Weniger günſtig war der König für die Erbaüung von Chauſſeen geſtimmt und daß auch große Geiſter ihre beſchränkten Anſichten haben, von denen ſie nicht abzubringen ſind, zeigt Friedrich, wenn er in ſeinem Lande den Bau der Landſtraßen aus dem Grunde nicht genehmiget, „damit die fremden Fuhrleute auf den ſchlechten Wegen deſto länger liegen bleiben und mithin mehr verzehren müſſen." — Als das Generaldirectorium ſogleich nach der Thronbeſteigung bei dem Könige darauf antrug, zur Inſtandſetzung des Weges von Rheinsberg nach Ruppin 195 Thlr. 22 Gr. 8 Pf. zu genehmigen und ſich dadurch ganz beſonders zu empfehlen hoffte, da dieſer Weg vornehmlich von dem Könige und ſeinem Gefolge befahren wurde, ertheilte der König noch ganz in dem ökonomiſchen Sinne und deutſchen Style

ſeines Vaters folgenden Beſcheid: „Wenn die anderen Anſchläge der Dohmänen=Camern ſo ridicul wie dießer ſeindt, ſo meritiren die Krigs Rähte wekgejaget zu werden, denn die Reparation iſt ganz und gar nicht nöhtig. Ich Kenn den Wek und mus mir die Krigs=Camer vohr ein großes Beeſt halten, umb mit ſolches ungereimtes Zeuch und das mihr beſſer bekannt iſt bei der Nahße Krigen wollen. Das Directorium muß ſich ſchlecht von die Sache informihren um Solchene unnotige reparations anzubringen, ſie werden wohl bald 100,000 Thlr. zur reparation des Charlottenburger Wegs fordern." — Was würde er nun wohl zu dem Vorſchlage, eine Eiſenbahn zu bauen, geſagt haben?

Dagegen hatte der große politiſche Sinn des Königs ſchon damals die Bedeutung einer Gewalt erkannt, an welcher er während ſeiner ganzen Regierung die treueſte und mächtigſte Verbündete hatte: die öffentliche Meinung. Eine ſolche hervorzurufen, ſich frei entwickeln zu laſſen und dadurch vaterländiſchen Sinn, Theilnahme für die öffentlichen Angelegenheiten, Belehrung und Aufklärung zu befördern, erſchienen dem Könige die Zeitungen als das geeigneteſte Mittel. Die bisher in Berlin von Rüdiger herausgegebene Zeitung (jetzt die Voſſiſche) beſchränkte ſich faſt allein auf amtliche und Handelsanzeigen und erſchien wöchentlich dreimal in vier Octavblättchen vom allergraulichſten Löſchpapier. Der König ertheilte nun dem Buchhändler Haude, der ihn als Kronprinzen mit franzöſiſchen Büchern verſorgt hatte, ein Privilegium zur Herausgabe einer Zeitung, welche ſich „Berliniſche Nachrichten von Staats= und gelehrten Sachen" nannte und wöchentlich dreimal, ein halber Bogen in Quartformat mit dem Wahlſpruche: Wahrheit und Freiheit erſchien. Wenige Tage nach ſeiner Thronbeſteigung machte der König einigen ſeiner

Miniſter nach aufgehobener Tafel in Charlottenburg bekannt, daß dieſe neue Zeitung „ohne Cenſur" gedruckt werden ſollte worüber dieſe alten, an ganz andere Formen gewöhnten Herren in nicht geringes Erſtaunen geriethen. Der Graf Podewils unterrichtet hiervon ſeinen Collegen in nachfolgendem Schreiben: „Se. Majeſtät haben mir nach aufgehobener Tafel allergnädigſt anbefohlen, des Königlichen Etats- und Kriegs-Miniſtri Herrn v. Thulemeier Excellenz in Höchſtderoſelben Namen zu eröffnen, daß dem hieſigen Berliniſchen Zeitungsſchreiber eine unbeſchränkte Freiheit gelaſſen werden ſoll, in dem Artikel von Berlin von demjenigen, was anitzo hieſelbſt vorgeht, zu ſchreiben, was er will, ohne daß ſolches cenſirt werden ſoll, weil, wie Höchſtderoſelben Worte waren, ein ſolches Dieſelben divertire, dagegen aber auch ſodann fremde Ministri ſich nicht würden beſchweren können, wenn in den hieſigen Zeitungen hin und wieder Paſſagen anzutreffen, ſo ihnen mißfallen könnten. Ich nahm mir zwar die Freiheit, darauf zu bemerken, daß der Wieneriſche Hof über dieſes sujet ſehr pointilleux (empfindlich) wäre; Se. Majeſtät erwiderten aber, daß Gazetten (Zeitungen), wenn ſie intereſſant ſein ſollten, nicht genirt werden müßten, welches Sr. Königl. Majeſtät Allergnädigſtem Befehle zufolge hierdurch gehorſamſt melden ſollen. Berlin, den 5. Juni 1740. — Der Miniſter Thulemeier ertheilte hierauf folgendes Decret: „Wegen des Artikels „Berlin" iſt dieſes indistincte zu observiren, wegen auswärtiger puissancen aber cum grano salis und mit guter Behutſamkeit." — Für das ihm ertheilte Privilegium zahlte der Buchhändler Haude nicht mehr als zwanzig Thaler jährlich an die Rekrutenkaſſe.

Mehr auf das Ausland berechnet war die, zu derſelben Zeit von dem Könige angeordnete, Herausgabe des, in franzöſiſcher

Sprache geſchriebenen, „Journal de Berlin, ou nouvelles po-
.itiques et littéraires“, an welchem Friedrich ſelbſt Mitarbeiter wurde. Zur Herausgabe dieſes Blattes ließ er zwei Tage nach ſeiner Thronbeſteigung den Profeſſor Formey von der franzöſiſchen Colonie in Berlin auffordern; es erſchien bereits am 2. Juli das erſte Blatt dieſes Journals, welches jedoch ſo geringen Beifall fand, daß es den 22. Auguſt 1741 wieder einging.

Auch die Unterhandlungen mit dem Profeſſor Wolff wegen Rückkehr in die preußiſchen Staaten nahm Friedrich ſogleich in den erſten Tagen ſeiner Regierung wieder auf. Der Probſt Reinbeck in Berlin hatte die Vermittlung übernommen; ihm ſchrieb der König den 6. Juni: „Würdiger, beſonders lieber Getreuer. Ihr habt nochmals an den Regierungsrath und Profeſſor Wolff zu ſchreiben, ob er ſich nunmehro nicht entſchließen könne, in meine Dienſte zu gehen und würde ich ihm alle raiſſonnablen conditions accordiren.“ Eigenhändig fügte der König hinzu: „ich bitte ihn, ſich um des Wolfen mühe zu geben. Ein Menſch, der die Wahrheit liebt, mus unter aller menſchlicher Geſellſchaft werht gehalten werden und glaube, das er eine conquête (Eroberung) im Lande der Wahrheit gemacht hat, wenn er den Wolff hierher persuadiret.“

Die Ehre der Wiſſenſchaft, welche von ſeinem Vorgänger auf eine ſo empfindliche Weiſe gekränkt worden war, daß er ſogar ſeinen gelehrten Hofnarren Gundling zum Präſidenten der Akademie machte, ſuchte Friedrich durch freigebige Unterſtützung und Berufung der ausgezeichneteſten Gelehrten wieder herzuſtellen. Er befreite die Kaſſe der Akademie von läſtigen Zahlungen, die ſie an den Commandanten, von Penſionen, die ſie ganz ungehöriger Weiſe leiſten mußte, und fügte eigenhändig hinzu, daß der Akademie die königlichen Narren hinfüro

nicht mehr zur Laſt fallen ſollten. An Voltaire und Maupertuis ergingen Einladungen, Herrn v. Suhm ertheilt er den Auftrag, den berühmten Mathematiker Euler für Berlin zu gewinnen. „Bevor Ihr Brief eintraf,“ ſchreibt er d. 14. Juni an Suhm in Petersburg, „hatte ſich meine Lage geändert, allein das Aeußere ändert nicht das Innere und der Titel nicht meine Denkart. Ich kann Ihnen daher mit Beſtimmtheit ſagen, daß es von Niemandem weiter, als von Ihnen abhängt, mir auf immer anzugehören und daß ich Ihren Entſchluß erwarte, um zu wiſſen, wie und in welcher Art Sie es wollen. In der Trauer, in welcher ich mich über den Tod meines Vaters befinde, würde es mir zum großen Troſte gereichen, einen Freund um mich zu haben, den ich liebe und ſchätze. — Suchen Sie doch den großen Algebraiſten Euler zu bereden, daß er in meine Dienſte trete und bringen Sie ihn mit, wenn es irgend möglich iſt, ich will ihm 1000 oder 1200 Thlr. Gehalt geben.“ — Euler nahm die Einladung an und traf im April 1741 in Berlin ein; Friedrich heißt ihn von ſeinem ſchleſiſchen Feldlager aus willkommen. Allein die Freude, den geliebten Suhm wiederzuſehen, ward ihm nicht zu Theil. Er ſtarb auf der Reiſe nach Berlin in Warſchau den 8. Nov. 1740. Tief ergriffen davon ſchrieb Friedrich an Algarotti (d. 16. Nov.): „Mein theurer Algarotti, ich bin nur zu traurigen Ereigniſſen geboren. So eben erfahre ich den Tod meines vertrauten Freundes Suhm, der mich eben ſo aufrichtig liebte, als ich ihn, und der mir bis zu ſeinem Tode das Vertrauen bewieſen hat, das er in meine Freundſchaft und Liebe ſetzte, von denen er überzeugt war. Lieber wollte ich Millionen verloren haben! Man findet ſelten Leute, welche ſo viel Geiſt mit ſo viel Herzlichkeit und Gemüth verbinden. Mein Herz wird um ihn trauern und zwar auf eine tiefer

empfundene Weiſe, als es um die mehrſten Verwandten zu geſchehen pflegt. Sein Andenken wird dauern, ſo lange ein Tropfen Blutes in meinen Adern rinnen wird und ſeine Familie wird die meine ſein. Adieu, ich kann nichts mehr ſagen. Mein Herz blutet und der Schmerz iſt zu lebhaft, um an etwas anderes, als an dieſe Wunde zu denken."

Während er ſo auf dem Gebiete des Denkens die größte Freiheit geſtattete, gewährte er ſie eben ſo auf dem des Glaubens. Der Miniſter des geiſtlichen Departements, v. Brandt, berichtet unter dem 22. Juni, die römiſch-katholiſchen Schulen für die Soldatenkinder jenes Glaubens, beſonders in Berlin, gäben Anlaß, daß, gegen den landesherrlichen Befehl vom 16. Nov. 1632, Proteſtanten zum Katholicismus verleitet würden, ſolches habe der Generalfiscal Uhden am 13. d. M. berichtet; er frage alſo an, ob die katholiſchen Schulen bleiben ſollten? Der König ſchrieb an den Rand: „Die Religionen müſſen alle Tolleriret werden und mus der Fiscal nur das Auge darauf haben, das keine der andern abrug Tuhe, denn hier mus ein jeder nach ſeiner Faßon ſelig werden."

Friedrich Wilhelm I. hatte in den letzten Jahren ſeiner Regierung mehrere Kirchengebräuche, die ſich in einigen lutheriſchen Gemeinden noch aus der Zeit des Katholicismus erhalten hatten, mit ſtrengem Befehle unterſagt. Kaum hatte Friedrich den Thron beſtiegen, als auch ſogleich eine Anzahl Geiſtlicher eine Bittſchrift einreichten und in einer gereimten Litaney ohne Ende um Wiederherſtellung der alten Gebräuche baten:

„Wir werfen nochmals uns vor Deinen Königsthron
„In tiefſter Demuth hin, und was wir ſonſten ſchon
„Um unſre Kirchgebräuch', auch um Gebet und Lieder,
„Die bei uns eingeführt, geflehet, flehn wir wieder."

Durch königlichen Befehl vom 3. Juli wurde es erlaubt, die Chorhemden, Caſuln, Meßgewande, das Abſingen der Collecten und Einſetzungsworte des Abendmahls, das Vortragen des Kreuzes bei Begräbniſſen, die Lichter bei der Communion und dergleichen „Mitteldinge“ wieder einzuführen. Dabei hatte der König den Predigern es zur Pflicht gemacht, das Volk zu belehren, daß dergleichen äußerliche Ceremonien nur leere Rinden und Schaalen wären und es mehr auf einen chriſtlichen Lebenswandel ankomme. Anſtatt aber in die freieren Anſichten des Königs über das Ceremonienweſen einzugehen, beſtärkten vielmehr viele Prediger ihre Gemeinden darin. Der Probſt Roloff beſtieg die Kanzel der Marienkirche in Berlin in dem wieder hervorgeſuchten, mehr dem katholiſchen Zuſchnitte ſich nähernden, Prieſtergewande und ließ dafür ein Te Deum anſtimmen. Friedrich wurde wegen ſolcher Aeußerlichkeiten als ein zweiter Salomo, als ein Wächter des evangeliſchen Zions geprieſen und die Gemeinden ermahnt, in einem ſo frommen Entſchluſſe die herzenslenkende Kraft Gottes wahrzunehmen. Um beiden evangeliſchen Glaubensgenoſſen eine gleiche Theilnahme zu bezeigen, beſuchte Friedrich am Pfingſtſonntage, den 5. Juni, an welchem Tage ſein Regierungsantritt von den Kanzeln verkündigt wurde, des Vormittags in ſchwarzer Trauerkleidung den Gottesdienſt der reformirten Gemeinde im Dome, des Nachmittags den der lutheriſchen Gemeinde in der Nikolaikirche. —

Hatte nun aber der König dem frommen Eifer der Geiſtlichen, der, wie ſie betheuerten, nur auf das Reich Gottes gerichtet ſei, nachgegeben, ſo war er um ſo ſtrenger gegen ſie. wo ſie irgend einen weltlichen Vortheil ſuchten und ſeine Strenge konnte bei der ihm eigenen Neigung zur Satyre ſogar bis zur Unbilligkeit fortgehn. Als in demſelben Jahre noch

(unter d. 2. Sept. 1740) der Miniſter des geiſtlichen Departements, v. Brandt, und der Conſiſtorial=Vicepräſident, v. Reichenbach, eine Bittſchrift der Geiſtlichen bevorworteten, worin ſie baten, „den bekümmerten Seelſorgern das Deputatkorn, anſtatt in baarem Gelde, wie es der hochſelige König angeordnet, wieder in natura verabfolgen zu laſſen, da ihnen für den Scheffel Roggen und Gerſte nur 12 Gr., für den Scheffel Hafer nur 8 Gr. gut gethan würden, wobei die ohnehin ſchlecht ſalarirten Leute, zumal bei jetzigen theuren Zeiten, ohnmöglich ſubſiſtiren könnten," ſchrieb der König an den Rand*): „Nein, es Mus bei des Seligen Königs vervaßungen bleiben, wenn auch 100 priſters heûte den geiſtlichen abſcheit nehmen, ſo kan man Morgen 1000 wieder Krigen. Soldaten Krigen Brodt, aber prister leben von das Himliſche Manna was von da oben Kömt und iſt ihr Reich nicht von dißer Welt, ſondern von jener; weder petrus noch paulus haben brodt=Korn gekrigt und iſt im neuen testament kein Apostel-Magacin zu finden.

Friedrich."

Zu jeder Zeit aber ließ es ſich der König angelegen ſein, die Prediger, welche für eine vernünftige Belehrung ihrer Gemeinden ſorgten, auf jede Weiſe zu unterſtützen. Die Dorfgemeinde zu Neudedeleben im Halberſtädtiſchen hatte, nachdem bereits neun Monate nach jener königlichen Erlaubniß, die Mitteldinge wieder einzuführen, verfloſſen waren, mit ihrem Prediger Streit darüber angefangen, daß er die abgeſchafften Ceremonien nicht wieder herſtellen wolle. Der Prediger wen=

---

*) Genau nach dem Originale abgedruckt; in Ungers Sammlung iſt das Schreiben unrichtiger Weiſe vom Jahre 1780 datirt.

dete ſich an den König, welcher dem Conſiſtorium folgenden Beſcheid ertheilte: „Es iſt Mir ganz gleichgültig, ob die Gemeinde zu Großdedeleben ſich Gebete will abſingen oder ableſen laſſen und ob ſie bei der Communion am hellen Tage Lichter anzünden will, oder nicht; da aber der Prediger und der Inſpector ſo vernünftige Gründe angeben, warum ſie den alten Ritus wollen abgeſchafft haben, ſo muß er gegen das ungeſtüme Andringen der Gemeinde geſchützt und dieſe belehrt werden, daß es bei dem Chriſtenthume nicht auf äußere Gebräuche, ſondern auf einen friedlichen und rechtſchaffenen Lebenswandel ankomme.“ —

Die Veränderungen bei der Armee verſchob Friedrich mit ſchonendem Zartgefühle bis nach dem feierlichen Leichenbegängniſſe des Königs, ſeines Vaters. Dieſes fand den 22. Juni ganz nach der von Friedrich Wilhelm I. ſelbſt getroffenen Anordnung ſtatt. Friedrich folgte unmittelbar hinter dem Sarge. Das große Grenadierregiment beging, von dem Feldmarſchalle Herzoge Leopold von Deſſau und dem Generallieutenant Herzoge Friedrich Wilhelm von Holſtein-Beck geführt, mit der Todtenfeier des Königs zugleich ſeine eigene, indem es am folgenden Tage durch einen Befehl Friedrichs aufgelöſet wurde; es paradirte bei dem Leichenzuge zum letzten Male.

Die Unterhaltung dieſes Rieſenregiments hatte jährlich nahe an dreimal hunderttauſend Thaler gekoſtet; ſechzehn der allergrößten Leute wurden als königliche Heiducken angeſtellt, deren Amt war, die Staatscaroſſen des Königs und der Königin zu begleiten und Thürhüterdienſte zu thun. Aus den zum Militairdienſte nicht mehr befähigten Mannſchaften wurde ein Garniſonbataillon errichtet, welches Aken zur Garniſon erhielt und daſelbſt nach und nach ausſtarb. Die noch dienſtfähigen Leute

wurden in die neue Garde aufgenommen, welche Friedrich ebenfalls aus ausgeſucht großen Leuten ſeines eigenen Regimentes und der Armee bildete. Dieſe Garde beſtand aus dem Leibgardebataillon oder Bataillon Grenadiergarde und dem Regiment Garde aus zwei Bataillons. Das Grenadierbataillon ſollte nach einem Parolebefehle vom 28. Juli 1740 zum glorwürdigſten Andenken des nun in Gott ruhenden Königs Maj. ganz auf dem Fuße des früheren Königs Regiments ſtehen bleiben, „ſo daß daſſelbe in Ordnungen, Montirungen, propreté, insbeſondere auch Gewehren und Patrontaſchen, in Summa in allem und jedem, wie es Namen haben möge, unverändert bleiben ſolle. Geſtalt denn Höchſtdieſelben dem Commandeur gedachten Bataillons Allergnädigſt befehlen, daß, wenn künftig in der Armee ein Reglement oder Ordre, ſo den vormaligen zuwiderlaufen, ergehen möchten, derſelbe ſich daran im geringſten nicht binden, ſondern Alles auf den Fuß behalten und conſerviren ſollte, wie es zu Zeiten des höchſtſeligen Königs Majeſtät geweſen.“ Die Officiere dieſes Bataillons hatten im Range eine Stufe vor den andern Officieren gleichen Ranges voraus, ſo daß ein Lieutenant von dem Leibgardebataillon gleichen Rang mit einem Capitain in der Armee hatte. Die Officiere erhielten einen höheren Gehalt, als die der Linie. Durch einen Befehl vom 17. Dec. 1799 wurde die, dieſem Bataillone von Friedrich gegebene Einrichtung aufgehoben, allein in neueſter Zeit wieder hergeſtellt, wozu die Veranlaſſung war, daß ein alter Commandeur deſſelben, General Rohdig, ihm ein bedeutendes Vermächtniß in ſeinem Teſtamente ausgeſetzt hatte, unter der Bedingung, daß es die alten Grenadiermützen beibehalte; dies war Veranlaſſung, dieſe unbequemen, ſchiefſtehenden Zuckerhüte wieder hervorzuſuchen, welche in früherer Zeit vermittelſt eines, am innern Futter angebrach-

ten, Hakens in einem Büſchel der Haare auf dem Scheitel befeſtigt wurden.

Friedrich errichtete auch ſogleich bei ſeiner Thronbeſteigung eine Leibgarde zu Pferde, Garde du Corps, jedoch nur eine Schwadron von 178 Pferden. Hierzu wurden die beſten Reiter der Armee ausgewählt; der König übte ſie ſelbſt fleißig und verſuchte mit ihnen neue Exercitien, die er bei der Armee einzuführen gedachte. Nach der Weiſe der römiſchen Legionen erhielten ſie einen Adler von maſſivem Silber, der mit ausgebreiteten Flügeln die Standarte zierte. Außerdem ward die Reiterei für's Erſte nur um ein Huſarenregiment von fünf Schwadronen vermehrt. Mit richtigem Scharfblicke erkannte Friedrich, daß die Hauptwaffe der neuen Kriegführung das Fußvolk ſei, deshalb errichtete er in dem erſten Monate ſeiner Regierung ſieben neue Infanterieregimenter. Er trat mit anderen deutſchen Fürſten deshalb in Unterhandlung und da damals dieſe Art von Menſchenhandel eine gute Chatoulleinnahme der kleineren deutſchen Fürſten war, welche beſonders an den Kaiſer und an England Regimenter verkauften: ſo hielt es nicht ſchwer, von Deſſau, Sachſen-Eiſenach, Gotha und Altenburg, Würtemberg und Braunſchweig vollſtändige Regimenter in Dienſt zu nehmen. Wie Friedrich über dergleichen Handel dachte, hat er in ſeinem Antimacchiavell unverholen genug ausgeſprochen. Im letzten Capitel dieſes Werkes, wo er von der Nothwendigkeit gerechter Kriege ſpricht, ſagt er: „dieſer Gegenſtand führt mich darauf, von den Fürſten zu ſprechen, welche einen ehrloſen Handel mit dem Blute ihrer Völker treiben; ihre Truppen gehören dem Meiſtbietenden; es iſt dies eine Art Auction, wo diejenigen, welche die größten Subſidien zahlen, die Soldaten dieſer unwürdigen Fürſten zur Schlachtbank führen. Solche Fürſten ſollten

erröthen über die Schändlichkeit, mit welcher ſie das Leben der Menſchen, die ſie als Väter der Völker beſchützen ſollten, verkaufen; dieſe kleinen Tyrannen ſollten die Stimme der Menſchlichkeit hören, welche den grauſamen Mißbrauch verachtet, den ſie von ihrer Gewalt machen."

Bei der geringen Bevölkerung des Landes und bei dem Wunſche Friedrichs, dem Landbaue nicht die thätigen Arme zu entziehen, behielt er die Werbung im Auslande bei. So große Nachtheile dies haben mochte, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß Friedrich dadurch, daß er, zumal in dem ſiebenjährigen Kriege, nicht ſowohl ein preußiſches, vielmehr ein deutſches Heer commandirte, durch ganz Deutſchland eine große Popularität gewonnen hat. Es gab eine Zeit, wo man in jeder Stadt, ja faſt in jedem Dorfe Deutſchlands einen oder mehrere Invaliden und alte Soldaten fand, die ſich rühmen konnten, „unter dem alten Fritzen mitgemacht zu haben."

„Für Ruhm und Vaterland" (pro Gloria et Patria) war der Wahlſpruch, den Friedrich auf der Klinge ſeines Degens und auf ſeinen Fahnen führte und dieſes Vaterland war für ihn nicht auf die engen Grenzen der Kurmark Brandenburg eingeſchränkt.

Die Verdienſte um das Vaterland zu belohnen, errichtete Friedrich den Verdienſtorden (pour le mérite), welcher anfänglich an Militair- und Civilbeamte und ſelbſt an Gelehrte vertheilt, ſpäter nur an Officiere verliehen wurde.

Hatte der König ſo der Pflicht und dem Berufe ein Genüge gethan, ſo durfte er nun auch ſeinem Herzen ein Genüge thun und an die Freunde denken, in deren geiſtreichen Umgange er Aufheiterung, Erholung und Belehrung zu finden hoffte.

Der erſte Freund, an den er denkt, iſt ſein treuer Lehrer Duhan, der, wie wir wiſſen, mit einer kleinen Penſion in

Wolfenbüttel eine Zuflucht nach ſeiner Verbannung gefunden hatte. „Ich habe,“ ſchreibt er ihm aus Charlottenburg den 3. Juni, „Ihren Brief erhalten und als Antwort ſage ich Ihnen, daß Sie hierher kommen können, wenn Sie da, wo Sie ſind, Ihren Abſchied erhalten haben.“ Eigenhändige Nachſchrift: „Mein Schickſal hat ſich geändert. Ich erwarte Sie mit Ungeduld. Laſſen Sie mich nicht lange ſchmachten.“

An Algarotti, der ſich in London aufhielt, läßt er an demſelben Tage eine gleiche Einladung ergehen, zu welcher der Baron Keyſerling noch hinzufügt: „Der König hat damit angefangen, Wohlthaten unter ſein Volk auszutheilen; er ernährt es, er thut von einem Tage zum anderen nichts weiter, als mit vollen Händen geben. Nun ſpreche mir Einer noch von Titus! Kommen Sie bald. Den 3. Juni im Jahre des Heils 1740, am vierten Tage der Regierung meines angebeteten Herrn.“ —

Vor Allen aber iſt es Voltaire, zu dem ſich Friedrich mit Herz und Geiſt gezogen fühlt. „Mein theurer Freund,“ ſchreibt er ihm den 6. Juni, „mein Schickſal hat ſich geändert, ich bin bei den letzten Stunden, dem Todeskampfe und dem Sterben eines Königs zugegen geweſen. Ich bedurfte in Wahrheit bei dem Antritte meiner Regierung dieſer Lehre nicht, um Ekel vor Eitelkeit und menſchlicher Größe zu bekommen. Halten Sie mich, ich bitte Sie, für weiter nichts, als einen etwas zweifelnden Philoſophen, aber für einen wahren und treuen Freund. Um des Himmels Willen, ſchreiben Sie an mich, wie an einen Menſchen und verachten Sie mit mir Titel, Namen und äußeren Glanz. — Bis jetzt bleibt mir kaum ſo viel Zeit übrig, daß ich zu mir ſelbſt kommen kann. Ich habe unendlich viel Geſchäfte und mache mir noch mehr dazu, aber ungeachtet aller dieſer Arbeit fehlt es mir doch immer nicht an

Zeit, Ihre Werke zu bewundern, um bei Ihrem Unterrichte Erholung zu ſuchen.“

Die ernſte Stimmung, in welcher Friedrich ſich in dieſen Tagen befand, ſpricht ſich in einigen Zeilen, die er an ſeinen geliebten Suhm ſchreibt, in einer wahrhaft rührenden Weiſe aus: „Sie können wohl denken,“ ſchreibt er ihm, „daß ich in meiner gegenwärtigen Lage vollauf zu thun habe. Man gönnt mir von außen wenig Ruhe; deſto ruhiger iſt mein Inneres und ich kann Sie verſichern, daß ich nie mehr Philoſoph war, als eben jetzt. Mit Gleichmuth betrachte ich Alles, was mich erwartet, ohne das Glück weder herbeizuwünſchen, noch es zu fürchten, voll Mitgefühl gegen Leidende, voll Achtung gegen Rechtſchaffene, voll Liebe für meine Freunde. Sie, den ich unter die Zahl der Letzteren rechne, mögen ſich immer mehr überzeugen, daß Sie in mir dasjenige finden werden, was Oreſt jemals in dem Pylades fand und daß Niemand mehr Achtung und Freundſchaft für Sie hegen kann, als Ihr treuer

Friedrich.“

Die näheren Freunde ſeines Umganges in Rheinsberg ſieht er nun auch in Charlottenburg bei ſich und der eifrige Freimaurer, Baron Bielefeld, erlangt es ſogar, daß der König ſchon den 11. Juni im Schloſſe zu Charlottenburg eine Loge halten läßt, der er ſelbſt beiwohnt und ſich nun öffentlich für einen Freimaurer erklärt. Diejenigen aber aus der heiteren Genoſſenſchaft, welche, ohne ein anderes Verdienſt als das, gute Geſellſchafter bei der Tafel zu ſein und für gute Laune zu ſorgen, in der Meinung ſtanden, daß für ſie nun das Leben in dem erwünſchten Schlaraffenlande beginnen werde, irrten ſich ſehr. Als der ausgelaſſene Markgraf Heinrich ſich in Gegenwart einiger Generale einen unangemeſſenen Scherz in der

Weiſe der luſtigen Brüder von Rheinsberg erlaubte, ſah ihn Friedrich mit großen Augen an und ſagte in ſehr ernſtem Tone: „Monsieur, à présent je suis Roi!“ (Mein Herr, jetzt bin ich König.) Der Baron Bielefeld, der ſich im Geiſte ſchon an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten ſah, ſchreibt an einen Freund den 10. Juni ſehr kleinlaut: „Der König ſagte neulich ſehr gnädig zu mir, daß er mich bei den auswärtigen Staatsgeſchäften brauchen werde und daß er geſonnen ſei, mir in dieſer Laufbahn fortzuhelfen; allein dieſe Geſchäfte, fügte er hinzu, erfordern eine Uebung und gewiſſe Lehrjahre. In dieſer Abſicht habe er mich auserſehen, den Grafen Truchſeß nach Hannover zu begleiten, ſeine Reiſe werde von keiner langen Dauer ſein und ſobald ich zurückkäme, wolle er mich weiter befördern. Ich geſtehe aufrichtig: das heißt, einen etwas kleinen Anfang machen.“ Jordan, deſſen heitere Geſellſchaft Friedrich nie einen Tag gern entbehrte und der ſich damit geſchmeichelt hatte, mindeſtens Präſident der Akademie zu werden, wurde zum Vorſteher der Bettelvögte und zum Director eines Armen- und Arbeitshauſes in Berlin ernannt; Pöllnitz und Keyſerling erging es nicht beſſer, ſo daß die Freunde den Tag der Thronbeſteigung Friedrichs den Tag der Angeführten (la journée des dupes) nannten.

Auch die poetiſchen Scherze des Königs nehmen jetzt eine ernſtere Richtung an; er ſchreibt an Voltaire den 12. Juni folgende Verſe (franzöſiſch):

„Nicht aus der Muſen ſtillem Aufenthalt,
Send' ich dir dieſe flücht'gen Zeilen,
Nicht mehr in Rheinsberg darf ich weilen,
Wo ich mein ſtilles Liedchen ſonſt gelallt.

Mich rief der Pflicht geheiligtes Gebot,
Der Dichter muß zugleich auch König ſein,
Von jetzt erkenn ich keinen andern Gott,
Als mein geliebtes Volk allein.
Ade, ihr Verſe, du, der Flöte Klang,
Ade, ihr Freuden all! ade, Voltair' und dein Geſang!
Ich trage jetzt die ſchwere Laſt der Krone,
Treu leb' ich meiner Pflicht und meinem Throne.
Erſt wenn ich dieſem Gott genug gethan,
Flieh ich, o Freund, in raſcher Eil'
In deinen Arm, ſchnell wie ein Pfeil,
Und höre deiner Weisheit Lehren an.
Des Herrſchers ſtrenge Pflichten zu erkennen
Genüget es, mich Voltair's Freund zu nennen."

Bald darauf giebt er dem Freunde in einem ausführlichen Briefe vom 27. Juni noch genauere Rechenſchaft von ſeinem Leben und Thun. „Seit dem Tode meines Vaters glaube ich ganz meinem Lande anzugehören; hiervon überzeugt, habe ich nach allen meinen Kräften gearbeitet, um ſo ſchnell als möglich Anſtalten zum allgemeinen Beſten zu treffen. Für's Erſte habe ich die Macht des Staats mit funfzehn Bataillons, fünf Schwadronen Huſaren und einer Schwadron Garde du Corps vermehrt und den Grund zu unſerer neuen Akademie gelegt. Wolff, Maupertuis, Vaucanſon und Algarotti gehören mir ſchon an, von Graveſande und Euler erwarte ich Antwort. Ich habe ein neues Handlungs= und Fabrikendepartement etablirt, engagire jetzt Maler und Bildhauer und reiſe nach Preußen, um mir in Königsberg ohne das heilige Oelfläſchchen und ohne die unnützen und nichtigen Ceremonien huldigen zu laſſen, welche Unwiſſenheit eingeführt hat und die nur von der

hergebrachten Gewohnheit begünſtigt werden. Meine Art zu leben iſt bis jetzt noch nicht recht im Gange, denn die (mediciniſche) Facultät hat es für gut befunden, mir ex officio Pyrmonter Brunnen zu verordnen. Ich ſtehe um 4 Uhr auf, trinke bis 8 Uhr den Brunnen, ſchreibe bis 10, laſſe bis zu Mittag Regimenter exerciren, ſchreibe bis fünf Uhr und erhole mich des Abends in guter Geſellſchaft. Wenn die Reiſen geendigt ſein werden, dann ſoll auch meine Lebensweiſe ruhiger und planmäßiger werden. Für jetzt aber habe ich außer den laufenden Geſchäften noch viele neue Einrichtungen zu beſorgen, muß viele unnütze Complimente machen und Rundſchreiben (an die Geſandtſchaften und Höfe) erlaſſen. Die meiſte Mühe habe ich mit der Anlegung neuer Magazine in allen Provinzen, welche ſo beträchtlich ſein ſollen, daß ſie Vorräthe auf anderthalb Jahre für das ganze Land enthalten ſollen."

Die auswärtigen Geſandten, welche ſich geſchmeichelt hatten, großen Einfluß auf Friedrich zu gewinnen, ſobald er zur Regierung kommen werde, ſahen ſich ſehr in ihren Hoffnungen getäuſcht, doch konnten ſie nicht umhin, ſeine Thätigkeit und Selbſtſtändigkeit gebührend anzuerkennen. „Um," heißt es in einem ſolchen Berichte, „Ew. Excellenz einen richtigen Begriff von der neuen Herrſchaft zu geben, ſo muß ich ſagen, daß bis jetzt der König von Preußen Alles ſelbſt thut und daß, ausgenommen den Finanzminiſter, v. Boden, der die Sparſamkeit predigt und damit ungemeinen, ja noch größeren Eingang findet, als unter der vorigen Regierung, Se. Majeſtät keinen Rath von irgend einem Miniſter leiden, ſo daß Herr v. Podewils, jetzt der einzige Arbeitsfähige im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, nichts zu thun hat, als die ihm direct aus dem Cabinette zukommenden Befehle zu expediren, ohne daß er über etwas befragt würde; eben ſo werden die

anderen Miniſter behandelt. Man hielt bisher den Verluſt des Miniſters von Thulemeier für unerſetzlich, weil er ein ſehr geſchickter Mann und ein lebendiges Archiv war; indeß ſcheint ſeine Stelle mit ſeinem Tode eingegangen zu ſein. Sein Gehalt iſt vertheilt unter den Herrn v. Podewils, den Kriegsrath v. Ilgen und den Rendanten der Legationscaſſe, Hofrath Sellentin. Ich habe viele Reſolutionen und Antworten vom Könige geſehen; ſie vereinigen lakoniſchen Ausdruck mit bewundernswürdigem Geſchäftsblick. Unglücklicherweiſe iſt nicht Einer um den König, der Sr. Majeſtät ganzes Vertrauen hätte und deſſen man ſich bedienen könnte, um mit Erfolg die nöthigen Einleitungen zu machen. Daraus entſpringt, daß, da gewiſſe Dinge ſich nur mit Vorſicht und Umſchweif behandeln laſſen, ein Geſandter hier mehr desorientirt iſt, als an jedem anderen Hofe und nicht weiß, welchen Weg er nach dem Ziele hin einzuſchlagen hat, zu welchem er gelangen ſoll und will." —

Zweites Capitel.

Friedrich empfängt die Huldigung in Königsberg den 20. Juli, in Berlin den 2. Auguſt. Reiſ't als Graf v. Ruppin nach Baireuth und Frankfurt; als Graf Dufour nach Straßburg. — Ankunft in den weſtphäliſchen Provinzen. — Sieht Voltaire zum erſten Male. — Kehrt nach Berlin zurück. — Händel mit dem Biſchofe von Lüttich über Herſtal. — Friedrich erhält die Nachricht von dem Tode des Kaiſers in Rheinsberg den 25. Oct. 1740.

Als Friedrich I., der Großvater unſeres Friedrichs, das Herzogthum Preußen 1701 zum Königreiche erhob, beging der prachtliebende Monarch die Krönungsfeierlichkeiten mit demſelben Pompe, wie der Kaiſer zu Frankfurt. Aus doppeltem Springbrunnen ſprudelte rother und weißer Wein, ein ganzer Krönungsochſe wurde auf offenem Markte gebraten und der Menge Preis gegeben, goldene und ſilberne Münzen unter das Volk geworfen, auch dem Könige und der Königin mit geweihtem Oele von dem evangeliſchen Biſchofe der Puls geſalbt. Nur ein einziger weſentlicher Unterſchied des Ceremoniels fand ſtatt: dem Kaiſer wurde die Krone von einem der Erzbiſchöfe und Kurfürſten des Reichs aufgeſetzt; der König in Preußen wollte die Krone keiner fremden Hand verdanken, er nahm ſie vom Altare und ſetzte ſie ſich ſelbſt auf. — Friedrich Wilhelm I., ein Feind unnützer Ausgaben für eine eitle Prahlerei, wofür er die Krönung hielt, wollte nichts davon wiſſen und

begnügte ſich mit der einfachen Huldigung. Eben ſo hielt es Friedrich II. Er ſah die Krone nicht gern mit der Kirche in Berührung gebracht und hatte bereits in den Briefen an ſeine Freunde in Frankreich ſich darüber erklärt, daß er nicht Luſt habe, dieſe Comödie der Krönung mit ſich ſpielen zu laſſen. Dagegen verkannte er nicht die tiefere Bedeutung der Huldigung, in welcher das, von ihm — freilich nur in der Theorie — oft geltend gemachte Prinzip des Vertrages zwiſchen dem Herrſcher und den freien Unterthanen ſich kund gab. Die Stände, als die Stellvertreter des Volks, waren nach altgermaniſchem Rechte zur Huldigung nur in ſofern verpflichtet, als der Fürſt ihnen zuvor für Erhaltung ihrer Rechte und Freiheiten Gewähr leiſtete.

Friedrich herrſchte noch nicht über ein vereinigtes Königreich, ſondern nur über Provinzen; er konnte zur Huldigung nicht Reichsſtände in die Hauptſtadt berufen. Er gab der Provinz, nach welcher die Krone den Namen führte, den Vorzug und reiſte zuerſt nach Preußen. Mehrere Generale und Geheimeräthe befanden ſich in dem Gefolge des Königs, welches in zehn Wagen den 16. Juli in Königsberg eintraf. Zum Reiſegeſellſchafter in ſeinem eigenen Wagen hatte der König ſeinen gelehrten und geiſtreichen Freund Algarotti gewählt, der eben aus England zurückgekehrt war. Am 17. Juli hörte der König die Huldigungspredigt des Oberhofpredigers Dr. Quandt, welche auf ihn einen ſo tiefen Eindruck machte, daß er dieſes Kanzelredners noch in ſeinen ſpäten Lebensjahren gedachte, als er ſein Buch über die deutſche Literatur ſchrieb. Die Erbhuldigung ſelbſt fand am 20. Juli ſtatt. Eine ſtändiſche Verſammlung damaliger Zeit beſtand nicht aus, von dem Volke gewählten, Abgeordneten, ſondern aus privilegirten Ständen, aus den landgeſeſſenen Edelleuten, den Prälaten der

Domſtifter und den Bürgermeiſtern der größeren Städte; der Bauernſtand war gar nicht vertreten. Seitdem dieſe Landſtände nur ihren eigenen Vortheil und nie mehr das allgemeine Wohl des Landes im Auge hatten, war es eine Wohlthat für das Volk, daß ein geſtrenger König, wie Friedrich Wilhelm I., an die „Junkers in Preußen,“ welche ihre Bauern in gleicher Leibeigenſchaft, wie ihre Nachbarn in Polen, halten wollten und ſich gegen das Prügelmandat und andere Befehle des Königs, wodurch ihren Privilegien Eintrag geſchah, auflehnten, ſchrieb: „Das ſeind Faxen; ich aber ſtabilire die Souveraineté wie einen rocher von Bronce“ (wie einen Felſen von Erz). In dieſem Sinne hatte Friedrich den preußiſchen Ständen, welche an ihn, ſchon bevor er nach Königsberg kam, das Anſinnen ſtellten, ihre alten Freiheiten und Gerechtſame anzuerkennen, in allgemeinen Ausdrücken in einem Schreiben vom 24. Juni erwiedert: „Wir ſind auch gnädigſt geneigt, ermeldeten Ständen noch vor der Huldigung eine ſolche Verſicherung, als ſie von Unſers nun in Gott ruhenden Herrn Vaters Majeſtät unter dem 11. Sept. 1714 erhalten, zu ertheilen, womit ſie hoffentlich zufrieden ſein und ſich dabei beruhigen werden.“ Und ſie beruhigten ſich hierbei nicht nur für diesmal, ſondern für alle Zeiten; Friedrich berief dieſe abgelebten, privilegirten Stände zu keinem Landtage wieder, vielmehr theilte er die Provinz in Kreiſe und beſtellte zur Verwaltung der ſonſt ſtändiſchen Angelegenheiten königliche Landräthe. — Bei der feierlichen Erbhuldigung, welche im Schloſſe zu Königsberg am 26. Juli ſtatt fand, erſchienen die Stände, vom Oberſt-Burggrafen eingeführt, vor dem Könige, welcher den Thronſeſſel einnahm, in feierlichem Aufzuge. Der Landmarſchall hielt eine Anrede, welche der König beantwortete, worauf der Kanzler den Huldigungseid vorlas, den die Stände mit aufgehobener Rechten

dem jungen Könige ſchwuren. Zwei Wappenherolde durchritten hierauf die Stadt, verkündigten dem Volke die Huldigung und warfen ſilberne Huldigungsmünzen mit der Inſchrift: „das Glück des Volkes" (**Felicitas Populi**) unter das Volk aus — angeblich für 50,000 Thlr., was wir bei der Sparſamkeit Friedrichs billig in Zweifel ziehen müſſen. Er hielt es bei ſolchen Gelegenheiten gern wie ſein Vater, der bei dem Beſuche des Zaar Peter in Berlin an ſeinen Finanzminiſter ſchrieb: „Ich will 6000 Thaler destiniren, davor ſoll das Finanz-Directorium die menage ſo machen, daß ich den Zaaren frei-halten kann von Memel bis Weſel. Nit einen Pfennig gebe mehr dazu, aber vor der Welt ſollen ſie ein Geſchrei machen, daß es mich 40 bis 50,000 Thaler koſte." —

Mehr Vertrauen dürfen wir der Angabe ſchenken, daß der König 800,000 Scheffel Roggen in Polen aufkaufen und nach Pommern verſchiffen ließ, wo der Scheffel zu dem mäßigen Preiſe von 20 Groſchen verkauft wurde.

Den Studenten, welche dem Könige durch einen Fackelzug mit lautem Vivat ihre Huldigung gebracht, ließ er Wein und Bier zu einem großen Feſtcommerce verabfolgen, bei welchem ſich die Begeiſterung für den „Landesvater, Schutz und Vater" in vielen ſchönen Liedern, zerſtochnen Hüten und zerſchlagenen Gläſern kund gab. —

Der König verließ Königsberg den 21. und traf den 24. Juli bereits wieder in Berlin ein; er fuhr, auch ohne Chauſſeen, ſo ſchnell, daß er ſeine Landſtraßen für hinlänglich gut hielt.

Die Huldigung der Stände der Kurmark fand in dem Schloſſe zu Berlin am 2. Auguſt ſtatt, nachdem der König am 31. Juli der Huldigungspredigt, welche der Hofprediger Jablonsky hielt, beigewohnt hatte. Die Feierlichkeiten in Berlin waren dieſelben wie in Königsberg; auch hier wurden Huldi-

gungsmünzen unter das Volk ausgeworfen mit der Aufſchrift: „Der Wahrheit und Gerechtigkeit,“ um welche ſich die Eckenſteher, Schuſterjungen, Fiſchweiber und Rinnſteinſucher jener Zeit unter Raufen, Schimpfen und Vivatrufen mit patriotiſchem Eifer ſchlugen, was man eine Volksbeluſtigung nannte.

Einige Tage der Erholung brachte der König vom 7. bis 13. Auguſt in Rheinsberg zu, um ſich zur Reiſe nach den weſtphäliſchen Provinzen vorzubereiten, welche er den 15. Auguſt antrat. In ſeinem Gefolge befanden ſich ſein Bruder, der Prinz Auguſt Wilhelm, die Oberſten v. Bork und v. Stille, der Adjutant v. Münchow, Algarotti und der Kämmerer Fredersdorf, welchem letzteren der König nach ſeiner Thronbeſteigung für die treuen Dienſte, die er ihm in Cüſtrin beim Flötenſpiel geleiſtet, ein Landgut ſchenkte und ihn, wie wir ſpäter noch zu erwähnen haben werden, immer mit großem Vertrauen beehrte.

Der König nahm unter dem Namen eines Grafen v. Ruppin denſelben Weg, welcher ihm zehn Jahre früher ſo vieles Unglück bereitet hatte. Er beſuchte die geliebte Schweſter in Baireuth und ging von hier über Frankfurt und Mannheim nach Kehl, von wo er ſich unter dem Namen eines Grafen Dufour aus Böhmen mit Päſſen, welche er ſich und ſeiner Begleitung ſelbſt ausſtellte, nach Straßburg begab, um unbemerkt den Zuſtand der franzöſiſchen Truppen genau kennen zu lernen. Der Prinz Auguſt Wilhelm nannte ſich Graf Schaffgotſch und Algarotti v. Pfuhl. — Am 23. Auguſt kam die luſtige Reiſegeſellſchaft juſt noch vor Thorſchluß in Straßburg an; die Zollaufſeher und Thorſchreiber waren bald mit einigen Ducaten zur Ruhe verwieſen und in dem Gaſthofe zum Raben wurde eingekehrt. Der König trug dem Wirth auf, für ein gutes Abendbrod zu ſorgen und die in dem nahen Cafeehauſe

verſammelten Officiere der Garniſon im Namen des Grafen Dufour aus Böhmen dazu einzuladen. Nur drei Officiere vom Regiment Piemont nahmen dieſe ſonderbare Einladung an und wurden ſehr höflich von dem Könige empfangen; man trank auf gute Cammeradſchaft und des Champagners wurde über Tafel bei munterem Geſpräche nicht geſchont. Am anderen Morgen holten die franzöſiſchen Officiere den böhmiſchen Cammeraden ab, da er gewünſcht hatte, das Regiment exerciren zu ſehn. Er konnte den Officieren nicht abſchlagen zu Mittag ihr Gaſt zu ſein, einer Einladung des Gouverneurs, Marſchall Broglio ſuchte er dadurch auszuweichen, daß er den Grafen Schaffgotſch und den Herrn v. Pfuhl allein die Viſite machen ließ. Bis zum dritten Tage war es ihm gelungen unerkannt zu bleiben, allein ein Soldat, der früher bei ſeinem Regimente in Ruppin geſtanden, entlaufen und franzöſiſche Dienſte genommen hatte, erkannte ihn und verrieth es dem Marſchall. Dieſer reſpectirte jedoch das angenommene Incognito auf die höflichſte Weiſe und da der König den Wunſch geäußert hatte, die Feſtungswerke zu ſehen, ſchickte er ihm zwei gutunterrichtete Officiere mit ſeinem Wagen, welche ihm ſämmtliche Werke zeigten. Friedrich machte hierauf dem Marſchall einen Beſuch und blieb eine Stunde lang bei ihm in ſeinem Cabinet. Für den Abend hatte er ihn eingeladen, mit ihm das Theater zu beſuchen, allein Friedrich, der ſich nun erkannt wußte und dem Straßburger Publikum nicht gern ein Schauſpiel geben wollte, ließ Poſtpferde beſtellen und reiſte ſo ſchnell als möglich ab.

Wenn in der Berliner Zeitung vom 15. Sept. 1740 über dieſe Reiſe des Königs berichtet wird, „der König ſei, als er ſich erkannt wußte, ſogleich früh beim Thoraufſchließen abgereiſt, ehe noch der Stadtgouverneur Marquis de Broglio erfahren, daß er ſo glücklich geweſen, einen der größten Prinzen in ſeinem

G. Preisel & C Geyer sc.

Voltaire.

Gouvernement zu haben": ſo beweiſt dieß nur, daß auch zu damaliger Zeit die Berliner Zeitungen nicht immer genau unterrichtet waren. Der König machte die Fahrt von Mainz auf dem Rhein, beſuchte Coblenz und Cöln und traf den 29. Auguſt in Weſel ein. Nachdem er von hier aus die Grafſchaft Mark beſucht, in Hamm und Weſel die Landſtände empfangen, die Truppen beſichtigt hatte, eilte er, trotz eines kalten Fiebers, an welchem er von jetzt an häufig litt, nach dem Schloſſe Moyland bei Cleve, wohin er Voltaire eingeladen hatte; Maupertuis, ein berühmter franzöſiſcher Phyſiker und Algarotti befanden ſich in ſeinem Gefolge. „Ich habe" — ſchreibt er den 24. Sept. an Jordan — „Voltaire geſehen, auf deſſen Bekanntſchaft ich ſo neugierig war; allein ich hatte gerade das viertägige Fieber und mein Geiſt war eben ſo abgeſpannt, als mein Körper ermattet. Wenn man Leute ſeiner Art ſpricht, muß man nicht krank ſein, ſondern ſich vielmehr beſſer als gewöhnlich befinden. Er iſt beredt wie Cicero, ſo angenehm wie Plinius, ſo weiſe wie Agrippa; mit einem Worte: er vereinigt in ſich alle Tugenden und Talente der drei größten Männer des Alterthums. Sein Geiſt arbeitet unaufhörlich, ein jeder Tropfen Tinte aus ſeiner Feder wird zu einem Witz. Du wirſt mich bei meiner Rückkehr ſehr geſchwätzig finden; allein bedenke, daß ich zwei Gegenſtände geſehen habe, die mir immer am Herzen lagen: Voltaire und franzöſiſche Truppen."

Voltaire gab das Verſprechen, den König noch in dieſem Jahre in Rheinsberg zu beſuchen und hielt auch Wort.

Der König nahm den Rückweg über Lippſtadt und Herfort nach Braunſchweig. In dem für ihn ſo verhängnißvollem Schloſſe Salzdahlum wohnte er den 20. Sept. der Verlobung ſeines Bruders Auguſt Wilhelm mit ſeiner Schwägerin, der

Prinzeſſin Louiſe Amalie von Braunſchweig = Bevern, bei und traf den 23. Sept. wieder in Potsdam ein.

Seine Anweſenheit in der Rheinprovinz brauchte der König, um die Anmaßung des Biſchofs von Lüttich George Ludwig Graf v. Berghes, welcher unbefugter Weiſe in der, dem Könige gehörenden Baronie Herſtal an der Maas ſich als Oberlehnsherr geltend machen wollte, in die gehörigen Schranken zurückzuweiſen. Der Biſchof hatte die Unterthanen des Königs zu Herſtal, welche nicht recht wußten, wem ſie eigentlich angehörten, in ihrem Ungehorſam gegen die Krone Preußen ſchon unter Friedrich Wilhelm I. beſtärkt und beſchützt. Friedrich II. ſchickte den Geheimenrath Rambonnet mit nachſtehendem, in aller Form abgefaßten, Schreiben an den Biſchof:

Mein Couſin,

In Erwägung aller der von Ihnen vorgenommenen Eingriffe in Meine unſtreitigen Gerechtſame über Meine freie Baronie Herſtal und wie die Aufrührer zu Herſtal ſeit einigen Jahren in ihrem abſcheulichen Ungehorſam gegen Mich beſtärkt worden, habe ich Meinem Geheimenrath Rambonnet anbefohlen, ſich in Meinem Auftrage zu Ihnen zu begeben und in Meinem Namen von Ihnen binnen zwei Tagen eine aufrichtige und ganz beſtimmte Erklärung zu fordern, ob Sie noch Willens ſind, Ihre angebliche Souverainetät über Herſtal zu behaupten und ob Sie die Aufrührer zu Herſtal in ihrem Unfug und ſchändlichen Ungehorſam ſchützen wollen? Sollten Sie mir eine entſprechende Antwort, welche ich mit Recht fordern kann, verweigern, ſo machen Sie ſich vor aller Welt der Folgen ſchuldig, welche eine ſolche Verweigerung unfehlbar nach ſich ziehen wird."

Zwei Tage, ja ſogar acht Tage vergingen, ohne daß der Bi=

ſchof ſich zur Antwort bewogen fühlte und Friedrich ließ 1200 Grenadiere und 400 Dragoner unter dem Generalmajor von Borcke in das Gebiet des Biſchofs einrücken. Durch ein Manifeſt vom 11. Sept. von Voltaire nach den Mittheilungen des Königs im zierlichſten Franzöſiſch abgefaßt, ſuchte der König ſein gutes Recht zu erweiſen und die gewaltſame Maaßregel zu rechtfertigen. Der Biſchof griff nun zu geiſtlichen Waffen, er rief halb Europa wider den König auf, der das Heiligthum der Kirche ſo ungeſcheut verletzte und verklagte ihn bei dem Kaiſer als einen Störer des Reichsfriedens. Der Kaiſer nahm ſich des Biſchofes ſehr ernſtlich an, erließ unter dem 4. Oct. 1740 ein Abmahnungsſchreiben an den König und forderte in einem, an den Reichstag vom 12. Oct. erlaſſenen, Commiſſionsdecrete „Kraft ſeines oberſtrichterlichen Amtes von den Ständen des Reiches wegen ungemeiner Wichtigkeit der Sache ein, nach des Vaterlandes Wohlfahrt und deſſen Grundgeſetzen ausgemeſſenes, ſtandhaftes Gutachten.“

Indeſſen hielt es dennoch der Biſchof für das Beſte, ſich mit dem Könige in Güte zu einigen. Er ſchickte Bevollmächtigte nach Berlin, die mit dem Könige den 20. Oct. einen Kaufcontract abſchloſſen, in welchem er dem Biſchofe von Lüttich die Baronie Herſtal für 240,000 Gulden überließ und außerdem noch eine rückſtändige Schuld von 60,000 Gulden, welche ſich noch vom Jahre 1690 her ſchrieb, ausgezahlt erhielt.

Obwohl die Sache nun völlig ausgeglichen war, ſo war es dem Könige dennoch empfindlich geweſen, daß ſich der Kaiſer ſo angelegentlich des Biſchofs angenommen und ihn (den König) bei dem Reichstage als einen Störer des Landfriedens in ſehr übereilter Weiſe verklagt hatte. Sobald daher der Vertrag mit dem Biſchof abgeſchloſſen und der Streit geſchlichtet war, ließ Friedrich, obwohl unterdeſſen der Kaiſer geſtorben war, in Ber-

lin ein Promemoria — eine Art Rechtfertigungsſchrift — drucken aus deſſen Abfaſſung wir die Stellung, welche der junge Preußenkönig Kaiſer und Reich gegenüber zu nehmen Kraft und Willen hatte, erkennen. Damit ſeine Erklärung die größtmöglichſte Verbreitung erhalte, erſchien in den Berliner Zeitungen vom 12. Nov. 1740 folgender Artikel: „Es iſt allhier ein Promemoria gedruckt worden, welches folgenden Inhaltes iſt: Se. Königliche Majeſtät hätten mit nicht geringer Verwunderung vernommen, daß den 12. Oct. ein kaiſerliches Commiſſionsdecret wegen der mit dem Fürſten von Lüttich über die Baronie Herſtal gehabten Irrungen an den Reichsconvent eingelaufen wäre. In demſelben werde eines kaiſerlichen Abmahnungsſchreibens gedacht, welches man aber niemals geſehen hätte. Wie denn auch von Seiten des kaiſerlichen Hofes wegen dieſer Sache niemals, weder dem preußiſchen Miniſter in Wien, noch auch durch den kaiſerlichen Reſidenten allhier etwas wäre vorgeſtellt worden. Es hätten Se. Königliche Majeſtät ſich nimmer verſehen, daß der kaiſerliche Hof ſo ungewöhnlich ſchnell, ohne vorher ſich nach den eigentlichen Umſtänden zu erkundigen, hierunter würde verfahren haben, zumal da in dem Commiſſionsdecrete Se. Königliche Majeſtät faſt eines Reichsfriedensbruchs und als ob ſie den Reichsgrundverfaſſungen zuwider gehandelt hätten, beſchuldiget wären und es geſchienen, als ob dem Reiche per indirectum insinuirt werden wollen, als ob daſſelbe von Sr. Königlichen Majeſtät ſich gefährliche Deſſeins (Abſichten) zu befürchten und daher die nöthigen mesures (Maaßregeln) dagegen zu nehmen hätte. Se. Königliche Majeſtät hielten ſich verſichert, daß dieſe Sache zum recursu ad Comitia imperii (vor den Reichstag) nicht einmal angethan wäre, indem der kaiſerliche Hof weit wichtigere Sachen dahin nicht hätte wollen gelangen laſſen. Ueberdem ſo hätte man

auch ſehr wohl gewußt, daß die Mißhelligkeit wegen Herſtal auf dem Punkte einer freundſchaftlichen Beilegung geſtanden, wie ſie denn auch zu beiderſeitigem Vergnügen der Intereſſenten wirklich abgethan wäre. Se. Königliche Majeſtät könnten alſo wohl gar von dieſem obbeſagten Vorfalle ſchweigen, indem ſelbſt dem Reiche wenig daran gelegen wäre, wer die Souverainetät über Herſtal ausübe, ob Preußen, oder Lüttich, wenn es nicht bedenklich fiele, daß der kaiſerliche Hof, gleich bei dem Antritt Sr. Königlichen Majeſtät Regierung ſich ſo ſchleunig geäußert und das ganze Reich in Bewegung zu bringen geſucht hätte, als welches mit der Reichsexecutionsordnung offenbar ſtreite. Inzwiſchen wiſſen Se. Königliche Majeſtät ſich wohl zu beſcheiden, daß Sr. Kaiſerlichen Majeſtät hierunter nichts beizumeſſen ſei; es wäre aber zu bedauern, daß übelgeſinnte Gemüther durch hitzige und übereilte Rathſchläge zu vielem Mißtrauen Gelegenheit gäben. Demohngeachtet würden Se. Königliche Majeſtät bei dem Vorſatze beſtändig verharren und alles Ihr Vermögen zu Erhaltung der Ehre, Würde und Autorität Sr. Kaiſerlichen Majeſtät, als des Reichs höchſten Oberhaupts und zur Aufrechthaltung der Reichsſtändiſchen Freiheit, wie auch der gemeinen Wohlfahrt und des Ruheſtandes mit Freuden anwenden.“ —

Als dieſe Erklärung des Königs in den Zeitungen erſchien, hatte der Kaiſer Karl VI., der letzte Sproß des Habsburger Stammes, bereits (am 20. Oct. 1740) die Augen geſchloſſen. Die Nachricht davon erhielt der König in Rheinsberg am 25. Oct. wo er beſchäftiget war, ſeiner Schweſter der Markgräfin von Baireuth und ihrem Gemahle, welche ihn mit ihrem Beſuche erfreuten, Bälle, Comödien und heitre Feſte zu geben. Die Rollen zu dem Luſtſpiele: die Franzoſen in London von Boiſſy waren ſchon vertheilt, Friedrich ſelbſt hatte in dem

Trauerſpiele „Julius Cäſar," von Voltaire die Hauptrolle über-nommen und der Dichter wurde zur Aufführung erwartet. Noch am 24. Oct. ſchreibt der König an Voltaire:

„Wollten Sie wohl den Schauſpieler La Noue, der Mahomet II. geſchrieben hat, engagiren und ihm den Auftrag geben, eine Truppe in Frankreich zu errichten und ſie den 1. Juni 1741 nach Berlin zu bringen? Die Geſellſchaft muß gut und für das Tragiſche, ſowie für das Komiſche vollſtändig ſein, die erſten Rollen mit doppelter Beſetzung" u. ſ. w.

Allein einen Tag ſpäter haben die Pläne des Königs eine ganz andere Richtung genommen. „Der Kaiſer iſt todt." — ſchreibt er an Voltaire den 26. Oct. — „Dieſer Todesfall zerſtört alle meine friedlichen Ideen, ich glaube im Juni wird mehr die Rede von Pulver, Soldaten und Laufgräben ſein, als von Schauſpielerinnen, Balletten und Luſtſpielen. Die Zeit iſt gekommen, wo das alte politiſche Syſtem eine gänzliche Aenderung erleiden kann; der Stein iſt losgeriſſen, der auf Nebukadnezar's Bild von viererlei Metallen herabrollen und es zermalmen wird." Der König war bibelfeſt genug, um ſich dieſer Stelle aus dem 2. Capitel Daniels zu erinnern und die Worte: „Du biſt ein König aller Könige, dem Gott vom Himmel Königreich, Macht, Stärke und Ehre gegeben hat" — auf ſich anzuwenden und in dem zerſchlagenen Bilde von viererlei Metallen und Thon den Kaiſer und das heilige römiſche Reich zu erkennen. —

Drittes Capitel.

Gerechtſame der preußiſchen Krone auf verſchiedene Herzog- und Fürſtenthümer in Schleſien. — Unredlichkeit des Wiener Cabinets gegen Friedrich Wilhelm, den großen Kurfürſten, gegen Friedrich I.; gegen Friedrich Wilhelm I. „Da ſteht Einer, der mich rächen wird!"

Der König litt noch an dem Fieber, als ihm ſein geheimer Kämmerer Fredersdorf die Depeſche mit der Nachricht von dem Tode der Kaiſers den 25. Oct. an das Bett brachte. Der Cabinetsrath Eichel mußte ſogleich den Feldmarſchall Grafen Schwerin und den Cabinetsminiſter von Podewils eiligſt aus Berlin nach Rheinsberg beſcheiden. Beide trafen den 27. ein und der König arbeitete unausgeſetzt mit ihnen bis zum 1. Nov. Friedrich beſchließt, ſeine Rechte auf die Herzogthümer und Fürſtenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau in Schleſien geltend zu machen; der Einmarſch nach Schleſien wird angeordnet, während zu gütlicher Ausgleichung ein Bevollmächtigter nach Wien geſendet wurde.

Der König hatte anfänglich geſchwankt, ob es gerathener ſei, die Jülichſche Erbſchaft oder die Schleſiſchen Fürſtenthümer in Anſpruch zu nehmen; er entſchied ſich für das Letztere und zwar ohne langes Zaudern. Schon am 28. Oct., alſo zwei Tage nachdem er die Depeſche aus Wien erhalten hatte, ſchrieb er an Algarotti: „Der Tod des Kaiſers verſtattet mir nicht, mich mit den Correcturen meines Antimacchiavel zu befaſſen; dieſe Zeit iſt ungünſtig für mein Buch, aber vielleicht ruhmvoll für

meine Perſon. — Wir ſpielen hier noch ganz ruhig auf den Bretern die Cäſar und Antonius, in Erwartung, ſie bald auf einer anderen Bühne noch vollſtändiger vorzuſtellen. — Ich werde nicht nach Berlin gehn; eine Lumperei, wie der Tod des Kaiſers fordert keine ſo große Aufregung. Alles war vorhergeſehen, Alles angeordnet. Es handelt ſich nur darum, die Pläne, die ich längſt erwogen habe, auszuführen."

Die Schriften des Profeſſor Ludwig in Halle, welcher ſeit dem Jahre 1702 unabläſſig an die Anſprüche des Hauſes Brandenburg auf die genannten ſchleſiſchen Fürſtenthümer erinnerte, waren dem Könige nicht unbekannt geblieben; ſchon als Kronprinz hatte er ſich näher davon unterrichtet, und ſich aus dem geheimen Staatsarchive die betreffenden Actenſtücke nach Rheinsberg ſchicken laſſen. Dieſe Anſprüche waren einfach und unbeſtreitbar. Das Fürſtenthum Jägerndorf hatte der Markgraf Georg der Fromme von Brandenburg fränkiſcher Linie im Jahre 1523 durch rechtlichen Kauf an ſich gebracht und war darin von dem Kaiſer Ferdinand I., als Könige von Böhmen, wozu Schleſien damals gehörte, 1527 beſtätigt worden. Sein Sohn, der Markgraf Georg Friedrich, ſtarb kinderlos, worauf das Fürſtenthum 1603 an den Kürfürſten Joachim Friedrich kam, welcher es 1606 ſeinem jüngeren Sohne, dem Markgrafen Johann Georg, mit Genehmhaltung des Kaiſers überließ. Als die Böhmen, kraft ihrer Majeſtätsbriefe und Landesprivilegien im Jahr 1619 den Kurfürſten Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem Könige wählten und die, in dem Huſſitenkriege erfochtene, Religionsfreiheit gegen Gewalt und Unterdrückung vertheidigten, trat Johann Georg auf die Seite der Böhmen, welche für ihre Landesverfaſſungen und für den evangeliſchen Glauben zum Schwerdte gegriffen hatten. Sie unterlagen der Uebermacht Ferdinand's II.; der König Friedrich V. mußte

fliehen, der Kaiſer Ferdinand II. verhängte über Johann Georg die Reichsacht und ſchenkte Jägerndorf an Karl Lichtenſtein, Fürſten von Troppau. Vergebens ſuchte der Kurfürſt Georg Wilhelm von Brandenburg während des dreißigjährigen Krieges ſeine Anſprüche geltend zu machen; man würdigte ihn in Wien keiner Antwort. Sein Nachfolger, der große Kurfürſt Friedrich Wilhelm, hatte als treuer Bundesgenoſſe den Kaiſer Leopold I. am Rhein gegen die Franzoſen, in Ungarn gegen die Türken unterſtützt; allein ſeine Anſprüche auf Jägerndorf wurden in Wien ebenfalls ſchnöde abgewieſen. Hierüber entrüſtet ſchrieb der große Kurfürſt an ſeinen Oberpräſidenten Freiherrn von Schwerin: „Ich überſchicke Euch hierbei das kaiſerliche Handſchreiben und muß geſtehn, daß ich mir niemals ein ſo hartes Schreiben eingebildet hätte. Der Teufel muß aber zu Wien ganz los ſein; in Ungarn ſtehn ihre Sachen ſehr ſchlimm und mich disgoustirt man. Läßt mich Gott leben und giebt mir Geſundheit dabei, ſo werde ich ſuchen ſolches zu revangiren, denn es iſt zu grob. Das iſt der Dank, daß ich ihm die Krone aufgeſetzt habe; die Zeit kann kommen, daß ich ihm (dem Kaiſer Leopold I.) ſie abnehme und einem Anderen, der es beſſer verdienet, wieder aufſetze." Vergeblich hatte der große Kurfürſt die Hülfe des Kaiſers, dem er ſo oft zu Hülfe gezogen war, gegen die Schweden, die während ſeiner Abweſenheit in ſein Land gefallen waren, in Anſpruch genommen. Friedrich Wilhelm war allein auf ſeinen Arm und ſeine braven Brandenburger angewieſen. Bei Fehrbellin erfocht er (1675) einen glänzenden Sieg; die Schweden mußten ihm Pommern überlaſſen. Da ward man zu Wien eiferſüchtig auf den Ruhm der brandenburgiſchen Waffen, und der kaiſerliche Geheimerath Freiherr Hofer von Hohengran äußerte ſogar gegen den kurbrandenburgiſchen Geſandten, das gefiele dem Kaiſer keineswegs,

daß halt ein neuer König der Wenden an der Oſtſee emporkomme.“ Als es daher zu St. Germain (1679) zur allgemeinen Friedenshandlung kam, verließ der Kaiſer ſeinen treueſten Bundesgenoſſen, den großen Kurfürſten, und zwang ihn, Stralſund, Stettin und was er in Pommern gewonnen hatte, den Schweden wieder zu überlaſſen; allein in prophetiſchem Zorne wider das Haus Oeſtreich rief er aus: „Ein Rächer wird dereinſt aus meinem Staub erſtehn!“ —

Einen noch ſchnöderen Verrath beging der kaiſerliche Hof an Brandenburg in den Verhandlungen wegen der Fürſtenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau in Schleſien. Der Herzog Friedrich II. von Liegnitz hatte mit dem Kurfürſten Joachim II. von Brandenburg 1537 eine feierliche Erbverbrüderung geſchloſſen. Kraft derſelben erhielt Brandenburg die Anwartſchaft auf die geſammten liegnitziſchen, briegiſchen, wohlauſchen und dazugehörigen Herrſchaften im Fall des Ausſterbens des herzoglich liegnitziſchen Hauſes. Die Herzöge von Liegnitz dagegen erhielten von Brandenburg die Anwartſchaft auf die Herrſchaften Cottbus, Peitz und Teupitz, das Land Beerfelde, den Hof Groß-Lübben, die Herrſchaften Zoſſen, Beeskow und Storkow zugeſichert. Obſchon nach den beſtehenden und anerkannten Rechten und Verfaſſungen und den, ihnen zu wiederholten Malen, von den Königen von Böhmen, als ihren Landesherrn, ertheilten, Gunſtbriefen es den Herzögen von Liegnitz zuſtand, „ihre Land und Leute, einen Theil oder ganz und gar, auf dem Todbette oder teſtamentweis, wie ſie am beſten zu rathe worden, zu verkaufen, verſetzen, verſchaffen und zu verwechſeln,“ ſo that dennoch der König Ferdinand von Böhmen gegen dieſe Erbverbrüderung Einſpruch und als 1675 der männliche Stamm der Herzöge von Liegnitz erloſch, und der große Kurfürſt ſein Erbrecht geltend machen wollte,

trat der Kaiſer Leopold I. mit ihm zwar in Unterhandlung und erbot ſich zu einer Entſchädigung an Land und Leuten, ohne daß es jedoch damit ernſtlich gemeint geweſen wär. Der große Kurfürſt war dem Augsburger Bündniß (im April 1686) beigetreten und hatte dem Kaiſer zum ſechſten Male ein Hülfscorps von 8000 Mann gegen die Türken nach Ungarn geſtellt, um ihn endlich geneigt zu ſtimmen, ſeine Anſprüche auf die ſchleſiſchen Fürſtenthümer anzuerkennen. Der Kaiſer, der nun nicht mehr ausweichen konnte, geſtand dem Kurfürſten in dem Satisfactionsvertrage vom 7. Mai 1686 für die Verzichtleiſtung auf die ſchleſiſchen Herzogthümer als Entſchädigung den, in dem Fürſtenthume Glogau gelegenen, ſchwiebuſſer Kreis und die Anwartſchaft auf die Herrſchaften Eſens und Wittm und in Oſtfriesland zu. Die feierliche Uebergabe des ſchwiebuſſer Kreiſes erfolgte den 12. Auguſt 1686, der Kurfürſt nahm Titel und Wappen eines Herzogs von Schwiebus und Croſſen an und ließ als ſolcher Münzen nach ſchleſiſchem Münzfuße prägen. Der Verrath aber, den man an dem großen Kurfürſten beging, war, daß der kaiſerliche Geſandte in Berlin, Baron von Freitag, den Kurprinzen Friedrich, den Erben Brandenburgs, heimlich und ohne Vorwiſſen des Vaters durch allerhand Drohungen und Verſprechungen überredete, bereits den 28. Febr. 1686 einen Revers zu unterzeichnen, in welchem er ſich verpflichtete, bei dem Antritt ſeiner Regierung den ſchwiebuſſer Kreis ſofort an den Kaiſer zurückzugeben.

Als Friedrich III. im Jahre 1688 zur Regierung gelangte und der kaiſerliche Hof die Zurückgabe verlangte, war es freilich ein trauriges Geſtändniß von ihm, „daß er hinter das Licht geführt worden und gänzlich entſchloſſen ſei, den ausgeſtellten Schein in keiner Weiſe zu halten, es koſte auch, was

es wolle, weil ſeine Ehre, Pflicht und Gewiſſen intereſſirt, wären und er nicht wolle angeſehen ſein, als gebe er ſo liederlich Land und Leute hin, oder als wollte er die Stücke, die ſein Herr Vater zur Kur gebracht, ohne Noth und Urſach wieder verſchleudern.“ Auf die Erklärung, daß er als Kurprinz ganz und gar nicht befugt geweſen ſei, auf irgend ein Recht ſeines Hauſes, oder gar auf ein Stück Land Verzicht zu leiſten, erwiederte der kaiſerliche Hof mit der Drohung, ihn mit Gewalt der Waffen zur Erfüllung des Reverſes zu zwingen.

Da dem Kurfürſten daran gelegen war, die Zuſtimmung des Kaiſers zur Erwerbung der preußiſchen Königskrone zu erlangen, ſo gab er 1694 den ſchwiebuſſer Kreis zurück, ohne jedoch auf die vier ſchleſiſchen Herzogthümer Verzicht zu leiſten. Zu ſeinen Miniſtern, als ſie ihn fragten, ob er extrema (das Aeußerſte) abwarten wollte? ſagte er: „ich muß, will und werde mein Wort halten; das Recht meines Hauſes in Schleſien auszuführen, will ich meinen Nachfolgern überlaſſen, die ich ohnedem bei dieſen widerrechtlichen Umſtänden weder binden kann, noch will. Giebt es Gott und die Zeit nicht anders, als jetzo, ſo müſſen wir zufrieden ſein; ſchickt es aber Gott anders, ſo werden meine Nachkommen ſchon wiſſen und erfahren, was ſie desfalls dereinſt zu thun und zu laſſen haben mögen.“ —

Damit nun ſein Sohn und Nachfolger Friedrich Wilhelm I. die Anſprüche auf die ſchleſiſchen Fürſtenthümer nicht etwa erneuern möchte, wurde dieſem von dem kaiſerlichen Hofe die Erwerbung von Jülich und Berg in Ausſicht geſtellt und in der That gelang es auch, beſonders durch die Vorſpiegelungen in dem Wuſterhauſer Vertrage, welcher jedoch niemals vollzogen worden iſt, ſein Augenmerk ganz von Schleſien

abzulenken. Als nun aber Friedrich Wilhelm I. alle Aufopferung und Treue, mit welcher er während ſeiner ganzen Regierung ſich dem Kaiſer als den ergebenſten Vaſallen erwieſen hatte, mit Undank, Lug und Trug vergolten und ſich um Jülich und Berg eben ſo, wie ſeine Vorfahren um Schleſien betrogen ſah, ſprach er ſich ohne Rückhalt in dem Tabakscollegium über den Schimpf und die Schande aus, welche ihm der Kaiſer für alle ihm erwieſene Freundſchaft anthue. Und als der Kronprinz einſt (den 2. Mai 1736) in die Geſellſchaft trat, in welcher der König eben davon geſprochen, wie rückſichtslos ihn der Kaiſer bei dem Abſchluſſe der Friedenspräliminarien und bei der Vermählung des Herzogs von Lothringen behandelt habe, rief er, auf Friedrich zeigend: „hier ſteht Einer, der mich dereinſt rächen wird!“ — So waren durch drei Geſchlechter hindurch die Rachegeiſter auf das Kaiſerhaus herabgerufen worden, als Friedrich den Degen ergriff, um Genugthuung zu fordern und ſein Recht geltend zu machen.

Viertes Capitel.

Die pragmatiſche Sanction. — Der Marquis de Botta wird von Wien nach Berlin geſchickt. — Der König läßt durch den Grafen Gotter in Wien die Abtretung ganz Schleſiens fordern. — Manifeſt über den Einmarſch in Schleſien vom 1. Dec. Aufbruch der Truppen. — Anrede des Königs an die Officiere der Garniſon von Berlin. —

Durch ein Hausgeſetz vom Jahre 1723 hatte der Kaiſer Carl VI., in Ermanglung eines männlichen Erben, ſeine älteſte Tochter Maria Thereſia zur Nachfolgerin in ſeinen Erblanden, den Königreichen Ungarn, Slavonien, Siebenbürgen, Böhmen und Mähren, den Erzherzogthümern Oeſtreich, Tyrol, Mailand und was ſonſt zu dieſem unermeßlichen Reiche gehörte, ernannt. Große Summen und vieljährige Unterhandlungen waren darauf verwendet worden, dieſem Hausgeſetze, welches unter dem Namen einer pragmatiſchen Sanction bekannt iſt, unter die Gewährleiſtung aller europäiſchen Mächte zu ſtellen. Zwar hatte Prinz Eugen dem Kaiſer den Rath ertheilt, ſeiner Nachfolgerin, anſtatt der Briefe der auswärtigen Cabinets, lieber ein Heer von 200,000 Mann und eine gefüllte Schatzkammer zu hinterlaſſen, allein der Kaiſer hatte nicht darauf geachtet. Maria Thereſia war bei dem Tode des Vaters dreiundzwanzig Jahre alt, lebhaft, unternehmend, gebieteriſch, dabei von ihren Völkern in Deutſchland, Böhmen,

Ungarn und Italien geliebt und verehrt. Ihr Gemahl Franz Stephan, Großherzog von Toskana, war unbedeutend und hatte nicht einmal ſoviel ritterlichen Sinn, den Handſchuh aufzunehmen, welchen der junge König von Preußen ſeiner Gemahlin vor die Füße warf.

Der König erwog und erkannte ſeine Stellung dem mächtigen Hauſe Oeſtreich gegenüber ſehr wohl. „Auf der einen Seite" — ſagte er in der, von ihm ſelbſt abgefaßten, Geſchichte ſeiner Zeit — „ſtand das mächtige Haus Oeſtreich, dem es bei ſo ausgebreiteten Ländern nicht an innern Hülfsmitteln fehlen konnte und eine Tochter des Kaiſers, die, ſobald ſie angegriffen wurde, Bundesgenoſſen an dem Könige von England, der Republik Holland und an den mehrſten deutſchen Reichsfürſten, als Gewährsmännern der pragmatiſchen Sanction, finden mußte. — Das zweifelhafte Glück der Waffen mußt Beſorgniß erregen, denn Eine verlorene Schlacht konnte entſcheidend ſein. Der König hatte keine Bundesgenoſſen und konnte nur Truppen ohne Erfahrung den alten öſtreichiſchen Soldaten, die unter den Waffen ergraut und in ſo vielen Feldzügen für den Krieg abgehärtet waren, entgegen ſtellen. Von der anderen Seite wurden die Hoffnungen des Königs durch eine Menge Betrachtungen belebt. Die Lage des Wiener Hofes nach dem Tode des Kaiſers war ſehr mißlich. Die Finanzen befanden ſich in Unordnung, das Heer war heruntergekommen und entmuthigt durch die unglücklichen Feldzüge gegen die Türken, das Staatsminiſterium uneinig. Dabei befand ſich an der Spitze der Regierung eine junge Fürſtin ohne Erfahrung, welche eine ſtreitige Erbſchaft vertheidigen ſollte und man ſieht leicht ein, daß eine ſolche Macht nicht furchtbar erſcheinen konnte. Auch dem Könige konnten Bundesgenoſſen nicht fehlen; die zwiſchen England und Frankreich beſtehende Eiferſucht ſicherte dem Könige

den Beiſtand einer dieſer beiden Mächte und vor Allem mußten diejenigen, welche Anſprüche auf die Erbſchaft des Hauſes Oeſtreich machten, ihr Intereſſe mit dem von Preußen vereinigen. Der König hatte eine Stimme zur Kaiſerwahl zu vergeben; rückſichtlich ſeiner Anſprüche auf das Herzogthum Berg konnte er ſich entweder mit Frankreich oder mit Oeſtreich vergleichen und endlich war der Krieg, den er in Schleſien unternehmen konnte, der einzige Angriffskrieg, welchen die Lage ſeiner Staaten begünſtigte, weil er in der Nähe ſeiner Grenzen blieb und durch die Oder eine ſichere Verbindung behielt.

Was den König zuletzt noch vorzüglich zu dieſem Unternehmen beſtimmte, war der Tod der Kaiſerin Anna von Rußland, welche bald nach dem Kaiſer Carl VI. ſtarb (den 28. Oct. 1740). Durch ihren Hintritt kam die Krone an den, noch in der Wiege liegenden, Großfürſten Iwan, einen Sohn der Prinzeſſin von Mecklenburg und des Prinzen Anton Ulrich von Braunſchweig, eines Schwagers des Königs. Aller Wahrſcheinlichkeit nach mußte, während der Minderjährigkeit des jungen Kaiſers, Rußland mehr beſchäftiget ſein, für die Ruhe ſeines Reichs zu ſorgen, als die pragmatiſche Sanction aufrecht zu erhalten, durch welche unfehlbar Unruhen in Deutſchland angeregt werden mußten. Zu dieſen Gründen füge man noch ein ſchlagfertiges Heer, einen gefüllten Schatz und vielleicht die Luſt, ſich einen Namen zu machen hinzu — und ſo hat man die Urſachen des Krieges, welchen der König an Maria Thereſia von Oeſtreich, Königin von Ungarn und Böhmen, erklärte." —

Mit Unwillen und verletztem Ehrgefühle hatte der König als Kronprinz die Spöttereien gehört und geleſen, die man ſich über ſeinen Vater erlaubte, den man wegen der brandenburgiſchen Sandſteppen „des heiligen römiſchen Reichs Erz-

ſandſtreuer" nannte und von dem ſeine Gegner ſagten, er ſpanne nur den Hahn, aber drücke nie los. Von ſeinen großen Gardegrenadieren meldeten die Blätter, daß ſich bei mehreren, als man ſie nach ihrem Tode ſecirt, zwei Magen, aber kein Herz gefunden habe und wenn man Friedrich Wilhelm I. den preußiſchen Corporal nannte, ſo war das nicht in ſo gutmüthigem Scherze gemeint, als wir in unſern Tagen von dem „kleinen Corporal" (Napoleon) erzählen hörten.

„Dergleichen Kränkungen," ſagt Friedrich, „belehrten den Nachfolger des Königs, daß ein Herrſcher ſeiner Perſon, vor allen aber ſeiner Nation Achtung verſchaffen muß; daß die Mäßigung eine Tugend iſt, welche die Staatsmänner, wegen des Verderbniſſes unſeres Jahrhunderts, nicht immer ſtreng ausüben können und daß es diesmal nothwendiger war, Proben der Entſchloſſenheit, als der Nachgiebigkeit zu geben. Um hier Alles zuſammen zu faſſen, was das Feuer eines jungen, zum Throne gelangten Prinzen anfachen konnte, fügen wir noch hinzu, daß der Kurfürſt Friedrich III., als er Preußen zu einem Königreiche erhob, durch dieſe eitle Größe ſeiner Nachkommenſchaft einen Keim des Ehrgeizes einpflanzte, welcher früher oder ſpäter Früchte tragen mußte. Die Monarchie, welche er ſeinen Nachfolgern hinterließ, war, um mich ſo auszudrücken, eine Art Zwitter, welcher mehr noch vom Kurfürſtenthume, als vom Königreiche an ſich hatte. Es war Ruhm dabei zu gewinnen, dieſes zweifelhafte Weſen zu beſtimmen und ſicher war dies einer der Gedanken, welche den König in dem großen Unternehmen, zu welchem ſo viele Beweggründe ihn aufforderten, beſtärkten."

Was der König hier offen vor Welt und Nachwelt bekennt, nimmt er noch weniger Anſtand vor ſeinen Freunden im vertrauten Briefwechſel zu verbergen. „Ich liebe den Krieg um

des Ruhmes willen,“ ſchreibt er an Jordan, „allein wär' ich nicht als Fürſt geboren, ich würde nur Philoſoph ſein wollen. Nun aber muß ein Jeder in dieſer Welt ſein Handwerk treiben und ich gedenke nichts halb zu thun. — — Meine Jugend, das Feuer der Leidenſchaften, Begierde nach Ruhm, ſelbſt, um Dir nichts zu verſchweigen, die Neugierde und endlich ein geheimer Naturtrieb haben mich der ſanften Ruhe, die ich genoß, entriſſen, und das Vergnügen, meinen Namen in den Zeitungen und künftig auch in der Geſchichte zu ſehn, hat mich verführt. — — Was ſind Anſtrengungen, Sorgen, Gefahren im Vergleiche mit dem Ruhme? Er iſt eine ſo tolle Leidenſchaft, daß ich nicht begreife, wie er nicht Jedermann den Kopf verrückt.“ Man würde indeſſen den Character des Königs ſehr unrichtig beurtheilen, wenn man in ſeinem Streben nach Ruhm nur eine leere Eitelkeit erkennen wollte; immer ſtellt er das Wohl des Staates voran und nur der Ruhm gilt ihm, der eine Quelle wird für das allgemeine Beſte. „Das wahre Verdienſt eines guten Fürſten,“ ſagt er, „iſt, eine aufrichtige Liebe für das Gemeinwohl zu haben, ſein Vaterland zu lieben und den Ruhm, ja, ich ſage den Ruhm, denn der glückliche Naturtrieb, welcher dem Menſchen Begierde nach einem guten Namen einflößt, iſt das wahre Prinzip von Heldenthaten, es iſt der Nerv der Seele, welcher ſie aus ihrer Trägheit weckt und ſie zu nützlichen, nothwendigen und lobenswerthen Unternehmungen begeiſtert.“ —

Während der König in Rheinsberg ſeinen Gäſten glänzende Feſte gab, Voltaire auf ſechs Tage bei ſich ſah und nur den Muſen und Grazien zu opfern ſchien, wurde verſchiedenen Regimentern Befehl ertheilt, ſich marſchfertig zu halten und da der Einmarſch nach Schleſien noch vor Einbruch des Winters geſchehen ſollte, mußte die Anlage von Magazinen vorbe-

reitet werden. Die Berliner Zeitungen vom 15. Nov. zeigten an, daß der Hof wegen Ableben Sr. Majeſtät des Kaiſers auf vier Wochen völlige Trauer angelegt habe. „Trotz aller Vorſicht,“ erzählt der König, „die man zu Berlin gebraucht hatte, um das Unternehmen, mit dem man umging, zu verbergen, war es doch nicht möglich, Magazine anzulegen, ſchwere Artillerie in Bewegung zu ſetzen, Truppen marſchiren zu laſſen, ohne daß es bemerkt worden wäre. Das Publikum ahnete etwas davon. Herr v. Damroth, kaiſerlicher Geſandter in Berlin, gab ſeinem Hofe Nachricht, daß ihm ein Gewitter drohe, welches ſich über Schleſien entladen dürfte. Der Hofkriegsrath der Königin antwortete ihm von Wien aus: „Wir wollen und können den von Euch gemeldeten Nachrichten keinen Glauben ſchenken.“ Indeſſen ſchickte man dennoch den Marquis von Botta nach Berlin, um dem Könige zu ſeiner Thronbeſteigung Glück zu wünſchen. Der Marquis war fein und ſcharfſichtig genug, um ſogleich zu merken, was hier vorgehe. Nach den gewöhnlichen Complimenten bei ſeiner Antrittsaudienz klagte er ein Langes und Breites über die Beſchwerlichkeiten ſeiner Reiſe und ſprach mit einigem Nachdrucke über die ſchlechten Wege in Schleſien, welche durch die Ueberſchwemmungen der Gebirgswäſſer ſo verdorben wären, daß nicht durchzukommen ſei. Der König that, als ob er dies nicht verſtehe und ſagte, das Schlimmſte, was den Reiſenden auf ſolchen Wegen begegnen könne, ſei, ſchmutzige Stiefeln zu bekommen. — So feſt auch des Königs Entſchluß über den einmal gefaßten Plan war, ſo hielt er es dennoch für ſchicklich Verſuche zum gütlichen Vergleiche bei dem Wiener Hofe zu machen. Der Oberhofmarſchall Graf Gotter wurde an die Königin Maria Thereſia mit folgender Erklärung geſchickt: der König ſei bereit, mit ſeiner ganzen Kraft die geſammten

Staaten des Hauſes Oeſtreich in Deutſchland gegen alle offenbare und geheime Feinde zu vertheidigen; er erbiete ſich ferner, ſeinen ganzen Einfluß anzuwenden, dem Großherzoge von Toskana, Gemahle der Königin, die römiſche Kaiſerkrone zu verſchaffen; dem Wiener Hofe ſogleich zwei Millionen Gulden baar zu verabfolgen; für dieſe Gewährleiſtungen und Dienſte fordere der König die vollſtändige und ganze Abtretung des geſammten Schleſiens. —

Da vorauszuſehen war, daß man dieſe Anträge verwerfen würde, hatte für dieſen Fall der Graf Gotter den Auftrag, der Königin den Krieg zu erklären. Der Graf verließ Berlin den 9. Dec. Der König hatte ihm befohlen, ſeine Reiſe ſo zu verzögern, daß er nicht vor dem Einmarſche der Truppen in Schleſien eintreffen ſolle.

So viel nun auch ſchon im Publikum von dem Vorhaben des Königs verlautet war, wurde die Welt dennoch nicht wenig überraſcht, als in den Berliner franzöſiſchen und deutſchen Zeitungen vom 1. Dec. 1740 ein „Manifeſt" des Königs an die Einwohner Schleſiens, „wegen des Einrückens der preußiſchen Truppen in dies Herzogthum" erſchien. Der König verſicherte darin, daß er keineswegs als Feind einrücke, „ſondern alle Einwohner vielmehr bei allen und jeden ihren wohlhergebrachten Rechten und Gerechtigkeiten, Freiheiten und Privilegien in publicis et privatis, in ecclesiasticis et politicis, welcher Religion, Standes und Würde dieſelben ſein könnten oder mögen, Seiner Königlichen Protection und mächtigen Schutzes ſich, wie ſie es nur immer wünſchen und verlangen können, zu erfreuen haben ſollen, wie Er denn auch bei Seinen Truppen ſolche gute Diſciplin und Mannszucht halten zu laſſen geſonnen, daß Niemand durch dieſelbigen moleſtirt und beunruhigt, noch weniger aber in dem Beſitze des Seinigen geſtört

werden ſolle." Da der König ſeinem Benehmen ſelbſt nach dem Einmarſche der Truppen nicht den Anſchein eines Kriegszuges geben wollte, wurde auf hohen Befehl vom 3. Januar 1741 durch die Zeitungen bekannt gemacht, daß dem „Patente" vom 1. Dec. v. J. „unvorſichtiger Weiſe" der Titel eines „Manifeſtes" vorgeſetzt worden. Man habe daher nicht entübrigt ſein können, die ebengenannte, ſehr übel gerathene und der Gazette ſonder Befehl und Erlaubniß aus bloßem Verſehen einverleibte Pieçe und Ueberſetzung in der deutſchen Berliner Zeitung hierdurch gänzlich zu revociren und zu widerrufen." — Dieſer Widerruf hatte jedoch nicht die geringſte Folge in Beziehung auf die Beſetzung Schleſiens.

Die Geſandten der fremden Mächte in Berlin ließ der König durch eine Note vom 6. Dec. von dem Vorhaben, ſeine Rechte auf Schleſien geltend zu machen, in Kenntniß ſetzen. „Die gegenwärtigen Conjuncturen," heißt es darin, „und die wohlgegründete Beiſorge, durch diejenigen, welche an des in Gott ruhenden Kaiſers Majeſtät hinterlaſſene Lande eine Prätenſion formiren, prävenirt zu werden, haben erfordert, das Werk ohne Zeitverluſt anzugreifen und mit Nachdruck zu vollſtrecken." Die Berliner Zeitungen vom 5. Dec. meldeten: „Man macht hier verſchiedene Kriegsanſtalten, wie es die jetzigen Staatsbeſchaffenheiten erfordern. Se. Majeſtät haben an einige Regimenter aus weiſer Vorſicht Befehl ergehen laſſen, ſich marſchfertig zu halten. Vorgeſtern früh acht Uhr iſt ein anſehnliches Corps von der Artillerie unter der Bedeckung der Gensd'armerie von hier wegmarſchirt. S. K. M., unſer gnädigſter Herr, geruheten, dieſen Zug ſelbſt in hohen Augenſchein zu nehmen." Dieſe Regimenter nahmen ihren Weg über Frankfurt nach Croſſen; eine Bekanntmachung wegen der Deſertion in Schleſien wurde ebenfalls öffentlich bekannt gemacht.

„Zwanzig Bataillons und ſechsunddreißig Schwadronen,“ erzählt Friedrich, „wurden in Marſch geſetzt, um ſich der ſchleſiſchen Grenze zu nähern; ſechs Bataillons, welche zur Belagerung von Glogau beſtimmt waren, folgten ihnen.“ So gering dieſe Truppenzahl war, ſchien ſie doch hinreichend, um ſich eines wehrloſen Landes zu bemächtigen; außerdem verſchaffte ſie den Vortheil, daß man für den nächſten Frühling Magazine füllen konnte, welche ein größeres Kriegsheer während des Winters aufgezehrt haben würde. Bevor der König abreiſte, empfing er noch einmal den Marquis Botta bei ſich und ſagte ihm daſſelbe, was der Graf Gotter in Wien erklären ſollte. „Sie werden,“ rief Botta, „das Haus Oeſtreich zu Grunde richten und ſich zugleich in's Verderben ſtürzen.“ „Es hängt nur von der Königin ab,“ antwortete der König, „die ihr gemachten Anträge anzunehmen.“ Dies machte den Marquis nachdenklich; indeſſen ſammelte er ſich und, indem er das Wort wieder nahm, ſagte er mit ironiſchem Tone und ſpöttiſcher Miene: „Sire, Ihre Truppen ſind ſchön, ich geſtehe es, die unſrigen haben nicht dies Aeußere, allein ſie haben Pulver gerochen; bedenken Sie, ich beſchwöre Sie, was Sie zu unternehmen im Begriffe ſtehen!“ Der König wurde unruhig und ſagte mit Lebhaftigkeit: „Sie finden meine Truppen ſchön, und ich werde dafür ſorgen, daß Sie ſie auch für gut ſollen gelten laſſen.“ Der Marquis machte noch einige Vorſtellungen, um für die Ausführung dieſes Unternehmens Aufſchub zu erlangen; der König erklärte ihm, daß es zu ſpät und der Rubicon*) bereits überſchritten ſei.

---

*) Der Grenzfluß zwiſchen Italien und Gallien. Dies Wort ſprach einſt Julius Cäſar, als er ſiegreich nach Rom eilte.

Was die Verhältniſſe zu den anderen Großmächten betraf, hatte ſich Friedrich nach Möglichkeit ſicher zu ſtellen geſucht. Nach Petersburg ſchickte er ſeinen Flügeladjutanten, den Major v. Winterfeld, einen nahen Verwandten des am dortigen Hofe allvermögenden Feldmarſchalls, Grafen Münnich. Auch Geſchenke wurden nicht geſpart; die Gräfin Münnich erhielt einen Diamantring von 3000 Ducaten an Werth, der Feldmarſchall das anſehnliche Rittergut Biegen bei Frankfurt, der Sohn ein Geſchenk von fünftauſend Ducaten. Dieſe Einleitungen hatten zur Folge, daß die Großfürſtin Anna, die Mutter des noch in der Wiege liegenden Alleinherrſchers aller Reuſſen, mit Friedrich ein Bündniß (den 27. Dec. 1740) abſchloß, durch welches ihm gegen Jeden, der ihn angreifen würde, 12,000 Mann Hülfstruppen zugeſichert wurden. Wenn auch ſpäter nichts daraus wurde, ſo war es doch ſchon ein Gewinn, Rußland nicht zum Feinde zu haben. Der franzöſiſche Hof hatte im October 1740 den Marquis v. Beauveau als Geſandten nach Berlin geſchickt, um dem Könige zu ſeiner Thronbeſteigung die Glückwünſche Ludwigs XV. zu überbringen. Die Beſorgniſſe dieſes Hofes, daß Friedrichs Rüſtungen einem Unternehmen auf Jülich und Berg gälten, wurden bald gehoben und der Geſandte von den Abſichten des Königs unterrichtet. Mit einem Wortſpiele, in welchem das Wort „Silesie" verſteckt vorkam, ſoll der König den Geſandten entlaſſen haben. „Ich bin im Begriffe," ſagte der König, „Ihr Spiel zu ſpielen. Wenn ich die As bekomme (si les as me viennent), dann wollen wir theilen." —

Dem Geſandten des Königs in Paris hatte man angeboten, für Preußen einen Streifen des Herzogthums Berg in Beſitz zu nehmen; „allein dies war zu wenig," dies ſind Friedrichs eigene Worte, „um die Begierde eines jungen, ehrgeizigen

Königs zu befriedigen, der Alles oder Nichts wollte.“ Es genügte dem Könige die Verſicherung, daß Frankreich nichts gegen ihn unternehmen würde. Von England, wo man nicht glauben wollte, daß der König ſo weitgehende Pläne im Schilde führe, erhielt Friedrich ebenfalls Verſicherungen eines fortdauernden freundſchaftlichen Verhältniſſes. Von den Generalſtaaten war er überzeugt, daß ſie ſich nicht in auswärtige Händel, die ſo weit von ihrer Grenze ausgefochten werden ſollten, miſchen würden. Mit ſicherem, politiſchen Blicke überſchaute Friedrich die inneren und äußeren Verhältniſſe der europäiſchen Staaten. „Unter allen dieſen Mächten,“ ſo ſchreibt er, „beſaßen Frankreich und England ein entſchiedenes Uebergewicht über die anderen; jenes durch ſeine Landmacht und ſeine großen inneren Hülfsquellen, dieſes durch ſeine Flotten und durch ſeinen, im Handel erworbenen, Reichthum. Allein dieſe beiden Mächte waren Nebenbuhler und eiferſüchtig eine auf der anderen Vergrößerung; ſie wollten die Waagſchaale von Europa halten und betrachteten ſich als die Häupter von zwei Parteien, an welche ſich die Fürſten und Könige anſchließen müßten. Außer dem alten Haſſe, den Frankreich gegen England behielt, hatte es noch eine gleiche Feindſchaft gegen das Haus Oeſtreich, wozu die beſtändig fortgeſetzten Kriege Veranlaſſung gaben. Frankreich hätte ſich gern Flandern und Brabant unterworfen und die Grenzen ſeiner Herrſchaft bis an die Ufer des Rheins ausgedehnt. Ein ſolcher Plan läßt ſich nicht ſchnell ausführen, die Zeit mußte ihn reifen, die Umſtände ihn begünſtigen. Die Franzoſen wollen Sieger ſein, um Eroberungen zu behaupten; die Engländer wollen Fürſten erkaufen, um ihre Sklaven daraus zu machen, aber beide Mächte ſpiegeln dem Publikum fremde Dinge vor, um deſſen Aufmerkſamkeit von ihrer Herrſchſucht abzuziehen. — Man glaubt in-

deſſen allgemein, daß die engliſche Nation durch ihre jetzige Geneigtheit zur Beſtechlichkeit (der Parlamentsmitglieder und bei den Wahlen) viel von ihrer ehemaligen Freiheit verloren habe; wenigſtens iſt ſie dadurch ruhiger geworden." —

So wußte ſich Friedrich theils durch die politiſchen Verhältniſſe und die Eiferſucht der mächtigen Staaten gegen einander, theils durch ſeine geſchickten Unterhandlungen ſicher geſtellt. Das Wagniß des jungen Königs mit den geringen Mitteln, die ihm zu Gebote ſtanden, das mächtige Haus Oeſtreich anzugreifen, war indeſſen immer noch groß genug, um bei allen Beſonnenen gerechte Beſorgniß zu erregen. „Als das Unternehmen auf Schleſien," erzählt Friedrich, „ganz bekannt wurde, verurſachte ein ſo gewagtes Unternehmen eine ungewöhnliche Aufregung in allen Gemüthern. Die ſchwachen und furchtſamen Seelen verkündigten zum Voraus den Untergang des Staates; Andere meinten, der König gebe Alles dem Zufalle Preis und nehme ſich Carl XII. zum Vorbilde. Der Soldat hoffte Glück und ſah Beförderung vor ſich. Die Frondeurs oder Feinde der Regierung, deren es in jedem Lande giebt, beneideten den Staat ſchon um die etwaige Vergrößerung; der Feldmarſchall Fürſt Leopold von Deſſau war außer ſich vor Zorn, daß der Plan nicht von ihm herrührte und er nicht an der Spitze der Ausführung ſtand, er weiſſagte, wie Jonas, Unglück, welches weder über Ninive, noch über Preußen kam; Dieſer Fürſt betrachtete das kaiſerliche Heer als ſeine Wiege; er war dem Kaiſer Carl VI., welcher ſeine Gemahlin (die Tochter eines Apothekers) in den Fürſtenſtand erhoben hatte, Verbindlichkeiten ſchuldig; auch fürchtete er hierbei die Vergrößerung des Königs, welcher dadurch einen Nachbar, wie den Fürſten von Anhalt, zum Nichts herunterſetzte. Dieſe Urſachen des Mißvergnügens veranlaßten ihn, in allen Gemüthern

Mißtrauen und Furcht zu erregen; er hätte gern den König ſelbſt eingeſchüchtert, wenn dies möglich geweſen wäre; allein der Entſchluß ſtand feſt, die Sachen waren zu weit gediehen, als daß es möglich geweſen wäre, davon zurückzutreten. Um indeſſen dem üblen Eindrucke zu begegnen, welchen die Aeußerungen eines großen Generals, wie des Fürſten von Anhalt, bei den Officieren hätte machen können, fand es der König für gut, vor ſeiner Abreiſe die Officiere der Garniſon von Berlin zu verſammeln und an ſie folgende Worte (in franzöſiſcher Sprache) zu richten: „Meine Herren, ich unternehme einen Krieg, bei welchem ich keine anderen Verbündeten habe, als Ihren Muth und Ihren guten Willen. Meine Sache iſt gerecht, der Erfolg liegt in dem Glücke. Erinnern Sie ſich beſtändig des Ruhmes, den Ihre Vorfahren auf den Ebenen von Warſchau, bei Fehrbellin und in dem Feldzuge nach Preußen unter dem großen Kurfürſten erfochten haben. Ihr Schickſal liegt in Ihren Händen; Auszeichnungen und Belohnungen ſind ſchon bereit, um durch Ihre glänzenden Thaten verdient zu werden. Allein ich habe nicht nöthig, Sie zum Ruhme aufzufordern, ihn allein haben Sie vor Augen, er iſt der einzige Gegenſtand, der Ihrer Anſtrengungen würdig iſt. Wir werden Truppen die Stirn bieten, welche unter dem Prinzen Eugen ſich den größten Ruf erwarben. Obgleich dieſer Prinz nicht mehr lebt, ſo wird die Ehre des Sieges um ſo größer ſein, da wir unſere Kräfte gegen brave Soldaten zu meſſen haben. Leben Sie wohl, treten Sie Ihren Marſch an; ich werde Ihnen unverzüglich auf das Feld des Ruhmes folgen, welches uns erwartet."

Fünftes Capitel.

Abreiſe des Königs zur Armee nach Schleſien den 13. Dec. 1740. — Friedrich als Prophet in Croſſen. — Die erſte Gnade, welche er den Schleſiern gewährt. — Er ſchickt den proteſtantiſchen Landſturm nach Haus. — Die Jeſuiten an des Königs Tafel. — Der enthuſiaſtiſche Schuſter in Breslau. — Einzug des Königs in Breslau. — Unterhandlungen mit dem Cardinal Fleury. — Der König kehrt nach Berlin zurück den 29. Januar 1741.

Der öſtreichiſche Geſandte, Marquis de Botta, hatte ſeine Päſſe verlangt; der König ertheilte ihm den 11. Dec. eine feierliche Abſchiedsaudienz und gab an dem Abende deſſelben Tages in Berlin einen großen Maskenball. Am 13. früh neun Uhr reiſ'te er zur Armee ab und traf den 14. Dec. (der König ſelbſt giebt in ſeinen Schriften unrichtig den 21. an) in Croſſen ein. Der Zufall wollte, daß an dieſem Tage das morſche Gebälk des Dachſtuhles, woran die größte Glocke der Stadtkirche befeſtigt war, einbrach und die Glocke von dem Thurme herabfiel. Die zum Aberglauben geneigte Menge ſah dies als ein Zeichen böſer Vorbedeutung an. Um den übeln Eindruck abzuwenden, legte der König dies Zeichen zu ſeinen Gunſten aus. Die herabgefallene Glocke bedeutete nach ihm die Erniedrigung deſſen, was hoch war, und da das Haus Oeſtreich bei weitem höher, als das Haus Brandenburg war, ſo verkündigte dies Zeichen deutlich den Fall deſſelben und den

Sieg, den der König erfechten würde. Wer das Volk kennt, wird wiſſen, daß dergleichen Worte ſeine Ueberzeugung beſtimmen. —

Der König nahm den 16. ſein Hauptquartier in dem Dorfe Schweinitz und ſeine Truppen rückten an dieſem Tage in Schleſien ein (nicht den 24., wie der König angiebt). „Man machte," erzählt der König, „ſofort ein Manifeſt bekannt des weſentlichen Inhalts, daß die Preußen dieſe Provinz beſetzten, um ſie gegen den Einfall eines Dritten ſicher zu ſtellen, wodurch man es deutlich genug ausſprach, daß man ſie nicht gutwillig verlaſſen würde. Dieſe Vorſicht machte, daß weder das Volk noch der Adel den Einmarſch der Preußen in Schleſien als den Einbruch eines Feindes, ſondern als die freundſchaftliche Hülfe, welche ein Nachbar ſeinem Verbündeten leiſte, anſahen. Auch die Religion, dieſes heilige Vorurtheil der Völker, trug dazu bei, die Gemüther gut preußiſch zu machen; denn zwei Drittheile der Schleſier waren Proteſtanten, welche, durch den Fanatismus des Wiener Hofes lange Zeit unterdrückt, den König wie einen, ihnen vom Himmel geſendeten, Erretter anſahen.

Schon Friedrich Wilhelm I. hatte ſich der Proteſtanten in Schleſien angenommen, wenn ſie von dem kaiſerlichen Hofe, trotz der ihnen zugeſtandenen Glaubensfreiheit, bedrängt und verfolgt wurden. Zu Glaucha in dem Fürſtenthume Oels-Bernſtadt in Schleſien hatten zwei Schüler von Hermann Francke in Halle, in Gemeinſchaft mit dem Grundherrn, J. Fr. v. Keſſel, und mit fürſtlich bernſtädtiſcher Genehmigung, im Jahre 1719 ein Waiſen- und Krankenhaus nach dem Vorbilde des Halliſchen errichtet und aus milden Beiträgen erhalten, ſo daß es im Jahre 1727 bereits 84 Knaben, 11 Mädchen, 15 Scholaren, 12 Wittwen und noch eine Anzahl

Kranker aufgenommen hatte. Auf kaiſerlichen Befehl vom 21. Jan. 1727 wurde dies evangeliſche Waiſenhaus plötzlich geſchloſſen, die Waiſen und Armen mitten im Winter dem Elende Preis gegeben, die Prediger und Lehrer des Landes verwieſen und dem Gutsherrn von Keſſel eine Geldſtrafe von 1000 Ducaten aufgelegt. Die Vorſteher der Anſtalt wendeten ſich an Hermann Francke in Halle und baten ihn, ſich bei dem Beſchützer der evangeliſchen Kirche in Deutſchland, bei dem Könige von Preußen, für die armen vertriebenen Glaubensgenoſſen in Schleſien zu verwenden. Dies geſchah; Francke reichte dem Könige die Bittſchrift ein und dieſer ſchrieb ſogleich an den Grafen Seckendorf folgenden eigenhändigen Brief:

„Ich deklarire hiermit, das ich in keine domestica von große Herrn ich mich meliren tue, abſonderlich von Ihro Kaiſerliche Majeſtät ſachen, da ich zu großen respect davor habe; aber dieweil es eine gewiſſenhafte ſache iſt, ſtille zu ſchweigen, da ich darum erſucht worden bin, alſo überſchicke ich dieſes Bittſchreiben an den General Feldmarſchall Lieutenant Grafen Seckendorf es umb Jeſu Willen zu recommandiren, daß Seine Kaiſerliche Majeſtät Gnade und Barmherzigkeit habe. Seiner Majeſtät intencion, bin persuadiret, iſt guht, aber die Jesuiten ſeind zuwider, die Fögells, die dem Satan Raum gehben und ſein Reich vermehren wollen. Gott gebe ſeinen Segen und lenke Seiner Kaiſerlichen Majeſtät Herze.

Der ich ſehr u. ſ. w.

Berlin, den 18. Mai 1727. Fr. Wilhelm.

Noch öfter nahm ſich Friedrich Wilhelm I. der evangeliſchen Gemeinden in Schleſien an und benutzte beſonders die Anweſenheit des Grafen Seckendorf in Wien im Januar 1728. um Einiges zu Gunſten derſelben auszuwirken. „An Ihre

Kaiſerliche Majeſtät Allergnädigſten Reichsväterlichen Intentionen," ſchreibt er den 3. Jan. 1728, „hat wohl Niemand zu zweifeln und iſt gewiß keiner im Reich davon feſter und mehr perſuadiret, als ich. Nur wünſchet man, daß der catholischen Clerisey im Reich mit mehr Ernſt geſteuert und ſie abgehalten werden möge, den armen Evangeliſchen den Garaus zu machen."

Später begründete die Aufnahme der vertriebenen Salzburger noch mehr den Ruf des Königs von Preußen, als des Schutzherrn der evangeliſchen Kirche, und ſo darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir Friedrich in Schleſien von der ſeit hundert Jahren unterdrückten und in ihrem Glauben vielfach gekränkten. proteſtantiſchen Bevölkerung als einen willkommenen Befreier begrüßt und empfangen ſehn.

Die geſammte Heeresmacht, mit welcher Friedrich zur Eroberung Schleſiens auszog, war in zwei Hauptcorps getheilt, von denen das eine 20,000, das andere 7,800 Mann ſtark war; die Artillerie beſtand aus 32 Geſchützen mit 166 Mann zur Bedienung. Einige Compagnien vom Regimente des Grafen Schwerin waren die Erſten, welche bei dem Dorfe Läsgen bei Grüneberg die ſchleſiſche Grenze am 16. Dec. 1740 überſchritten. Der König brachte die erſte Nacht auf ſchleſiſchem Grund und Boden vom 16. zum 17. Dec. in dem Dorfe Schweinitz, eine Meile von Grüneberg, zu. Noch bevor der König die Grenze überſchritt, überreichte ihm eine Deputation der evangeliſchen Gemeinde zu Glogau, welche aus dem Grafen von Logau und dem Aelteſten des Fleiſchergewerkes, Müller, beſtand, auf offner Landſtraße eine Bittſchrift, in welcher ſie vorſtellten, daß der kaiſerliche Commandant der Feſtung Glogau, Graf Wallis, erklärt habe, das außerhalb gelegene Bethaus der Evangeliſchen raſiren zu müſſen, damit daſſelbe

von dem Feinde nicht zu ſeinem Nachtheile beſetzt würde. Friedrich hatte ſeinen Wagen halten laſſen und ertheilte den Abgeordneten ſogleich dieſen mündlichen Beſcheid: „Ihr ſeid die erſten Schleſier, die um eine Gnade bitten; ſie ſoll Euch auch gewährt werden.“ Der König ſchickte ſofort einen Courier an den Grafen Wallis mit der Verſicherung ab, daß die Feſtung von der Seite, wo die evangeliſche Kirche ſtehe, nicht angegriffen werden ſolle; ſo blieb ſie von Freund und Feind verſchont. Als aber in einem der nächſten Dörfer die Bauern mit Heugabeln und Dreſchflegeln bewaffnet ſich erboten, vor dem Könige als evangeliſcher Landſturm einher zu marſchiren und die Katholiken aus dem Lande zu jagen, ſchickte ſie Friedrich mit ernſter Zurechtweiſung nach Haus und ſagte: „Ihr Alle ſeid meine Kinder!“ Ohne die Katholiken kränken zu wollen, verabſäumte es der König doch auch nicht, die langunterdrückten evangeliſchen Glaubensgenoſſen nicht im Zweifel über ſeine Geſinnung zu laſſen. Schon am 17. Dec. befahl er zu Wichau, die katholiſche Kirche ſeinen Truppen zum proteſtantiſchen Gottesdienſte zu öffnen; daſſelbe geſchah auch anderer Orten. Dagegen gab er den Jeſuiten, auf deren Schloſſe Milkau in der Herrſchaft Beuthen er den 19. ſein Quartier nahm, die Zuſicherung, daß ſie an ihm, ſofern ſie ſich auf Kirche und Schule beſchränken würden, einen Beſchützer finden ſollten. Er zog einige von ihnen zur Tafel und ſie fühlten ſich nicht wenig geehrt, von dem Könige den Titel: Ihro Hochwürden, zu erhalten.

Während der kriegeriſchen Unternehmungen blieb Friedrich in unausgeſetztem Verkehre mit ſeinen literariſchen Freunden. An Jordan ſchreibt er den 19. Dec.: „Alles begünſtiget meinen Plan; laß die Neider und Dummköpfe ſchwatzen! Sie ſollen nie Einfluß auf meine Unternehmungen haben, wohl aber der

Ruhm! Mehr als jemals bin ich davon durchdrungen.“ An Algarotti, den er mit einer Sendung nach Turin beauftragt hatte, ſchreibt er aus Milkau vom 20. Dec.: „Ich bin auf dem Punkte, Glogau zu berennen und ſobald ich die Belagerung anfangen werde, ſoll es ſehr raſch damit gehn. Sie können ſich nicht länger als drei Tage halten und von da fliegen wir nach Breslau, wo ich gutes Einverſtändniß zu finden und dieſen Winter bis zur Neiſſe vorzurücken gedenke.“ —

An demſelben Tage traf bei ihm eine Deputation des königlich böhmiſchen Oberamtes zu Breslau ein und überreichte ihm ein, von dem Director desſelben, Grafen Schaffgotſch, unterzeichnetes „Patent“ vom 18. Dec., in welchem der Einbruch in Schleſien für eine Handlung, die dem Landfrieden und allem Staatsrechte zuwider ſei, erklärt wurde. Der König ſtellte den Abgeordneten einen Empfangſchein aus und lud ſie ganz freundlich zur Tafel. Eben ſo wenig als auf dies Patent nahm Friedrich auf das Abmahnungsſchreiben Rückſicht, welches der Kurfürſt von Sachſen als Reichsvicarius an ihn erließ. Mehr Bedenken machte es ihm, daß der Wiener Hof England und Sachſen, mit dem damals Polen vereinigt war, für ſich gewonnen und in Petersburg ſeinen Freund, den Feldmarſchall Grafen Münnich, geſtürzt hatte. Zwiſchen dieſen Mächten war ein Bündniß zu Stande gekommen, welches auf Friedrichs Untergang berechnet war. Um den nächſten Feinden raſch entgegentreten zu können, die aus Sachſen oder Hannover leicht einen Einfall in ſeine Staaten unternehmen konnten, bezog ein Armeecorps von 30 Bataillons und 40 Schwadronen bei Brandenburg an der Havel Cantonnirungen, deſſen Befehl dem Fürſten Leopold von Deſſau übertragen wurde. In der Nähe hatte Friedrich keinen einzigen Bundesgenoſſen, nur an Baiern, Frankreich und Schweden entfernte, unzuverläſſige Freunde.

Der König ließ Glogau einſchließen und nahm ſeinen Marſch auf Breslau. Nirgends fand er Widerſtand; der öſtreichiſche Generalfeldmarſchall-Lieutenant Browne (Braun) hatte kaum dreitauſend Mann beiſammen und war nicht einmal im Stande geweſen, die Bürger von Breslau zu zwingen, öſtreichiſche Beſatzung einzunehmen. „Dieſe Stadt" — erzählt Friedrich — „erfreute ſich ähnlicher Freiheiten, wie die deutſchen Reichsſtädte; es war eine kleine Republik, die von ihrem eigenen Magiſtrate regiert wurde und keine öſtreichiſche Beſatzung einzunehmen brauchte. Die Liebe zur Freiheit und zu dem Lutherthum bewahrten die Einwohner vor dem Unglücke des Krieges; ſie widerſtanden den Aufforderungen des Generals Browne, der aber zuletzt es durchgeſetzt haben würde, wenn der König nicht herbeigeeilt wäre und ihn zum Rückzuge gezwungen hätte. — Am 1. Januar 1741 beſetzte der König die Vorſtädte von Breslau ohne Widerſtand, ließ die Stadt durch die Oberſten Bork und Golz auffordern, ſich zu ergeben, Truppen auf das rechte Ufer überſetzen und blokirte die, mit Lebensmitteln nicht verſehene, Stadt, die ſich nun zur Unterhandlung genöthiget ſah. Außerdem muß bemerkt werden, daß wegen der zugefrornen Stadtgräben die Bürgerſchaft einen allgemeinen Sturm zu fürchten hatte. Der Eifer für die lutheriſche Religion kürzte alle Weitläuftigkeiten dieſer Unterhandlung ab; ein enthuſiaſtiſcher Schuſter, Namens Deblin, brachte das gemeine Volk auf ſeine Seite, ſteckte es mit ſeiner Religionsſchwärmerei an und wiegelte es auf, den Magiſtrat zu zwingen, einen Neutralitätsvertrag mit den Preußen abzuſchließen und dem Könige die Thore zu öffnen. Dieſer hatte ein ſo großes Vertrauen zu der guten Geſinnung der Bürgerſchaft, daß er nur für ſeine Perſon Quartier verlangte, ohne Beſatzung in die Stadt zu legen. Am 3. Januar 1741

des Morgens 10 Uhr begann der feierliche Einzug; der König war jedoch nicht ſelbſt dabei, da er ſchon damals bei dergleichen Prunkaufzügen nicht mitzuſpielen liebte. Den Zug eröffneten die königlichen Hoffouriers, dann folgten ſechszig ſchwerbeladene Maulthiere mit blauſammetnen Decken belegt, auf denen das königliche Wappen in goldener Stickerei glänzte, dann zwölf Bagagewagen, auf dieſe wiederum zwanzig Maulthiere, welche das koſtbare Silbergeſchirr für die königliche Tafel trugen. Der Oberſtallmeiſter führte den Zug der Stallmeiſter und Reitknechte mit den Poſtzügen und Reitpferden des königlichen Marſtalles an. Dreißig Mann Gensd'armes zu Pferde mit einem Trompeter als Leibgarde des Königs ſchloſſen ſich an und auf ſie folgte der leere Staatswagen mit gelbem Sammet ausgeſchlagen; auf dem Sitze des Königs lag ein mit Hermelin beſetzter, blauſammetner Mantel. Neben dem Wagen gingen acht Heiducken und dahinter folgten der Oberhofmeiſter des königlichen Hauſes, Graf Henkel, und die Prinzen, Markgrafen, Generale ꝛc. mit ihrer Dienerſchaft. Zwei Stunden ſpäter hielt der König, welcher von früh Morgens an zu Pferde geweſen und die Umgebungen der Stadt beſichtigt hatte, ſeinen Einzug. Vor ihm her ritt der in öſtreichiſchen Dienſten ſtehende Stadtmajor von Wutgenau, die Bürgercompagnien und Stadtſoldaten bildeten vom Thore an ein Spalier. Deputirte des Magiſtrats bewillkommten am Thore den König, ohne ihm jedoch, wie es bei dergleichen Veranlaſſung ſonſt üblich, die Schlüſſel zu übergeben. Vier Läufer in rother, mit ſilbernen Treſſen beſetzter, Livrée trabten mit Springſtöcken mit ſilbernen Knöpfen vor dem Könige einher. Friedrich ritt einen Schimmel und hatte über die blauſammetne Gardeuniform mit ſilbernen Litzen einen abgetragenen blauen Reitermantel geworfen. Der General Graf Schwerin, die Oberſten v. Poſadowski und

v. Bork und mehrere Officiere und Pagen waren in ſeinem Gefolge. Er ritt durch die Schweidnitzer Gaſſe, über den Markt, nach der Albrechtsgaſſe, wo er in dem Hauſe des Grafen Schlegenberg ſein Quartier nahm. Die ſchönen Breslauerinnen, welche, trotz der empfindlichen Kälte, auf den Balkons und am offenen Fenſter ſich zeigten, grüßte der König mit abgezogenem Hute auf das Freundlichſte und da das Volk, von dem enthuſiaſtiſchen Schuſter angeführt, vor ſeinem Hauſe unaufhörlich Vivat rief, trat der König auf den Altan heraus und dankte.

Da das königliche böhmiſche Oberamt auf die Anfrage, ob es zur Publicirung des Patents vom 18. Dec. Befehl von der Königin von Ungarn gehabt habe? nicht genügende Antwort ertheilte, auch ſeine Sitzungen fortſetzte, ließ der König dem Grafen Schaffgotſch, als Director, dem Kanzler und den Räthen noch am Tage ſeines Einzuges den Befehl zugehn, binnen 24 Stunden die Stadt zu verlaſſen und ſich auf ihre Güter zu begeben; ſpäter wurde der Graf Schaffgotſch erſucht, ganz Schleſien zu meiden. Dagegen gewann Friedrich durch freundliche Aufmerkſamkeit die Herzen der Bürgerſchaft. Die Deputation des Magiſtrats, welche die Capitulation überbracht hatte, wurde gleich am erſten Tage zur Tafel geladen, auch an den folgenden Tagen ſah der König die Herren der Stadt bei ſich und am 5. Januar gab er der Stadt einen glänzenden Ball in dem Lokatelliſchen Hauſe, welchen er ſelbſt mit der Gräfin v. Schlegenberg eröffnete. Außerdem tanzte er noch mit der Gräfin Noſtiz und der Freiin v. Skronski.

War es dem Könige nicht möglich, die Geiſtlichen der verſchiedenen Confeſſionen in der Kirche zu vereinigen, ſo gelang ihm dies beſſer an ſeiner Mittagstafel, an welcher es ſich die

lutheriſchen und katholiſchen Prälaten und Canonici in beſter Eintracht wohlſchmecken ließen.

Der mit der Stadt abgeſchloſſene Vertrag wurde von Seiten des Königs ſo ſtreng gehalten, daß er, als ihm am 4. Jan. über Tafel gemeldet wurde, einige Regimenter weigerten ſich, gemäß der Capitulation compagnieweiſe in kleinen Abtheilungen durch die Stadt zu ziehen, ſich ſogleich an das Thor begab und Befehl gab, daß die Truppen außerhalb der Stadt über die Oder gehn ſollten. Als er beim Zurückreiten vor dem prächtigen Jeſuitercollegium vorüberkam und erfuhr, wem dies Prachtgebäude gehörte, ſagte er: „wenn die Mönche ſolche Paläſte bauen, muß es freilich dem Kaiſer an Geld und Soldaten fehlen.“ —

Der König verließ Breslau den 6. Januar und folgte den Truppen nach Ohlau, welches am 10. beſetzt wurde. Gegen die Feſtungen Neiſſe und Glaz konnte wegen des hereinbrechenden Winters nichts unternommen werden. Jägerndorf und Troppau wurden von den Preußen beſetzt, die Oeſtreicher unter Browne zogen ſich nach Mähren zurück, die Preußen ſtreiften bis zur ungariſchen Grenze und bezogen Winterquartiere in Schleſien. Friedrich war von der heiterſten Laune; an ſeinen Freund Jordan in Berlin, „den ſehr achtbaren Inſpector der Armen, der Waiſen, der Wahnſinnigen und des Irrenhauſes,“ wie er ihn nannte, ſchreibt er vom 14. Jan. 1741: „Mein lieber Herr Jordan, mein ſüßer Herr Jordan, mein ſanfter Herr Jordan, mein guter, mein milder, mein friedliebender, mein allerleutſeligſter Herr Jordan, ich melde Deiner Heiterkeit, daß Schleſien ſo gut als erobert iſt, daß Neiſſe ſchon bombardirt wird, ich bereite Dich auf ſehr wichtige Streiche vor und kündige Dir das größte Glück an, das Fortuna's Schoos jemals geboren hat. Sei Du mein Cicero bei der

Vertheidigung meiner Sache, ich will, wo es gilt, Dein Cäſar ſein.“ In ähnlichem Tone ſchreibt er aus Ottmachau den 17. Jan. an Algarotti: „Ich habe angefangen, Preußen eine Figur zu geben; der Umriß wird nicht ganz regelmäßig ſein, denn ganz Schleſien iſt erobert, bis auf einen armſeligen Winkel, den ich vielleicht bis zum nächſten Frühjahre einge- ſchloſſen halten werde.“

Während Friedrich ſein Anrecht auf Schleſien mit dem Degen geltend machte, war der Kanzler Ludwig eben ſo thä- tig mit der Feder geweſen. Er ſchrieb: „Rechtsgegründetes Eigenthum des königlichen Kurhauſes Preußen und Branden- burg auf die Herzogthümer und Fürſtenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg, Wohlau und zugehörige Herrſchaften in Schle- ſien,“ welche Abhandlung den 7. Jan. 1741 in Berlin in deutſcher, lateiniſcher und franzöſiſcher Sprache erſchien und durch ganz Europa verbreitet wurde.

Der König ernannte den Feldmarſchall Grafen Schwerin zum Statthalter von Schleſien und kehrte mit ſeinem Bru- der, dem Prinzen Auguſt Wilhelm, über Liegnitz nach Ber- lin zurück, wo er den 29. Jan. eintraf.

„Während dieſer Kriegsunternehmungen,“ erzählt der Kö- nig, „blieb Graf Gotter noch in Wien; er unterhandelte hier mehr, um ſich nach der Sitte zu richten, als daß er auf Er- folg gerechnet hätte. Er hatte eine ziemlich nachdrückliche Sprache geführt, die jeden anderen Hof, nur den Wiener nicht, eingeſchüchtert hätte. Die Hofleute der Königin von Ungarn ſagten im hochmüthigen Tone, einem Fürſten, deſſen Geſchäft als Erzkämmerer des Reichs es ſei, dem Kaiſer das Handbecken zu reichen, komme es nicht zu, der Tochter deſ- ſelben Geſetze vorzuſchreiben. Um dieſe öſtreichiſchen Bemer- kungen zu überbieten, hatte der Graf Gotter die Dreiſtigkeit,

dem Großherzoge einen Brief des Königs zu zeigen, in welchem dieſer ſeinem Geſandten ſchrieb: „Will ſich der Großherzog zu Grunde richten, ſo mag er es thun!“ Der Großherzog ſchien davon erſchüttert; allein Graf Kinski, Kanzler von Böhmen, der ſtolzeſte Mann an einem Hofe, an welchem die Eitelkeit herrſchte, nahm das Wort; er nannte alle Vorſchläge des Grafen Gotter ſchmachvoll für die Nachfolger der Cäſare; er richtete den Muth des Großherzogs wieder auf und trug mehr, als alle Miniſter dazu bei, die Unterhandlungen wieder abzubrechen.

Europa war erſtaunt über den unerwarteten Einfall in Schleſien. Einige tadelten dieſe Schilderhebung als eine Thorheit; Andere hielten dies Unternehmen für eine Unbeſonnenheit. Der engliſche Miniſter Robinſon in Wien behauptete, der König von Preußen verdiene in der Politik excommunicirt zu werden. —

Von allen Mächten Europa's war Frankreich ohne Widerrede die geeigneteſte, um die Preußen in ihren Unternehmungen zu unterſtützen. Eben ſo viele Gründe hatten die Franzoſen, Feinde der Oeſtreicher, als Freunde der Preußen zu ſein. Um das dortige Feld zu unterſuchen, hatte der König an den Cardinal Fleury geſchrieben und obſchon er ſich nur in allgemeinen Ausdrücken hielt, hatte er dennoch genug geſagt, um verſtanden zu werden. Der Cardinal ſprach ſich in ſeiner Antwort vom 25. Januar 1741 ſchon mit weniger Zurückhaltung aus und ſagte ohne Umſchweif, „daß die Gewährleiſtung der pragmatiſchen Sanction, welche Ludwig XV. dem verſtorbenen Kaiſer gegeben, ihn zu nichts verbinde, da er ſie unter dem Vorbehalte gegeben: „unbeſchadet der Rechte eines Dritten;“ außerdem habe der Kaiſer den Hauptartikel dieſes Vertrags, in welchem er ſich verbindlich gemacht habe, Frankreich

die Gewährleiſtung des Wiener Vertrags von dem deutſchen Reiche zu verſchaffen, nicht erfüllt." Der Reſt des Briefes enthielt eine lebhafte Declamation gegen die Anmaßungen Englands, eine Lobrede Frankreichs und der Vortheile, welche ein Bündniß mit ihm darbiete, mit umſtändlicher Auseinanderſetzung der Gründe, welche die Kurfürſten veranlaſſen müßten, den Kurfürſten von Baiern auf den Kaiſerthron zu ſetzen. — — Jetzt war der Zeitpunkt, den der Wiener Hof hätte ergreifen ſollen, um ſich mit dem Könige zu vergleichen. Er würde ſich damals mit der Abtretung des Herzogthums Glogau begnügt haben und der Königin von Ungarn gegen alle ihre Feinde Widerſtand geleiſtet haben. Allein nur ſehr ſelten wiſſen die Menſchen zu rechter Zeit nachzugeben, oder Feſtigkeit zu zeigen. Das Zeichen zum Kriege für Europa war gegeben. Ueberall wurde gehorcht, unterhandelt, intriguirt, um ſich in Verfaſſung zu ſetzen und Bündniſſe zu ſchließen; allein die Truppen keiner einzigen Macht waren ſchlagfertig, keine hatte Zeit, Magazine anzulegen und der König benutzte dieſen entſcheidenden Zeitpunkt, um ſeine großen Entwürfe auszuführen.

Sechstes Capitel.

Friedrich kehrt nach Schleſien zurück im Febr. 1741. — Glogau wird erobert den 9. März 1741. — Die Schlacht bei Molwitz den 10. April 1741. — Der lange Molwitzer Schimmel. — Maupertuis, ein lateiniſcher Reiter. — Friedrich macht Spottgedichte auf ihn. — Der furchtſame Jordan. — Die Betſchweſtern in Breslau. — Die Stadt wird beſetzt. — Lord Robinſon wird zum Schweigen gebracht.

Nur wenige Wochen verweilte Friedrich in Berlin, von wo er am 19. Febr. wieder nach Schleſien aufbrach. Der Krieg verſcheuchte die Muſen nicht aus ſeinem Lager; der Dichter Algarotti begleitete ihn, der Phyſiker Maupertuis folgte nach und an Jordan ſchrieb er den 24. Febr. aus Schweidnitz: „Ich liebe den Krieg um des Ruhmes willen, aber wäre ich kein Fürſt, ſo würde ich Philoſoph ſein.“ Allein bald ſollte er erfahren, daß man in Kriegsaffairen mit vier flinken Beinen eines guten Schimmels weiter kommt, als mit aller Philoſophie. Als er am 27. Febr. bei ſeinen Vorpoſten zwiſchen Silberberg und Frankenſtein die Runde machte, wäre er beinahe in Gefangenſchaft gerathen. „Ich bin ſo eben,“ ſchreibt er ſeinem Freunde Jordan, „mit einem blauen Auge davon gekommen und einem Schwarme Huſaren entwiſcht, die uns beinahe umringt und gefangen genommen hätten. Ohne Ruhm zu melden mein Bischen Geſchicklichkeit hat mir durchgeholfen.

Von meinen Leuten habe ich auch nicht einen halben Mann verloren, aber einer Schwadron von Schulenburg hat das Glück nicht ſo wohl gewollt. Sie wurde von 400 Huſaren überfallen und mußte zehn Mann auf dem Platze laſſen. In der That, wenn die Menſchen klug wären, ſo bekümmerten ſie ſich weit weniger um das Trugbild des Ruhmes, das ihnen große Sorgen bereitet und die Zeit, die ihnen der Himmel zum Genuſſe verlieh, zur Beſchwerde macht.“ —

Der Feldmarſchall Graf Neipperg hatte den Oberbefehl in Schleſien erhalten und hinlängliche Streitkräfte verſammelt, um das Land von den eingedrungenen Feinden zu räumen. Dagegen verſtärkte auch der König ſeine Macht; die Feſtung Glogau wurde unter Anführung des Erbprinzen Leopold Maximilian von Deſſau mit Sturm genommen (d. 9. März 1741) und der öſtreichiſche General Graf Wallis mit 8000 Mann Beſatzung ergaben ſich kriegsgefangen. Um das Landvolk ganz für ſich zu gewinnen, ließ der König für die evangeliſchen Gemeinden, denen unter öſtreichiſcher Herrſchaft die freie Religionsübung gegen die Beſtimmungen des weſtphäliſchen Friedens und des Friedens zu Altranſtädt bisher verwehrt wurde, ſechzig lutheriſche Prediger kommen, welche durch das Land vertheilt wurden. Auch in den Städten wurden den Evangeliſchen ihre Kirchen zurückgegeben und der König wohnte am 12. März dem Dankfeſte in der lutheriſchen Kirche zu Schweidnitz bei. Er ließ in den ſchleſiſchen Kirchen über 1. Maccab. Cap. 15, V. 33 u. 34 predigen: „Das Land, das wir wieder erobert haben, iſt unſer väterliches Erbe und gehöret ſonſt Niemand. Unſere Feinde aber habens eine Zeit lang mit Gewalt und Unrecht inne gehabt. — Darum haben wir jetzt das Unſere wieder zu uns bracht und Niemand das Seine genommen.“

Die Stimmung des Königs gegen den Wiener Hof wurde immer feindſeliger, da man gegen ihn nicht nur offnen, ehrlichen Krieg führte, ſondern auch heimlichen Verrath für erlaubt hielt. Der König beauftragte ſeinen Miniſter v. Dankelmann, hierüber ein eigenes Memorial bekannt zu machen und ſchrieb ihm den 11. März Folgendes: „Ohngeachtet der Mäßigung, welche ich bis jetzt gegen den Wieneriſchen Hof bezeiget und ohngeachtet, daß ich von Zeit zu Zeit alles Erſinnliche unternommen und die freundlichſten Vorſtellungen gethan, zu einem Vergleiche zu kommen, um den Streitigkeiten ein Ende zu machen, wenn er Meinen unſtreitigen Gerechtſamen Gerechtigkeit wiederfahren läßt, ſo fehlt doch ſehr viel, daß ermeldeter Hof ſich in Anſehung meiner ſo bezeigen ſollte. Man vergißt daſelbſt vielmehr alle Pflichten, welche eine Macht, auch ſogar in Zeiten des Krieges, der anderen ſchuldig iſt und geht mit ſo geringer Behutſamkeit und einer ſo unanſtändigen Weiſe, ſowohl in Schriften, welche dieſer Hof bekannt macht, als auch in den mündlichen Unterredungen mit ſeinen Miniſtern mit Mir um, daß kein Exempel vorhanden, wo man den Zorn und Eifer ſo weit getrieben hätte. Da ich indeſſen des hochmüthigen Bezeigens des Wieneriſchen Hofes und der wenigen Behutſamkeit, welche derſelbe gegen andere Höfe auch zur Zeit des Friedens an den Tag legt, gewohnt bin, ſo habe ich dieſe, unter gebildeten Nationen, die auch bei den ſtärkſten Irrungen eine gewiſſe Wohlanſtändigkeit beobachten, bisher unerhörte, Art und Weiſe verachtet. Allein man hat zu Wien geglaubt, wie man es dabei mit Mir nicht bewenden laſſen müſſe und hat, ohne auf die Kriegsgeſetze Acht zu haben, welche auch unter den wilden Völkern in Obacht genommen werden, zu den abſcheulichſten Schändlichkeiten ſich verleiten laſſen, Kundſchafter, Spione, B a n d i t e n in's Lager zu ſenden, um alle Meine

Unternehmungen auszuforſchen, mich zu verrathen, den feindlichen Parteien zu überliefern und ſogar nach Meiner Perſon zu trachten. Das, was die Abſcheulichkeit noch am fürchterlichſten macht, iſt das Bekenntniß eines Banditen, welcher genöthigt worden war, in Gegenwart des Herzogs von Lothringen in dem Hofkriegsrathe ausdrücklich dieſer Sache halben einen Eid zu leiſten, ſo ich aber kaum glauben kann. Ich geſtehe, daß Mir daſſelbe aus Liebe zu dem Herzoge von Lothringen nahe geht, weil ich niemals würde geglaubt haben, daß er dergleichen Unanſtändigkeiten, welche dem Wieneriſchen Hofe in der ganzen Welt Schande und Schaden zuziehen müſſen, zu verſtatten fähig geweſen wäre. Ich ſehe mich, wiewohl ungern, genöthigt, ſo wenig anſtändige Sachen vor den Namen des öſtreichiſchen Hauſes und den Urhebern eines ſo verdammlichen Vorhabens bekannt zu machen. Allein da dieſes zum Unglücke mehr als zu wahr und bewieſen iſt, ſo habe ich Euch hiervon Nachricht geben wollen, damit Ihr ſolches an dem Orte, wo Ihr Euch aufhaltet, bekannt machen könnt." — Der Miniſter v. Dankelmann machte hierüber in Mainz, wo er ſich aufhielt, ein beſonderes Memorial bekannt, welches der Wiener Hof nicht unbeantwortet ließ.

Dieſer Federkrieg ſollte jedoch bald durch ein Zuſammentreffen mit ſchärferen Waffen zum Schweigen gebracht werden. Der König ſah das Gewitter heraufziehn; aus Pogrell ſchreibt er den 8. April an Jordan: „Mein lieber Jordan, wir werden uns morgen ſchlagen. Du kennſt das Schickſal der Waffen. Man hat vor dem Leben eines Königs nicht mehr Reſpect, als vor dem Leben eines Unterthans und ich weiß alſo nicht, was aus mir werden wird. Iſt meine Beſtimmung zu Ende, ſo erinnere Dich an einen Freund, der Dich immer zärtlich liebte. Verlängert der Himmel mein Leben, ſo ſchreibe

ich Dir morgen und Du erfährſt, daß wir geſiegt haben. Leb wohl, beſter Freund, ich liebe Dich bis in den Tod!"

Die Schlacht von Molwitz.

(Den 10. April 1741.)

Der König ſetzte ſich des Morgens fünf Uhr von Pogrell mit ſeinem Heere, welches ohngefähr 24,000 Mann ſtark war, in Marſch gegen das Dorf Molwitz, deſſen Anhöhen von dem Feldmarſchalle Neipperg mit einem Heere von gleicher Stärke beſetzt waren. Das treffenweiſe Aufmarſchiren der Preußen nahm viel Zeit weg und verſtattete den Oeſtreichern, ſich zu ſammeln und zu formiren. Anfänglich fügte ihnen die preußiſche Artillerie großen Schaden zu, indeſſen warf ſich der öſtreichiſche General v. Römer mit ſeiner Reiterei ſo ungeſtüm auf die preußiſche Reiterei des rechten Flügels, daß dieſe in die größte Unordnung gerieth und den König ſelbſt mit fortriß. „Der König," ſo erzählt er ſelbſt, „welcher ſeine Cavallerie wieder zuſammenzubringen glaubte, wie man eine Koppel Jagdhunde aufhält, ward von ihrer Unordnung bis zum Mittelpunkte der Armee fortgeriſſen, wo es ihm gelang, einige Schwadronen wieder zu ſammeln, die er auf den rechten Flügel zurückbrachte und zum Angriffe gegen die Oeſtreicher führte; aber geſchlagene und in Eile wieder zuſammengeraffte Truppen halten ſich nicht; ſie wurden zerſtreut und General v. Schulenburg blieb bei dieſem Angriffe. Die ſiegreiche feindliche Reiterei fiel nun auf die rechte Seite des preußiſchen Fußvolks. Dreimal wurden die hier aufgeſtellten drei Bataillons lebhaft angegriffen, öſtreichiſche Officiere fielen verwundet zwiſchen ihren Reihen nieder; ſie warfen mit dem Bajonett die feindlichen Reiter aus dem Sattel und ſchlugen die Oeſtreicher mit großer Tapferkeit zurück. Der Feldmarſchall Neipperg wendete, von ſeiner Reiterei unter-

ſtützt, unſägliche Mühe an, um in die Truppen des Königs einzubrechen, aber umſonſt; dieſe tapfere Infanterie ſtand wie ein Fels gegen die Angriffe der Feinde. Auf dem linken Flügel ſtand es nicht ſo mißlich; dieſer war durch einen Bach und einen Moraſt gegen den Angriff der Feinde gedeckt und die preußiſche Cavallerie hatte die öſtreichiſche geworfen. Indeſſen dauerte das Feuer der Infanterie auf dem rechten Flügel faſt ſeit fünf Stunden ununterbrochen fort; die Munition war verſchoſſen, die Soldaten leerten ſogar die Patronentaſchen der Gebliebenen. Es war eine ſchreckliche Lage; alte Officiere glaubten ſchon, es ſei Alles ohne Rettung verloren und ſahen den Augenblick kommen, wo dieſe tapfere Schaar ohne Pulver und Blei ſich dem Feinde würde ergeben müſſen. Aber ſo ging es nicht, und dies mag junge Krieger lehren, nicht zu bald alle Hoffnung zu verlieren." — Hier war es nämlich — doch davon ſchweigt Friedrich — wo ihm der beſorgte Feldmarſchall Schwerin den Rath ertheilte, das Schlachtfeld zu verlaſſen, auf welchem bereits der Vetter des Königs, der Markgraf Friedrich Albrecht von Brandenburg-Schwedt, ein Enkel des großen Kurfürſten, an des Königs Seite rühmlich gefallen war, und ſich nach der Stadt Oppeln in Sicherheit zu begeben. Friedrich gab nun ſeinem Schimmel die Sporen und ritt mit ihm in einem Zuge vierzehn Meilen, wodurch dies Pferd als „der lange Molwitzer Schimmel" berühmt wurde. In der Nacht am Thore vor Oppeln angekommen, verlangt der König eingelaſſen zu werden; man beantwortet ſein Begehr mit Flintenſchüſſen, denn dieſe Stadt war unterdeſſen von Oeſtreichern beſetzt worden. Raſch kehrt er um und findet endlich Nachtquartier in einer Mühle, wo ihm der Adjutant v. Bülow die Nachricht bringt, daß die Schlacht gewonnen worden ſei. — „Das Fußvolk des rechten Flügels,"

erzählt der König weiter, „hielt nicht allein Stand, ſondern gewann auch Vortheil über den Feind. Kaum ward der Feldmarſchall Schwerin dies gewahr, ſo machte er eine Bewegung mit ſeinem linken Flügel, den er gegen die rechte Seite der Oeſtreicher führte; dieſe Bewegung war das Signal zum Siege und zur völligen Niederlage der Feinde. Sie zerſtreuten ſich in größter Unordnung, die Nacht verhinderte die Preußen, ihre gewonnenen Vortheile weiter zu verfolgen.“ Friedrich giebt ſeinen Verluſt auf 2500 Todte und 3000 Verwundete an. Das erſte Bataillon Garde verlor die Hälfte ſeiner Officiere und von den 800 Mann, woraus es beſtand, blieben nur 180 im dienſtfähigen Zuſtande. Der Armee der Königin koſtete dieſe Schlacht 180 Officiere und 7000 Mann an Todten und Verwundeten, an Gefangenen 1200 Mann. Die Preußen hatten ſieben Kanonen und drei Standarten erbeutet. Der König iſt ſo weit entfernt, ſeine in dieſer Schlacht bewieſene Kriegskunſt zu rühmen, daß er ſie vielmehr ſehr gering anſchlägt. „Der Leſer,“ ſagt er, „wird bei der Erzählung von der Eröffnung dieſes Feldzuges ohne Zweifel bemerkt haben, daß es gleichſam um die Wette ging, wer die meiſten Fehler begehen würde, der König oder der Feldmarſchall.“ Nachdem er nun die Fehler Neipperg's aufgezählt hat, fügt er hinzu: „Der König aber bietet noch mehr Veranlaſſung zum Tadel dar“ und nun hält er ſich ſelbſt eine gründliche Strafpredigt; ſeiner Armee ertheilt er dagegen das ehrenvollſte Zeugniß. „Was die Preußen eigentlich rettete,“ ſagt er, „war ihre Tapferkeit und ihre gute Mannszucht. Molwitz war die Schule des Königs und ſeiner Truppen. Dieſer Fürſt ſtellte reifliche Ueberlegungen über alle von ihm begangene Fehler an und ſuchte ſie in der Folge zu vermeiden.“ —

Der Feldmarſchall Neipperg vermied ein zweites Zuſam-

mentreffen und begnügte ſich, Streifparteien auszuſchicken. Daſſelbe that der König. Die Gelehrten, Philoſophen und Poeten, welche den König in das Feld begleitet hatten, waren bei dem erſten Kanonenſchuſſe davon gelaufen; Maupertuis, mit dem, als einem lateiniſchen Reiter, das Pferd durchging, wurde von den ungariſchen Huſaren gefangen genommen und nach Wien transportirt. Sein Schickſal hatte dem Philoſophen Jordan ſo große Furcht eingejagt, daß er keine Luſt mehr bezeigte, dem Könige in das Feldlager zu folgen. Friedrich verweiſt ihm ſeine Zaghaftigkeit in einem poetiſchen Briefe aus dem Lager vom April 1741, in welchem er darüber ſcherzt, daß Maupertuis, der den Nordpol zuſammengedrückt habe*), ſich nicht beſſer gegen die öſtreichiſchen Huſaren gewehrt hätte. Da Jordan den Vorfall höchſt tragiſch genommen hatte, giebt der König davon eine komiſche Erzählung:

— — — Alſo erging's, ihr ſollt es gleich erfahren,
Dem Herrn Maupertuis bei den Huſaren;
Der Erſte traut ihm nicht, er fragt: „mit Gunſt,
Was iſt das für ein Kauz?" — „Er treibt die ſchwarze Kunſt!"
Spricht ein Soldat. Ein Anderer, voll Bangen,
Ruft aus: „ein Zauberer? dann muß er hangen!"
Ein Dritter, der ein Pfifficus will ſein,
Sagt: „ſicher iſt's ein Jeſuit aus Rom."
Noch Einer ruft: „ihr Herrn, euch trügt der Schein,
Weit ſchlimmer ſteht's mit ihm, er iſt ein Aſtronom.
In Wien, wo auf den weichen Atlasbetten

*) Maupertuis hatte auf ſeiner Entdeckungsreiſe nach Lappland berechnet, daß die Erde an dem Nordpole eingedrückt ſei.

Die Faulheit ſich behaglich ſtreckt,
Die Thorheit ſich mit Flitterſtaat beſteckt,
Wird er willkommen ſein, ich möchte wetten."
„Marſch alſo, fort, Herr Bücherwurm, mit dir,
Was ſuchſt du in dem Lager hier?"
So ruft ein Geck vom allerneuſten Schnitt
Mit aller Höflichkeit; d'rauf giebt er ihm im Nu
Vor ſeinen Allerwerthſten einen Tritt
Und ſo ſpedirt er ihn der Donau zu. —

So hätteſt Du mir dieſe Geſchichte erzählen ſollen und ſo müßte ſie ein ganz und gar unbeſchäftigter Mann eingekleidet haben. Was mit Dir vorgeht, ich weiß es nicht, aber Deine Briefe werden mit jedem Tage düſtrer und melancholiſcher. Ich glaube, wenn Du könnteſt, Du würdeſt die ganze Welt mit Deiner Traurigkeit und dem unnützen Kummer anſtecken, der Dir am Herzen nagt. Werde doch endlich vernünftig! Trinke Dir ein Räuſchchen, hau' etwas über die Schnur und ſei luſtig. Die größte Thorheit in der Welt iſt Traurigkeit; ſei alſo klug, liebe mich und zweifle nicht daran, daß ich immer Dein heiterſter Diener ſein werde." —

Jordan mußte noch oft für ſeine Zaghaftigkeit leiden; der König ſchickte ihm nach Breslau, wohin er ſich in Sicherheit gebracht hatte, aus dem Lager von Grottkau (d. 5. Mai 1741) die nachfolgenden Verſe zu:

In Breslau zitterſt du nun ſchon
Vor Bomben- und Kanonenton,
Derweil wir fort nach Grottkau ziehn,
Ziehſt du es vor, ganz heimlich zu entfliehn.
Belag'rung und Bataillen ſtimmen
Die Eingeweide dir zu mitleidvollem Grimmen.

Mit einem Wort, aus ſeinem Lager auf
Sprang nie ein Haſe in ſo haſt'gem Lauf,
Als unſer Freund, der ſich bei Nebel und bei Nacht
Aus unſerm Lager hat auf und davon gemacht.

Nun aber bitt ich, ſagen Sie,
Wie ſteht es doch mit der Philoſophie?
Der ernſten, die den Tod verachten lehrt,
Das heißt: von fern, da ſie nicht gern ſich wehrt.
Kanonendonner brüllt aus ſchwarzem Schlund,
Erſchüttert iſt davon der Erde Grund,
Ein Eiſenhagel niederſchlägt,
Die Luft das Blei auf ihren Flügeln trägt.
Aus finſtrem Höllenſchlunde ſteigt
Der Tod, der dieſen Krieg erzeugt.
Es ſchlagen glühend heiß die Flammen
Bellona's über uns zuſammen,
Und ohne Mitleid auf dem grünen Feld
Das Schwert hier eine reiche Ernte hält.

Nur wer, von Flammen und von Tod
Und von Gefahren rings bedroht,
Mit Seelenruhe ſich als Mann bewährt,
Er iſt des Namens eines Philoſophen werth.
Die andern, ſei erlaubt es zu bekennen,
Ich kann ſie nur Windbeutel nennen;
Ihr Herrn Gelehrten ſeht nun ſelbſt wohl ein
Den Unterſchied von S e i n und S ch e i n.
In eure Studien, euren Bücherſtaub verloren
Spielt ihr vortrefflich die Doctoren,

Doch, euern wahren Muth zu offenbaren,
Zeigt euch inmitten der Gefahren!
Es ſcheint, ihr lauft ſehr ſchnell davon
Und werbt nicht um des Lorbeers ſchönen Lohn.
Doch wir, begabt mit ſtärk'rem Geiſt,
Als ihr, die ihr euch weiſe dünkt und heißt,
Wir wiſſen jenen Stürmen Trotz zu bieten;
Mag um mich her Verwirrung wüthen,
Der Erdball ſelbſt in Trümmer gehn,
Ich werde unerſchüttert ſtehn! —

Dies iſt der Gruß, mit dem ich aus einem ſehr kriegeriſchen Lager Eure Weisheit zu grüßen mir erlaube. Das Compliment, das meine Muſe Ihnen macht, ſieht ein wenig martialiſch aus, allein Sie werden etwas Wahres darin finden und, unter uns geſagt, die Wahrheit war jederzeit meine Gebieterin. Sollte ich ein Hofmann werden, dann wird Ihnen meine Muſe ein verbindlicheres Compliment machen u. ſ. w."

Je unmuthiger Jordan antwortet, je mehr er über Krankheit klagt und je empfindlicher er die Scherze des Königs aufnimmt, deſto mehr läßt es ſich dieſer angelegen ſein, ihn aufzuheitern und auf's Neue mit ſatyriſchen Verſen zu verfolgen.

(Am 9. Mai.)

Gegeben in des Lagers Schanze
Zu Molwitz, wo uns zu dem Tanze
Kanonen ſpielen luſtig auf
Und Jordan Reißaus nahm im ſchnellſten Lauf.

Was fällt Ihnen ein? Meine Verſe, meine flüchtigen Zeilen ernſthaft zu nehmen! Nein, nein, ich kenne Sie beſſer,

Sie wollen mir etwas weis machen; ſollte der leichte Ton des Scherzes ſo beißend geweſen ſein?

> Wie ſündhaft auch der Geiſt oft ſei,
> Unſchuldig war mein Herz dabei.

So antworte ich auf den ſehr ernſthaften Brief, den ich ſo eben von Ihnen erhalte. Ich bin heute juſt nicht bei ſo ſchwarzgallichter Laune, um mich über ein Unglück zu betrüben, und ich beklage Ihren Geiſt von ganzem Herzen wegen der unnöthigen Qualen, die er Ihnen verurſacht.

> Vielleicht war es ein böſer Wind
> Der ſeinen Weg nicht fand geſchwind,
> Und weil er allzulangſam ſchlich,
> Kneift er und quält und ängſtet dich.

Da haben Sie den Ausſpruch der mediciniſchen Facultät; in dieſer Angelegenheit muß Ihre Commodité entſcheiden, denn in dergleichen Sachen iſt ſie die competenteſte Richterin.

Wenn es Ihnen nicht gefällig iſt, Ihre Hypochondrie ſpazieren zu führen und ſich wie ein Pudel zu beſudeln, werden Sie ſehr wohl thun, in Breslau zu bleiben.

Seit einigen Tagen kann ich Ihnen von nichts weiter melden, als von Regen, Schnee, Hagel und ſchlechtem Wetter; hier giebt es nichts, was Sie aufheitern könnte, allein ich leiſte auch darauf Verzicht, denn es würde mir doch nicht gelingen. Bei alledem bin und bleibe ich einer der eifrigſten Freunde des Herrn Jordan." —

Um den ungezwungenen Ton kennen zu lernen, in welchem Friedrich ſeinen Freunden geſtattete, an ihn zu ſchreiben, ſchalten wir hier einige Auszüge aus den Briefen Jordan's ein.

(Berlin, d. 17. Dec. 1740.)

Das Manifeſt iſt endlich erſchienen; aber Jedermann erſtaunt darüber, daß es ſo kurz iſt. Man erwartete und verlangte eine weitläufige Deduction und ſtatt deren erhielt man nur ein Compliment für diejenigen Mächte, von denen man glaubt, daß ſie jetzt ſehr beunruhigt ſind. — — Noch eine Neuigkeit, die mir ſehr originell ſchien und die man ſtark verbreitet. Der König von Polen ſoll wegen ſeiner Religionsänderung heftige Gewiſſensbiſſe verſpüren. Er weiß nicht, wie er die Gemüthsruhe wieder erlangen ſoll, die ihm ehemals das Lutherthum gewährte. Aber er wendet, um ſeine Skrupel los zu werden, ſich nicht an den Papſt, ſondern öffnet ſein Herz dem Könige von Preußen, damit dieſer ſeinen wankenden Glauben befeſtigen und ſeinem Credo die nöthige Feſtigkeit geben ſoll. O tempora! Eins iſt ganz gewiß, daß ganz Paris itzt von einer Religionsänderung Ew. Majeſtät ſpricht. Alle Briefe, die von daher nach Berlin kommen, ſind voll davon. Dieſe Neuigkeit bringt mich auf die Idee, daß die Theologen den Himmel nicht gern wollen verloren gehn laſſen. Weil ein König ſich durch ſeine Abſchwörung der Rechte darauf beraubt, eignet ein anderer ſie ſich durch ſeine Bekehrung wieder zu. u. ſ. w.

(Den 20. Dec.)

In allen Kirchen fleht man zu dem Himmel, die Waffen Ew. Majeſtät zu ſegnen und giebt das Wohl der proteſtantiſchen Religion als die einzige Urſache dieſes Krieges an. Bei dieſen Worten erwacht der fromme Eifer des Volks. Man preiſet Gott, daß er einen ſo mächtigen Vertheidiger erweckt hat und entrüſtet ſich, daß man es wagen konnte, ihm Gleichgültigkeit gegen den Proteſtantismus zuzutrauen. Auch verſichert man es, ohne es unterſucht zu haben, daß Ew.

Majeſtät Rechte unwiderſprechlich ſind. In der That, ein herrlicher Staatsſtreich!

Können Ew. Majeſtät wohl glauben, daß in dem Buche des Koſterus, welches ſchon vor langer Zeit herausgekommen iſt, Ihnen Schleſien und Mähren zugetheilt werden? Die Theilung, welche dieſer Prophet mit den Staaten des Kaiſers vornimmt, verdient ihrer Sonderbarkeit wegen, daß man ſie lieſt. Der Kurfürſt Georg Wilhelm, dem, wie Bayle erzählt, die Offenbarungen dieſes Fanatikers auffielen, ließ ihn 1625 nach Berlin einladen.

(Breslau, den 14. April 1741.)

An allen Straßenecken findet man einen Volksredner, der Ew. Majeſtät Truppen wegen ihrer kriegeriſchen Thaten erhebt. Da ich nichts zu thun habe, hörte ich dieſe Reden oft mit an, die mehr das Herz, als die Kunſt eingab. — Dieſen Morgen verließ ich Herrn von Camas, der vielleicht dieſen Tag nicht überleben wird, da Arzt und Wundarzt ihn aufgegeben haben.“

(Breslau, den 2. Mai 1741.)

Für Ungarns Königin zu beten
Entfernte ſich drei Tage lang
Der Vater Papſt. Da ward in ihren Nöthen
Der frommen Cleriſei ſehr bang.
Bei ſeiner Wiederkehr am vierten Morgen
Frug ſeine Heiligkeit ein Cardinal voll Sorgen:
„Was thateſt du doch in dem Himmel droben?“
„Ich ging, der heil'gen Jungfrau Meſſen zu geloben,
Es war ein Galatag, auf ihrem Throne
Erſchien Madonna mit der Krone,
Doch denkt euch, in dem Himmel war es leer,

All' unſ're Orden gelten dort nicht mehr;
Madonna war es, die für Friedrich ſtritt,
Sie trägt den Orden jetzt: pour le mérite!"

Obgleich Ew. Majeſtät immer von einem Siege zum andern fliegen, ſo hör' ich doch nicht auf, den Frieden zu wünſchen; denn er iſt das einzige Mittel, Sie in dem Schooße ihrer Völker zu erhalten, deren ganzes Glück Sie ſind. Möchte doch alle Welt die Lorbeern ſo wenig lieben, als ich.

Nach Siegeskränzen werd' ich nie in meinem Leben
Mit eitler Ruhmbegierde ſtreben;
Nur einen Lorbeer ſeh' ich freundlich winken,
Es iſt das Lorbeerblatt — am Schinken.

(Breslau, im Mai 1741.)

Ew. Majeſtät werfen mir immer üble Launen vor. Darf ich ſagen, daß Ew. Majeſtät in dieſem Stücke jenem Arzte gleichen, der ſeinem Kranken das Fieber wünſchte, um das Vergnügen zu haben, ihn heilen zu können.

— Ich bin nie ein Höfling geweſen, auch bedürfen Sie dieſes Gezüchtes nicht, das immer die Wahrheit verhehlt. Man wagt es, ſie frei vor Ihnen zu ſagen. Ich langweile mich in Breslau, weil ich Ew. Majeſtät meine Aufwartung nicht machen kann und weil mir meine Bibliothek fehlt."

Die Nachricht von dem Siege bei Molwitz ſetzte ſämmtliche europäiſche Mächte in Bewegung, vorläufig aber nur zu diplomatiſchen Unterhandlungen. Der Hof von Verſailles ſchickte den Marſchall von Belle-Isle in das Lager des Königs, um ihm ein Bündniß mit Frankreich anzutragen, was zur

Folge hatte, daß der König nach einiger Zögerung dem zwiſchen Frankreich, Spanien und Baiern den 5. Mai zu Nymphenburg geſchloſſenen Vertrage beitrat. Auch ſchwediſche und engliſche Geſchäftsträger fanden ſich bei dem Könige ein. Rußland, England und Dänemark waren von Oeſtreich gewonnen, die Ausſichten zum Frieden verſchwanden.

Während der König ſich beſchäftigte, ſein Heer wieder ſchlagfertig zu machen, entwarf Neipperg Pläne, die gefährlich hätten werden können, wenn ihm Zeit zur Ausführung gelaſſen worden wäre. „Wir glauben — ſo ſpricht Friedrich ſelbſt — daß es nicht unpaſſend ſein wird, zu erzählen, auf welche Art der König zur Entdeckung derſelben gelangte. In Breslau befand ſich eine anſehnliche Menge alter Damen, die aus Oeſtreich und Böhmen gebürtig, in Schleſien aber ſeit langer Zeit ſchon anſäſſig waren; ihre Verwandten lebten in Wien und Prag und einige derſelben dienten in dem Heere des Feldmarſchalls Neipperg. Der fanatiſche Geiſt der katholiſchen Religion und der öſtreichiſche Stolz vermehrten ihre Liebe für die Königin von Ungarn; bei dem bloßen Namen Preuße geriethen ſie in Wuth. Sie ſchmiedeten geheime Anſchläge, knüpften Verſtändniſſe an, unterhielten vermittelſt der Mönche und Prieſter, die ihnen als Spione dienten, Briefwechſel mit der Armee des Feldmarſchalls v. Neipperg und wußten um alle Pläne der Feinde. Die Damen hatten, um ſich unter einander Troſt zuzuſprechen, ſogenannte Betſtunden feſtgeſetzt, zu welchen ſie ſich faſt alle Abende verſammelten, einander ihre Nachrichten mittheilten und ſich berathſchlagten, was zu thun ſei, um eine ketzerige Armee aus Schleſien zu treiben und alle Ungläubigen zu vertilgen. Der König hatte im Allgemeinen erfahren, was in dieſen Conventikeln vorging; er ſparte Nichts, um in dieſe Zuſammenkünfte eine falſche Schweſter hineinzubringen, die

durch vorgegebenen Haß gegen die Preußen eine gute Aufnahme darin fände und von Allem, was man verabredete, Bericht erſtatten könnte. Auf dieſem Wege erfuhr man, daß der Feldmarſchall Neipperg den Plan habe, durch ſeine Bewegungen den König von Breslau zu entfernen, dann mit forcirten Märſchen gegen dieſe Hauptſtadt anzurücken und vermittelſt heimlicher Einverſtändniſſe ſich derſelben zu bemächtigen. So hätte er den Preußen alle ihre Magazine entriſſen und ihnen die Verbindung abgeſchnitten, welche ſie vermittelſt der Oder mit der Mark Brandenburg unterhielten. Sofort beſchloß der König, dem Feinde zuvorzukommen und die mit der Stadt Breslau abgeſchloſſene Neutralität, welche der dortige Magiſtrat auf mehr als eine Weiſe verletzt hatte, aufzugeben. Der König beſchied die Mitglieder des Stadtrathes, welche dem Hauſe Oeſtreich am meiſten ergeben waren, den 10. Auguſt in ſein Lager; die fremden Geſandten wurden Tages vorher „zu einem Kriegsfeldfeſtin" dahin eingeladen, um ihre Perſonen gegen jede Gefahr zu ſchützen. Der König erſuchte die Stadt um ungehinderten Durchmarſch für ein Regiment. Unterdeß daſſelbe durch das eine Thor einrückt, entſteht an einem andern Verwirrung durch einen zerbrochenen Wagen; dies benutzten drei Bataillons und fünf Schwadronen, um ſich in die Stadt zu ſchleichen. Die Infanterie beſetzte die Wälle und die Plätze der Stadt und hielt die Thore geſperrt; die Reiterei ſäuberte die Hauptſtraßen und in weniger als einer Stunde Zeit war Alles unterworfen; Graf Schwerin führte das Commando. Nicht die geringſte Unordnung fand ſtatt, weder Plünderung noch Todtſchlag. Der Magiſtrat leiſtete dem Könige noch an demſelben Tage, die Bürgerſchaft am folgenden — den 11. Auguſt — den Eid der Treue. Drei Bataillone blieben in der Stadt; der General Marwitz wurde zum Gouverneur ernannt.

Am 13. Auguſt wurde in allen Kirchen ein Te Deum geſungen und drei Dankpredigten gehalten, die erſte in der Frühkirche, die zweite bei dem Amte, die dritte bei der Vesper. Zur Frühpredigt hatte der König den Text ausgewählt: 1 Timoth. 2, V. 1. 2. „So ermahne ich nun, daß man vor allen Dingen zuerſt thue Bitte, Gebet, Fürbitte und Dankſagung für alle Menſchen, für die Könige und für alle Obrigkeit, auf daß wir ein geruhiges ſtilles Leben führen mögen in aller Gottſeligkeit und Ehrbarkeit.“ Durch einen Druckfehler — zu dem der König bei ſeiner Neigung zum Scherz vielleicht Veranlaſſung gegeben hatte — war in der Breslauer Zeitung anſtatt V. 1. 2. gedruckt worden V. 12, welcher alſo lautet: „Einem Weibe geſtatte ich nicht, daß ſie lehre, auch nicht, daß ſie des Mannes Herr ſei, ſondern daß ſie ſtille ſei.“

Die öſtreichiſch Geſinnten fanden darin eine verletzende Anſpielung auf die Kaiſerin, und es wurde für gut befunden, den Druckfehler in der Zeitung zu widerrufen, was nun die Folge hatte, das Publikum erſt recht aufmerkſam zu machen. „Die Königin von Ungarn — erzählt der König weiter — fing jetzt an einzuſehn, welche Gefahr ſie bedrohe. Die Franzoſen gingen über den Rhein und näherten ſich in großen Tagemärſchen der Donau. Die Furcht dämpfte jetzt den Hochmuth der Königin; ſie ſendete Herrn Robinſon, engliſchen Geſandten an ihrem Hofe, an den König, um einige Verſuche zum Vergleiche zu machen. Herr Robinſon nahm einen hohen Ton an und ſagte: die Königin wolle gern das Vergangene vergeſſen, ſie biete ihm Limburg, das ſpaniſche Geldern und zwei Millionen Thaler Entſchädigung für ſeine Anſprüche auf Schleſien an, unter der Bedingung, daß er Frieden mache und

die Herzogthümer ohne Aufſchub räume. Dieſer Miniſter war eine Art Enthuſiaſt für die Königin von Ungarn; er unterhandelte mit einem Pathos, wie er etwa in dem Unterhauſe geſprochen haben würde. Der König, der ſehr geneigt war, Lächerlichkeiten aufzufaſſen, nahm denſelben Ton an und antwortete: „Fürſten ohne Ehre mögen ihre Gerechtſame für Geld verkaufen, für mich ſind dergleichen Anträge noch beleidigender, als die hochmüthige Verachtung des Wiener Hofes.“ Mit geſteigertem Tone fuhr er fort: „Meine Armee würde mich für nicht werth achten, ſie anzuführen, wenn ich durch einen ſchimpflichen Vertrag die Vortheile aufgäbe, welche ſie mir durch Thaten der Tapferkeit, die ſie unſterblich machen, verſchaffte. Wiſſen Sie ferner, daß ich nicht ohne den ſchwärzeſten Undank meine neuen Unterthanen aufgeben könnte, alle dieſe Proteſtanten, welche mich durch ihre Wünſche herbeigerufen haben. Wollen Sie, daß ich dieſe wie Schlachtopfer der Tyrannei ihrer Verfolger überliefre, die ſie ihrer Rache aufopfern würden? Ha! Wie ſollte ich auch nur an einem einzigen Tage die Gefühle der Ehre und Redlichkeit, die mir angeboren ſind, verläugnen? Wäre ich einer ſo ehrloſen, ſo feigen Handlung fähig, ich würde glauben, meine Ahnherrn aus ihren Gräbern ſteigen zu ſehn. Nein, würden ſie mir zurufen, du biſt nicht mehr unſer Blut, du ſollſt dich für unſer gutes Recht, das wir dir überliefert haben, ſchlagen, und du verkaufſt es! Du beſchmutzeſt die Ehre, die wir dir als das koſtbarſte Erbtheil hinterlaſſen haben; unwürdig ein Fürſt, ein König zu ſein, biſt du nichts als ein ehrloſer Krämer, der den Gewinn dem Ruhme vorzieht. Nein, niemals, niemals werde ich einen ſolchen Tadel verdienen; eher würde ich mich und mein Heer unter den Trümmern von Schleſien begraben laſſen als zugeben, daß der Ehre und dem Ruhme des preußiſchen Namens

der geringſte Flecken zugefügt würde. Dies iſt die einzige Antwort, mein Herr, welche ich Ihnen geben kann."

Robinſon wurde ganz verblüfft von dieſer Rede, auf die er nicht gefaßt war. Er kehrte nach Wien zurück, um ſie dort mitzutheilen.

Siebentes Capitel.

Der Wiener Hof in tauſend Aengſten. — Briefe der Kaiſerin Mutter. — Engliſche Vermittlung. — Lord Hindfort. — Geheime Unterhandlungen zu Kleinſchnellendorf. — Uebergabe der Feſtung Neiſſe. — Entſchuldigung der niederſchleſiſchen Stände. — Des Königs Degen als Reichsſchwert. — Der patriotiſche Schlächter. — Der König kehrt nach Berlin zurück den 10 Nov. 1741.

Das Unwetter, welches gegen das Haus Oeſtreich heranzog, und die Gefahren, welche es mit jedem Tage mehr bedrohten, veranlaßten endlich die Königin zu dem ernſtlichen Entſchluſſe, ſich von einem ihrer Feinde zu befreien, damit das furchtbare Bündniß, dem ſie zu unterliegen Gefahr lief, ſich auflöſen möchte. Sie verlangte aufrichtig den Frieden; ſie machte wegen Breslau keine weitern Umſtände; ſie beſtand nur auf Neiſſe. Lord Hindfort, engliſcher Geſandter bei dem Könige, welcher in ihrem Namen unterhandelte, verlangte, daß der König für ſo große Abtretungen der Königin mit aller ſeiner Macht beiſtehen ſollte. Der König antwortete: er bedaure dieſe Anerbietungen

abſchlagen zu müſſen, allein er könne nicht gegen die Verträge handeln, welche er ſo eben mit Frankreich und Baiern abgeſchloſſen habe. Die Angſt war ſo groß in Wien, daß man in jedem Augenblick die Ankunft der Baiern erwartete. Auf den Landſtraßen ſah man nichts als Flüchtlinge, der Hof war in Begriff, Wien zu verlaſſen. In dieſer allgemeinen Beſtürzüng ſchrieb die verwittwete Kaiſerin an den Prinzen Ferdinand von Braunſchweig, welcher in der preußiſchen Armee diente, einen Brief, der zu merkwürdig iſt, als daß wir ihn nicht mittheilen ſollten.

(Wien, den 17. Sept. 1741.)

Mein lieber Neffe!

Ich breche ein ſchmerzliches Stillſchweigen, welches mir Ihr Benehmen, indem Sie gegen uns dienen, aufgelegt hat. Ich würde es nicht thun, wenn ich einen anderen Weg wüßte, den König von Preußen zu beſchwören, mir in ihm ſelbſt einen Neffen wieder zu ſchenken, den ich, nach der Betrübniß, welche Sie beide mir zugefügt haben, meiner Achtung und Liebe nicht für würdig erklären kann. Mich darüber zu beruhigen, liegt in der Hand des Königs. Die Königin, meine Tochter, geſteht ihm Alles zu, wofür außer ihr Niemand Gewähr leiſten kann, wenn der König ſie in den Stand vollkommner Beruhigung ſetzt, das Feuer löſchen hilft, welches er ſelbſt angezündet hat und ſeine eigenen Feinde nicht noch vermehrt. —— Ueberreden Sie deshalb den König, unſer guter Bundesgenoſſe zu werden, der Königin mit Truppen beizuſtehn, um ihre, von ſo vielen Feinden bedrängten Staaten behaupten zu können. — — Ich verlaſſe mich ganz auf Ihre Vorſtellungen und auf die ſchönen Eigenſchaften, welche der König beſitzt, der, nachdem er uns das Unglück zugezogen hat, ſich die Ehre nicht wird nehmen laſſen wollen, uns vom Untergange zu retten und einige Rückſicht auf ſeinen eigenen

Vortheil und auf eine bekümmerte Mutter und Tante nehmen wird, welche hernach ſich ohne Groll wird nennen können

Ihre

wohlgeneigte Tante

Eliſabeth.

Prinz Ferdinand antwortete der verwittweten Kaiſerin dem Hauptinhalte nach, der König könne ſich nicht mit Ehren von den mit Frankreich und Baiern eingegangenen Verbindlichkeiten los machen, er bedaure die Kaiſerin aufrichtig, er wünſchte ihre Lage ändern zu können, indeſſen ſei die Zeit, wo es ihm frei geſtanden, ſich mit dem Wiener Hofe zu vergleichen, vorüber. — Wenige Tage darauf fing man einen Brief auf, welchen die verwittwete Kaiſerin an den Prinzen Ludwig von Braunſchweig nach Petersburg geſchrieben hatte; er war noch aufrichtiger geſchrieben, obſchon ſein Styl nicht beſſer war. Hier iſt die vom Originale genommene Abſchrift:

Wien, d. 21. Sept. 1741.

Mein lieber Neffe!

Der Stand unſerer Angelegenheiten hat eine ſo drückende Wendung genommen, daß man ihn ein gänzliches Verlaſſenſein nennen kann; denn Niemand iſt mehr für uns. Das, was uns in unſerem Unglück tröſtet, iſt, daß Gott mehr als einen Pharao in das rothe Meer ſtürzen und unſere falſchen Freunde verwirren wird. Es iſt nicht möglich, daß die Mehrzahl derſelben an einen Gott glaubt. Wahr iſt es, der falſche Schein hat mich nicht eingeſchläfert, und troß dem, daß der Kurfürſt von Baiern uns die Franzoſen auf den Hals gezogen hat und mich von hier vertreibt, halte ich ihn für einen würdigen Fürſten; er hat ſich nicht verſtellt. Ich trage Bedenken, Ihnen

mehr von hier zu ſchreiben. Es iſt ein trauriges Jahr für mich. Erhalten Sie uns das Bündniß mit Rußland, und möge man ſich dort vor falſchen und verſtellten Freunden hüten. Ich bin u. ſ. w.

Da der König dieſe Briefe ſelbſt mittheilt, dürfen wir ihre Aechtheit nicht bezweifeln. Er fügt noch folgende Bemerkungen hinzu: „Der Styl dieſer Briefe zeigt, wie der Fortſchritt der Preußen in Schleſien dem Wiener Hofe an das Leben ging und wie derſelbe nichts als Rache athmete. Welche Schlußfolge! Ein Jeder, der das Haus Oeſtreich angreift, kann nicht an Gott glauben! Den Frieden anbieten, wenn man freie Hand hat, ihn verweigern, wenn man ſich anderwärts gebunden hat, wird Falſchheit, Treuloſigkeit genannt." — Demnach hielt man in Wien das gegen die pragmatiſche Sanction gebildete Bündniß für den Krieg der Titanen, welche den Himmel ſtürmen, um Jupiter vom Throne zu ſtürzen.

Der König hatte noch immer vergeblich in den, bei ihm anweſenden, franzöſiſchen Geſandten, Herrn v. Vallori, gedrungen, ihm von ſeinem Hofe die Gewährleiſtung des Vertrages zwiſchen Preußen und Baiern zu verſchaffen. Frankreich machte noch immer Schwierigkeiten, dem Könige von Preußen die Grafſchaft Glatz und einige Stücke von Oberſchleſien zuzugeſtehn. Der König ſelbſt erzählt, auf welchem ſonderbaren Wege er ſich über die Inſtructionen des franzöſiſchen Geſandten Auskunft verſchaffte. „Ein Zufall wollte, daß, als Herr v. Vallori ſich eines Tages bei dem Könige befand, ihm ein Billet aus der Taſche fiel. Ohne ſich das Geringſte merken zu laſſen, ſetzte der König den Fuß darauf und entließ den Geſandten ſo ſchnell als möglich. Dieſes Billet war von Herrn Amelot in Paris, Secretair der auswärtigen Angelegenheiten. Es ent=

hielt: „man ſolle den Preußen nur in dem äußerſten Falle Glatz und Oberſchleſien zuzugeſtehn." Nach dieſer Entdeckung mußte Herr Vallori ſich in Alles fügen.

Dem Könige von England, der einen Einfall der Franzoſen in ſein Kurfürſtenthum Hannover fürchtete, lag Alles daran, den Frieden zwiſchen Oeſtreich und Preußen zu vermitteln, um an Friedrich wo möglich einen Bundesgenoſſen gegen Frankreich zu gewinnen. Lord Hindfort, der ſich als engliſcher Geſandter bei dem Könige befand, erhielt Auftrag, ſich in das öſtreichiſche Lager zu begeben, und machte von da aus dem wiener Hofe ſo dringende Vorſtellungen, daß derſelbe einwilligte, Niederſchleſien, Neiſſe und einen Theil von Oberſchleſien dem Könige abzutreten, ſobald dieſer verſpreche, ſich von den Feinden der Königin loszuſagen. „Der König — ſo erzählt er ſelbſt — welcher die Doppelzüngigkeit der Engländer und Oeſtreicher kannte, nahm dieſe Anträge für Fallſtricke, und um ſich nicht durch ſchöne Worte in ſeinem Lager einſchläfern zu laſſen, ging er über die Neiſſe und zwang Neipperg zum Rückzuge. Dieſe Bewegungen beſchleunigten die Unterhandlungen Hindforts; er benachrichtigte den König, daß es ihm damit vollſtändig gelungen ſei. Die Feinde begnügten ſich mit einer Unterredung, welche dem Staate Provinzen und den durch einen elfmonatlichen Feldzug erſchöpften Truppen ſichre Winterquartiere verſchaffte. Die Verführung war für den König groß; er wollte verſuchen, was dieſe Conferenz für ein Ergeben haben könnte. Er begab ſich im Geheim, nur von dem Oberſten Goltz begleitet, nach Kleinſchnellendorf, wo er den Feldmarſchall Neipperg, den General Lentulus und Lord Hindfort fand. — Der letztere führte das Protocoll. Man kam überein, Neiſſe ſollte nur zum Schein belagert, die preußiſchen Truppen in ihren Quartieren nicht beunruhigt werden; ausdrücklich aber wurde feſtgeſetzt, daß, ohne

Bewahrung des ſtrengſten Geheimniſſes über Alles, was man verabredete, die ganze Verhandlung null und nichtig ſein ſollte."

Der König hielt dieſe Unterhandlung für eine Hinterliſt des öſtreichiſchen Hofes, um ihn bei ſeinen Verbündeten darüber zu verdächtigen, daß er hinter ihrem Rücken Verabredungen mit dem Wiener Hofe treffe. Dieß beſtimmte ihn, jenen Punkt aufnehmen zu laſſen, daß er ſich nicht gebunden achte, ſobald das Geheimniß nicht bewahrt würde. Anſtatt aber ſich überliſten zu laſſen, überliſtete vielmehr Friedrich Neipperg und Hindfort. Während er dem Vertrage ſeine Unterſchrift nicht ertheilte, wußte er ſich dennoch die, ihm darin zugeſicherten, Vortheile zu verſchaffen. Neiſſe wurde von ihm nur zum Scheine belagert, von dem öſtreichiſchen Commandanten St. André nur zum Scheine vertheidiget und nach zwölf Tagen (den 31. Oct. 1741) übergeben. „Die öſtreichiſchen Truppen hatten die Stadt noch nicht verlaſſen, als die preußiſchen Ingenieurs ſchon auf den Wällen die neuen Feſtungswerke zeichneten, welche die Stadt zu einem der wichtigſten Plätze machten."

Dem Könige war ſehr daran gelegen, die Befeſtigung von Neiſſe ſchnell und nach ſeinen eigenen Angaben ausgeführt zu ſehn. An den Oberſten v. Schmettau, welchen er mit dieſer Arbeit beauftragt hatte, ſchreibt er, ſobald er nach Berlin zurückgekehrt war (den 9. Dec. 1741.)...: „So viel indeß das fortificiren von Neiſſe anbetrifft, ſo iſt ſolches Meine eigene Fantaſie, und glaube Ich Meine gute Urſachen zu haben, daß Ich Mir dieſe Fortification was Rechtes koſten laſſe, worüber ich Mich gegen Euch weiter expliciren will, wenn Ihr herkommen werdet. —— Was meine gegebenen Orders wegen Schlagung des Holzes, ingleichen wegen des Kalkes anlangt, ſo müſſen ſolche mit gutem menagement verſtanden und von denen,

welche an Ort und Stelle ſind, beurtheilt werden, wie weit ſolche möglich zu machen, als welches Ich in der Abweſenheit ſo genau nicht beurtheilen kann. Wenn ich demnach befehle, daß mit dreitauſend Arbeitern dorten dergleichen Dinge geſchehen, oder ſo viel Arbeiter zur Fortification ausgeſchrieben werden ſollen, ſo müſſen diejenigen, ſo an Ort und Stelle ſind, beurtheilen, ob ſolches angehen kann und dann, was möglich iſt und geſchehen kann, zur Execution bringen, was aber nicht thunlich noch möglich iſt, anſtehen laſſen. u. ſ. w." —

Um für den Fall, daß Oeſtreich zurücktrete, gedeckt zu ſein, führte der König ſeine Verhandlungen mit dem franzöſiſchen Hofe ununterbrochen fort. Er ſelbſt ſchweigt davon in ſeinen Schriften; um ſo wichtiger dürfte folgender Brief an den franzöſiſchen Marſchall Belle-Isle in Dresden ſein, welcher von demſelben Tage datirt iſt, an welchem er die Verabredung in Kleinſchnellendorf hatte.

Im Lager von .... den 9. Oct. 1741.

(Aus dem Franzöſiſchen.)

Mein verehrter Herr Marſchall!

Aus dem Briefe, welchen Sie mir ſo eben geſchrieben, erſehe ich, daß Sie meine Vollmachten wünſchen, um mit Sachſen abzuſchließen; ich habe ſie ſämmtlich expedirt. Sie werden wiſſen, daß Herr v. Vallori mir mehr als einmal erklärt hat, daß man Sachſen nichts weiter geben würde, als was ich von Oberſchleſien nicht haben wollte; ich verlange nichts weiter, als einen ganz kleinen Streifen von einer deutſchen Meile an der Seite von Oberſchleſien, und dies, um alle Ungelegenheiten zu vermeiden, welche zwiſchen Sachſen und mir durch die häufigen Ueberſchwemmungen der Neiſſe und die Veränderungen

ihres Bettes veranlaßt werden könnten. Dieſe Bedingungen ſind ſo gemäßigt, daß ich nicht wüßte, wie ich ſie aufgeben und unter welchem Vorwande Sachſen mir ſie verweigern könnte. — Was den Kurfürſten von Baiern betrifft, ſo hätte er es vielmehr in der Hand, mich zufrieden zu ſtellen und ſeine Sache iſt es, die Frage wegen der Herrſchaft Bawertein zu entſcheiden. Im Uebrigen habe ich das Vergnügen, hier die große Rolle zu bewundern, welche der König von Frankreich ſpielt, indem er den Kurfürſten von Baiern aufrecht hält, die böſen Abſichten des Königs von England vereitelt, die Holländer veruneiniget und den Krieg bis an die Thore von Petersburg trägt. Es war Ludwig XV. vorbehalten, der Schiedsrichter der Könige, und dem Marſchall von Belle-Isle das Werkzeug ſeiner Macht und ſeiner Weisheit zu ſein.

Ich bin mit aller erdenklichen Achtung und Freundſchaft, mein theurer Herr Marſchall

Ihr

getreuer Freund
Friedrich.

Dieſe Verhandlungen hatten zur Folge, daß der König mit dem Kurfürſten Karl von Baiern den 4. Nov. 1741 ein geheimes Schutz- und Trutzbündniß abſchloß, in welchem er dem Kurfürſten ſeine Stimme bei der Kaiſerwahl und die Gewährleiſtung für Böhmen, Ober- und Vorderöſtreich und Tyrol zuſicherte. Der Kurfürſt garantirte dagegen dem Könige die ſchleſiſchen Herzogthümer und Glatz. Zum Voraus machte ſich der Kurfürſt bei ſeiner Erhebung auf den Kaiſerthron verbindlich, dem Geſandten des Kurfürſten von Brandenburg das Kniebeugen bei Ertheilung der kaiſerlichen Belehnung und die Entſchuldigung wegen Nichterſcheinens ſeines Herrn in eigner

Perſon zu erlaſſen, auch dem Kurhauſe Brandenburg alle Vorrechte der königlichen Würde und Souverainetät, insbeſondere die uneingeſchränkte Macht der Standeserhöhungen zuzugeſtehen. Sachſen und Kurpfalz traten dieſem Vertrage bei und mit dem letzteren Hauſe ſchloß Friedrich den 24. Dec. 1741 noch einen beſonderen Vertrag, in welchem er auf Jülich und Berg Verzicht leiſtete.

Nach der Uebergabe von Neiſſe, beſchied der König die niederſchleſiſchen Stände zur Erbhuldigung auf den 7. Nov. nach Breslau. Er ſelbſt traf am 4. Nov. daſelbſt ein und wurde von den Zünften und der Bürgerſchaft feſtlich und unter lautem Jubelruf empfangen, es war nicht der Eroberer, es war der Befreier, der geliebte Landesvater, den das Volk willkommen hieß.

Der König hielt ſeinen Einzug durch das Schweidnitzer Thor. Vier blaſende Poſtillons ritten vorauf; ihnen folgten vier Laufer, dann der mit acht Schimmeln beſpannte Wagen des Königs, in welchem außer ihm ſich noch ſein Bruder, der Prinz Auguſt Wilhelm, und der Prinz von Braunſchweig befanden. In einem zweiten Wagen folgte der Feldmarſchall Leopold v. Deſſau, dann das größere Gefolge zu Pferde. Der Gouverneur hatte angefragt, ob der König erlaube ihn mit Begrüßung des Kanonendonners von den Wällen zu empfangen; ihm wurde der Beſcheid, daß er das Pulver für die Oeſtreicher ſparen ſolle. Der König ſtieg wiederum in dem gräflich Schlegenbergiſchen Hauſe ab. Am folgenden Tage wohnte der König dem Gottesdienſte in der lutheriſchen Eliſabethkirche bei, wo der Inſpector Burg über Matth. 22 vom Zinsgroſchen predigte. Der König verehrte ihm dafür einen Zinsgroſchen, der anſehnlich in das Gewicht fiel, eine Medaille, die ſein Vater

hatte prägen laſſen und die in Golde 200 Ducaten wog. — Während das Volk durch Sicherſtellung der Religionsfreiheit gewonnen wurde, verlangte die Eitelkeit der höheren Stände eine mehr irdiſche Befriedigung. Die Grafen von Hatzfeld und von Schönaich-Carolath wurden in den Fürſtenſtand erhoben, mehrere Edelleute zu Freiherrn und Grafen ernannt, was indeſſen zu mancherlei Reibungen Veranlaſſung gab, da die, mit kaiſerlichen Adelsbriefen verſehenen, Barone die, vom Könige ernannten, nicht als vollgültig anſehen wollten. Auch mit Vertheilung des ſchwarzen Adlerordens war der König freigebig; er verlieh ihn den Reichsgrafen Henkel, Hochberg, Noſtitz, den Grafen Bees, Räder u. A. Den katholiſchen Biſchof ſuchte ſich der König dadurch geneigt zu erhalten, daß er ihm das Münzrecht noch ferner verſtattete.

Die Erblandeshuldigung fand den 7. Nov. auf dem Rathhauſe in dem Fürſtenſaale ſtatt. Der König ſtand in Uniform mit bedecktem Haupte unter einem Thronhimmel auf einer Erhöhung. Der Miniſter Graf Podewils hielt im Namen des Königs eine Anrede an die Stände, welche der Landeshauptmann Herr v. Prittwitz beantwortete. Als der Huldigungseid auf das königliche Reichsſchwert, wie es unter böhmiſcher Herrſchaft hergebrachte Sitte war, geleiſtet werden ſollte, machte der Miniſter dem Könige mit verlegener Miene bemerklich, daß kein ſolches Schwert vorhanden ſei. Der König, den die Geiſtesgegenwart nie verließ, zog auf der Stelle den Degen, mit welchem er Schleſien erobert hatte, und gab ihn dem General Schwerin, um denſelben während der Huldigung als Reichsſchwerdt zu halten. Mittags war große Tafel bei dem Könige und am Abend im Lokatelliſchen Hauſe eine Freiredoute. Die Stadt war erleuchtet; es fehlte nicht an guten, wenn auch etwas derben, Einfällen. Ueber der Thür eines Schlächters ſah man

den Meiſter Metzger vorgeſtellt, wie er mit ſicherm Schlage einen Ochſen zu Boden ſchlug, mit der Unterſchrift:

„Wer mir wird den König von Preußen verachten,
„Den will ich, wie dieſen Ochſen, ſchlachten.“

Für den Appetit des Volkes war aber aufs Beſte dadurch geſorgt, daß der Stadtgarkoch Rieghe in einer auf dem Neumarkte aufgebauten Küche einen ganzen Ochſen, wie bei den Krönungsfeſten in England und Frankfurt, gebraten hatte, deſſen Bauch mit Haſen, Gänſen, Faſanen, Rebhühnern u. ſ. w. gefüllt war. Ganz beſonders erfindungsreich hatte ſich der Witz des Kochs darin gezeigt, daß er auf der einen Seite ſeiner Bude einen preußiſchen Adler aufgeſtellt hatte, der aus lauter gebratenen Vögeln zuſammengeſetzt war. Gegenüber war das F. R. (Fridericus Rex), das Stadtwappen, das polniſche und das deſſauiſche Wappen in gleicher Weiſe aufgeſtellt. Nicht minder willkommen war ein Patent, in welchem dem Lande bekannt gemacht wurde, daß der König die herkömmliche Huldigungsſteuer von 100,000 Thalern erlaſſen habe und die Unterthanen, welche durch den Krieg gelitten, mit Geld und Korn unterſtützen werde. Die wegen der proteſtantiſchen Religion Vertriebenen wurden zur Rückkehr eingeladen und allen Unterthanen Schutz und Gerechtigkeit zugeſichert. Der König nahm jetzt in ſeinen Titel den eines „ſouverainen und oberſten Herzogs in Niederſchleſien“ auf. Oberſchleſien ließ er noch unerwähnt.

Der König verließ Breslau den 9. Nov. und kehrte über Glogau und Frankfurt nach Berlin zurück, wo er den 11. Mittags eintraf. Die Armee bezog Winterquartiere in Schleſien, ohne darin beunruhigt zu werden. „Der König“ — ſo ſchreibt er ſelbſt — „fing an, den Krieg durch ſeine Fehler zu

lernen; allein die Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, waren nur ein kleiner Theil von denen, deren Ueberwindung ihm noch bevorſtand, um das große Werk zu vollenden, deſſen Ausführung er übernommen hatte.“ —

Achtes Capitel.

Die Luſtbarkeiten des Carnevals in Berlin im December 1741 und die europäiſchen Angelegenheiten. — Friedrich verläßt Berlin den 17. Januar 1742. — Conferenz in Dresden. — Die Oper und der Beichtvater. — Ueber Prag nach Olmütz. — Briefe an Algarotti nach Dresden

Nur einen kurzen Aufenthalt gedachte der König in der Hauptſtadt zu machen. Um den Hof die Vergnügungen des Carnevals nicht entbehren zu laſſen, ordnete er die Feſte deſſelben ſchon für den Monat December an. Für einen jeden Abend war auf's Beſte geſorgt; Sonntag, Dienſtag und Sonnabend war Geſellſchaft (Cour) bei der regierenden Königin, Montag Maskenball, Mittwoch Concert oder Oper, Donnerſtag Geſellſchaft bei der Königin Mutter, Freitag Geſellſchaft bei einem der Miniſter. Eine ausgezeichnete italieniſche Operngeſellſchaft war nach Berlin eingeladen worden und der berühmte Flötenbläſer Quanz erhielt eine Anſtellung bei der königlichen Capelle mit 2000 Thalern Gehalt. Die geliebten Schweſtern

aus Baireuth und Anſpach trafen zu den Carnevalsfeſtlichkeiten ein und die verwittwete Herzogin Maria Auguſte von Würtemberg, in deren Gefolge der Marquis d'Argens, ſpäter ein vertrauter Freund des Königs, ſich befand, kam nach Berlin mit ihren drei Söhnen, um bei der Erziehung derſelben den König um ſeinen Rath zu bitten.

Der König erſchien in dieſem Faſchingstumulte als der heiterſte Geſellſchafter, er eröffnete den Ball als munterer Tänzer, er verſammelte ſeine Capelle zum Concert eben ſo oft bei ſich, als ſeine Generale zum Kriegsrath; die ſchönen Sängerinnen Gasparini, Farinella und Lorio hörte er eben ſo gern ihre Arien, als ſeine Miniſter ihre Acten vortragen und ſchien mehr an eine neue Oper, als an einen neuen Feldzug zu denken. In Wien, in Dresden, in London und Paris glaubte man ſchon, der König ſei des Krieges müde; allein dem war nicht ſo. Friedrich kannte ſeine Aufgabe und wußte, daß ihm noch viel zu thun übrig war; er ſelbſt hat ſich darüber ſehr beſtimmt ausgeſprochen.

„Der Zweck des von dem Könige unternommenen Krieges" — ſagt er in der Geſchichte ſeiner Zeit — „war die Eroberung Schleſiens; wenn er ſich mit Frankreich und Baiern in Verbindungen einließ, ſo that er es nur zur Erreichung jener großen Abſicht; allein Frankreich und deſſen Verbündete hatten ganz andere Pläne. Das Cabinet von Verſailles war überzeugt, es ſei um die öſtreichiſche Monarchie geſchehen und man könne ſie für immer vernichten. Auf den Trümmern dieſes Reichs wollte es vier Fürſten erheben, deren Macht ſich gegenſeitig das Gleichgewicht halten ſollte: die Königin von Ungarn, welche dieſes Königreich, dazu noch Oeſtreich, Steiermark, Kärnthen und Krain behalten ſollte; den Kurfürſten von Baiern als Herrn von Böhmen, Tyrol und Breisgau; Preußen mit Niederſchleſien und endlich Sachſen, welches Mähren und Ober-

ſchleſien zu ſeinen anderen Beſitzungen hinzugefügt erhalten ſollte. Dieſe vier Nachbarn würden ſich auf die Dauer nicht vertragen haben; Frankreich bereitete ſich vor, die Rolle des Schiedsrichters zu übernehmen und über die von ihm geſchaffenen Despoten zu gebieten. Dies hieß die Politik der Römer in der glänzendſten Zeit ihrer Republik wieder hervorrufen, allein dieſer Plan war mit der deutſchen Freiheit unverträglich und durchaus nicht in dem Sinne des Königs, welcher für die Erhebung ſeines Hauſes arbeitete und weit davon entfernt war, ſeine Truppen aufzuopfern, ſich Nebenbuhler zu ſchaffen. Hätte ſich der König zum knechtiſchen Werke der franzöſiſchen Politik brauchen laſſen, ſo würde er ſich ſelbſt die Ketten geſchmiedet haben, die man ihm aufgelegt hätte; Alles hätte er für Frankreich gethan, Nichts für ſich ſelbſt und vielleicht würde Ludwig XV. jene Univerſalmonarchie ausgeführt haben, deren träumeriſchen Entwurf man Carl V. zuſchreibt. Fügen wir noch, um Nichts zu verſchweigen, hinzu, daß, wenn der König die Unternehmungen der franzöſiſchen Truppen zu eifrig unterſtützt hätte, ihr allzugroßes Glück ihn ſelbſt würde unterjocht haben; aus dem Bundesgenoſſen wäre er ein Unterthan geworden, man hätte ihn weiter fortgeriſſen, als es ſeine Abſicht war und er wäre gezwungen geweſen, in Alles, was Frankreich begehrt hätte, einzuwilligen, weil es ihm an Macht zum Widerſtande, oder an Verbündeten und Genoſſen, um ihn aus dieſer Sklaverei zu befreien, gefehlt haben würde. Die Klugheit ſchien daher von dem Könige ein gemäßigtes Benehmen zu verlangen, durch welches er eine Art von Gleichgewicht zwiſchen Frankreich und Oeſtreich herſtellte."

Eben ſo klar und beſtimmt, wie ſich der König hier über die Politik Frankreichs ausſpricht, thut er es auch in Beziehung auf

die Zuſtände des heiligen, römiſchen deutſchen Reichs, deſſen glänzende Zeit längſt vorüber war.

„Während ſo viele Heere in Schleſien und Böhmen einander gegenüber ſtanden und mehr Fehler als große Thaten begingen, verlor der zur Kaiſerwahl in Frankfurt verſammelte deutſche Reichstag ſeine Zeit mit läppiſchen Verhandlungen. Anſtatt ein Reichsoberhaupt zu wählen, ſtritt ſich die Verſammlung über die Troddeln und goldenen Franſen, welche die Geſandten vom zweiten Range eben ſowohl zu tragen verlangten, als die vom erſten. — — Um ſich eine Vorſtellung von dieſem Reichstage und der Langſamkeit ſeiner Verhandlungen machen zu können, wird es nicht unnütz ſein, eine kleine Skizze davon zu geben. Die goldene Bulle wird als das Reichsgrundgeſetz Deutſchlands angeſehn; ſie iſt es, auf die man ſich bei jeder Gelegenheit beruft und wenn es Verwickelungen giebt, ſo entſtehen ſie aus der Art, wie man dieſelben auslegt. Deshalb wählen die Fürſten diejenigen Rechtsgelehrten aus, welche die meiſte Kenntniß von dieſem Grundgeſetze haben, die ſchwerfälligſten Pedanten, die in den armſeligſten Formalitäten am meiſten bewandert ſind, um ſie als ihre Stellvertreter zu dieſen Reichsverſammlungen zu ſchicken. Dieſe Doctoren beider Rechte ſtreiten ſich über Förmlichkeiten und haben einen viel zu eingeſchränkten Geiſt, um die Gegenſtände im Großen zu überſehn; ſie ſind ganz davon benommen, daß ſie etwas repräſentiren und bilden ſich ein, noch eben ſoviel zu bedeuten, als zur Zeit Karl's IV. Am 1. December 1741 befand man ſich, in Beziehung auf die Wahl, noch auf demſelben Punkte, wie vor der Zuſammenberufung des Reichstages. — Um der Sache ein Ende zu machen, that der König den Vorſchlag, einen Termin feſtzuſetzen. Dieſer Vorſchlag gefiel, die Reichsverſammlung ſetzte den 24. Jan. 1742 (den Geburtstag Friedrich's) zum Tage der großen Wahl

an; der Kurfürſt Karl von Baiern verdankte der Verwendung Frankreichs und Preußens die Erhebung auf den Kaiſerthron."

Von größerem Einfluſſe auf die Zukunft Friedrich's, als die Kaiſerwahl zu Frankfurt, waren die Vorgänge, welche in Petersburg Eliſabeth auf den Thron führten. Der König erzählt davon in ſcherzhafter Weiſe, obwohl jene Vorgänge ernſte Folgen für ihn hatten. „Ein franzöſiſcher Wundarzt (Leſtocq), ein deutſcher Muſiker (Schwarz) und ein Kammerjunker des ruſſiſchen Hofes nebſt 100 Mann der Preobrazenskyſchen Garde, die durch franzöſiſches Geld beſtochen waren, geleiteten Eliſabeth zum kaiſerlichen Palaſte. Sie überfallen die Wache und entwaffnen ſie. Der junge Kaiſer, ſein Vater und ſeine Mutter werden in Verwahrung genommen. Man ruft die Truppen zuſammen, ſie ſchwören Eliſabeth und erkennen ſie als Kaiſerin an. Die unglückliche Familie wird in die Gefängniſſe von Riga eingeſperrt, Graf Oſtermann nach Sibirien geſchickt und dies Alles iſt das Werk einiger Stunden. — — Dergleichen Unternehmungen, die in anderen Staaten gewagt erſcheinen, laſſen ſich zuweilen in Rußland ausführen. Der Geiſt der Nation iſt zu Aufſtänden geneigt. Die Ruſſen haben dies mit anderen Nationen gemein, daß ſie mit der Gegenwart unzufrieden ſind und Alles von der Zukunft hoffen. Die Regentin hatte ſich durch ihre Leidenſchaft für einen Ausländer, den ſchönen Grafen Lynar, verhaßt gemacht; allein ihre Vorgängerin, die Kaiſerin Anna, hatte den Prinzen Biron, ebenfalls einen Ausländer, noch mehr ausgezeichnet; ſo ſieht man, daß daſſelbe zu anderer Zeit und unter veränderten Verhältniſſen nicht daſſelbe bleibt. Wenn die Liebe die Regentin ſtürzte, ſo erhob eine mehr populäre Liebe, deren Wirkungen Eliſabeth den Gardiſten zu Gute kommen ließ, dieſe Fürſtin auf den Thron. Beide Fürſtinnen hatten dieſelben Neigungen zur Ausſchwei-

fung; die der Meckelnburgerin verbarg ſich unter den Schleier der Zurückhaltung, ihr Herz allein verrieth ſie; Eliſabeth trieb die Liebe bis zur Ausſchweifung. Die erſtere war eigenſinnig und boshaft, die andere verſtellt, aber zugänglich; Beide haßten die Arbeit, Beide waren nicht zum Regieren geboren.“ —

Wenn wir oben die Vergnügungen des Carnevals in Berlin aufzählten, ſo erinnert uns der König ſelbſt daran, daß es auch in der diplomatiſchen Geſellſchaft nicht an Masken der Freundſchaft und an Verſtellung und Verkleidungen fehlte, indem hier der Schein Alles gilt. „Berlin,“ erzählt der König, „war während dieſes Winters der Mittelpunkt der Unterhandlungen. Frankreich drang in den König, ſein Heer in Bewegung zu ſetzen; England ermahnte ihn den Frieden mit Oeſtreich zu ſchließen; Spanien warb um ſein Bündniß; Dänemark verlangte ſeinen Rath, um eine andere Parthei zu ergreifen; Schweden bat um einen Beiſtand, Rußland um freundſchaftliche Unterſtützung in Stockholm, und das nach Frieden ſeufzende deutſche Reich machte die lebhafteſten Vorſtellungen wegen der endlichen Beilegung der Unruhen.

Die Sachen blieben nicht lange in dieſer Lage. Die preußiſchen Truppen brachten kaum zwei Monate in ihren Winterquartieren zu. Das Schickſal Preußens zog den König noch einmal auf jenen Schauplatz, den ſo viele Schlachten mit Blut tränken ſollten und wo die Wechſelfälle des Glücks den kriegführenden Parteien fühlbar wurden.

Der größte Vortheil, welchen der König von dieſer Art Waffenſtillſtand mit Oeſtreich hatte, war, ſeine Macht furchtbarer zu machen. Die Erwerbung Schleſiens verſchaffte ihm eine Vermehrung ſeiner Einkünfte von 3,600,000 Thlr. Der

größte Theil dieſes Geldes wurde zur Vermehrung des Heeres verwendet; es beſtand damals aus 106 Bataillons und 191 Schwadronen, von denen 60 Huſaren waren.

Wir werden bald hören, welchen Gebrauch er davon machte.

Der König hatte ſchon im Juni 1741 dem Kurfürſten von Baiern einen Plan für den Feldzug der Verbündeten an der Donau zugeſendet, nach welchem er durch einen entſcheidenden Marſch auf Wien das Königreich Böhmen von der Hauptſtadt des Reiches abſchneiden und ſo den Krieg ſchnell entſcheiden müßte. „Ich bin der Meinung," ſchrieb er ihm, „daß man die Römer nur in Rom überwinden kann; man laſſe daher die Gelegenheit nicht vorüber gehn, ſich zum Meiſter von Wien zu machen! Es iſt das einzige Mittel, dieſen Streit zu enden und einen rühmlichen Frieden zu erhalten." Der Kurfürſt von Baiern war viel zu ſehr mit den Gedanken, die Kaiſerkrone auf ſeinem Haupte zu ſehn, beſchäftigt, als daß er ſich um den Krieg bekümmert hätte, deſſen Führung er den franzöſiſchen Genralen überließ. Dieſe zögerten unentſchloſſen und wurden bald gezwungen, ihre Sicherheit in einem Rückzuge nach Böhmen zu ſuchen, wo es ihnen jedoch gelang, Prag den 26. Nov. 1741 zu erobern.

Mehr Uebereinſtimmung in die Unternehmungen des nächſten Feldzuges zu bringen, fand es der König für nöthig, ſeinen Weg zur Armee über Dresden und Prag zu nehmen, um den König von Polen zu lebhafterer Theilnahme und die franzöſiſchen Generale zu größerer Thätigkeit aufzufordern.

Friedrich verließ Berlin den 17. Januar 1742 und traf den 19. in Dresden ein, wo von den Wällen 82 Geſchütze ihn mit dreimaligem Gruße empfingen. Der König Auguſt III.

und die Königin nebſt ihren Prinzen und Prinzeſſinnen empfingen ihn an der Schloßtreppe und begleiteten ihn nach den ſogenannten Stallzimmern. Eine Conferenz am nächſten Tage, in welcher eine Berathung wegen des nächſten Feldzuges ſtatt fand, belehrte den König, weſſen er ſich von dem Dresdner Hofe zu verſehen hatte. Ueber dieſe Verhandlung giebt uns Friedrich ſelbſt folgende nähere Auskunft: „Der verſtorbene König Auguſt II. von Polen hatte einen Plan zur Theilung des Erblaſſes Karl's VI. entworfen; der Wiener Hof erhielt Wind davon. Der Fürſt von Lichtenſtein, welcher 1735 durch Dresden reiſte und mit dem Günſtlinge Auguſt's III., dem Grafen Sulkowski, unzufrieden war, gab dem Grafen Brühl die Verſicherung, daß, wenn er ihm dieſen Theilungsplan verſchaffen könnte, er und ſein Hof Alles aufbieten würden, um Sulkowski zu ſtürzen und ihm ſeine Stelle zu verſchaffen. Brühl war ſo treulos, dieſes Anerbieten anzunehmen; er ließ jenen Plan abſchreiben und ſtellte ihn dem Fürſten Lichtenſtein zu. Kurz darauf, nachdem ſich Sachſen gegen Oeſtreich erklärt hatte, und zwar bald nach der Ankunft des Königs von Preußen in Dresden, hatte die Königin von Ungarn ein altes Fräulein von Kling dahin geſchickt, eine Intriguantin von Profeſſion, die, als frühere Erzieherin der Königin von Polen, ihren Auftrag hinter den Vorwand einer gewöhnlichen Reiſe verbarg. Kaum angekommen in Dresden, begiebt ſie ſich zu dem Grafen Brühl, nimmt ihn bei Seite, zieht aus ihrer Taſche jenen Theilungsplan hervor und ſagt zu ihm: „Kennen Sie wohl dieſe Schrift? Verſprechen Sie mir auf der Stelle, zu machen, daß die Sachſen ſich aus Böhmen zurückziehn, oder ich entdecke Ihren Verrath und verderbe Sie." Brühl verſprach, was ſie verlangte; aus Furcht aber vor dem Könige von Preußen, überließ er dieſem zwar für jetzt die ſächſiſchen Truppen, jedoch mit dem feſten Entſchluſſe

ſie, ſobald es irgend thunlich ſei, abzurufen. Am Nachmittag war eine Conferenz bei dem Könige von Preußen, welcher der Graf Brühl, der Graf von Sachſen, Herr Valori, Herr Desſleura und der Graf Rutowski beiwohnten. Der König gab die Mittel an, welche ihm zur Rettung des franzöſiſchen Heeres und des Kurfürſten von Baiern, nunmehrigen Kaiſers, die geeignetesten zu ſein ſchienen. Er hatte eine Karte von Mähren vor ſich, auf welcher er ihnen ſeinen Feldzug auseinander ſetzte. Während dem trat der König von Polen in das Zimmer; nach einigen Höflichkeiten wollte ihm der König mindeſtens die Ehre erweiſen, ihm mitzutheilen, zu welcher Verwendung man ſeine Truppen beſtimme. Der Graf Brühl hatte geſchwind die Karte von Mähren eingepackt, der König von Preußen forderte ſie ihm wieder ab breitete ſie noch einmal aus und wiederholte ſeine Auseinanderſetzung. Er kam immer darauf zurück, daß der König von Polen Mähren niemals erhalten werde, wenn er ſich nicht die Mühe geben wolle, es zu nehmen. Auguſt III. ſagte zu Allem: „Ja," mit einer Miene der Ueberzeugung, in welcher zugleich etwas Gelangweiltes lag. Brühl, den dieſe Unterhaltung beunruhigte, zeigte ſeinem Herrn an, daß die Oper anfange. Und wären zehn Königreiche zu erobern geweſen, der König wäre nicht eine Minute länger zu halten geweſen. — Am folgenden Morgen um 6 Uhr ließ der König von Preußen den Pater Guarini zu ſich einladen, der zu gleicher Zeit Günſtling, Miniſter, Hofnarr und Beichtvater Auguſt's III. war. Friedrich ſprach auf eine Weiſe mit ihm, die ihn glauben machte, daß er nur durch ihn ſeinen Zweck zu erreichen hoffte. Der Pater Guarini begab ſich von dem Könige zu ſeinem Herrn und befeſtigte ihn vollends in dem gefaßten Entſchluſſe."

Der König verließ Dresden den 21. Januar, wo er den

Grafen Algarotti zurückließ, um ſeinen Landsmann, den Pater Guarini, noch ferner ſich geneigt zu erhalten und für die italieniſche Oper in Berlin Anwerbungen zu machen. An ihn ſchreibt er aus Olmütz vom 2. Februar 1742: „Der Kobold, welcher mein vagabondirendes Schickſal umhertreibt, hat mich nach Olmütz geführt, von da an die Spitze der Armee, und wird mich noch, Gott weiß wohin, führen. — — Ich habe Dresden nur in der Zauberlaterne geſehn, ich weiß nicht, wann ich dahin zurückkehren werde. Da ich es nicht liebe, die Sachen nur halb zu thun, ſo werde ich nicht aufbrechen, bevor ich mein Werk nicht hinreichend befeſtiget habe. Iſt dies beendiget und haben wir Frieden, dann will ich mich den Künſten und Berlin den Vergnügungen zurückgeben. — — Adieu! Verlangen Sie nichts von einem Kopfe, deſſen Einbildungskraft nur mit Häckerling, Heu und Mehl angefüllt iſt. Ich wünſche dies Handwerk zu allen Teufeln und treibe es dennoch mit Luſt. Daran kann man den Widerſpruch des menſchlichen Geiſtes erkennen. Noch einmal Adieu! Sie liebenswürdiger, aber zu leichtfertiger Algarotti, vergeſſen Sie mich nicht unter den Eisſchollen Mährens und ſenden Sie mir, wenn es möglich iſt, auf dem Hauche Zephyrs einige Rouladen und Triller der ſchönen Sängerin Fauſtina.

Meine Empfehlungen an den Jeſuiten (Guarini), der ein liebenswürdiger Menſch ſein würde, wenn er kein Geiſtlicher wäre und der Verdienſte genug hat, um ein Heide zu ſein, wie wir.“ —

So wußte der König das rauhe Feldlager, das ſeiner eigenen Natur ſo wenig zuſagte, auf die edelſte Weiſe durch die Unterhaltung mit ſeinen poetiſchen Freunden auszuſchmücken und wie dieſe es verſtanden, ihn durch heitre Zuſchriften das

Ungemach des Krieges auf Augenblicke vergeſſen zu machen, zeigt Algarotti's Antwort:

Dresden, den 9. Febr. 1742.

Wüßte ich nicht, wie viele Seelen ſich in Ew. Majeſtät Körper befinden, ſo würde ich über Alles, was Sie auf ein Mal thun können, erſtaunt ſein. Wie alſo? in derſelben Zeit, in welcher Ew. Majeſtät den entſcheidendſten Marſch, den man vielleicht ſeit Pharſalus und Philippi gemacht hat, ausführen, in derſelben Zeit, in welcher Sie fliegen, um das Reich, den Kaiſer, Frankreich, die Verbündeten zu retten, finden Sie nebenbei Vergleiche und Einfälle, welche andere Dichter nur in dem Schooße der Ruhe finden würden? Der Häckerling und das Heu werden unter den Händen Ew. Majeſtät zu Myrthe und Roſen, bis ſie ſich in Lorbeer verwandeln. Die mit Grenadieren untermiſchten Grazien folgen dem Anakreon, der in die Fußtapfen Cäſar's tritt. Vielleicht ſchlagen Ew. Majeſtät jetzt eben eine Schlacht und tragen in ihrem erſten Militairjahre ſchon einen zweiten Sieg davon. Fürwahr, Sire, die Rolle, welche Sie jetzt ſpielen, iſt die glänzendſte, welche jemals ein Fürſt geſpielt hat. Gebieter über das Schickſal, deſſen Buch Sie in Ihren Händen halten, laſſen Sie den Oeſtreichern daraus ſo eben eine Seite vorſingen mit Begleitung der Dominante von obligaten Kanonen. Nichts iſt glorreicher für Ew. Majeſtät, als an der Spitze Ihrer Verbündeten einen Krieg zu beendigen, welchen Sie, ohne ihn zu wollen, angefangen haben und jenem Europa, welches Sie in Feuer geſetzt haben, den Frieden wieder zu geben. Möchte dieſer liebliche Frieden recht bald ſeinen Oelzweig in den Lorbeer, mit welchem Ew. Majeſtät bekränzt iſt, flechten, und Berlin, welches ſo lange Zeit das Sparta von Europa war, nun auch ſein Athen werden. Möchten die

ſchönen Künſte, die jetzt vielleicht in einem elenden Wirthshauſe der Landſtraße verweilen müſſen, endlich nach Ihrer Reſidenz zurückkehren und meine Inſchriften (für die Akademie und das Opernhaus), welche ſich bisjetzt nur auf meiner Schreibtafel befinden, bald in Erz gegraben werden. Vor Allen aber möge Apollo ſelbſt, nachdem er ſeine Geſchoſſe, dieſe Diener des Todes, zurückgelaſſen, ſeine Lyra, das Inſtrument des Vergnügens, wieder ergreifen und uns ſeine Lieder ſingen, die eben ſo über den Tod erhaben, als ſeine Wunden Tod bringend ſind. Aber nicht wahr, Sire, mein Wortſpiel iſt fade? Nicht wahr? liebenswürdigſter Fürſt, dem man in dem Laufgraben ein philoſophiſches Problem aufgeben könnte und der auf die Huſaren, während er ſie in die Flucht ſchlägt, Epigramme macht.

N. S. Der Pater Guarini, von Ew. Majeſtät Güte gerührt, legt ſich Ihnen zu Füßen; es fehlt ihm Nichts, als eine weiße Reiherfeder, ein Reifrock und friſirtes Haar, endlich fehlt ihm nichts weiter, als die Uniform der liebenswürdigen Leute. Was ſoll ich Ew. Majeſtät von Fauſtina ſagen? Die Entzückungen, welche ſie ganzen Nationen abgedrungen, gelten ihr Nichts im Vergleich mit dem Beifalle des Prinzen, den man nicht kann ſprechen hören, ohne ihn zu bewundern, nicht erblicken kann, ohne ihn zu lieben. Hier lege ich, Sire, eine Arie mit den Lieblingspaſſagen bei, welche ſie ſich die Freiheit nimmt, Ihnen zu ſchicken. — Man bereitet ſich hier vor, Ew. Majeſtät eine neue Oper, ſogar mitten in der Faſtenzeit, zu geben, wo bei uns nur für Engel und Gläubige Muſik gemacht wird. Möge der Befreier Deutſchlands, der Retter der Bundesgenoſſen, bald die Trommeln und Trompeten mit der Flöte und Violine und Lobkowitz mit Fauſtina vertauſchen.“ —

Neuntes Capitel.

Karl VII., Kurfürſt von Baiern, zum Kaiſer erwählt. — Die Oeſtreicher in München im Febr. 1742. — Bewaffnung der Ungarn für Maria Thereſia. — Moriamur pro rege nostro Maria Theresia! — Der König entwirft den Plan zur Schlacht und ſchreibt Verſe. — Ordnet Belagerungen an und engagirt Opernſänger. — Sein ausgelaſſener Humor in den Briefen an Jordan.

Der König mußte ſich jetzt auf ernſte Ereigniſſe gefaßt halten. Die öſtreichiſchen Waffen hatte das Glück gegen die Franzoſen und Baiern begünſtigt und an demſelben Tage, an welchem der Kurfürſt von Baiern in Frankfurt am Main die Kaiſerkrone mit herkömmlichem Pompe auf das ſchwache Haupt nahm, wurde ſeine Hauptſtadt München von den Oeſtreichern beſetzt (d. 12. Febr. 1742). Die Stimme eines Kaiſers fand nirgends in dem ganzen heiligen römiſchen Reiche auch nur den geringſten Anklang, auf ſeinen Ruf hätte ſich nicht eine einzige Hand erhoben, ihn zu vertheidigen.

Anders wußte Maria Thereſia die Herzen der ihr ergebenen Ungarn zu rühren und wenn wir gewöhnlich die Anſicht ausgeſprochen finden, als habe Friedrich einen leichten Kampf gehabt gegen das, der Auflöſung ſchon anheim gefallene, öſtreichiſche Heer und gegen eine junge, unerfahrene Fürſtin: ſo müſſen wir daran erinnern, daß Maria Thereſia nicht bloß die Erzherzogin von Oeſtreich, daß ſie auch die Königin von

Ungarn war und vornehmlich dem kriegeriſchen Volke der Magyaren ihre Vertheidigung anvertraute. Sie hatte ſich nach Preßburg begeben, um unter dem Zurufe der Nation die Krone des heiligen Stephan auf das Haupt zu nehmen. In tiefer Trauer, mit dem Krönungsſchwerte umgürtet, erſchien die junge Königin den 13. Sept. 1741 vor den Magnaten, welche ſie vom Throne herab in lateiniſcher Sprache alſo anredete: „Die traurige Lage unſerer Angelegenheiten hat uns veranlaßt, unſere geliebten und treuen Landſtände von Ungarn an den neulich erfolgten feindlichen Einbruch in Oeſtreich, an die Gefahren, welche dieſes Reich bedrohen, zu erinnern und ſie um die Mittel gegen ein ſolches Unglück zu erſuchen. Das Königreich Ungarn ſelbſt, Ich, Meine Kinder und Meine Krone ſind bedroht. Von allen Meinen Bundesgenoſſen verlaſſen, ſetze Ich Mein Vertrauen einzig und allein auf die bewährte Treue und Tapferkeit der Magyaren. In dieſer dringenden Gefahr ermahne Ich Euch, die getreuen Stände des Reichs, unverzüglich Euch über die Mittel zu berathen, welche für Meine, Meiner Kinder und Meiner Krone Sicherheit die angemeſſenſten ſein dürften und ſofort zur Ausführung zu ſchreiten. Was Mich betrifft, ſo können die getreuen Stände und die Nation ſich Meiner Mitwirkung bei Allem, was zur Wiederherſtellung allgemeiner Wohlfahrt und des alten Glanzes dieſes Reichs dient, verſichert halten.“

Zum Ausbruche der lebhafteſten Theilnahme begeiſterte die Rede der Königin. Die braven Magyaren, von denen viele in den Waffen gegen die Türken ergraut waren, legten die tapfere Fauſt an den krummen Säbel und riefen: Moriamur pro rege nostro Maria Theresia (laßt uns für unſern König Maria Thereſia ſterben)! Mit noch größerer Begeiſterung wiederholte die Verſammlung denſelben Aufruf, als die Königin

im folgenden Jahre in der Verſammlung erſchien, den am 13. März geborenen Erzherzog Joſeph auf ihren Arm nahm und ihn der Nation zum Schutze empfahl. — Die Magnaten des Reichs traten zuſammen, das allgemeine Landaufgebot rief Alle zu den Waffen. Friedrich erkannte ſehr wohl die Gefahr, die ihm ein einziger verwüſtender Einfall der Ungarn nach Schleſien bereitet haben würde; er ſchickte den Prinzen Dietrich von Deſſau mit einigen Regimentern leichter Pferde nach Ungarn und ihm gelang es, das Landaufgebot zu zerſtreuen, bevor es ſich zu größeren Maſſen vereinigt hatte. Der Oberſt Zieten ſtreifte mit ſeinen Huſaren bis nahe vor Wien, der König ſelbſt war mit ſeiner Hauptmacht nach Mähren gezogen, belagerte Brünn, bereitete ſich zu einer entſcheidenden Schlacht vor und ſchrieb Verſe. „Wir erwarten,“ ſchreibt er aus Selowitz den 20. März 1742 an Algarotti, „binnen Kurzem eine Schlacht, welche die Intereſſen des geſammten getheilten Europa's zum Gegenſtande hat. Der Sieg wird über das Schickſal des Kaiſers, über das Glück des Hauſes Oeſtreich, über die Vertheilung unter den Verbündeten und über den Vorrang zwiſchen Frankreich und den Seemächten entſcheiden. Der Einfluß dieſer Schlacht wird von den Eisſchollen Finnlands bis zu den milden Sommerlüften Neapels geſpürt werden

An dieſem, für die Weltgeſchichte
Unſterblich, nie vergeßnen Tag
Erfahret ihr aus unſerm Schlachtberichte,
Was Muth und Liebe für den Ruhm vermag,
Wenn gegen Selbſtſucht, Hochmuth, Wuth und Zwang,
Gegen Verzweiflung unſer Schwert erklang.
Du, des Epirus Nebenbuhler, mähriſch Feld,
Auf dir entſcheidet ſich die Herrſchaft einer Welt!

Ihr Ströme werdet, rothgefärbt vom Blut
Der deutſchen Helden, in geſchwollner Fluth
Zu beiden Meeren eure Wellen tragen,
Um des Geſchicks Entſcheidung anzuſagen.
Von Cadix zu Sibiriens Wüſte,
Von Albion zu Meſſina's Küſte
Erwarten Alle ſie, erſtaunt und bang,
Von unſerm Arm Ruhm, oder Untergang!

In einer Kriſis von ſolcher Wichtigkeit werden Sie, ich hoffe es, mir einige Nachläſſigkeiten in meinen Verſen zu gute halten. Es iſt wahrhaftig nicht leicht, zu gleicher Zeit Sylben abzumeſſen und ein Heer, dieſe Maſchine, die noch zuſammengeſetzter iſt, als die Waſſermaſchine zu Marly, in Bewegung zu ſetzen. Nun muß ich Ihnen noch ſagen, daß ich in einem Briefe an Sie, welchen ohne Zweifel die öſtreichiſchen Huſaren aufgefangen haben, Sie bat, mir eine Arie aus der Oper Lucio Papirio zu ſchicken, welche mit den Worten anfängt: „all onor mio rifletti!“ (ich bedachte meine Ehre). Erlauben Sie, daß ich dieſe Bitte wiederhole. — Wahrſcheinlich ſind Sie noch in Dresden beſchäftigt, Fauſtinen zu hören, ſich mit dem Jeſuiten par excellence zu unterhalten, Faſtenſpeiſen zu eſſen und ſo gut oder ſchlimm es gehn will, den eifrigen Katholiken und Liebhaber zu ſpielen. Das eine dieſer Handwerke erfordert nicht viel Feuer, das andere aber deſto mehr Temperament. Ich wünſche, daß Sie in beiden Glück haben mögen, wenn Sie nur die abweſenden Freunde nicht vergeſſen, die gegenwärtig wie arme Teufel auf der großen Galeere der Begebenheiten von Europa rudern. Ich bin mit vieler Hochachtung Ihr Bewunderer und Freund,

Friedrich.“

Algarotti, welcher ſehr wohl wußte, daß es für den König keine größere Freude gab, als Briefe von ſeinen literariſchen Freunden in dem Feldlager zu erhalten, ſäumte nicht, ſogleich zu antworten und ſeine Wünſche zu erfüllen. „Hier iſt die Arie,“ ſchreibt er aus Dresden den 3. April 1742, „welche Ew. Majeſtät von mir verlangen und die zuverläſſig die ſchönſte der ganzen Oper iſt. Sie iſt edel und großartig und der Würde eines Dictators angemeſſen; in ihrer männlichen und kräftigen Weiſe iſt das Beſtreben ausgedrückt, den majeſtätiſchen Flug des römiſchen Adlers zu erreichen. Allein es hieße Waſſer in das Meer gießen, wenn man Ew. Majeſtät etwas über Muſik ſagen zu können glaubte, einem Fürſten, der im Stande iſt, Italien darüber den Proceß zu machen und der es verſteht, der weichen, verweiblichten Flöte kräftigen und männlichen Ton einzuhauchen. — — Das laß ich mir gelten, Sire! Wahrhaftig Ew. Majeſtät ſind, wenn es zur Schlacht gehn ſoll, eben ſo luſtig und ausgelaſſen, als ob Sie ein Ball oder eine Oper erwartete. Man hat die Helden ſehr bewundert, welche die Nacht vor einer Schlacht feſt und ruhig ſchließen; was iſt dies im Vergleich mit Ew. Majeſtät, die Sie während der Vorbereitung zur Schlacht Verſe, Muſik, vielleicht ſogar ein Tänzchen machen? — Um Gottes Willen! Sire, wollen Ew. Majeſtät Ihr ganzes Leben hindurch Krieg führen, beſtändig im Felde liegen, umgeben von Elend, die Huſaren verwünſchen und machen, daß diejenigen ſie ebenfalls verwünſchen, denen dieſe Bande die, von Ew. Majeſtät an ſie gerichteten, Briefe und Befehle wegſchnappt? Es giebt Augenblicke — aber ich bitte, Sire, mich mit militairiſcher Excommunication zu verſchonen — in denen ich beinahe finde, man könnte mit gutem Grunde ſagen:

Der Krieg iſt nichts And'res
Als Abſcheu der Erde,
Die Ehre nichts And'res,
Als Wahn und Gefährde.
Willſt Du des Donnerers
Schreckniſſe üben,
Thu dann vor allen es,
Gleich ihm im Lieben!

In jedem Falle, Sire, ſind dies Worte, welche Ew. Majeſtät in Muſik ſetzen können, um ſich zu unterhalten, denn nach der Art und Weiſe, wie Sie es treiben, ſcheinen Sie mir juſt nicht ſo auszuſehn, als ob Sie den Sinn derſelben gut heißen. Ich ſelbſt habe ſie mit zitternder Hand geſchrieben, aus Furcht, der Kriegsgott könnte mich beim Ohre zupfen. — Ich erwarte, Sire, Ihre neuen Triumphe, um davon zu ſprechen, obwohl es Niemanden giebt, der ſeine Siege beſſer beſingen kann, als Ew. Majeſtät ſelbſt, wie jene Franzoſen in der Henriade:

„Franzoſen, ihr verſteht zu ſiegen und zu ſingen,
Des Lorbeers Doppelkranz wird euer Haupt umſchlingen.“

Hierauf antwortet der König aus Chrudim vom 18. April.

„Mein theurer Algarotti,

Ihre Vermuthungen ſind nicht ohne Grund, Bellona will nichts von Ihren Anſichten vom Kriege wiſſen; ſie ſagt:

Wohin, o Mars, iſt dein Geſchlecht entflohn?
Der Griechen Stamm, Roms tapfre Kampfgenoſſen,
Aus denen Heldenvölker einſt entſproſſen,
Entartet ſehen wir den ſpäten Sohn.

Vergleichen wir mit jenen alten Helden
Die neuen, ach! nichts Gutes giebt's zu melden.
Was finden wir in dem modernen Rom?
Nur Knabenſchänder, unverſchämte Narren,
Gemeine Springer mit zu hohem Sparren,
Scheinheil'ge Pfaffen in St. Peters Dom!

— — Allem Anſcheine nach werden wir den Krieg ſo lange fortführen, bis der Feind wird Friede machen wollen. Monſieur de Broglio hat mir Berichte geſchickt, denen zufolge er behauptet, daß die Feinde ihn angreifen würden, weshalb er, in Betracht ſeiner großen Schwäche, genöthigt ſein würde, ſich zurückzuziehn und den Feinden den Theil zu zeigen, den man ſchicklicher Weiſe nicht nennen darf. Ich bin ihm bis Prag entgegengekommen, wozu die Sachſen, die an Mähren keinen und an dem Kriege noch weniger Geſchmack finden, mich eingeladen haben. In Mähren mußte ich nur für Vertheidigung ſorgen; hier bereite ich für den Feldzug, den wir in ſechs Wochen eröffnen werden, einen kräftigen Angriffskrieg vor.

Hier haben Sie eine militairiſche Zeitung, die ich Ihnen ſchreibe, um Sie über unſere Operationen zu unterrichten und damit Sie, unabhängig von dem Wiener Zeitungsblättchen, wiſſen, woran Sie ſich zu halten haben. Die Oeſtreicher haben keine beſondere Luſt, die Wahrheit bekannt zu machen, bei den übeln Umſtänden, in denen Sie ſich befinden, möchten ſie gern ſich ſelbſt täuſchen.

Sie ziehn der Wahrheit bittrer Strenge,
Die ſie in ſchwarzen Aerger nur verſenkt,
Die Täuſchung vor, ein trügeriſch Gepränge,
Womit ein ſüßer Traum ſie ſchmeichleriſch beſchenkt.

Es giebt allerdings zuweilen Irrthümer, die bei weitem ſüßer ſind, als eine Menge von Wahrheiten; dergleichen ſind z. B. die Meinung, von gewiſſen Perſonen geliebt zu werden; die Zerſtreuung, welche uns zu ihnen führt und uns glauben macht, daß wir ſie ſehen, mit ihnen ſprechen und leben; die Stärke der Einbildungskraft, welche uns angenehme Gegenſtände vorführt, während wir uns, was die Umgebung betrifft, in einer afrikaniſchen Wüſte befinden. Wir glauben ſüße Töne, ſchöne Arien zu hören, deren wir uns erinnern. Apropos! was die ſchönen Arien betrifft, ich habe die mir von Ihnen zugeſchickte, auf die ich ſehr viel gebe, erhalten. Ich bitte wünſchen Sie dem Capellmeiſter Haſſe, der ſie componirt hat, Glück dazu.

Sie könnten mir ein ſehr großes Vergnügen machen, wenn Sie ſich mit einem Auftrage beläſtigten, denſelben in tiefſter Verſchwiegenheit mit gewohnter Geſchicklichkeit verfolgen und Ihre Schleichwege gut wählen wollten, um zum Ziele zu gelangen. Sie ſollen mir den Opernſänger Pinti verſchaffen, deſſen Stimme mich ſo ſehr entzückt hat. Dies wird ſchwer halten, Sie werden auf Schwierigkeiten ſtoßen, eben deshalb aber wende ich mich an Sie, da ich keinen Andern kenne, der im Stande wäre, dieſe Schwierigkeiten zu überwinden. Sie können dieſem Pinti bis 4000 Thaler Jahrgehalt anbieten und den Contract abſchließen nach Ihrem Gefallen.

Herbei, du, des Vergnügens muntre Schaar!
Ihr Götterkinder, ſeid mir heut zu Willen,
Mit Wolluſthauch die Sinne zu erfüllen,
Erſchließt euch, Lebenspforten, wunderbar,
Die Glut, die mir im Innern tobt, zu ſtillen.
Arabien ſende ſeine Düfte

Und Ungarn ſende ſeinen Wein,
Dann töne durch bewegte Lüfte
Bezaubernd Melodie herein.
Des Herzens zitternde Organe
Berührt allmächtigſte Magie
Gleich Leda's hold betrügeriſchem Schwane
Umſchmeichelt ſüß uns bald Melancholie,
Bald reißt uns in der Freude Hochgefühl
Der Wahnſinn fort zu ungemeßnem Ziel,
Dann endlich wird in ſich die Seele ſtill.
Die Sorge ſinkt tief in den Staub zurück
Und wir genießen mit Entzücken
In überſel'gen Augenblicken
Der Götter unvergleichlich Glück.
Herbei, du Schaar der Luſt und du, der Künſte Schaar!
Baut hier euch der Unſterblichkeit Altar!

Einen noch lebhafteren Briefwechſel als mit Algarotti führte der König mit ſeinem Freunde Jordan, und zwar in demſelben humoriſtiſchen Tone fort, den wir in dem Lager von Molwitz bereits kennen lernten.

„Ich lebe hier in Znaim, „ſchreibt er den 28. Febr. 1742, „von einem Tage zum andern, zuweilen ſehr beſchäftigt, zuweilen ohne alle Arbeit. Indeſſen ſtudire ich, ſo oft ich Muße habe, ich leſe, ich dichte, ich denke viel. Das heißt ſeine Maſchine gut benutzen, werden Sie ſagen; es iſt wahr, allein ich meine, man thut wohl daran, ſeinem Magen etwas zu thun zu geben, da für die Verdauung nicht immer geſorgt werden kann. — — Die Häuſer hier haben alle platte Dächer, wie in Italien, die Straßen ſind ſehr ſchmutzig, die Berge ſteil, die Weinberge häufig, die Männer albern, die Frauen häßlich,

und die jungen Eſel ſehr verbreitet; da haben Sie das Epigramm auf Mähren.

In dieſem Augenblicke erhalte ich Ihren Brief halb in Verſen, halb in Proſa, wofür ich Ihnen danke, allein er iſt mir nicht lang genug und Sie müſſen wiſſen, daß ich einen großen Unterſchied zwiſchen dicken Büchern und allerliebſten Briefen mache. Bringen Sie ganz Berlin in Ihre Verſe, jede Lappalie, jedes Nichts, denn meine Neugierde iſt ein unerſättlicher Schlund, zumal was die politiſchen Urtheile betrifft, obwohl dieſe von dorther gewöhnlich ſehr abgeſchmackt ſind.

Die Nachrichten, die ich ſo eben über den Feind erhalte, laſſen mich glauben, daß wir handgemein werden dürften; dann wünſche ich, daß mich das Glück der Preußen einige Stunden, oder vielmehr einen ganzen Tag begünſtigen möge, damit unſere Angelegenheit hier eben ſo ruhmvoll endige, als ſie angefangen hat.“ —

(Im Quartier zu Selowitz d. 17. März 1742.)

Mein lieber Jordan! Der Unterſchied zwiſchen den Mußeſtunden in Berlin und den Beſchäftigungen von Sellowitz iſt, daß man dort Verſe, hier Gefangene macht. Ich ſchwöre Ihnen, daß ich zuweilen ſo geplagt bin, daß es mir kaum möglich war, mit jener Freiheit des Geiſtes zu denken, welche die Mutter der Einbildungskraft und mithin der Poeſie iſt. — — Meiner Treue! die Ehre, das große Rad der Begebenheiten von Europa zu drehen, iſt eine ſehr ſaure Arbeit; die weniger glänzende Lage der Unabhängigkeit, der Muße und der Einſamkeit iſt, dünkt mich, viel glücklicher und iſt das erwünſchte Loos des Weiſen in dieſer Welt. Ich denke oft an Rheinsberg und an jenes freiwillige Studium, welches mich mit den Wiſſenſchaften und Künſten vertraut machte; dennoch iſt kein

Verhältniß des Lebens ohne Bitterkeit. Schon damals hatte ich meine kleinen Freuden und meine kleinen Leiden; ich ſchiffte damals auf kleinem Gewäſſer, jetzt auf der hohen See, wo eine Welle mich zu den Wolken hebt, eine zweite mich in den Abgrund ſtürzt und eine dritte mich noch ſchneller wieder zur höchſten Höhe ſchleudert. Dieſe heftigen Bewegungen ſind nicht das, wonach dem Philoſophen verlangt; denn was man auch ſagen mag, es iſt ſchwer, gleichgültig bei den Wechſelfällen des Schickſals zu bleiben und das Gefühl aus dem menſchlichen Herzen zu verbannen. Vergebens bemüht man ſich gleichgültig im Glück und ungerührt im Unglück zu erſcheinen; das Geſicht mag ſich verſtellen, allein der Menſch, das Innere, die Falten des Herzens ſind nichts deſto weniger bewegt. Alles, was ich für mich wünſche, iſt, daß das Glück nie die Menſchlichkeit und jene Tugenden, zu denen ich mich immer bekannt habe, in mir verderben möge. Ich hoffe und ſchmeichle mir, daß meine Freunde in mir denſelben wieder finden, der ich war; zuweilen mehr beſchäftigt, mit Sorgen erfüllt, unruhig, mit Arbeiten überladen, immer aber bereit, ihnen zu dienen und vor Allen zu beweiſen, wie ich Sie achte und von ganzem Herzen liebe.

(Vom 19. März.)

Zu Wien da ſchaun's halt aus jedem Haus,
Mit Operngukern zum Dach hinaus,
Die Leute vom Hof und das andere Weſen
Wollen ihr Schickſal in den Planeten leſen.
Am Himmel iſt ein Comet zu ſehn!
Die Frauen neugierig auch mit gehn,
Fragen: wo iſt ſein Flammenſtreif?
Wohin zieht er mit ſeinem Schweif? —

„Verſchwunden iſt er, mein Glück iſt dahin!“
So ruft mit Thränen die Königin! —

Hieraus ſchließen die Politiker, daß der Untergang des Hauſes Oeſtreich nicht mehr fern und Alles für daſſelbe verloren ſei.

Sicher werden wir bald eine Schlacht haben, vielleicht an dem Jahrestage von Molwitz. Ich ſage dies nicht, um Euch Furcht einzujagen, ſondern weil die Sache ſich ſo verhält und nicht ſchief gehn kann. Ich habe größeres Fiducit, als jemals, und glaube meiner Sache ſo gewiß zu ſein, als man es in menſchlichen Dingen ſein kann. — Schicken Sie mir das Buch von Boileau, Cicero's Briefe, ſeine philoſophiſchen Unterhaltungen zu Tusculum und die Geſchichtsbücher Cäſars. Adieu, Jordan; ich umarme Sie von ganzem Herzen. Grüßen Sie meine Freunde.

(Den 23. März.)

— — Ich habe geleſen, was Sie mit ſo vielem Scharfſinne über den ſo eben erſchienenen Cometen vorherſagen. Maupertuis (der Hofaſtronom) hat das Fieber über dieſen Cometen bekommen, den er nicht zuvor angekündigt hat und der die Dreiſtigkeit hatte, ohne Paß und Beglaubigungsſchreiben der Aſtronomen anzukommen.

Nun weiß ein Jeder zu finden,
Was uns der Comet ſoll verkünden;
Der Eine meinet: der Frieden,
Der Andre: der Krieg ſei beſchieden.
Ich meine: der Himmel iſt wohl geſcheidter,
Ihn kümmert weder weiter
Der Herren Engländer Fineſſe
Noch unſere kleinen Prozeſſe.

Wir leben hier in Sellowitz ſehr beſchäftigt und philoſophiſch. Mit Ungeduld erwarte ich den Cicero, deſſen Unterhaltung mir bei den gegenwärtigen Umſtänden ſehr zuſagt.

Das heil'ge, röm'ſche Reich zumal
Mag guten Glaubens leben,
Es habe ſich nach eigner Wahl
Einen neuen Kaiſer gegeben.
Ob aber nun die Seine ſiegt,
Im Kampf die Donau unterliegt,
Das Macherlohn, ich ſag' es euch,
Bezahlt das heil'ge, röm'ſche Reich.

— — Adieu. Meine Complimente an alle meine Freunde und Freundinnen. Gedenken Sie der Abweſenden, ſchlafen Sie ruhig vor allen den Wechſelfällen, denen wir Trotz bieten, lieben Sie mich immer und halten Sie ſich meiner Freundſchaft verſichert.

(Proſtnitz, den 8. April.)

Heute bin ich nicht im Stande, Dir in Verſen zu ſchreiben, denn wir marſchiren auf Gebirgswegen,

Da ſteht nun der Grenzpfahl, der Kuckuk darauf,
Nun weis't du, nach Böhmen geht hier unſer Lauf.
Die Heil'gen heraus aus den Niſchen guken,
Die Felſen und Brücken mit Nepomuken,
Die Bettler allſammt in großen Banden,
Die wir in Schaaren beiſammen fanden,
Mit ihren Paternoſterſchnüren
Und Naſengeſang uns wollen rühren.

Hier g'ſchieht es leicht, mein gnäd'ger Herr,
Zieht ungeleitet ihr daher,
Daß euch die grämlichen Panduren
Abnehmen Kleider, Geld und Uhren.

Auf dieſen Wegen nun marſchirt der größte Theil unſerer Armee, um ſich mit dem Fürſten von Anhalt und Prinzen Leopold bei Parduwitz zu vereinigen.

Nicht fern von jenem Orte kehr' ich ein,
Wo einſtens reſidirte Wallenſtein,
Nicht weit von dem berühmten Feld,
Wo Ziska einſt, der Böhmen größter Held,
Die Feinde ſchlug, die mit ihm um die Wette
Die Erde rings gemacht zum Todtenbette.

Hier haben Sie Verſe, die mir, ich weiß ſelbſt nicht wie, in die Feder gekommen ſind und die Sie, ich glaube es wohl, ſehr ſchlecht finden werden. — — Nicht ein Jeder, der es zu ſein wünſcht, iſt ein Liebling des Muſengottes, man muß ihm unausgeſetzt aufwarten, ein heitres Geſicht und ein gewiſſes, ich weiß ſelbſt nicht Was, nach Apollo's Geſchmack mitbringen. Adieu, mein Lieber. Ich habe nicht Zeit, Ihnen andere Armſeligkeiten zu ſchreiben.

(Leitomiſchel, den 15. April 1742.)

— — Willſt du, daß meine Muſe ſinge,
Wie ich mein Wanderleben hier vollbringe?

Bald gebraten, bald erfroren,
Bald auf der Höh', bald in der Tiefe verloren,
Bald ſchwimmend flott im Ueberfluß,
Bald unfreiwill'ger Magenſchluß.

Viel Ungemach und ſelten ſatt,
Doch nie verdrießlich und nie matt.
Wie immer dann das Loos mir fällt,
Veracht' ich ſtets die Thorheit dieſer Welt.
Einfach in meinen Sitten, meinem Leben,
Hab' ich der Freude lieber mich ergeben,
Als jenem melanchol'ſchen Wahn,
Der niemals unſerm Geiſte ſollte nahn,
Bei deſſen Gifthauch jede Freude ſtirbt,
Der uns des Lebens ſchönſten Tag verdirbt.

Wenn Sie Alles roſenfarben ſehen würden, wären Sie der glücklichſte und zugleich der liebenswürdigſte Sterbliche, welchen Gott geſchaffen hat; allein da es nichts Vollkommenes in dieſer Welt giebt, ſo ſind Sie nur der Liebenswürdigſte. Ich bitte, beruhigen Sie Ihren Geiſt über das Schickſal Europa's. Wenn man die Unglücksfälle eines jeden Einzelnen ſich zu Herzen nehmen wollte, ſo wäre das ganze menſchliche Leben nichts weiter, als ein Gewebe von Kümmerniſſen. Ueberlaſſen Sie die Sorge, die Spindel abzuhaspeln, einem Jeden, ſo gut er vermag und beſchränken Sie ſich auf die Theilnahme an dem Schickſale Ihrer Freunde, d. h. einer kleinen Anzahl von Perſonen. Dies iſt auf Ehre Alles, was man von einem guten Bürger verlangen kann, denn ſonſt würde unſer Gehirn nicht genug Feuchtigkeit für die Thränen, die wir zu vergießen hätten, abſondern. — — Ich habe Ihnen von einem Orte, wo nichts paſſirt, nichts zu melden, außer daß von unſern Soldaten ein jeder ein Cäſar iſt und daß ich Sie immer liebe, wie Sie eben ſind, krank, melancholiſch, luſtig, geſund, — gleichviel. Adieu. —

(Chrudim, den 21. April 1742.)

— — Jede nur mögliche Ehre muß Ihre Stirn bekränzen. Dieſe von Ihrem Muthe unzertrennliche Klugheit iſt nicht eine der geringſten Eigenſchaften, welche man an Ihnen bewundern muß. — — Sie wiſſen ſehr wohl, daß man nie braver ſein kann, als wenn uns unſre Vorſicht nur aus Nothwendigkeit, oder aus Gründen Gefahren ausſetzt. Da Sie nun ungemein vorſichtig ſind, werden Sie ſich nie in Gefahr begeben, woraus ich den Schluß ziehe, daß wenige Helden Ihnen an Tapferkeit gleich kommen. Ihr Muth beſitzt ſeine Jungfrauſchaft noch und da alle neue Sachen beſſer ſind, als die abgetragenen, ſo folgt daraus, daß Ihr Muth etwas ganz Außerordentliches ſein muß. Er iſt eine Blume, die ſich eben entfalten will, die noch nicht von der Sonnenhitze, nicht von den Nordwinden gelitten hat, er iſt ein ſo achtungswerthes Weſen, daß die Metaphyſik ihn unterſuchen und die Marquiſe du Chatelet eine Abhandlung darüber ſchreiben müßte. Es fehlt Ihnen nichts, als ein weißer Federhut, um die Ufer Ihrer Kühnheit zu beſchatten, ein langes Rappier, große Sporen, eine etwas weniger heiſere Stimme und mein Held wäre fertig. Ich mache Ihnen mein Compliment darüber, göttlicher und heroiſcher Jordan, und ich erſuche Sie, von der Höhe Ihres Ruhmes einige huldreiche Blicke auf Ihre Freunde zu werfen, welche hier in dem Kothe von Böhmen mit der übrigen Menſchenheerde herumkriechen. — — Meine Geſinnungen gegen Dich kennſt Du*). —

---

*) Man glaubt in der That den Prinzen Heinrich ſich mit Falſtaff unterhalten zu hören, ſo echt Shakeſpeariſch iſt dieſer Humor des Königs.

(Chrudim, den 5. Mai.)

Doctissime doctor Jordane! Ich bitte, flehe, rufe, ſchreie um Neuigkeiten von Berlin und Sie ſind ſo grauſam, ſie mir zu verweigern. Ich erhalte nichts weiter von Ihnen, als Zeitungen vom Pindus und Orakel des Apollo. Ihre Verſe ſind allerliebſt, allein ich verlange Neuigkeiten. Schreiben Sie mir alſo, was für Wetter in Berlin iſt, was man thut, was man ſpricht und wenn alle Quellen erſchöpft ſind, dann ſprechen Sie wenigſtens von dem metallnen Roß auf der langen Brücke und von dem Reiter darauf.

Von jenem Helden, hoch zu Roß,
Zu deſſen Füßen ſich der Sklaven Troß
In ehrne Ketten ſchmiegte.
Er war es, der der Schweden Schaaren,
Die Gothen, dieſe nordiſchen Barbaren,
Mit tapfrem Arm beſiegte.

Unterhalten Sie mich mit allen Kleinigkeiten nach Ihrem Belieben, wenn ſich nur das, was Sie mir ſchreiben, auf mein Vaterland bezieht und haben Sie die Güte, ſich mehr in das Einzelne einzulaſſen. — Sie verſtehn ſich ſo gut auf Satyre, ſchreiben Sie ein ſatyriſches Tagebuch; geſtatten Sie den Abweſenden über irgend ein närriſches Original, die Berlin im Ueberfluſſe liefert, zu ſcherzen und zu lachen, zeichnen Sie die Hauptzüge ſcharf und bedenken Sie, daß, wenn man geleſen ſein will, um zu gefallen,

Der Styl des Doctors nicht genügt allein,
Man ſchreibe einfach, elegant und fein
Und miſch' ein wenig Spott mit ein.

— — Mir bleibt nichts übrig, als auf der Heerſtraße der Gewohnheit mechaniſch fortzukriechen und dem Beiſpiele unſeres guten und lächerlichen Menſchengeſchlechts en gros zu folgen, welches, ohne eine beſondere Abſicht zu haben, bald aus Langerweile, bald aus Gefälligkeit, kein gutes Haar an ſeinem Nächſten läßt, was in der That nicht chriſtlich iſt. Allein wir Anderen ſind auch nicht zu ſehr darauf verſeſſen, es zu ſein und gewöhnlich hält man dafür, es ſei beſſer, einen guten Witz zu machen, als ein frommer Bruder in Jeſu Chriſto zu ſein. Wenn man Krieg führt, vergißt man ein wenig jene brüderliche Zärtlichkeit.

Talpatſchen und Pandurenbanden,
Die uns umſchwärmen Tag für Tag,
Des Satans Höllenabgeſandten
Ich juſt nicht meine Brüder nennen mag;
Von Affen wurden ſie gezeugt,
Und von den Bären groß geſäugt. —

Wie können Sie verlangen, daß man die Menſchheit in Geſchöpfen ehren ſoll, welche nur ſehr leiſe Spuren davon haben. Ich glaube, daß eine Aehnlichkeit der Sitten die Menſchen mehr verbindet, als der gleiche Körperbau. Unſern Feinden ſtreite ich Beides ab und nun ſage mir Einer, daß ich ſie lieben ſoll!

(Chrudim, den 11. Mai.)

Lieber Jordan!

Mein Kopf iſt mir ſo wüſt von einem Chaos von Geſchäften, welches mit einem Mal über mich gekommen, daß ich um Pardon bitte, wenn ich mich kurz faſſe. Ich bin ſo beſchäftiget, habe ſo viel zu überlegen, zu ſchreiben, ſo viel Befehle auszufer-

tigen, daß es mir unmöglich iſt, Dir viel Vernünftiges zu ſchreiben. Alles, was ich Dir melden kann, iſt, daß wir den 13. in das Lager rücken, daß die Oeſtreicher gegen uns marſchiren und daß, wenn kein Wunder geſchieht, ich ſicher vor Ende Octobers oder Anfang Novembers nicht nach Berlin zurückkehren kann. Adieu. Ich empfehle Dich der Philoſophie und dem Gotte der Geſundheit zur Obhut.“ —

Zehntes Capitel.

Die Schlacht von Chotuſitz

den 17. Mai 1742.

Der Feldprediger Segebarth. — Friedensſchluß in Berlin den 28. Juli 1742. — Ein Cardinal in Paris und ein Lord nennen Friedrich den Schiedsrichter Europas. — Die mediciniſche Mörderfacultät. —

An demſelben Schreibtiſche, an welchem der König ſo eben noch die heiterſten Briefe an ſeine Freunde ſchreibt, von denen er ſich Cicero's philoſophiſche Geſpräche und italieniſche Arien ausbittet, dictirt er jetzt die Befehle zur Schlacht. Die Flöte verſtummt vor dem Donner der Kanonen. Wir folgen wieder des Königs eigner Erzählung.

„Das Heer des Königs in Böhmen war in drei Diviſionen getheilt, ſechszehn Bataillons und zwanzig Schwadronen ſtanden in der Gegend von Leitomiſchel und ein Corps von gleicher Stärke bei Kuttenberg. Die Feſtung Glatz hatte ſich den 15. April den Preußen ergeben und General Derſchau führte dem Könige von dort acht Bataillons und dreißig Schwadronen Verſtärkung zu.

Den Oberbefehl über das öſtreichiſche Heer in Mähren (40,000 Mann ſtark), hatte der Herzog Carl von Lothringen erhalten, neben ihm commandirte der Feldmarſchall Königseck. Ihre Abſicht war, Prag wieder zu erobern und die Feinde aus Böhmen zu vertreiben. Bei dem Abmarſch der Oeſtreicher blieb dem Könige die Wahl, entweder ſich hinter die Elbe zurückzuziehn, oder dem Herzoge von Lothringen entgegen zu gehn und ihm eine Schlacht zu liefern. Dieſer letztere Entſchluß erhielt den Vorzug, nicht allein, weil er der rühmlichere, ſondern zugleich auch der nützlichere war, da er den Frieden ſchneller herbeiführen mußte, denn die Unterhandlungen verlangten jetzt etwas Entſcheidendes.

Das Heer des Königs verſammelte ſich bei Chrudim den 13. Mai, der König war den ganzen Tag zu Pferd, faſt immer bei dem Vortrab, um die Gegend und Stellung der Feinde genau kennen zu lernen. Am 16. traf der König in Kuttenberg ein, ließ den rechten Flügel ſeines Heeres bei Tſchaslau, den linken bei dem Dorfe Chotuſitz lagern. — Alles dieß bereitete die Schlacht vor. Der König brach den 17. Mai des Morgens 4 Uhr auf, um ſich mit dem Fürſten Leopold zu vereinigen. Als man auf die Anhöhen von Neuhof kam, ſah man die ganze öſtreichiſche Armee, welche in der Nacht Tſchaslau erreicht hatte und jetzt in vier Colonnen heranrückte, um die Preußen anzugreifen. Der König ertheilte dem Feldmarſchall

Buddenbrock und dem Erbprinzen Leopold von Deſſau die Befehle zur Aufſtellung der Schlachtordnung in drei Treffen; für die Deckung der Flügel trug er beſondere Sorge, „denn die Preußen hatten in der Schlacht von Molwitz gelernt, wie wichtig es iſt, die Seiten gut zu decken.“ Zweiundachtzig Stücke preußiſches Geſchütz eröffneten die Schlacht. Der Feldmarſchall Buddenbrock machte hierauf einen ſo ſtürmiſchen Angriff mit ſeiner Reiterei, daß er Alles vor ſich nieder warf; doch verhinderte ihn der ungeheure Staub, den errungenen Vortheil vollſtändig zu benutzen. — Von unſerm linken Flügel drangen die Cavallerieregimenter Prinz von Preußen, von Waldow und von Bredow unaufhaltſam vor und hieben die ungariſchen Infanterieregimenter Palfi und Veteeß in die Pfanne; ſie drangen bis zur öſtreichiſchen Reſerve vor und kehrten dann mit Ruhm bedeckt zum Heere zurück. Der öſtreichiſche General hatte das Dorf Chotuſitz in Brand ſtecken laſſen, deſſen Flammen jetzt wie eine Scheidewand zwiſchen beiden Armeen aufloderten. Allein dies hinderte den Feind nicht, den linken Flügel der Preußen auf der rechten Seite des Dorfes anzugreifen. Ein Regiment ungariſcher Infanterie wollte mit dem Säbel in der Fauſt eindringen, allein dieſer Verſuch mißlang ſo ſehr, daß Soldaten und Officiere vor den preußiſchen Bataillonen an der Erde in Reihe und Glied lagen, als ob ſie das Gewehr geſtreckt hätten; ſo fürchterlich iſt jetzt das Feuergewehr, wenn es gut gebraucht wird. (Die Einführung eiſerner Ladeſtöcke gab damals der preußiſchen Infanterie dieſelbe Ueberlegenheit, welche ſie gegenwärtig durch die Einführung der Zündhütchen erhalten würde.) Dieſen Augenblick benutzte der König, um ſchnell die linke Seite der Oeſtreicher anzugreifen. Dieſe Bewegung entſchied den Sieg; die Feinde warfen ſich auf ihren rechten Flügel zurück, ſie fanden ſich

auf ein Feld eingeſchloſſen, wo ſie nicht fechten konnten. Die Verwirrung ward allgemein. Das ganze Feld ward mit Flüchtlingen bedeckt. Der Feldmarſchall Buddenbrock verfolgte die Oeſtreicher lebhaft auf ihrer aufgelößten Flucht; mit vierzig Schwadronen und zehn Bataillonen ſetzte er ihnen bis eine Meile vom Schlachtfelde nach." — Die Siegeszeichen der Preußen beſtanden in achtzehn erbeuteten Kanonen und zwei Fahnen; man würde noch mehr Standarten erbeutet haben, wenn die Oeſtreicher dieſe nicht ſämmtlich aus Vorſicht zurückgelaſſen hätten. Der Feind verlohr 1000 Gefangene und 5600 Todte und Verwundete; die Preußen hatten 3500 Todte und Verwundete. Die Schlacht hatte nicht länger als drei Stunden gewährt; Böhmen war wieder in der Gewalt der Verbündeten, Schleſien gegen jeden Angriff ſicher geſtellt. Der König verließ das Schlachtfeld, auf welchem er den Erbprinzen Leopold Max von Anhalt-Deſſau zum Generalfeldmarſchall ernannte, nicht eher, als bis er die nöthigen Anſtalten für die Verwundeten ausgeführt ſah. Auf dem Schlachtfelde ſelbſt kaufte er einige Morgen Landes zu einem Begräbnißplatze für die Gebliebenen, denen er, ob Freund oder Feind, hier eine friedliche Ruheſtätte bereiten ließ. Der Platz wurde eingezäunt und durfte fünfundzwanzig Jahre nicht vom Pfluge berührt werden. Nach Ablauf dieſer Zeit ſollte er den frühern Eigenthümern zurückgegeben werden. Unter einer dreifachen Salve der Sieger ward der Begräbnißplatz eingeweiht, wobei der tapfre Feldprediger Segebarth, welcher in der Schlacht ſelbſt mitgefochten, angemeſſene Worte ſprach.

Der brave Feldprediger giebt über ſeine Theilnahme an der Schlacht ſeinem Freunde, dem Profeſſor Miachaelis in Halle, folgende Nachricht: „In dieſer Action habe auch ich mich für meine Perſon etwas exponirt, wenigſtens ſo viel, als man im-

mer von einem Meinesgleichen verlangen kann. Die Sache iſt bei dem Könige, der Generalität, ja der ganzen Armee bekannt worden, und man redete in den erſten Tagen ſelten von dem Siege, den uns Gott gegeben, daß man nicht auch meiner gedacht hätte. Wenn ich ein Narr wäre, ſo hätte mein Hochmuth die beſte Gelegenheit gehabt, ſich aufzublähen. Der König hat mir durch den Erbprinzen von Deſſau, bei deſſen Regimente ich ſtehe, ein ſehr gnädiges Compliment machen laſſen und mich verſichert, ich ſolle die beſte Pfarrſtelle in ſeinem Lande haben und der Prinz ſetzte hinzu: wo das nicht geſchehe, ſo wollte er mir die beſte in ſeinem Lande geben, denn ich hätte nicht nur in der Bataille als ein Prediger, ſondern auch wie ein braver Mann gethan. Soll ich Ihnen ſagen, worin dieſe Bravour beſtanden, ſo will ich Ihnen mit Folgendem dienen

Erſtens war ich bei der Action, und zwar an dem Orte, wo es am hitzigſten, ja ſo hitzig, als es in der Welt nur möglich iſt, zuging, hinter meinem Regimente geblieben, wo die Kanonen- und Musketenkugeln über meinen Kopf wegregneten.

Zweitens: als unſer Regiment ſich retirirte und zum Theil mit der feindlichen Cavallerie und Grenadieren vermiſcht war, ging ich hin, redete den Officieren und Soldaten recht beweglich und ernſtlich zu, daß ſie ſich halten und faſſen ſollten. Einige ſchrieen mich gleich an mit einem lauten: Ja! und waren bereitwillig, und der Prinz von Deſſau ſelbſt ſagte in Gegenwart aller Prinzen, als ich ihn den Tag nach der Bataille vor dem Hauptquartiere ſprach, mit vieler Grazie: ich hätte Vieles dazu beigetragen. Als ich dieſes that, flogen mir die Kugeln um den Kopf, ſo dicke, als ob man in einem Schwarme ſauſſender Mücken ſtände; doch hat mich, Gott Lob! keine verletzt, auch iſt mein Rock ganz geblieben. Ein feindlicher Soldat

hat mein Pferd in dieſem Lärmen mit dem Bajonet todtſtechen wollen, aber einer der Unſern hat es abgewendet; doch meine Lebhaftigkeit trieb mich damals zu noch Mehrerem.

Drittens ſah ich einige Escadrons Cavallerie, die in Confuſion waren, vom linken Flügel; ich trachtete ſie in Ordnung zu bringen und wir attakirten auf die feindliche Cavallerie und trieben ſie zurück. Ich war ſo dreiſt, daß ich mich an die Generale und Oberſten heran machte, ſie bei der Hand faßte und ſie im Namen Gottes und des Königs ermahnte, ihre Leute wieder zu ſammeln. Da dieſes geſchehen, ſo ritt ich hin und wieder durch die Glieder und trieb die Leute dahin, daß ſie ſich wieber zu ſetzen anfingen. Ich wundre mich nur, daß die großen, ſchweren Pferde meinen kleinen Fuchs nicht zertreten haben; aber es ſchien Alles vor mir auszuweichen und mir Platz zu machen.

Viertens ſammmelte ich nochmals einen großen Haufen fliehender Cavallerie wohl eine Viertelmeile von dem Wahlplatze, welches mir wohl große Mühe machte, aber doch endlich gelang und führte ſie bis zur Wahlſtatt zurück. Dieſe Cavallerie, die ich geſammelt und die ſogleich auf meine Vorſtellung zu attakiren anfing, iſt über ſechs Escadrons ſtark geweſen. Gott ſei gelobt, der mir David's Sinn und Muth gegeben. Mich deucht nicht, etwas gethan zu haben, was meinem Amte unanſtändig wäre. Hab' ich etwas zuviel gethan, ſo hab' ich es Gott und dem Könige gethan."

Noch von dem Schlachtfelde den 17. Mai, ſchrieb der König ſeinem Freunde Jordan nach Berlin:

Lieber Jordan!

Ich melde Dir ſehr vergnüglich, daß wir den Feind tüchtig geſchlagen haben. Wir befinden uns Alle wohl. Der

arme Rothenburg iſt am Arm und der Bruſt verwundet, jedoch ohne Gefahr, wie man glaubt. Adieu. Du wirſt Dich, glaube ich, über die gute Nachricht, die ich Dir melde, freuen. An Kaiſerling meinen Gruß. Dein

Friedrich.

Das Heer bezog ein Lager bei Zlep und hier ließ der König den Truppen den 20. Mai folgenden Tagesbefehl bekannt machen:

„Weilen Seine Majeſtät die größte Urſache von der Welt haben, mit ihren braven und unüberwindlichen Truppen zufrieden zu ſein und da Sie gerne diejenigen, welche Ihnen ſo gut und ehrlich dienen, auf alle Art und Weiſe durch Avantcements und Recompenſe zu belohnen ſuchen, um Ihnen auch ihre particuläre Obligation davor zu zeigen: ſo laſſen Sie durchgehends allen Ihren Officiers von der Infanterie und Cavallerie vor ihre rechtſchaffene Dienſte, ſo ſie Höchſtderoſelben anjetzo und bei voriger Bataille geleiſtet haben, auf das allergnädigſte danken, und ſoll denen gemeinen Soldaten ſowohl von der Infanterie, als Cavallerie auch geſagt werden, daß Seine Majeſtät vollkommen mit Ihnen zufrieden wären.“ —

Aus dem Feldlager ſchreibt er an demſelben Tage an Jordan:

— — „Bis jetzt hatte ich noch nicht Seelenruhe genug, um wieder Verſe zu machen, ich habe unaufhörlich zu thun, die Geſchäfte drängen. Adieu, mein Freund. Mach doch, daß der dicke Knobelsdorf mir ſchreibt, wie ſich Charlottenburg, mein Opernhaus, meine Gärten befinden; ich bin darin ein Kind; es ſind meine Puppen, mit denen ich ſpiele. Meine Complimente an die gute Monbail (Tochter ſeiner Gouvernante,

der Frau von Rocoulles), an das Strudelköpfchen (Frau von Morrini, geb. von Marwitz) und an die kleine Tettau.“ —

(Ebendaſelbſt einige Tage ſpäter.)

— — „So wäre denn Dein Freund binnen dreizehn Monaten zum zweiten Male Sieger. Wer hätte es vor einigen Jahren geglaubt, daß der Schüler Jordan's in der Philoſophie, Cicero's in der Redekunſt, Bayle's im Denken, in der Welt eine militairiſche Rolle ſpielen würde? Wer hätte geglaubt, daß die Vorſehung einen Poeten auserſehen habe, das europäiſche Staatenſyſtem umzuwerfen und die politiſchen Berechnungen der regierenden Könige gänzlich zu verändern? Es gehen viele Dinge in der Welt vor, von denen es ſchwer hält, den Grund anzugeben und dieſe Begebenheit können wir ganz dreiſt dazu rechnen. Sie iſt ein Comet, welcher die gewöhnliche Bahn durchſchneidet und ſich nach einer ganz anderen Richtung hin bewegt, als alle anderen Planeten.

Mit Ungeduld erwarte ich Neuigkeiten von Dir, ſchreib mir recht viel von meinen neuen Bauten, von Möbeln, von Tänzern. Dabei ruhe ich mich aus und erhole mich von meinen Beſchäftigungen, die alle von ſolcher Wichtigkeit ſind, daß ſie Anſtrengung und Ernſt erfordern.

Ich leſe ſo viel ich kann und verſichre Dich, daß ich in meinem Zelte ein eben ſo großer Philoſoph, wie Seneca bin, oder vielleicht ein noch größerer.

Wann werden wir uns unter den ſchönen und friedlichen Buchen von Rheinsberg wieder ſehn, oder unter den ſchönen Linden von Charlottenburg? Wann werden wir nach unſerm Gefallen über die Lächerlichkeiten der Welt und über die Nichtigkeit unſeres Zuſtandes philoſophiren? Ich erwarte dieſe glücklichen Augenblicke mit großer Ungeduld und das um ſo mehr,

da man, wenn man in der Welt Alles verſucht hat, endlich wieder zum Beſſern zurückkehrt. Adieu, lieber Jordan. Vergiß nicht Deinen Freund und halte mich in Deinem Herzen mit derſelben Treue feſt, wie Oreſt den Pylades."

Aus Jordan's Antworten theilen wir Folgendes mit:

Berlin, den 22. Mai 1742.

Ich wünſche Ew. Majeſtät zu dem Siege über Ihre Feinde Glück. Die Preußen ſind dazu geſchaffen, zu ſiegen, wie die Oeſtreicher dazu, geſchlagen zu werden. Noch nie machte ein Fürſt einen ſo glorreichen Feldzug. Ew. Majeſtät können ſich nicht vorſtellen, welche allgemeine Freude dies allen Ihren Unterthanen verurſacht. Ich für meinen Theil lief, ſobald die Nachricht hier ankam, ſogleich hinaus, um ſie zu erzählen, damit ſie deſto ſchneller bekannt würde. Ich hielt Leute im Wagen an, um ſie ihnen mitzutheilen, ich redete die Vorübergehenden an, damit ſie an meiner Freude Theil nehmen ſollten. Das Strudelköpfchen fand ich in übermäßiger Freude. „Das heiß ich mir noch einen König!" rief ſie mir zu, als ich in ihr Zimmer trat. — Ew. Majeſtät müſſen ſich nicht wundern, daß mein Brief ſo unordentlich geſchrieben iſt; die Freude hat ſich meiner Vernunft bemächtiget und es iſt mit ihr, wie mit einem Champagnerrauſche, der fröhliche Ideen in den Geiſt bringt. — — Man hat ein Lied gemacht, das jetzt in Paris geſungen wird und den Leichtſinn der Franzoſen ſehr ſtark bezeichnet.

Auf ſeiner Eminenz hochweiſen Rath allein
Schränkt Ludwig ſeinen Aufwand ein
Und meint, geheilt ſei aller Schaden.
Der Rath war ſchlecht in jedem Fall;

Behalt die Pferde ja in deinem Stall,
Doch deine Eſel, Herr, entlaß in Gnaden!

Ich habe die Ehre u. ſ. w.

(Den 27. Mai.)

— — Man ſieht dieſe Schlacht als entſcheidend an und ſie iſt für Ew. Majeſtät um ſo ruhmvoller, da weder Frankreich noch Sachſen daran Theil haben. Die Preußen allein haben bis jetzt mit Ruhm die ganze Laſt des Krieges getragen und Alles auf den Punkt gebracht, auf welchem es jetzt ſteht. Wenn Frieden wird, ſo verdankt ihn Europa ganz allein Ew. Majeſtät. Indeß Ew. Majeſtät Schlachten gewinnen, ſingt man in Frankreich, tanzt in Moskau, flucht in London und krämert in Holland.'

Dem Könige lag jetzt Alles daran, mit der Königin von Ungarn einen ehrenvollen Frieden zu ſchließen, er hatte hinreichende Veranlaſſung, der Redlichkeit des franzöſiſchen Cabinets zu mißtrauen. Durch ſeinen Geſandten in Petersburg hatte er erfahren, daß Frankreich der ruſſiſchen Kaiſerin als das ſicherſte Mittel ſich mit Schweden auszuſöhnen, gerathen habe, dieſer Macht den Theil, welchen Preußen von Pommern beſitze, zu verſchaffen. Zu gleicher Zeit erklärte der Cardinal Tencin im Auftrage des Cardinals Fleury dem Papſte, er habe nicht nöthig über das Emporkommen Preußens in Sorge zu ſein; Frankreich werde zu ſeiner Zeit ſchon Ordnung hierin zu halten wiſſen und dieſe Ketzer wieder erniedrigen, wie es ſie erhöht habe. Auch in Wien unterhielt Frankreich geheime Unterhändler, während ſeine Generale unthätig in Böhmen ſtanden. Der König hatte ſeinen Schatz, bis auf 150,000 Thaler, gänzlich erſchöpft; er hatte ſich ſogar bereits genöthigt geſehen, Koſtbarkeiten zu Gelde zu machen. „Hülfe durch Anleihen,"

ſagt Friedrich ſelbſt, „gab es nicht, und auch ſonſt keines der Mittel, zu denen in ſolchen Fällen Fürſten ihre Zuflucht nehmen, in deren Ländern Reichthum und Ueberfluß herrſchen.“ Dieſe Gründe zuſammengenommen beſtimmten den König, dem Grafen Podewils, der ſich damals in Breslau befand, Vollmachten ausfertigen zu laſſen, die ihn in den Stand ſetzten, den Frieden mit Lord Hindfort, welcher hierzu von dem Wiener Hofe bevollmächtigt war, abzuſchließen.

Die heitre Mißſtimmung, in welcher ſich Friedrich gegen das Cabinet von Verſailles befand, lernen wir vornehmlich aus den Briefen kennen, welche er in dieſer Zeit an ſeine Freunde ſchreibt.

An Jordan.

(Aus dem Lager bei Kuttenberg den 7. Juni 1742.)

Unſere verwünſchten Franzoſen verderben Alles, während ich Alles gut mache. Da haben nun der neugewählte Kaiſer und der König von Frankreich mit vieler Sorgfalt zwei Strohköpfe (Belle-Isle und Broglio) ausgewählt, welche in Baiern commandiren ſollen und den öſtreichiſchen General Khevenhüller vor ihren Augen die Donau paſſiren laſſen. Es wäre gar nicht möglich, alle Fehler zu zählen, welche dieſe Generale gemacht haben. Was wird die Folge davon ſein? Alle Laſt des Krieges wird auf mich fallen. Ein ſchöner Troſt, Eroberungen für Andere zu machen. — — Welche Verwirrung! Jetzt iſt der kritiſche Zeitpunkt in dieſem Jahr, binnen vierzehn Tagen wird die Scene der Begebenheiten mehr Licht erhalten.

Unterdeſſen ſchreiben Sie mir, was man von unſerer Schlacht ſagt, ob ſie großen Lärm in der Welt macht? ob das Volk Antheil daran nimmt? ob man glaubt, daß die Armee im Stande ſei, meine Feinde zu ſchlagen? ob man glaubt, daß

ich mich auf den Krieg verſtehe? mit einem Worte, Alles, was ſich darauf bezieht.

Schreiben Sie mir recht viel von Charlottenburg, vom Park, vom Opernhauſe und recht weitläuftige Beſchreibungen bitte ich mir aus, um mich mit dieſen angenehmen Dingen recht lange zu unterhalten.

Gott weiß, wann ich Sie wieder in jenen ſchönen Einſamkeiten unterhalten und fern von dem Lärme der Welt und dieſem Getreibe vernünftig zu Ihnen ſprechen kann. Ich fürchte ſehr, daß dieſe erſehnte Zeit noch entfernter iſt, als man glaubt. Unterdeſſen leſe ich und denke viel; mein Zelt gleicht noch vielmehr der Wohnung eines Philoſophen, als jenes lächerliche Faß des Diogenes, oder Leibnitzen's unanſtändiges Stübchen. — Vielleicht werden Sie mich vernünftiger als je vorher finden, es fragt ſich nur, ob ich auch beſſer geworden bin, das iſt eine Sache für ſich. —

Ich bitte dringend, verſchaffen Sie mir ein gutes Fernglas, wodurch ich die Gegenſtände von weitem entdecken kann, ohngefähr nach Ihrem Auge.

Adieu, glücklicher Jordan. Vergiß nicht den armen Ixion, der wie ein Galeerenſclave an dem Rade der Begebenheiten von Europa dreht und ſei verſichert, daß ich Dir eine Freundſchaft widme, die nur mit meinem Leben endet." —

Lord Hindfort, dem die Königin von Ungarn die nöthige Vollmacht ertheilt hatte, unterzeichnete bereits den 11. Juni 1742 mit dem Grafen Podewils den vorläufigen Friedenstractat, welchem der König nach ſeiner, unter dem Jubel des Volkes den 12. Juli erfolgten, Rückkehr nach Berlin den 28. Juli ſeine Genehmigung ertheilte, weshalb er den Namen des Berliner Friedens erhielt.

Der Berliner Friede*),
den 28. Juli 1742.

„Maria Thereſia, Königin von Ungarn und Böhmen, Erzherzogin von Oeſtreich u. ſ. w., überläßt mit völliger Souverainetät und Unabhängigkeit von der Krone Böhmen und ihrer Lehnsherrlichkeit an Friedrich II., König in Preußen, Kurfürſten von Brandenburg ꝛc. und deſſen Erben, das Herzogthum Ober- und Niederſchleſien nebſt der Grafſchaft Glatz und dem mähriſchen Diſtrict Katſcher; ſie behält von Schleſien das Fürſtenthum Teſchen, den jenſeits der Oppa gelegenen Antheil der Fürſtenthümer Troppau und Jägerndorf und den ſüdlichen Theil vom Fürſtenthum Neiſſe. — Der König von Preußen entſagt dagegen für ſich und ſeine Erben allen alten und neuen Anſprüchen an die Königin von Ungarn. Allen Einwohnern werden ihre Privilegien und Gerechtſame zugeſichert, die katholiſche Religion ſoll in ihrer gegenwärtigen Verfaſſung bleiben; in der Grafſchaft Glatz behält der Erzbiſchof von Prag, in Pleß und Beuthen der Biſchof von Krakau, in Troppau und Katſcher der Biſchof von Olmütz die geiſtliche Gerichtsbarkeit; das übrige katholiſche Schleſien gehört zu dem Sprengel des Erzbiſchofs von Breslau. Die Proteſtanten erhalten vollkommene Gewiſſensfreiheit und gleiche Rechte mit den katholiſchen Unterthanen.

Der König übernimmt das auf Schleſien verſicherte Darlehn der engliſchen Kaufleute von 1,700,000 Thlr. vom Jahr 1735. Ueber ein Darlehn holländiſcher Handelshäuſer von 4,800,000

---

*) Gewöhnlicher der Breslauer Friede genannt, weil die vorläufigen Unterhandlungen in Breslau abgeſchloſſen wurden.

Gulden von den Jahren 1734 und 1737 ſollen beſondere Beſtimmungen feſtgeſetzt werden.“

Der König Georg II. von England übernahm durch eine Urkunde vom 24. Juni die Bürgſchaft dieſes Friedens, in welchem außer ihm auch noch die Kaiſerin Eliſabeth von Rußland, der Kurfürſt von Sachſen und der Herzog von Braunſchweig-Wolfenbüttel mit eingeſchloſſen wurden. Ein Gränzvertrag der am 6. Dec. zu Ratibor abgeſchloſſen wurde, ſtellte die Gränzen noch genauer feſt. Friedrich erhielt 642 geographiſche Geviertemeilen mit 1,700,000 Einwohnern.

Obwohl Lord Hindfort Bevollmächtigter der Königin von Ungarn war, ſo war er doch zugleich ein ſo großer Verehrer Friedrich's, daß er ſich von ihm die Ehre ausbat, den preußiſchen Adler in ſein Wappen aufnehmen zu dürfen, was ihm der König gern bewilligte und das Wort: „ex bene merito“ (wohlverdient) hinzufügte.

„So wurde Schleſien,“ — ſchreibt Friedrich — „mit den preußiſchen Staaten vereiniget; zwei Feldzüge genügten zur Eroberung dieſer wichtigen Provinz. Vor Allen trugen zu dieſer Eroberung ein Heer bei, welches während zweiundzwanzig Jahren durch eine bewundernswerthe Mannszucht gebildet worden und allen andern Heeren Europa's überlegen war; ferner Generale, die in Wahrheit patriotiſche Bürger, Miniſter, welche erfahren und unbeſtechlich waren, und endlich ein gewiſſes Glück, welches die Jugend oft begleitet und das Alter verläßt. Wäre dieſe große Unternehmung mißlungen, würde man den König für einen Fürſten ohne Ueberlegung erklärt haben, der etwas gewagt, dem er nicht gewachſen geweſen ſei; der günſtige Erfolg machte, daß man ihn für einen Glücklichen hielt. In der That, das Glück allein entſcheidet über den Ruf; wer von ihm begünſtigt wird, erhält Beifall, wen es verläßt, Tadel.“

Mit ſeinen Verbündeten, den Franzoſen, Baiern und Sachſen hatte Friedrich gegründete Urſache unzufrieden zu ſein. Nach der Schlacht von Chotuſitz ſchrieb er den 19. Mai 1742 an den franzöſiſchen Geſandten Valori einen heftigen Brief, in welchem er ſagte: „Ich habe Wort gehalten und habe gegenwärtig keine Verpflichtungen mehr gegen Euch und gegen die Herren Sachſen, die nicht einmal bei der Schlacht zugegen waren." Mündlich äußerte er ſich gegen Valori: was denn eigentlich die Franzoſen in Weſtphalen ſuchten, da ſie doch früher erklärt hätten, nicht länger als bis zur Entſcheidung der Kaiſerwahl zu bleiben? „Wahrſcheinlich," fügte er hinzu, „wollen die Franzoſen die Herren in Deutſchland ſpielen; ich aber bin ein deutſcher Fürſt und werde dieß nie zugeben." Mehr in den Formen diplomatiſcher Höflichkeit hielt ſich der König in dem Schreiben vom 10. Juni, in welchem er dem Miniſter-Cardinal Fleury in Paris den bevorſtehenden Abſchluß des Friedens ankündigte. Nachdem er alle Fehler, welche der Marſchall Broglio begangen, aufgezählt, über die Unthätigkeit und den böſen Willen des Dresdner Hofes ſich beklagt hat, fügt er die Verſicherung hinzu, daß er niemals die von ihm unterſchriebene Entſagung auf die Herzogthümer Jülich und Berg widerrufen und eher ſeine Waffen gegen ſich ſelbſt, als gegen Frankreich brauchen werde. Der Cardinal erkennt in ſeinem Antwortſchreiben vom 20. Juni an, daß der Marſchall Broglio große Fehler begangen habe, und zeigt dem Könige an, daß der Marſchall von Belle-Isle mit den nöthigen Vollmachten verſehen worden ſei, um Alles zu unterſchreiben, was der König beſchloſſen habe. — „Ich kenne zu wohl," ſchreibt der Cardinal, „Ew. Majeſtät Treue und Edelmuth, um dem geringſten Verdachte Raum zu geben, als könnten Sie Ihre Zuſtimmung dazu ertheilen, uns aufzugeben. Ew. Majeſtät

werden der Schiedsrichter Europa's werden und dies iſt die glorreichſte Rolle, welche Sie jemals übernehmen können. Führen Sie dieſelbe ſo durch, Sire, daß Sie dabei Ihre Verbündeten und den Vortheil des neuerwählten Kaiſers möglichſt ſchonen."

Das Bündniß mit Frankreich löſete ſich gänzlich, der König ſchloß den 29. Nov. 1742 ein Freundſchafts= und Vertheidigungsbündniß mit dem Könige von England, deſſen erſter Miniſter Walpole die gewichtvollen Worte ausſprach: „daß der König von Preußen gegenwärtig die Waagſchale Europa's in ſeinen Händen halte." —

Früher noch und mit größerem Behagen, als den europäiſchen Höfen, theilt Friedrich die Nachricht von dem Frieden ſeinem Freunde Jordan mit.

(Aus dem Lager zu Kuttenberg, d. 13. Juni 1742.)

Endlich melde ich Ihnen die ſo lang erwartete, ſo lang erſehnte Nachricht: das Ende des Krieges, dieſe große Neuigkeit, mit einem Worte, den Abſchluß eines guten und ehrenvollen Frieden. — — Ich habe gethan, was ich dem Ruhme meiner Nation ſchuldig zu ſein glaubte, ich thue jetzt, was ich ihrer Wohlfahrt ſchuldig bin; das Blut meiner Soldaten iſt mir koſtbar, ich verſchließe dieſe Canäle und übergebe auf's Neue meinen Körper dem Wohlbehagen, meinen Geiſt der Philoſophie. Adieu, mein ſehr friedliebender Jordan. Dein Freund Eiſenfreſſer wird Dich bald in dem beſcheidenen und einfachen Gewande eines Philoſophen grüßen.

(Den 15. Juni.)

Endlich wäre der Friede da, der Friede, nach welchem Sie ſo lange geſchmachtet haben, für welchen ſo viel Blut gefloſſen

iſt und an welchem Europa ſchon verzweifelte. Ich weiß nicht, was man von mir ſagen wird; ich bin allerdings auf irgend einen ſatiriſchen Ausfall, auf jene gewöhnlichen Reden, jene Gemeinplätze gefaßt, welche Narren und Dummköpfe, mit einem Worte, Leute, die nicht denken, Einer dem Anderen nachbeten. Allein ich bekümmere mich wenig um das unſinnige Geſchwätz des Publikums und appellire an alle Doctoren der Rechte und der politiſchen Moral, ob ich, nachdem ich menſchlicher Weiſe Alles, was in meinen Kräften ſtand, gethan, um meine Verbindlichkeiten zu erfüllen, mich noch für gebunden halten muß, wenn ich auf der einen Seite einen Verbündeten (Sachſen) ſehe, der gar nichts thut, auf der anderen einen (Frankreich), der nur Thörichtes thut, und obenein beſorgen muß, bei dem erſten Unfalle mich von meinem ſtärkſten und mächtigſten Verbündeten, welcher einen heimlichen Frieden eingehen würde, verlaſſen zu ſehn.

Ich frage, ob in einer Lage, wo ich den Untergang meines Heeres, die Erſchöpfung meines Schatzes, den Verluſt meiner Eroberungen, die Entvölkerung des Staats, das Unglück meiner Völker, mit einem Worte alle Unfälle, denen man durch die Zufälligkeiten des Waffenglücks und durch die Falſchheit der Politiker ausgeſetzt iſt, ich frage, ob in einem ſolchen Falle der Fürſt nicht das Recht hat, ſich durch einen klugen Rückzug vor einem nahen Schiffbruche, oder vor gewiſſer Gefahr ſicher zu ſtellen?

Fragt ihr nach Ruhm? Meine Soldaten haben ſich deſſen genug erworben. Fragt ihr nach errungenen Vortheilen? Die Eroberungen zeigen ſie euch. Verlangt ihr, die Truppen ſollen ſich noch mehr an den Krieg gewöhnen? Ich berufe mich auf das unwiderlegliche Zeugniß unſerer Feinde. Mit einem Worte: dieſes Heer iſt an Tapferkeit, an Stärke, an Ausdauer

in dem Kriege und in Allem, was Truppen unüberwindlich macht, unübertrefflich.

Findet man, daß ein Spieler klug daran thut, wenn er nach einem glücklichen Gewinnſte den grünen Tiſch verläßt, um wie viel mehr muß man nicht das Betragen eines Kriegsfürſten billigen, der ſich nach einer Reihe glücklicher Siege vor Fortuna's Eigenſinne zu ſichern verſteht. Sie, mein lieber Jordan, werden mich nicht verurtheilen, allein die Stoiker werden es thun, deren trocknes Temperament und verbranntes Gehirn ſich zur ſtrengen Moral hinneigen. Dieſen antworte ich, daß ſie wohl daran thun, ihre Grundſätze zu befolgen, daß indeſſen die Welt der Romane beſſer dazu taugt, als das Land, das wir bewohnen, und daß überhaupt ein Privatmann ganz andere Gründe zur Rechtlichkeit hat, als der Fürſt. — Der Fürſt hat das Glück eines ganzen, großen Volks zum Ziele, ſeine Pflicht iſt es, ihm dies zu verſchaffen. Um dahin zu gelangen, muß er ſich ſelbſt aufopfern und noch weit eher ſeine Verträge, ſobald ſie anfangen, dem Wohle ſeines Volkes entgegen zu ſtehen. Dieß wollte ich Ihnen ſagen; Sie können bei guter Gelegenheit in Geſellſchaften und im Geſpräche davon Gebrauch machen, ohne merken zu laſſen, daß der Friede geſchloſſen iſt. Dringen Sie in Knobelsdorf, daß er macht, daß Charlottenburg fertig wird, denn ich rechne darauf, dort einen guten Theil meiner Zeit zu verleben.

Adieu, lieber Jordan, zweifeln Sie nie an der innigſten Freundſchaft, die ich immer für Sie hatte und für Sie haben werde bis zu dem letzten Hauche meines Lebens. —

Jordan antwortet:

Berlin, im Juni 1742.

„Ew. Majeſtät Betrachtungen über die Revolutionen, die ein einziger Menſch veranlaſſen kann, ſind eben ſo richtig als

ſinnreich. Um aufrichtig mit Ew. Majeſtät zu reden, dieſe Revolutionen haben mich nicht befremdet. Ich hatte noch nicht vier Wochen lang die Ehre gehabt, Ew. Majeſtät meine Aufwartung zu machen, ſo war ich ſchon überzeugt, Ew. Majeſtät wären zu großen Thaten beſtimmt. Jedermann war in Furcht, als bei Ew. Majeſtät Regierungsantritte ein Krieg ausbrach, weil man nicht vorherſah, daß Sie dieſe Laufbahn mit ſo vielem Ruhme zurücklegen würden. Ew. Majeſtät haben nun Europa Ihre Talente in der Kriegskunſt und in der Politik gezeigt, aber immer werden Sie Ihrem Volke beweiſen, daß Sie eben ſo ſehr ein zärtlicher Vater Ihrer Unterthanen zu ſein verſtehn, als Sie das Verderben Ihrer Feinde ſind.“ —

Leider erkrankte der Freund ſehr bedenklich; Friedrich, der kein Freund der Aerzte war, jedoch gern ſelbſt quackſalberte, ſchreibt dem kranken Freunde aus dem Lager zu Kuttenberg den 20. Juni:

Entreiß dich den Barbarenhänden
Der medicin'ſchen Mörderfacultät,
Sie mag ihr Gift dem Pöbel ſpenden,
Der trinkt es, ohne daß er viel davon verſteht.
Wie? Jordan könnte glauben an die Pillen,
Er, der in der Ungläub'gen Schaar
Ein Mann, ſo ganz nach unſerm Willen,
Und zwar der allerklügſte war.
So widerſprechend iſt und ungewiß
Der Sterblichen Vernunft, wer ſteht da vor dem Riß?
Wir ſetzen heut' dich in das Conſiſtorium,
Schon kommſt du in der Heiligkeit Geruch
Und machſt am Abend ſchon im Refectorium

Beim Satan oder Kobold gern Beſuch.
Wo will das mit den Rechtsverdrehern noch hinaus!
Den Irrthum, ſagen ſie, den ſoll uns Niemand rauben,
Den andern mag, wer Luſt hat, glauben. —
Ich lach' euch, Einen wie den Andern, aus! —

„Ich hoffe, daß Sie mit aller Ihrer Weisheit endlich einmal von den Irrthümern der Mediciner zurückkommen werden. Glauben Sie mir, dieſe Herrn verſtehen nichts, oder doch beinahe nichts von dem Handwerke, durch welches ſie uns geſund machen wollen. Ich würde mir eben ſo gern einen Taſchenſpieler halten, um Philoſophie von ihm zu lernen, als einen Arzt, um von ihm meine Geſundheit wieder zu erhalten. — Adieu. Vergeſſen Sie nicht Ihre Freunde und lieben Sie mich immer. Vergiß doch nicht, lieber Jordan, und ſage dem Strudelköpfchen, daß uns ihr Mann ein Schlachtfeld angewieſen hat, worauf man aus Mangel an Terrain durchaus nicht fechten kann." —

„Ew. Majeſtät," heißt es in der Antwort Jordans vom 30. Juni, „nehmen die Aerzte ſehr arg mit. Es iſt wohl wahr, daß ſie bei Allem, was ſie thun, oft umhertappen, da das Feld, worauf ſie wandeln, voll Finſterniß iſt; aber doch giebt es einige, die durch ihre Geſchicklichkeit den Gefahren vorzubauen wiſſen. Nichts iſt in einem Lande ſo nützlich, als ein guter Wundarzt. Wäre ich Fürſt, ſo müßte ich die beſten haben, die es nur in Europa giebt.

Ich hatte die Ehre, Ew. Majeſtät mit den Reden zu unterhalten, die das Volk bei der großen und intereſſanten Nachricht von dem Frieden führt. Ew. Majeſtät können feſt verſichert ſein, daß Jedermann ganz voll Freude iſt, vorzüglich

darüber, daß die Pläne des franzöſiſchen Cardinals geſcheitert ſind. — Das Strudelköpfchen kann nicht begreifen, welches das von ihrem Manne ausgeſuchte Schlachtfeld ſei, „auf dem man, aus Mangel an Terrain, unmöglich ſchlagen könne.“ Dies gewiß ſehr ſinnreiche Räthſel iſt uns unauflöslich.“ —

Der glücklich beendete Feldzug, der Friede und vor Allen die Ausſicht auf die heiteren Tage in der Geſellſchaft ſeiner Freunde, erfüllt den König mit großer Freude, er kündigt ſeine Rückkehr dem Freunde auf Tag und Stunde an.

(Aus dem Lager zu Kuttenberg, den 23. Juni.)

„Geſtern wurde der Friede unter Trompeten- und Paukenſchall ausgerufen. Ich hoffe, daß Ihnen dieſe Nachricht nicht minderes Vergnügen machen wird, als die erſte. Schreiben Sie mir mit allen Umſtänden, was man im Publikum davon ſagt und verſchweigen Sie mir nicht das Geringſte davon. — — Uebermorgen gehe ich von hier ab nach Kolin, nehme Poſt nach Glatz, wo ich den 28. eintreffe und mich einige Zeit verweile, um für Befeſtigung, Verwaltung und Rechtspflege zu ſorgen. Von da geht es über Neiſſe, Brieg, nach Breslau, wo ich den 4. Juli eintreffen werde. Von da gehe ich den 9. nach Glogau, den 11. nach Frankfurt und den 12. zu Mittag wird Ihr ergebener Diener die Ehre haben, Ihnen ſeine Schuldigkeit zu bezeugen. Sie und Pöllnitz kommen den Nachmittag nach Charlottenburg, Keyſerling ebenfalls, wenn es ſeine Krankheit und ſeine Liebſchaft ihm erlauben. Hier haben Sie meine Reiſeroute und die Geſchichte deſſen, was vom 23. Juni bis 12. Juli geſchehen wird.

Ich danke Ihnen für die Augen (das Fernglas), welche Sie mir geſchickt haben; ſie paſſen ganz für einen Blinden, wie ich

es bin. Adieu, lieber Jordan, der Kopf raucht mir von Geſchäften, die ich heute abgemacht habe.

(Den 24. Juni.)

„So wären wir endlich auf dem Punkte, abzureiſen und dies Böhmen zu räumen, wo unſere Officiere ihre Börſen und ihre Compagnien rekrutirt, wo wir die Oeſtreicher geſchlagen haben und ſie ganz herausgetrieben haben würden, wenn ich nicht die Erhaltung des preußiſchen Blutes dem eiteln Ruhme, ein unglückliches Frauenzimmer und ein ruinirtes Land noch mehr zu Grunde zu richten, vorgezogen hätte.

Unter ſo guten Ausſichten kehre ich in das Vaterland zurück, deſſen Ordnung, Friede und öffentliche Ruhe durch nichts geſtört werden ſollen, als durch die Gewaltthätigkeit oder den Uebermuth meiner Feinde. Ich danke Ihnen für den Beifall, den Sie meinem Benehmen ſchenken und hoffe, daß das leichtſinnige, flüchtige, unüberlegte Publikum anfangen wird, zum wenigſten einiges Vertrauen in mich zu ſetzen und mich nicht mehr für ſo wahnſinnig erklären wird, als zu Anfange des Krieges.

Man muß die Fähigkeit eines Mannes nicht nach den erſten acht Tagen beurtheilen wollen, zumal in den öffentlichen Angelegenheiten. Das Publikum kennt die geheimen Triebfedern nicht; es macht ſich von Allem nur grobe Vorſtellungen, thörichte Vorurtheile verblenden es, es ſchenkt unbegründetem Stadtgeſchwätze Glauben, baut ſich auf ſo nichtige Begriffe ein Syſtem und meint, die Regierung thue ſehr übel daran, daſſelbe nicht zu befolgen. — — Da nun aber die Mehrzahl der Leute nicht denkt, ſo iſt es ihnen unmöglich, in die Anſichten einzugehen, welche geſunden Menſchenverſtand erfordern, und deshalb können ſie nie ein richtiges Urtheil über das Be-

nehmen derer fällen, deren Abſichten und Mittel ihnen unbekannt ſind.

Es iſt betrübt, daß die Handlungen der Staatsmänner der Beurtheilung ſo vieler unfähigen Leute unterworfen ſind, welche der Müßiggang und die Schmähſucht zu Politikern macht; allein dies ſind noch die kleinſten Unannehmlichkeiten, welche diejenigen erfahren, die ſich, wie ich, dem Dienſte des Staates gewidmet haben. Sie mögen als Armendirector bei den zwanzig Bettlern, die unter Ihrer Aufſicht ſtehn, ſich wohl über große Mühe zu beklagen haben! Ich habe Millionen zu führen und zu ernähren und beklage mich nicht darüber. Ihr Herrn aber ſeid faul und merkt es nun erſt, daß ſich die Geſchäfte des Parnaſſus leichter abmachen laſſen, als Staatsgeſchäfte."

(Breslau, den 5. Juli.)

„Dies iſt der letzte Brief, den ich Ihnen von dieſer Reiſe ſchreibe. Ich habe meine Aufgabe vollſtändig gelöſet, ich habe alle meine Geſchäfte beendigt und kehre nach meinem Vaterlande mit dem Troſte zurück, daß ich mir keinen Vorwurf ſeinetwegen zu machen habe.

Sie werden mich philoſophiſcher als jemals finden, aber mehr practiſch als ſpeculativ. Seitdem wir uns das letzte Mal ſahen, habe ich viel zu thun gehabt und der Kopf iſt mir ſo wüſte von all dieſer Arbeit, daß ich Gott danken werde, ſie los zu ſein; es kommen Dinge dabei vor, die einem ehrlichen Manne das Gehirn verdrehen könnten. Bereiten Sie ſich vor, mit mir in den ſchönen Alleen von Charlottenburg viel zu philoſophiren. Adieu, lieber Jordan; den 12. werde ich Ihnen mehr ſagen."

Der König traf, wie wir wiſſen, an dem von ihm beſtimmten Tage in Charlottenburg ein und unterzeichnete den Frieden am 28. Juli 1742 in Berlin.

Elftes Capitel.

Breslau, die dritte Haupt- und Reſidenzſtadt des Königreichs. — Innere und auswärtige Angelegenheiten. — Friedrich badet in Aachen im Auguſt 1742. — Beſucht im September Schleſien. — Fleury ſtirbt, Walpole tritt zurück. — Die vornehmen Herren wollen alle Miniſter werden. — Unglück der franzöſiſch-baieriſchen Armee. — Die Schlacht bei Dettingen. — Rußland, ein gefährlicher Nachbar. — Verſuche zu einem deutſchen Fürſtenbunde. — Das Warſchauer Bündniß gegen Friedrich.

Friedrich durfte nicht erwarten, daß ihm eine lange Waffenruhe gegönnt ſein werde. Die Königin hatte mit ihm Frieden geſchloſſen, um denjenigen ihrer Feinde wenigſtens auf einige Zeit zu beſeitigen, den ſie für den gefährlichſten hielt. Der König war darauf gefaßt, daß Oeſtreich den Verluſt Schleſiens nicht ſo bald verſchmerzen werde; er war daher zeitig genug bedacht, ſeine Eroberung ſicher zu ſtellen. Mit dem größten Eifer wurde die Befeſtigung von Glatz, Neiſſe, Brieg und Glogau betrieben und in Schleſien das Heer, welches hier ſiegreich gefochten hatte, zurückgelaſſen. Mehr aber als durch

Feſtungen und Bajonette ſicherte der König die neuerworbenen Herzogthümer ſich dadurch, daß er durch beſſer geordnete Verwaltung und ſtrenge Rechtspflege, durch Religionsfreiheit und Glaubensduldung ſich die Herzen der Unterthanen gewann. Die ſtändiſche Verfaſſung in Schleſien wurde mehr als in den ältern Provinzen reſpectirt und wenn Breslau ſeit der Erhebung zur dritten Haupt- und Reſidenzſtadt des Reichs einige ihrer ehemaligen Privilegien verlor, ſo war dies nur ein Verluſt, der die Vornehmen und Magiſtratsverwandten traf, während die Bürgerſchaft im Allgemeinen davon Vortheil hatte.

Die Einkünfte von Schleſien, welche der König ſelbſt in jener erſten Zeit auf 3,600,000 Thaler angiebt, wurden faſt ausſchließlich auf die Vermehrung des Heeres verwendet, welches um 18,000 Mann verſtärkt wurde.

So ſehr nun auch des Königs ganze Thätigkeit auf die inneren Angelegenheiten ſeines Landes gerichtet zu ſein ſchien, ſo verlor er doch darüber die auswärtigen Verhältniſſe und Begebenheiten nicht aus den Augen.

Neue Ereigniſſe ſchienen ſich an dem Rheine vorzubereiten; um ſich hiervon in der Nähe zu unterrichten, beſuchte der König im Auguſt 1742 ſeine weſtphäliſchen Provinzen und verweilte drei Wochen in Aachen, wo er den Brunnen trank und in den Heilquellen badete, welche ſchon ſeit der Römer und Karls des Großen Zeiten berühmt waren. Daß er ſich hier, bei ſeinem ſo vielfach geäußerten Mißtrauen gegen die Aerzte, den beiden Doctoren Gotzweiler und Cappel anvertraute, die es ſogar für nöthig fanden, ihm den 27. Auguſt, bevor er anfing, den Brunnen zu trinken, zur Ader zu laſſen läßt vermuthen, daß er ſich wirklich krank gefühlt haben muß.

Er verließ Aachen den 7. Sept. und kehrte über Salzdahlum nach Potsdam zurück. Wir finden ihn am 18. Sept.

bereits wieder in Breslau, wo er Theater und Maskenball beſucht und der Stadt glänzende Feſte giebt. Um die befohlenen Feſtungsbauten zu beſichtigen, ging er nach Brieg, Neiſſe, Schweidnitz und Glogau. Auch von dieſer Reiſe ſchreibt er, ſo ſehr ihn die Geſchäfte drängen, ſeinem Freunde Jordan die heiterſten Berichte.

(Breslau, den 27. Sept. 1742.)

„Ich habe den Brief erhalten, welchen mir der gelehrte, der menſchenfreundliche, der theologiſche, der ſündenfreie, der politiſche Jordan geſchrieben hat und habe mich ſehr an den „man ſagt“ ergötzt, bei denen der Müßiggang und die Bosheit des Publikums mir gewöhnlich mein Theilchen zukommen laſſen. Meine ſchleſiſche Rundreiſe, auf der ich unendlich viel Arbeit fand, werde ich bald vollendet haben. Ich habe binnen acht Tagen mehr Geſchäfte abgemacht, als die öſtreichiſchen Commiſſarien binnen acht Jahren, und faſt mit Allem iſt es mir gelungen. In meinem Kopfe iſt jetzt nichts weiter zu finden, als Rechnungen und Zahlen; bei meiner Rückkehr werde ich dies Alles ausfegen, damit gewähltere Gegenſtände darin Platz nehmen können. Ich habe Verſe gemacht und ſie verloren; ein Buch zu leſen angefangen, es iſt mir verbrannt; auf einem Clavier geſpielt und die Saiten ſind geſprungen, ein Pferd geritten und es iſt lahm geworden. Nun fehlte mir weiter nichts zu meinem Unglücke, als daß Sie meine Freundſchaft mit Undank belohnten.“ —

Am 2. October kehrte Friedrich nach Berlin zurück und verweilte dieſen und den folgenden Monat mehrentheils in Charlottenburg.

In den europäiſchen Cabinets waren zwei wichtige Veränderungen vorgegangen; in London war Walpole zurückgetreten

und Carteret, der ein entſchiedener Freund des öſtereichiſchen Hauſes war, beſtimmte den König Georg II. zur lebhaften Theilnahme an dem Kriege gegen Frankreich. In Paris aber war der Cardinal Fleury, der bisher die Regierung geführt, geſtorben und Ludwig XV. ſchmeichelte ſich mit der Einbildung, nun auch einmal den König ſpielen zu können. — Mit dem ihm eigenen Scharfblicke folgte Friedrich dieſen, für ihn ſo wichtigen, Veränderungen, ſo daß nichts ihm entging, nichts ihn überraſchen konnte. In Beziehung auf die Veränderung in dem engliſchen Miniſterium ſagt er in der Geſchichte ſeiner Zeit: „Dieſe unruhige und freie Nation war unzufrieden mit der Regierung, weil der Krieg in Weſtindien unglücklich geführt wurde und Großbritannien auf dem Feſtlande keine angemeſſene Rolle ſpielte. Man geißelte den König auf dem Rücken ſeines Miniſters; er wurde genöthigt, Walpole zu entlaſſen, an deſſen Stelle Lord Carteret trat. Ein faſt ähnliches Mißvergnügen der Nation koſtete im vorigen Jahrhunderte dem Könige Karl I. das Leben.

Das war das Werk des Fanatismus; Walpole's Fall kann man nur der Parteiſucht zuſchreiben. Die vornehmen Herren wollen alle Miniſter werden; Walpole hatte dieſen Platz zu lange eingenommen. Nachdem er geſtürzt worden war, brachte die Möglichkeit des Gelingens eine neue Gährung in dem Ehrgeize der Lords hervor; deshalb ging von nun an dieſe Stelle von Hand in Hand und ward von allen Aemtern im Staate das wandelbarſte."

Nicht minder ſcharf und treffend beurtheilt der König die Zuſtände in Frankreich.

„Nach dem Tode des Cardinals Fleury wollte Ludwig XV. mit vier Miniſtern, welche an der Spitze der Finanzen, des Krieges, des Seeweſens und der auswärtigen Angelegenheiten

ſtanden, ſelbſt arbeiten. Sein Eifer erkaltete ſchon nach acht Tagen und Frankreich wurde von vier Vicekönigen beherrſcht, die von einander unabhängig waren. — Um ſich eine Vorſtellung von den dortigen Miniſtern zu machen, ſo denke man ſich einen gelehrten Doctor der Rechte und Canzler des Herzogs von Orleans, deſſen Kopf mit gelehrten Brocken des Cujaz und Bartolus angefüllt iſt, als Kriegsminiſter zu einer Zeit, wo ganz Europa in Flammen ſteht; einen alten Dragonercapitain, Namens Ori, machte man zum Finanzminiſter. Maurepas, der Seeminiſter, bildete ſich ein, Ludwig XV. zum Herrn der Meere zu machen und er würde es geworden ſein, wenn die ſchönen Worte eines liebenswürdigen Mannes dies Wunder hätten bewirken können. Amelot, der Miniſter der diplomatiſchen Angelegenheiten, gehörte zu jenen beſchränkten Geiſtern, die, wie die Kurzſichtigen, die Gegenſtände kaum in der Nähe unterſcheiden können. Dieſe vier Männer regierten Frankreich; es war eine Ariſtokratie, oder vielmehr nur ein Schiff, das ohne Kompaß auf einem ſtürmiſchen Meere ſchwimmt und dahin fährt, wohin es die Winde treiben."

In die Unternehmungen des vereinten bairiſch-franzöſiſchen Heeres kam bald die größte Verwirrung. Der Marſchall Belle-Isle befand ſich in Prag von dem Herzoge Karl eingeſchloſſen, ohne daß die Marſchälle Mallebois und Broglio etwas Entſcheidendes zum Entſatze der Stadt zu unternehmen wagten. Um wenigſtens einen Theil des Heeres zu retten, erhielt Belle-Isle Befehl, Prag zu verlaſſen und nur eine kleine Beſatzung zurückzulaſſen. Er führte dieſen ſchwierigen Auftrag den 16. Dec. aus; verließ Prag mit 14,000 Mann, verlor aber auf dem Rückzuge durch die Gebirge über Eger nach Baiern beinahe die Hälfte ſeiner Leute mehr durch Hunger und Froſt, als durch die verfolgenden Feinde. „In jedem

anderen Lande als Frankreich," ſagt Friedrich, „würde ein Rückzug, wie der des Marſchalls Belle-Isle, eine allgemeine Beſtürzung verurſacht haben; in Frankreich, wo man kleine Angelegenheiten feierlich, große leichtſinnig behandelt, that man weiter nichts, als daß man lachte und auf Herrn v. Belle-Isle Spottlieder ſang. Dergleichen Liedchen (dies ſind Friedrichs Worte), verdienen allerdings nicht in ein ſo ernſtes Werk, als das unſre iſt, aufgenommen zu werden, allein da dergleichen Züge den Geiſt einer Nation bezeichnen, glauben wir dies eine hier einfügen zu dürfen:

Als ſich Belle-Isle in der Nacht
Von Prag auf und davon gemacht,
Wollt er allein
Dem Mondenſchein
All ſeinen Kummer beichten.
O Mond, du, meiner Tage Licht!
Stern meines Glücks, verſteck dich nicht,
Du ſollſt nach Haus mich leuchten.

In London hätte man bei ähnlicher Veranlaſſung Fasttag gehalten, in Rom das Allerheiligſte ausgeſtellt, in Wien einige Köpfe ſpringen laſſen. Es war geſcheidter, ſich durch ein Spottliedchen zu tröſten." —

Die Verluſte wurden jedoch bald ſo bedeutend, daß dieſe Art des Troſtes nicht immer ausreichte. Der in Prag zurückgelaſſene General Chevert übergab die Stadt den 26. Dec. 1742. Im Frühjahre richtete der unternehmende Herzog Karl ſeine Waffen zunächſt gegen das vereinigte franzöſiſch-bairiſche Heer, welches er bei Simpach den 5. Mai 1743 ſchlug, den bairiſchen Kaiſer Karl VII. aus ſeiner Hauptſtadt

und bald aus ſeinem Lande vertrieb und die Baiern zwang, der Königin von Ungarn und Böhmen zu huldigen.

Zu gleicher Zeit war ein engliſches Heer unter Georgs **II.** eigener Anführung am Rheine eingetroffen und ſchlug den Marſchall Noailles am 27. Juni bei dem Dorfe Dettingen am Main. Friedrich läßt der perſönlichen Tapferkeit des Königs von England alle Gerechtigkeit widerfahren, allein da er das von Hindfort geſchloſſene Bündniß wieder aufgelöſet hatte und in dem Wormſer Vertrage (den 13. Sept. 1743) ganz auf die Seite der Königin von Ungarn trat, können wir uns die gereizte Stimmung erklären, in welcher Friedrich über Georgs Theilnahme an der Schlacht von Dettingen berichtet. „Wie ich," erzählt Friedrich, „von einem Officier weiß, welcher in jener Schlacht zugegen war, ſtand der König während der ganzen Schlacht vor ſeinem hannöverſchen Bataillon, mit dem rechten Fuße vorwärts im Ausfalle, den Arm und den Degen ausgeſtreckt, ohngefähr in der Stellung eines Fechtmeiſters, welcher die Quart ſtoßen will; er gab Beweiſe der Tapferkeit, aber keinen Befehl in Beziehung auf die Schlacht, welche allein der General Stairs anordnete und gewann. — Da die Verbündeten als Abzeichen grüne Bänder um den Hut trugen, hatte man an den Hut des Königs einen Lorbeerzweig befeſtigt, welchen dieſer ohne alle Umſtände trug; es ſind dieß Armſeligkeiten, allein ſie characteriſiren den Menſchen. — Der König von England gab den Character eines Beſchützers des deutſchen Reichs bald wieder auf; es iſt ſchwer, eine erborgte Rolle durchzuführen; man kann nur das ſpielen, was man wirklich iſt. In einem Patente, welches er drucken ließ, bediente er ſich des ſonderbaren Ausdrucks: „die deutſchen Reichsfürſten könnten gar nicht weniger thun, als das Heer ihres Befreiers und Erretters auf ihre Koſten zu unterhalten; indeſſen ſei er geneigt,

je nachdem dieſe Staaten ſich gegen ihn betrügen, darauf bedacht zu ſein, ſie zu bezahlen.“ Dieſer Uebermuth machte ihn völlig verhaßt. Der allerdespotiſchſte Monarch drückt ſich nicht in ſo gebieteriſchen Worten aus; ſein Eigennutz verleitete ihn dazu.

Einige franzöſiſche Regimenter waren in den Main geſprengt worden und da der Fluß hier nicht breit iſt, hatten ſich Viele durch Schwimmen gerettet. In Paris ſang man Spottlieder auf die Main=Enten und über der Thür des Marſchalls Noailles hatte man einen verroſteten Degen mit der Umſchrift befeſtigt: „Du ſollſt nicht tödten!“

Der König ſah nicht ohne Eiferſucht den Einfluß Englands und Frankreichs in Deutſchland; er verſuchte es, die Königin von Ungarn ſich geneigt zu machen; allein der Ton, in welchem er mit ihr unterhandeln ließ, war nicht geeignet, ihre Freundſchaft zu gewinnen. „Der König,“ ſo erzählt er ſelbſt, „ließ jetzt den Oeſtreichern vorſtellen, die Rolle, welche ſie in Europa ſpielten, ſei nicht anſtändig; wenn der Kaiſer Karl VII. für die Drathpuppe Ludwigs XV. gelte, ſo ſehe man ſie für die Marionetten Georgs II. an.“

Die Ohnmacht, in welcher ſich der Kaiſer aus dem bairiſchen Hauſe, und die Abhängigkeit, in welcher ſich Oeſtreich befand, machten ſchon damals in Friedrich den Wunſch rege, ſich an die Spitze eines deutſchen Fürſtenbundes zu ſtellen. „Der König,“ ſo erzählt er ſelbſt, „hatte ſchon mehrmals verſucht, die deutſchen Reichsfürſten günſtig für ſeinen Plan zu ſtimmen; allein umſonſt. Jetzt wollte er es auf's Neue verſuchen, ob er ſie nicht zu einem Entſchluſſe überreden könne, zu welchem ihr eigener Vortheil und ihre Ehre ſie aufforderten. Er nahm ſich vor, mit verſchiedenen von ihnen mündlich zu verhandeln. Unter dem Vorwande, ſeine Schweſtern, die Markgräfinnen von Anſpach und Baireuth, zu beſuchen, reiſte

er in das Reich (im Sept. 1743) und ging über Nürnberg ſogar bis Hohen=Oettingen in der Abſicht, ſich mit dem Feldmarſchalle Grafen Seckendorf, welcher in die Dienſte Karls VII. getreten war, über die Mittel zu verabreden, dem Kaiſer beizuſtehn. Allein alle Verſuche, alle Vorſtellungen, alle Gründe blieben fruchtlos. Die ſchwärmeriſchen Anhänger des Hauſes Oeſtreich hätten ſich ſelbſt für deſſen Wohl aufgeopfert; die Freunde des Kaiſers aber waren durch die vielen Unglücksfälle, die er erlitten hatte, ſo muthlos geworden, daß ſie ihre Staaten in demſelben Augenblicke zu verlieren fürchteten, in welchem ſie ſich ihn zu unterſtützen entſchlöſſen."

Holländiſche Ducaten und engliſche Guineen fanden mehr Beifall bei den deutſchen Reichsfürſten als die Beredtſamkeit des Königs und ſo blieb er auch jetzt wieder auf ſich allein angewieſen. Da ſich Frankreich ſchwach und unzuverläſſig, England zweideutig, Oeſtreich offenbar feindſelig zeigte, richtete Friedrich ſein Augenmerk auf Rußland. „Unter allen Nachbarn Preußens," dies ſind des Königs eigene Worte, „verdient Rußland die vorzüglichſte Aufmerkſamkeit, da es wegen ſeiner Macht und als Nachbar am gefährlichſten iſt. Der König fürchtete weniger die Zahl ſeiner Truppen, als jene Koſaken= und Tatarenſchwärme, welche die Dörfer niederbrennen und die Einwohner ermorden oder ſie in die Sklaverei führen; ſie richten die Länder, welche ſie überſchwemmen, gänzlich zu Grunde. Anderen Feinden kann man noch Böſes mit Böſem vergelten; bei den Ruſſen aber iſt dies unmöglich, es ſei denn, daß man eine anſehnliche Flotte habe, um ein Heer, welches ſeine Unternehmungen auf Petersburg ſelbſt richten müßte, zu decken und mit Lebensmitteln zu verſorgen*).

---

*) Dies hätte Napoleon bedenken ſollen! —

In der Abſicht, ſich Rußlands Freundſchaft zu erwerben, bot der König Alles auf, was dazu führen konnte und ſeine Unterhandlungen dehnten ſich ſogar bis auf Schweden aus. Die Kaiſerin Eliſabeth war damals Willens, ihren Neffen, den Großfürſten, zu vermählen. Obſchon ſie ihre Wahl noch nicht ganz feſt beſtimmt hätte, ſo ſchien ſie doch der Prinzeſſin Ulrike, der Schweſter des Königs, den Vorzug zu geben. Der ſächſiſche Hof hatte die Abſicht, dem Großherzoge die Prinzeſſin Mariane, zweite Tochter Auguſt's, zu geben, um durch ſie Einfluß bei der Kaiſerin zu gewinnen. Der ruſſiſche Miniſter, welcher, wenn ſich nur ein Käufer gefunden hätte, die Kaiſerin ſelbſt losgeſchlagen haben würde, verkaufte den Sachſen einen etwas zu frühzeitigen Heirathscontract. Der König von Polen bezahlte ihn, erhielt indeſſen für ſein Geld nichts weiter als leere Worte. Nichts war dem Vortheile des preußiſchen Staates mehr entgegen, als ein Bündniß zwiſchen Sachſen und Rußland; allein nichts wäre dennoch unnatürlicher geweſen, als eine Prinzeſſin vom königlichen Geblüte aufzuopfern, um einer ſächſiſchen den Vorrang abzugewinnen. Man nahm ſeine Zuflucht zu einem anderen Auskunftmittel. Von ſämmtlichen heirathsfähigen deutſchen Prinzeſſinnen ſagte Rußland und dem Intereſſe Preußens keine beſſer zu, als die Prinzeſſin von Anhalt-Zerbſt. Ihr Vater war Marſchall in dem Dienſte des Königs und ihre Mutter eine geborene Prinzeſſin von Holſtein. Wir wollen uns nicht in die kleinlichen Einzelnheiten dieſer Verhandlung einlaſſen; es genügt zu wiſſen, daß man, um ſie einiger Maßen zu fördern, mehr Mühe aufzuwenden hatte, als wenn es die wichtigſte Angelegenheit der Welt gegolten hätte. — — Nachdem die Kaiſerin die Prinzeſſin von Zerbſt wirklich zur Gemahlin des Großfürſten gewählt hatte, machte es weniger Schwierigkeit, ihre Einwilligung zu der

Verbindung der Prinzeſſin Ulrika von Preußen mit dem neuen Thronfolger von Schweden zu erhalten. Auf dieſe beiden Vermählungen gründete Preußen ſeine Sicherheit. Eine Prinzeſſin von Preußen, die dem ſchwediſchen Throne nahe ſtand, konnte nicht die Feindin des Königs, ihres Bruders, ſein und eine Großfürſtin von Rußland, auf preußiſchem Gebiete erzogen und aufgewachſen, die dem Könige ihr Glück verdankte, konnte ihm nicht ohne Undankbarkeit entgegen ſein. — Entſprach auch dasjenige, was Rußland dem Könige bewilligte, nicht ganz ſeinen Wünſchen, ſo war es immer ſchon ſehr viel, den feindſeligen Willen einer ſo furchtbaren Macht auf einige Zeit eingeſchläfert zu haben, denn Zeit gewonnen, Alles gewonnen!" —

Sobald der König dieſe Heirathsangelegenheiten beſeitigt hatte, nahm er den Gedanken, einen deutſchen Fürſtenbund zu ſtiften, noch einmal auf. „Auf den Landgrafen von Heſſen, auf den Herzog von Würtemberg, auf die Kurfürſten von Köln und der Pfalz durfte man mit Sicherheit rechnen, auch der Biſchof von Bamberg war ſchon halb gewonnen. Ihr Beiſtand aber mußte mit Geld erkauft werden und da heißt es: „kein Kreuzer, kein Deutſcher." Frankreich wollte ſich nicht zu den Hülfsgeldern verſtehen, die es ihm gekoſtet haben würde, ſo kam die Sache zum dritten Male nicht zu Stande. Es wäre zu wünſchen geweſen, daß man ſich mit dem ſächſiſchen Hofe hätte vergleichen können, allein hier fand man mehr Hinderniſſe, als irgend ſonſt wo. — — Jener weibliche Unterhändler, das alte Fräulein Kling, war immer noch in Dresden; ſie verſtand dem Könige, der Königin, dem Grafen Brühl, dem Beichtvater ſo geſchickt die ſchwache Seite abzugewinnen, daß ſie ſie ſämmtlich zu dem Entſchluſſe bewog, ein Bündniß mit der Königin von Ungarn einzugehn. Es kam zwiſchen Oeſtreich, England und Sachſen ein Vertheidigungs=

bündniß zu Stande, deſſen geheime Artikel zu Warſchau unterzeichnet wurden. Die Theilnehmer hüteten ſich ſehr, ſie bekannt werden zu laſſen; dies hinderte jedoch den König nicht, ſich eine Abſchrift davon zu verſchaffen und da dieſer Vertrag eine der Haupturſachen des Krieges war, welchen der König bald darauf der Königin von Ungarn erklärte, ſo iſt es nothwendig — ſagt Friedrich in der Geſchichte ſeiner Zeit — einige Punkte deſſelben anzuführen, welche den Krieg, den ſie veranlaßten, bei der Nachwelt rechtfertigen werden.

Artikel II. „Zu dieſem Endzwecke verpflichten ſich die Verbündeten auf's Neue zu einer ausdrücklichen Gewährleiſtung aller der Königreiche, Staaten, Länder, Beſitzungen, welche ſie gegenwärtig beſitzen, oder die ſie beſitzen ſollen, Kraft des Turiner Vertrags von 1703, Kraft der Wiener Friedensſchlüſſe von 1731 und 1738 u. ſ. w., als welche Tractaten hierdurch insgeſammt und vollſtändig wieder erneuert und beſtätigt werden, inſoweit ſie die Verbündeten betreffen und nicht durch gegenwärtigen Vertrag beſonders aufgehoben worden ſind."

Wer dieſen Artikel unparteiiſch lieſt, muß in demſelben den Keim zu einem Angriffsbündniſſe wider den König von Preußen finden. Die Königin von Ungarn läßt ſich Gewähr über Staaten leiſten, welche ſie zur Zeit jener Tractaten beſeſſen, hernach aber verloren hatte. Wenn dieſe Fürſtin und der König von England redlich handeln wollten, ſo mußten ſie auch den Frieden von Breslau in dieſem Bündniſſe erwähnen.

Seine gute Laune ließ ſich indeſſen Friedrich weder durch die Niederlage ſeiner Verbündeten, noch durch die Bündniſſe ſeiner Feinde verkümmern. An ſeinen gelehrten Freund, der ihm Kanonen aus der Werkſtatt eines Drechslers als eine ſehr wichtige Erfindung empfiehlt, ſchreibt er aus Neiſſe den 4. Auguſt 1743:

„Freund Jordan, du willſt von Kanonen ſprechen?
Das iſt ja unerhört und neu!
Nun zieht wohl Hans, anſtatt mit ſeinem Rechen,
Mit einem Aſtrolabium in's Heu,
Und Lieſe, ſtatt die Kuh zu führen,
Wird über Newton disputiren,
Und ich, ei nun, zurück darf ich nicht bleiben,
Ich werde griech'ſche und arab'ſche Verſe ſchreiben.
Der nur allein iſt wahrhaft weiſe,
Der ſich beſcheiden hält in ſeinem Kreiſe,
Und glücklich iſt allein der Mann,
Der eine Rolle ſpielt und zwar nur, die er kann!

Hiermit will ich durchaus nicht ſagen, Du ſeiſt nicht ein ausgezeichneter Schriftſteller, ein Repertorium der Bibliotheken, ein luſtiger Gelehrter, ein furchtbarer Grieche, ein Liebesritter mit allen Talenten, welche weiland Lucian's Eſel hatte; ich beſchränke mich ganz beſcheiden nur darauf, zu behaupten, daß Du in der Artillerie kein Belidor biſt. Ein Drechsler erbietet ſich, Kanonen zu machen und wendet ſich deshalb an Jordan! Glaube mir, mein Freund, theile Niemanden dies Geheimniß mit und laß dieſen Künſtler für Dein Arſenal arbeiten. Bei der erſten literariſchen Fehde, in die Du verwickelt wirſt, richte Dein grobes Geſchütz auf Deinen Gegner und ruf' ihm zu: „Ultima ratio Jordani!“*)

*) Wir wiſſen, daß der König ſpäter auf ſeine Kanonen die Worte: „Ultima ratio regum“ (der letzte Grund der Könige) eingraben ließ.

Zwölftes Capitel.

Der König hält Miniſterrath. — Sein Bündniß mit Frankreich. — Schreibt Kriegsmanifeſte und Theaterrecenſionen. — Voltaire's zweiter Beſuch in Berlin. — Ermahnung an den jungen Herzog von Würtemberg. — Carneval in Breslau. — Kriegserklärung Frankreichs. — Der luſtige Abſchied des Kammerherrn von Pöllnitz. — Friedrich trinkt den Brunnen zu Pyrmont. — Vermählung der Prinzeſſin Ulrika von Preußen mit Adolf Friedrich, Herzoge von Holſtein-Gottorp, ernanntem Thronfolger von Schweden.

Der König war feſt entſchloſſen, ſeinen Feinden zuvorzukommen; um jedoch keinen übereilten Schritt zu thun, ſetzte er ſeine Gründe in einem Aufſatze auseinander, welchen er ſeinen Miniſtern, die ſämmtlich gegen den Krieg geſtimmt hatten, vorlegte. Er macht darin zuerſt auf die Hartnäckigkeit aufmerkſam, mit welcher die Oeſtreicher in dem Breslauer Frieden auf den Beſitz des hohen Gebirges in Oberſchleſien beſtanden, welches in keiner anderen Abſicht geſchehen ſei, als um ſich den Eingang in das Land offen zu halten. Die Miniſter erinnerten daran, daß der König von England Gewährsmann des Breslauer Friedens ſei. Der König antwortet darauf: „ich ſage Ihnen, alle Gewährleiſtungen ſind durchbrochene Filigranarbeit, mehr zum Vergnügen der Augen, als zu irgend einem Nutzen.“ Er erinnert an die verſteckten Angriffe gegen ihn in

den Turiner und Warſchauer Bündniſſen und fügt hinzu: „Das Bündniß der Königin mit Sachſen iſt noch weniger unſchuldig, ſie öffnet den Oeſtreichern einen Weg und verſchafft ihnen Beiſtand, um mich in meinen eigenen Ländern anzugreifen. Sie behaupten, dies Bündniß ſei nur in der Abſicht geſchloſſen worden, um den Miniſtern, welche an der Spitze der Geſchäfte beider Höfe ſtehen, Geſchenke zu verſchaffen. In der That, meine Herren, ich muß geſtehn, daß Sie außerordentlichen Scharfſinn beſitzen.“ Die Miniſter ſetzen dem Könige die Bemerkung entgegen, das Haus Oeſtreich ſei zu erſchöpft, um einen Krieg unternehmen zu können; der König antwortet: „Nicht Jedermann iſt dieſer Meinung, große Staaten bieten immer große Hülfsmittel dar.“ Er führt noch die Aeußerung des Herrn v. Molé, öſtreichiſchen Geſandten, an, daß die Königin nicht nöthig habe, Schleſien anzugreifen, da ein näherer Weg durch Sachſen und die Lauſitz nach Berlin führe. „Ich ſchließe daher,“ ſagt der König, „daß wir beim Warten nichts gewinnen, wohl aber Alles verlieren können, daß wir den Krieg erklären müſſen und daß, wenn es ſein muß, ein ehrenvoller Untergang einer ehrloſen Unterjochung ohne Vertheidigung vorzuziehen iſt.“

So gering das Vertrauen Friedrich's zu dem Cabinet von Verſailles war, ſo blieb ihm doch jetzt keine andere Wahl übrig. Er ſchickte den Grafen Rothenburg nach Paris, um ein Bündniß mit Frankreich abzuſchließen, was ihn auch, nachdem er den Beichtvater, die Maitreſſe und den Kriegsminiſter für ſich gewonnen hatte, gelang. Die Kriegserklärung Frankreichs gegen die Königin von Ungarn erfolgte den 26. April 1744 und das Bündniß zwiſchen Ludwig XV. und Friedrich wurde den 5. Juni zu Verſailles unterzeichnet. In dieſem Bündniſſe hatte ſich der König zum Voraus den Reſt von Schleſien und

drei, zunächſt an Schleſien gränzende Kreiſe in Böhmen ausbedungen; Frankreich ſollte in den Niederlanden entſchädiget werden.

Schon zu Ende des Jahres 1743 hatten öffentliche Blätter ein untergeſchobenes Manifeſt des Königs von Preußen gegen die Königin von Ungarn verbreitet, ſo daß ſich Friedrich genöthiget ſah, am 13. Dec. 1743 dem Reichstage zu Regensburg eine Erklärung zu übergeben, in welcher jenes Manifeſt für eine Lüge erklärt wurde. Die Rüſtungen zum Kriege wurden indeſſen ſo ernſthaft betrieben, daß ſie ſich nicht mehr verbergen ließen, obſchon der König ſich den Anſchein gab, als ob er ſich mehr mit den Anordnungen des Carnevals, der Oper und den Maskenfeſten, als mit dem Zeughauſe und den Waffenübungen beſchäftige. Während des Sommers fanden in Charlottenburg Concerte und Illuminationen ſtatt und in Berlin hatte der Hof nie glänzendere Feſte geſehen, als im December 1743. Für italieniſche Oper, franzöſiſches Schauſpiel, Ballet, Maskenzüge und Concerte war an jedem Abende geſorgt. Der König ließ es ſich angelegen ſein, für paſſende Texte zu den Opern und für Anordnungen der Ballets ſelbſt zu ſorgen, erfuhr indeſſen ſchon damals, daß es keine leichte Aufgabe ſei, die Huldgöttinnen und Helden des Theaters in Zucht und Ordnung zu halten. Reichten hierbei ſtrenge Cabinetsbefehle nicht aus, ſo wurden die Zeitungen zu Hülfe genommen. „Ich habe," ſchreibt Friedrich den 20. Auguſt 1743 an Jordan, „einen Artikel für die Berliniſche Zeitung gemacht, in welchem der Balletmeiſter Potier von mir auf die beſte Art von der Welt ausgetrommelt wird. Ich habe ſchon wegen eines anderen Balletmeiſters geſchrieben und werde in jedem Falle einen erhalten, der weniger Narr iſt; denn es mehr zu ſein, als Potier, iſt unmöglich. Ich bin froh, dieſen

übermüthigen Menſchen los zu ſein, nur thut es mir leid, daß uns die Roland mit ihm zugleich verläßt; allein wir werden ohne Potiers und Rolands leben und uns nichts deſto weniger vergnügen.“ Der von des Königs Hand geſchriebene Zeitungsartikel (Nr. 102 der Rüdiger'ſchen Zeitung 1743) iſt folgender: „Berlin, den 24. Auguſt. Dieſer Tage ſind der Herr Graf Gotter und der Herr Baron v. Schwerz, Directores der Opern, genöthigt worden, den Balletmeiſter Mr. Potier, welcher ſich eine recht übermäßige Botmäßigkeit über die Tänzer anmaßte und deſſen Hochmuth ſich ſo weit verging, daß er gegen beſagte Directores tauſend Inſolenzien verübte, fortzujagen. Man will hier keine umſtändliche Nachricht von allen Arten ſeiner übeln Aufführung mittheilen, indem deren Erzählung blos dazu dienen würde, bei dem Publikum Verdruß und Ekel zu erwecken. Indeß bedauert man nichts mehr, als die Demoiſelle Roland, eine ſehr geſchickte Tänzerin, welche durch ihren ſtillen und angenehmen Character das unbeſcheidene Betragen ihres Compagnons einigermaßen wieder gut machte. Ohne hier genau zu unterſuchen, in was für Verbindung die Demoiſelle Roland ſich etwa mit Herrn Potier befinden möchte, ſo iſt man doch bisher nicht im Stande geweſen, ſie von einander zu trennen und man kann den Beſitz einer der größten Tänzerinnen von Europa nicht anders wieder erkaufen, man müßte ſich denn zugleich mit dem allergröbſten Geſellen, den Terpſichore jemals in ihrer Rolle gehabt hat, beläſtigen. Es iſt alſo kein Gold ohne Zuſatz und keine Roſe ohne Dornen.“

Zur großen Freude des Königs traf Voltaire im September 1742 zu einem zweiten Beſuche in Berlin ein und verweilte vier Wochen bei ihm. Schon bei ſeinem erſten Beſuche hatte Voltaire dem Könige eine zu übertriebene Rechnung eingereicht. Der König ſchrieb damals an Jordan (den

28. Nov. 1740): „Von den ſechs Tagen, die Voltaire ſich gezeigt hat, koſtet mich jeder 550 Thaler. Das nenne ich einen Spaßmacher theuer bezahlen; niemals hat wohl der Hofnarr bei irgend einem großen Herrn eine ſolche Summe gezogen.“ — Beklagte ſich Friedrich damals über Voltairs Geldgier, ſo war er ihm diesmal unbequem, weil er ſich in die politiſchen Angelegenheiten miſchte. „Während dieſer Zeit,“ ſchreibt Friedrich, „kam Voltaire nach Berlin. Da er einige Gönner in Verſailles hatte, hielt er dies für hinreichend, ſich das Anſehn eines diplomatiſchen Bevollmächtigten zu geben. Seine glänzende Einbildungskraft erhob ſich mit mächtigen Aufſchwunge in das Gebiet der Politik. Er hatte kein Beglaubigungsſchreiben und ſeine ganze Geſandtſchaft wurde eine Spielerei, ein bloßer Scherz.“ Dies Alles änderte jedoch die Verehrung des Königs für Voltaire als Dichter nicht. Er entließ ihn reich beſchenkt und gab ihm ein Empfehlungsſchreiben an die Markgräfin von Baireuth mit (Potsdam, den 8. Oct. 1743) in welchem es heißt: „Sie können glauben, daß der Dichter der Henriade ein rechtſchaffner Mann iſt; daß der Mann, der den Tempel der Freundſchaft ſchilderte, den Werth derſelben kennt, daß der Verfaſſer von Newton's Philoſophie gründliche Wiſſenſchaft hat, daß der Dichter von zwanzig Trauerſpielen die Menſchen kennt“ u. ſ. w.

Die Prinzen von Würtemberg, deren Erziehung vollendet war, verließen im Februar 1744 Berlin und der König übergab zuvor noch dem älteren Prinzen, Karl Eugen, in Gegenwart ſämmtlicher Prinzen des königlichen Hauſes das kaiſerliche Diplom der Volljährigkeitserklärung. Einen inhaltreicheren Brief für den künftigen regierenden Herzog und Landesherrn hatte der König ſelbſt geſchrieben. „Ich habe,“ heißt es in dieſem Schreiben vom 6. Febr., „Antheil an Ihrer

Majoritätserklärung gehabt und intereſſire mich um ſo mehr für das Glück Ihrer Regierung, da ich mir einbilde, das Gute und Böſe derſelben werde auch auf meine Rechnung kommen. In dieſer Hinſicht halte ich mich für verpflichtet, Ihnen meine Gedanken über den neuen Stand, in welchen Sie nun kommen werden, freundſchaftlichſt und offenherzig zu ſagen. — Sein Sie feſt in Ihren Entſchlüſſen! Wägen Sie, bevor Sie einen faſſen, das Für und das Wider; aber wenn Sie einmal Ihren Willen erklärt haben, dann gehen Sie um Alles in der Welt willen nicht davon ab. Güte am unrechten Orte iſt Schwäche, ſowie Strenge ohne Noth Verbrechen! Denken Sie nicht, das Land ſei für Sie geſchaffen, ſondern glauben Sie, daß die Vorſehung Sie hat geboren werden laſſen, um Ihr Volk glücklich zu machen! Sie ſind das Oberhaupt der bürgerlichen Religion in Ihrem Lande, die in Rechtſchaffenheit und allen ſittlichen Tugenden beſteht, und es iſt Ihre Pflicht, die Ausübung derſelben zu befördern. Die geiſtliche Religion überlaſſen Sie dem höchſten Weſen. In dieſer Beziehung ſind wir Alle blind und irren auf verſchiedenen Wegen. Wer von uns wäre ſo kühn, den rechten beſtimmen zu wollen?"

Die Ankunft des Grafen Seckendorf, Generalfeldmarſchalls im Dienſte Kaiſer Karls VII., gab dem Gerüchte, daß der Krieg gegen Oeſtreich unvermeidlich ſein werde, immer größere Wahrſcheinlichkeit; der König reiſte im März nach Schleſien, angeblich nur, um dem in Breslau verſammelten Adel Carnevalsfeſte zu geben, mehr aber, um ſich von den Fortſchritten der Feſtungsbauten und der Organiſirung der neuen Regimenter, ſowie überhaupt von der Stimmung des Volks zu unterrichten. Er kehrte den 29. März nach Berlin zurück, wohin ihn die Benachrichtigung von der am 15. März erfolgten Kriegserklärung Frankreichs gegen England rief. Nun konnte

ſich Niemand mehr eine Täuſchung darüber machen, daß auch Preußen auf's Neue zu den Waffen greifen werde. Wie wir aber den König im Feldlager und am Tage vor der Schlacht in der heiterſten Stimmung finden, ſo iſt er es auch, wenn die Staatsgeſchäfte und die Angelegenheiten Europa's mit ihrem ganzen Gewichte auf ihn eindrängen. War die Arbeit gethan, dann wurde der Muſe, der Philoſophie und dem Scherze jede Freiheit gegönnt. Der ausgelaſſenſte Kammerherr des Hofes, ein Baron v. Pöllnitz, bat den König um gnädige Entlaſſung. Er hatte ſchon an der Tafel Friedrich Wilhelms I. als unterhaltender Spaßmacher gedient und wenn auch Friedrich von ihm ſagte: „ein infamer Kerl, divertiſſant beim Eſſen, hernach einſperren" ſo ſah er ihn doch in den Erholungsſtunden faſt täglich bei ſich, denn er war nicht ohne Kenntniß der Geſchichte und dabei ein Repertorium der ſkandalöſen Chronik aller europäiſchen Höfe ſeit mehr als funfzig Jahren. Der König veranſtaltete ein kleines Feſt zu Ehren des luſtigen Kammerherrn und ertheilte ihm folgenden Abſchied: „Wir thun durch Gegenwärtiges hiermit zu wiſſen, daß der Baron v. Pöllnitz, geboren zu Iſſum und, ſoviel uns bekannt, von honetten Eltern, Kammerherr unſers Großvaters glorreichen Gedächtniſſes, wie auch in gleicher Qualität im Dienſte der Herzogin von Orleans, Oberſter in ſpaniſchen Dienſten, Capitain der Cavallerie in der Armee des verſtorbenen Kaiſers, Kämmerling des Papſtes, Kammerherr des Herzogs von Braunſchweig, Fähndrich im Dienſte des Herzogs von Wolfenbüttel, Oberceremonienmeiſter bei unſerm ſel. Vater, nachdem derſelbe überſchwemmt und bedrückt von der Menge der anſehnlichſten militairiſchen und der höchſten Würden bei Hofe, welche es nach und nach auf ſeine Perſon gleichſam geregnet hat, müde der Welt und veranlaßt durch das ſchlechte Beiſpiel des neuen

Kammerherrn Montaulieu, welcher kurz vor ihm vom Hofe weggelaufen, daß uns beſagter Baron Pöllnitz erſucht und allerunterthänigſt gebeten hat, ihm zur Erhaltung ſeiner guten Reputation einen ehrlichen Abſchied gnädigſt zu ertheilen. Indem wir nun ſeiner Bitte nachgeben, und wegen ſeiner guten Aufführung und den beträchtlichen Dienſten, welche er an unſerm königlichen Hofe durch ſeine Plaiſanterien und durch die Amüſements, die er unſerm ſel. Vater neun Jahre lang verſchafft hat, ihm das nachgeſuchte Zeugniß nicht verſagen wollen: ſo haben wir nicht umhin gekonnt, zum Ruhme des beſagten Barons zu erklären, daß während der ganzen Zeit, daß er in unſern Dienſten geweſen iſt, er weder ein Straßenräuber, noch Beutelſchneider, noch Giftmiſcher geweſen, daß er keine jungen Mädchen geraubt, noch ihnen Gewalt angethan, Niemanden gröblich verläumdet oder ſonſten den geringſten Anfall auf die Ehre irgend Jemandes an unſerm Hofe gemacht hat, ſondern daß er ſich jederzeit als ein galant-homme und ſeinem Urſprunge und Stande gemäß betragen hat, indem er niemals einen anderen als honetten Gebrauch von den Talenten, welche der Himmel ihm gegeben, gemacht hat, um den Zweck des Theaters, welcher kein anderer iſt, als die Lächerlichkeiten der Menſchen auf eine angenehme und vergnügende Art vorzuſtellen, um ſie dadurch zu beſſern, zu erreichen. — Auf gleiche Weiſe hat er auch immer den Rath des Bacchus in Betreff der Mäßigkeit und Nüchternheit befolgt und die chriſtliche Liebe ſo weit getrieben, daß er die Bauern den Ausſpruch des Evangeliums: „Geben iſt ſeliger denn Nehmen" ausüben gelehrt. — Er iſt auch vollkommen im Beſitze aller Anekdoten von unſern Schlöſſern und Luſthäuſern und beſonders der Verzeichniſſe unſerer alten Möbeln und wußte ſich auch noch durch ſeine Verdienſte bei denen, welche die Schlechtigkeit ſeines Kopfes

und das wenige Gute ſeines Herzens kannten, nützlich und dienſtfertig zu erweiſen.

Wir geben beſagtem Baron auch noch das Zeugniß, daß er uns niemals erzürnt hat, als durch ſeine, alle Grenzen des Reſpects überſchreitende Unverſchämtheit, mit welcher er verſucht hat, in ſeinen gedruckten Denkwürdigkeiten die Aſche unſerer glorreichen Vorfahren auf eine unwürdige und unerträgliche Art zu profaniren und zu beſchimpfen. Indeſſen, ſo wie man in den allerſchönſten Gegenden auf uncultivirte und wüſte Orte ſtößt, wie die ſchönſten Körper ihre Mängel und die Meiſterſtücke der größten Maler ihre Fehler haben, ſo wollen Wir beſagtem Baron auch ſeine Fehler und Mängel vergeben. Wir bewilligen ihm hierdurch, obſchon mit Bedauern, den verlangten Abſchied und wollen ihn zuletzt entheben und entheben ihn hiermit gänzlich der Charge, welche ihm übertragen geweſen, dergeſtalt, daß das Andenken davon auf immer unter den Menſchen vertilgt ſei, indem wir glauben, daß kein Menſch mehr würdig ſei, nach genanntem Baron die beſagte Charge zu bekleiden. Gegeben in Potsdam, den 1. April 1744."

Gegen Ende des Mai ging Friedrich, deſſen Nerven ſich durch die vielen geiſtigen Anſtrengungen und Arbeiten in einem etwas aufgeregten Zuſtande befanden, nach Pyrmont, um hier eine Brunnencur zu brauchen; denn wenn er auch, wie ſchon erwähnt, zum Doctor und Apotheker kein großes Zutrauen beſaß, ſo zweifelte er doch nicht an den Heilkräften des Waſſers. Nur vierzehn Tage konnte er hier verweilen; die Vermählung ſeiner Schweſter, der Prinzeſſin Ulrike, mit dem zum Thronerben Schwedens berufenen Herzog Adolf Friedrich von Holſtein-Gottorp rief ihn nach Berlin zurück. Die Trauung fand den 17. Juli in Berlin ſtatt. Die Prinzeſſin, welche der reformirten Confeſſion angehörte, war vorher zur lutheriſchen über-

getreten, weil dies die ſchwediſchen Hausgeſetze der Krone ſo verlangten. Drei Abende nach einander war italieniſche Oper; am vierten war im Opernhauſe eine große Freiredoute, bei der jedoch, ſelbſt unter der Maske, der Unterſchied der Stånde ſo ſtreng beobachtet werden mußte, daß die Nobleſſe das Parterre einnahm, wåhrend den bůrgerlichen Masken der Raum auf der Bůhne angewieſen worden war. Bei der franzöſiſchen Comödie war eine berůhmte Tånzerin, die Barberini, aus Italien eingetroffen und in Charlottenburg und Schönhauſen fanden ebenfalls Feſtlichkeiten ſtatt. „Man bemerkte,“ erzåhlt der König, „bei allen dieſen Feſten mehr Pracht als bei den vorhergehenden; die richtige Mitte zwiſchen Sparſamkeit und Verſchwendung geziemt allen Fůrſten. Indeß man aber bei Hofe tanzte und ſich vergnůgte, arbeitete man zugleich an den Růſtungen zum Feldzuge, welchen man zu eröffnen im Begriffe ſtand.“ —

Dreizehntes Capitel.

Zweiter ſchleſiſcher Krieg. — Der König verläßt Berlin den 15. Aug. — Kriegsmanifeſt. — Friedrich vor Prag den 2. Sept. — Sta. Victoria! ora pro nobis! — Der tapfere Grenadier David Krauel. — Der Markgraf Friedrich Wilhelm von Schwedt wird getödtet. — Verſe an Jordan und Sturm auf Prag; es ergiebt ſich den 16. Sept. — Der König geht nach Schleſien und von hier den 14. Dec. nach Berlin. — Die Tänzerin Barberini. — Die Halleſchen Pietiſten ſollen in die Comödie geführt werden. — Friedrich Wilhelm II., geboren den 25. Sept. 1744.

Den erſten ſchleſiſchen Feldzug hatte Friedrich, wie er ſelbſt ſagt, auf gut Glück, faſt wie ein Abenteurer, eröffnet. Er überzeugte ſich indeſſen bald, daß die Kriegführung nicht dem Zufalle und dem blinden Ohngefähr überlaſſen werden dürfe; diesmal wurde nach einem „Operationsplane" verfahren. Dieſer beſtand darin, ſich in aller Freundſchaft des Kurfürſtenthums Sachſens und beſonders Dresdens zu verſichern und von da in zwei Colonnen auf beiden Ufern der Elbe gegen Prag zu marſchiren, wohin eine dritte Colonne aus Schleſien beordert wurde. Am 10. Auguſt 1744 traf der König noch in Potsdam Anordnungen zur Anlage ſeines Luſtſchloſſes auf einem nahe gelegenen Weinberge; es ſollte den Namen „Sorgenfrei" (Sanssouci) erhalten, allein die Zeit einer glücklichen Ruhe war noch auf das Ungewiſſe hinausgeſchoben. Den

15. Auguſt ging der König zur Armee ab, die bereits die ſächſiſche Grenze überſchritten hatte. Den Einmarſch nach Sachſen erklärte Friedrich auf eine Aufforderung des Kaiſers Karls VII. zu thun, deſſen Ausſchreiben er durch ſeinen Oberſt v. Winterfeld nach Dresden (d. 6. Auguſt 1744) geſchickt hatte. „Die ſächſiſchen Miniſter," erzählt Friedrich, „deren Herr in königlich polniſchen Angelegenheiten nach Warſchau gereiſt war, waren über das, was Winterfeld überbrachte, ganz verdutzt; ſie wollten Zeit gewinnen, allein die Preußen ſtanden ſchon vor den Thoren. — Während man in Dresden murrte, in Warſchau wüthete, in London ſich zuvorgekommen ſah und in Wien voll Furcht war, marſchirte der König geraden Wegs auf Pirna und Dresden los. Die ſächſiſchen Miniſter wollten Trotz zeigen, allein ſie waren zugleich voll Furcht. Von der einen Seite bewilligten ſie zu viel, von der anderen verweigerten ſie Kleinigkeiten mit Hartnäckigkeit. Hätte der König das Land erobern wollen, ſo wäre die ganze Arbeit in acht Tagen abgemacht geweſen. Dresden blieb ihm verſchloſſen, keinem preußiſchen Officier wurde in die gutbefeſtigte Stadt der Eintritt geſtattet.

Ein Manifeſt des Königs gab im Allgemeinen die Bewegungsgründe zu dem Frankfurter Bündniß an und rechtfertigte den Einmarſch nach Sachſen. „Mit einem Worte," ſo ſchließt dies Manifeſt, „der König begehrt Nichts, und es iſt ihm um ſein eigen Intereſſe gar nicht zu thun, ſondern es ergreifen Ihro Majeſtät nur zu dem Ende die Waffen, damit Höchſtdieſelben die Freiheit des Reiches, die Würde des Kaiſers und die Ruhe in Europa wieder herſtellen." Zu gleicher Zeit wurden Patente ausgegeben, worin man die Einwohner des Königreichs Böhmen warnte, ſich in keiner Weiſe den Hülfstruppen des Kaiſers Karl's VII. von Baiern zu widerſetzen, welchen ſie als ihren rechtmäßigen Herrn anzuſehen hätten.

Der König traf den 2. Sept. mit allen Corps ſeiner Armee vor Prag ein und ſah es als ein glückliches Zeichen an, daß man ſein Zelt bei einer Capelle der heil. Victoria aufgeſchlagen hatte. Am 10. Sept. wurden die Laufgräben gegen Prag eröffnet. Am 14. ließ der Feldmarſchall Schwerin das Fort Ziska, ein ſtarkes Außenwerk, bei hellem Tage angreifen. Ein tapferer Grenadier, David Krauel, erſtieg ganz allein den Wall und ſchlug mit dem Kolben ſo herzhaft um ſich, daß ſeine Cammeraden Zeit gewannen, ihm auf einer angelegten Leiter zu folgen und ſich des Forts zu bemächtigen. Der König, der Zeuge dieſer Heldenthat war, ließ den tapfern Grenadier zur Tafel laden, ernannte ihn zum Lieutenant, erhob ihn unter dem Namen Krauel von Ziskaberg in den Adelſtand, beſchenkte ihn mit Geld zur Equipirung und verlieh ihm eine einträgliche Präbende des Domſtiftes zu Magdeburg.

Bei dieſem Sturme aber erlitt der König einen ſchmerzlichen Verluſt. Als er, um den Angriff auf das Fort Ziska zu beobachten, mit vielen Offizieren aus dem Laufgraben bei Bubenez heraustrat, richteten die Feinde ihre Kanonen auf ihn und an ſeiner Seite wurde der Markgraf Friedrich Wilhelm von Schwedt von einer Stückkugel getödtet. — Er war ein Enkel des großen Kurfürſten und ein Bruder des in der Schlacht von Molwitz gebliebenen Markgrafen Friedrich. Der König fertigte ſogleich einen Courier an die Frau von Camas *) nach Berlin ab und erſuchte ſie, dieſe Nachricht der Königin

---

*) Dieſe vortreffliche Frau, die Friedrich ſeine „liebe Mama Camas" zu nennen pflegte, war 1741, nach dem Tode ihres, von Friedrich hochgeachteten, Gemahls zur Oberhofmeiſterin bei der Königin-Wittwe ernannt worden.

Mutter auf eine ſchonende Weiſe mitzutheilen. „Ich fürchte,“ ſchrieb ihr der König, „daß man meiner Mutter von der Begebenheit eine Erzählung mache, die ihre Ruhe ſtören könnte. Ich beſchwöre Sie bei Allem, was ich beſchwören kann, aus ihrer Seele jede trübe Vorſtellung zu entfernen, damit ich ſie zufrieden und bei guter Geſundheit wieder ſehe. Meine Brüder und ich befinden uns, Gott ſei Dank, zum Verwundern wohl und Prag wird in zwei Tagen in unſern Händen ſein.“

Im Uebrigen finden wir den König auch hier wieder in derſelben heiteren Stimmung, wie in dem erſten Feldzuge. An ſeinen Freund Jordan ſchreibt er: „Dein Brief machte mir eine große Freude; allein ich erſehe daraus, daß Deine Geſundheit nicht ſo dauerhaft iſt, als ich es wünſche. Thu doch ja, mein Kind, Alles, was Du für Deine Geſundheit zuträglich hältſt und reiſe nach der Gegend der Erde, wo Du ſie am beſten wieder herſtellen kannſt. — Ich melde Dir, daß ich Verſe gemacht habe, die ich jedoch, bevor ich ſie Dir ſchicke, noch verbeſſern muß. Ihr erwartet vielleicht Nachrichten von einer ganz anderen Art, allein ſo geht es in der Welt, oft geſchieht gerade das Gegentheil von dem, was man denkt. — Ich befinde mich hier unter allen Schanzen, Außenwerken, Laufgraben und Bruſtwehren der ganzen Welt. Ich habe viel Arbeit, viel Sorge und Unruhe, allein ich beklage mich über nichts, wenn ich nur dem Vaterlande gute Dienſte leiſten und ihm ſo nützlich ſein kann, als ich es wünſche. — Adieu, behalte mich immer lieb und vergiß nie die abweſenden Freunde.“

(Aus dem Lager von Prag im Sept. 1744.)

Ich beklage Dich, mein lieber Freund, daß Du noch immer krank biſt. Ich nehme den aufrichtigſten Antheil an Dir und

wünſchte, warum? das weiß ich nicht, daß ſich Jordan wohl befände. Ueber Alles, was mich betrifft, mach' Dir keine Sorge. Unſere Anlegenheiten gehen, Dank ſei dem Himmel! gut und was meine Perſon betrifft, dieſe bedeutet im Weltall ſo wenig, daß man die Exiſtenz der Atome, aus denen ich beſtehe, kaum bemerken kann. Du wirſt dieſen Satz ſehr metaphyſiſch finden, allein Du weißt, daß der Krieg nur, wenn er von Barbaren geführt wird, die Künſte zerſtört. In einigen Tagen werden wir in Prag ſein; unſere Angelegenheiten fangen an ernſthaft zu werden. Wir werden davon Vortheil haben und in Betreff unſerer Truppen bin ich überzeugt, daß meine Soldaten ihren Ruf zu erhalten wiſſen werden. Viele Beſchwerden haben wir gehabt, ſchlechte Wege und noch ſchlechteres Wetter, allein was ſind Anſtrengung, Noth und Gefahr im Vergleich mit dem Ruhme? Er iſt eine ſo raſende Leidenſchaft, daß ich nicht begreife, wie ſie nicht Jedermann den Kopf verdreht.

Ein Gläschen in vollen Zügen
Zu leeren iſt dein Vergnügen;
Anſtatt dem Ruhme dich zu weihn,
Willſt an der Liebe dich erfreun.

Adieu. Für heute genug. Schreibe mir oft, ſei überzeugt, daß ich Dich immer liebe und, Scherz bei Seite, an Deinem Glücke mehr Antheil nehme, als irgend ein Anderer."

Die Anſtalten zum Sturme auf Prag waren ſchon vorbereitet, als der öſtreichiſche Commandant, General Graf Harſch, am 18. Sept. die Stadt übergab.

Die Eroberung von Prag veranlaßte den Prinzen Karl, mit dem zugleich der kriegserfahrene Feldmarſchall Traun an die Spitze des öſtreichiſchen Heeres geſtellt worden war, ein

zahlreiches Heer nach Böhmen zu führen. Es war dem Könige nicht möglich geweſen, das Ufer der Elbe an allen Uebergangspunkten gehörig zu beſetzen, ſo daß der Feldmarſchall Traun am 18. Nov. den Uebergang bei Selmitz mit Gewalt erfocht, obſchon eine kleine Abtheilung Preußen unter dem Oberſtlieutenant v. Wedell ihn mit großem Heldenmuthe vertheidigte. „Dieſer Uebergang über die Elbe," ſagt Friedrich, „entſchied den ganzen Feldzug. Allein durch Klagen über das Schickſal hätte man nur Zeit verloren; man dachte nur daran, das Uebel, ſo gut es die Umſtände erlaubten, wieder gut zu machen. — Das Bataillon Wedell hatte zwei Officiere und hundert Mann in dem Gefechte bei Selmitz, welches in den preußiſchen Jahrbüchern ewig denkwürdig bleiben wird, verloren. Der Oberſtlieutenant Wedell erwarb ſich durch dieſe ſchöne That den Namen des preußiſchen Leonidas. Der Prinz von Lothringen, erſtaunt, daß ein einziges preußiſches Bataillon ihm fünf Stunden lang den Uebergang über die Elbe ſtreitig gemacht, ſagte zu den Officieren ſeines Gefolges: „die Königin wäre ſehr glücklich, wenn ſie in ihrer Armee Officiere hätte, wie dieſe Helden." —

In einem Kriegsrathe, welchen der König in dieſer bedenklichen Lage hielt, wurde beſchloſſen, Böhmen zu verlaſſen und das Heer auf drei verſchiedenen Wegen nach Schleſien zu führen, eine Maaßregel, die um ſo dringlicher erſchien, ſeitdem ſich das kurſächſiſche Heer mit dem öſtreichiſchen verbunden und dem Könige den Rückzug nach Dresden abgeſchnitten hatte. Nicht ohne bedeutende Verluſte erreichte der König die ſchleſiſche Grenze, denn das herbſtliche Regenwetter hatte die Gebirgswege verdorben und die leichten ungariſchen Truppen beunruhigten den Nachtrab unaufhörlich. Am traurigſten erging es der preußiſchen Beſatzung in Prag, welches Generallieutenant

v. Einſiedel den 26. Nov. auf ſo ungeſchickte Weiſe verließ, daß die Bürger und die eingedrungenen Panduren den größten Theil der Mannſchaft niederhieben und zu Gefangenen machten. Der König ertheilte Einſiedeln einen ſehr ungnädigen Abſchied, war indeſſen gegen ſich ſelbſt nicht minder ſtreng. „Niemals," ſchreibt er in ſeiner Geſchichte, „beging wohl ein General mehr Fehler, als der König in dieſem Feldzuge. Der erſte von allen war ohne Zweifel der, daß er nicht hinlänglich für Magazine geſorgt hatte, um ſich mindeſtens ſechs Monate in Böhmen halten zu können. Um das Gebäude einer Armee aufzuführen, muß man daran denken, daß d e r M a g e n der Grundſtein iſt. Dies war noch nicht Alles. Der König wußte ſehr wohl, als er in Sachſen einrückte, daß der Kurfürſt dem Wormſer Bündniſſe beigetreten war; er mußte daher, bevor er ſeinen Fuß nach Böhmen ſetzte, die Sachſen zwingen, auf ſeine Seite zu treten, oder ſie gänzlich vernichten." Noch eine Menge Fehler, die er ſelbſt begangen, zählt der König auf und ertheilt dagegen dem Feldherrn der Feinde das größte Lob. „Das Benehmen des Feldmarſchalls Traun," ſagt er, „iſt ein Muſter der Vollkommenheit, welches ein jeder Militair, welcher ſein Handwerk liebt, ſtudiren muß, um, wenn er Talent dazu hat, es nachzuahmen. Der König hat es ſelbſt eingeſtanden, daß er dieſen Feldzug für ſeine Schule in der Kriegskunſt und Herrn v. Traun für ſeinen Lehrmeiſter halte. Oft iſt das Glück verderblicher für die Fürſten, als das Unglück. Das erſtere berauſcht ſie mit Hochmuth; das andere macht ſie umſichtig und beſcheiden." —

Sobald der König ſeine Truppen nach Schleſien geführt und ihnen dort ſichre Winterquartiere angewieſen hatte, reiſte er nach Berlin, wo er den 14. Dec. eintraf. Er ordnete die Feſtlichkeiten des Carnevals an als ob der Krieg ihm nicht die

geringſte Beſorgniß weiter mache. Sonntag den 20. Dec. wurde der Carneval mit einer großen Aufwartung bei Hofe (Cour) eröffnet, Montag war italieniſche Oper, Dienſtag Redoute, Mittwoch franzöſiſche Comödie, Donnerstag Oper, Freitag Cour, Sonnabend Aſſemblée in der Stadt bei einem der Miniſter. Die Tänzerin Barberini entzückte durch ihren graziöſen Tanz ſo ſehr, daß ſelbſt ein lateiniſches Gedicht auf ſie in den Zeitungen erſchien. Der König fand großen Gefallen an dieſer Tänzerin und ſah ſie öfter in einer vertraulichen Geſellſchaft bei dem General v. Rothenburg. Wir finden in dieſer Zeit den König ſehr geneigt, ſich der Schauſpieler gegen die Anfeindungen, welche ſie von denjenigen erfuhren, die ihren Stand für unehrlich und ihre Kunſt für ein Werk des Satans erklärten, in Schutz zu nehmen. Die theologiſche Facultät zu Halle hatte eine in dieſem Sinne abgefaßte Vorſtellung an das Generaldirectorium eingereicht, worin ſie in einem ſehr leidenſchaftlichen Tone darauf antrug, die Comödianten aus der Stadt Halle fortzuſchaffen, da dieſelben nur das zeitliche und ewige Verderben der Studenten herbeiführten. Der König, welcher gegen die Halleſchen Pietieſten und insbeſondere gegen den Profeſſor Francke wegen der Verfolgung, die er dem Philoſophen Wolf zugezogen hatte, ungünſtig geſtimmt war, ſchrieb an den Rand der ihm zugegangenen Vorſtellung des Generaldirectoriums den 14. Febr.: „Da iſt das geiſtliche Muckerpack daran ſchuld. Sie ſollen ſpielen und Herr Francke ſoll dabei ſein, um den Studenten wegen ſeiner närriſchen Vorſtellung eine öffentliche Reparation zu thun und mir ſoll das Atteſt von dem Commandanten geſchickt werden, daß er da geweſen iſt.“ Er nahm dieſe Sache ſo ſtreng, daß er unter dem 17. Febr. dem Generaldirectorium nochmals aufträgt, ihm das verlangte Atteſt, daß der Profeſſor Francke in

der Comödie geweſen, einſchicken ſoll. Das Generaldirectorium erlaubte ſich, dem Könige dieſe Angelegenheit noch einmal vorzutragen, allein er beſtand auf ſeinen Befehl und ſchrieb den 19.: „Inskünftige werden die Herren Pfaffen wohl vorſichtiger werden und nicht denken, dem Generaldirectorium und mir Naſen zu drehen. Die Halleſchen Pfaffen müſſen kurz gehalten werden, es ſind evangeliſche Jeſuiten und man muß ihnen bei allen Gelegenheiten nicht die mindeſte Autorität einräumen." Später (den 16. März) erließ jedoch der König dem Profeſſor Francke das Erſcheinen im Theater; er mußte dafür eine Geldſtrafe an die Armenkaſſe zahlen.

Während der Abweſenheit des Königs war dem Bruder deſſelben, dem Prinzen Wilhelm, den 25. Sept. 1744 ein Sohn — der nachmalige König Friedrich Wilhelm II. — geboren worden. Der König begab ſich bald nach ſeiner Rückkehr zu ſeiner Schwägerin und beſchenkte den künftigen Thronfolger mit dem ſchwarzen Adlerorden.

So glänzende Feſte aber auch Friedrich während ſeiner Anweſenheit in Berlin gab, ſo machte ihm doch die Beſchaffung der Mittel zu einem neuen Feldzuge nicht geringe Sorge; denn der Schatz war leer. Die Münze ſtand unbeſchäftigt, es fehlte an edlem Metalle. Da fiel bei einem der Hofbälle in dem Ritterſaale des Schloſſes der Blick des Königs auf das von maſſivem Silber gearbeitete Chor, auf welchem zwanzig Muſikanten zum Tanze aufſpielten. Am folgenden Morgen wurde dieſer Saal wegen verſchiedener darin vorzunehmender Baulichkeiten geſchloſſen. Der geheime Kämmerer Fredersdorf aber erhielt Befehl, den ſilbernen Chor abnehmen zu laſſen und mit anderem ſchweren Silbergeräthe in größter Verſchwiegenheit durch zwölf königliche Haiducken in die Münze

zu ſchaffen. Später wurde dieſes Chor durch ein verſilbertes hölzernes erſetzt, welches noch bis auf den heutigen Tag dieſelben Dienſte thut.

Vierzehntes Capitel.

Kaiſer Karl VII. ſtirbt den 20. Jan. 1745. — Friedrich geht zur Armee nach Schleſien. — Er muß in der Mönchskutte die Vesper ſingen. — Schlacht bei Hohenfriedberg den 4. Juni 1745. — Das Ehrendiplom des Dragonerregiments Baireuth. — Sieg der Franzoſen bei Fontenoi den 11. Mai 1745. — Franz I., deutſcher Kaiſer. — Schlacht bei Sorr den 30. Sept. 1745. — Friedrich verliert ſeine ganze Bagage.

Der Tod Kaiſer Karls VII., welcher den 20. Januar 1745 zu München erfolgte, hatte mehr Einfluß auf die europäiſchen Angelegenheiten, als es ſein Leben jemals gehabt. Das zu Frankfurt von dem Könige mit dem Kaiſer und einigen deutſchen Fürſten geſchloſſene Bündniß löſete ſich auf; Oeſtreich, England, Sachſen und Holland verbündeten ſich auf's Neue gegen Friedrich. Die öſtreichiſche Armee hatte Fortſchritte in Oberſchleſien gemacht und Maria Thereſia bereits in einem Manifeſte vom 1. Dec. 1744 erklärt, „daß ſie ſich nicht weiter an den Breslauer Frieden gebunden achte, Schleſien und die Grafſchaft Glatz als ihr Eigenthum anſehe und daher die Einwohner auffordere, ſie als ihre rechte Erbfrau anzuſehen."

Der König durfte nicht länger in Berlin verweilen; er reiſte den 15. März 1745 zur Armee ab, und die Feinde ließen ihm hinlängliche Zeit, hier die nöthigen Anordnungen für die Eröffnung des Feldzuges zu treffen. Mehr als je vorher war er auf ſeine eigenen Mittel angewieſen, denn die Franzoſen, ſeine einzigen Bundesgenoſſen, ſtellten ihm kein Hülfsheer und der junge Kurfürſt von Baiern ſchloß mit der Königin von Ungarn den 22. April den Frieden zu Füſſen. Mit dem Kurfürſten von Sachſen aber ſchloß Maria Thereſia ein geheimes Bündniß zu Leipzig (den 18. Mai), in welchem eine Theilung der in Deutſchland gelegenen Länder des Königs von Preußen bereits feſtgeſtellt wurde. Da bisher in dem Zuſammentreffen mit den Feinden die öſtreichiſche Reiterei, zumal die Ungarn, der preußiſchen überlegen war, ſo war es Friedrich beſonders erwünſcht, daß ſich einzelne Anführer ſeiner leichten Reiterei mit Glück in kleineren Gefechten gegen die Oeſtreicher verſuchten. Vor allen anderen Officieren zeichnete ſich der General Zieten durch Tapferkeit und Liſt aus. Der Markgraf Karl von Schwedt ſtand auf dem äußerſten Poſten in Oberſchleſien bei Jägerndorf und war in Gefahr, gänzlich von der Hauptarmee abgeſchnitten zu werden. Da übernahm Zieten mit ſeinem Huſarenregimente den ſchwierigen Auftrag, dem Markgrafen den Befehl des Königs zum Rückzuge zu überbringen, welchen dieſer, mit dem Degen in der Fauſt an der Spitze von 12000 Mann durch ein feindliches Corps von 20000 Mann glücklich ausführte. Ein hartnäckiges Gefecht hatte er den 22. Mai bei Jägerndorf zu beſtehn. „Der Markgraf,“ erzählt Friedrich, „gab in dieſem Gefechte Beweiſe von Tapferkeit, welche des Blutes ſeines Großvaters, des Kurfürſten Friedrich Wilhelms, würdig waren. General Schwerin erwarb ſich bei dem Angriffe an der Spitze ſeiner Reiterei einen

deſto glänzenderen Ruhm, da mit demſelben zugleich der Ruhm der preußiſchen Cavallerie anfing. Es iſt unglaublich, wie ſchnell ſich Kühnheit oder Schrecken dem großen Haufen mittheilt. Im Jahre 1741 war die preußiſche Reiterei das unbehülflichſte und zugleich das muthloſeſte Corps, das es in allen europäiſchen Armeen gab. Nachdem es ſich aber geübt, ſich Gewandtheit und Vertrauen zu ſeinen eigenen Kräften erworben hatte, verſuchte es dieſe; es gelang ihm und ſo ward es kühn." — Der König verſäumte nicht, die einzelnen Officiere und Soldaten, zuweilen auch ganze Regimenter für ihre Tapferkeit auszuzeichnen. War er mit einem Bataillon beſonders zufrieden geweſen, ſo ritt er, wenn daſſelbe in das Lager einrückte, ihm entgegen und führte es in eigner Perſon an die ihm angewieſene Stelle. „Achtung und Belohnung des Verdienſtes," ſagt der König, „ſpornt die Andern zu gleichen Thaten an. Es war deshalb nothwendig, das glorreiche Gefecht von Jägerndorf in der Armee zu feiern. Der Markgraf, der General Schwerin und Alle, die ſich dabei ausgezeichnet hatten, wurden wie im Triumphe empfangen. Die anderen Regimenter erwarteten mit Ungeduld eine Gelegenheit, es dieſen Helden gleich zu thun, ja ſogar ſie zu übertreffen. Alle brannten vor Begierde, zu kämpfen und zu ſiegen."

Obwohl die Königin nichts unverſucht ließ, die Einwohner Schleſiens ſich geneigt zu machen und als ihre rechtmäßige Herrſcherin anerkannt zu werden, ſo gelang es ihr doch hiermit ſo wenig, daß nicht allein die evangeliſchen Unterthanen, ſondern auch die katholiſchen, ja ſelbſt die Mönche in den Klöſtern, in der Zuneigung zu dem Könige Friedrich nicht wankten. Ein merkwürdiges Beiſpiel hiervon gaben der Prior und die Mönche des Kloſters zu Camenz, in welchem der König während des Monats Mai ſein Hauptquartier hatte. Die frommen Brü-

der bewirtheten den König auf das Freigebigſte und fühlten ſich durch das Vertrauen, welches er ihnen ſchenkte, ſo geehrt, daß ſie den Jahrestag der Schlacht von Chotuſitz den 17. Mai mit einem Hochamte celebrirten und dem Könige in einer Gartenlaube ein ausgeſuchtes Mittagsmahl gaben. Die Oeſtreicher hatten erfahren, daß der König in dem Kloſter ſehr oft einſpreche. Eines Tages erhielt der Prior von einem öſtreichiſchen General eine Aufforderung, den König unter irgend einem Vorwande aufzuhalten zu ſuchen, da er das Kloſter am Abend zu überfallen gedenke. Der Prior theilte ohne Verzug dem Könige dieſe Nachricht mit, er wollte ſich raſch auf das Pferd werfen und entfliehen, allein die Feinde hatten das Kloſter ſchon umringt. Der Prior war ſchnell gefaßt. Er brachte dem Könige Kutte und Kapuze nebſt Roſenkranz und Skapulier. Zur ungewöhnlichen Stunde wurde zur Meſſe geläutet, alle Brüder verſammelten ſich vor dem Altare und ſangen Complete und Kyrie. Die Panduren durchſuchten vergebens das Kloſter, wo ſie den Prior beſchäftigt fanden, durch Beſprengung mit dem Weihwedel die durch die Ketzer entheiligte Stätte wieder zu reinigen; ſie bekreuzten und ſegneten ſich und ritten davon. Der König aber vergaß es den frommen Vätern nie, daß ihn ihre Kapuze diesmal gerettet hatte.

Die Schlacht bei Hohenfriedberg,
den 4. Juni 1745.

Ein ſächſiſches Hülfscorps war unter Anführung des Herzogs von Weißenfels in Schleſien eingedrungen und hatte ſich mit der öſtreichiſchen Armee vereinigt. Der Prinz von Lothringen war über Landshut und Reichenau nach Hohenhennersdorf marſchirt. „Am 2. Juni,“ erzählt der König, „hielten die öſtreichiſchen und ſächſiſchen Generale auf einer Anhöhe

bei Hohenfriedberg unter dem Galgen Kriegsrath. Von dieſer Anhöhe hatten ſie zwar die Ausſicht über die ganze Ebene, doch wurden ſie nichts als kleine Corps der preußiſchen Armee gewahr, die ſich hinter den Waldungen der Gegend verſteckt hielt. — Der König beſuchte alle Tage ſeine Vorpoſten; am 3. Juni befand er ſich auf einer Anhöhe, von wo aus man die Anhöhen von Fürſtenſtein und ſelbſt einen Theil des öſtreichiſchen Lagers bei Fürſtenau überſehen konnte. Eine aufſteigende Staubwolke verrieth ihm den Anmarſch der öſtreichiſchen Armee. Ihr rechter Flügel lehnte ſich an den Bach bei Striegau und zog ſich von dort gegen Ronſtock und Hausdorf; die Sachſen, welche den linken Flügel ausmachten, breiteten ſich bis nach Pilgrimshain aus. Der König zog ſich am Abend in größter Stille mit ſeiner ganzen Armee zurück, um eine günſtigere Stellung zur Schlacht einzunehmen; damit dem Feinde dieſer Marſch verborgen bliebe, ging die Vorſicht des Königs ſo weit, ſeinen Soldaten ſogar das Tabakſrauchen für dieſe Nacht unterſagen zu laſſen.

Am 4. Juni verſammelte der König um 2 Uhr des Morgens die vornehmſten Officiere der Armee, um ihnen die Anordnung des Treffens mitzutheilen. „Wir würden ſie,“ dies ſind des Königs eigene Worte, „übergehen, wenn nicht Alles, was auf eine entſcheidende Schlacht Bezug hat, von Wichtigkeit wäre. Hier iſt ſie: die Armee tritt ſogleich in zwei Treffen rechts den Marſch an; ſie geht über das Striegauer Waſſer. Die Reiterei ſtellt ſich, dem linken Flügel der Feinde gegenüber, an der Seite von Pilgrimshain in Schlachtordnung; das Corps des Generals Dümoulin deckt ihren rechten Flügel; der rechte Flügel der Infanterie ſtellt ſich an den linken Flügel der Reiterei; die Reiterei des linken Flügels lehnt ſich an den Bach bei Striegau und behält in der Ferne die

Stadt dieſes Namens im Rücken. Zehn Dragoner- und zwanzig Huſarenſchwadronen bilden den Rückhalt. Die Reiterei fällt den Feind ungeſtüm mit dem Degen in der Fauſt an; ſie macht in der Hitze des Treffens keine Gefangenen und richtet ihre Hiebe alle nach dem Geſicht. Das Fußvolk rückt im Sturmſchritte gegen den Feind an, wenn die Umſtände es nur irgend erlauben, dringt es mit gefälltem Bajonett auf ihn ein. Muß gefeuert werden, ſo geſchieht es erſt in einer Entfernung von 150 Schritt."

Sobald ein jeder der Officiere wieder auf ſeinen Poſten zurück war, ſetzte ſich die Armee in Bewegung. Die ſächſiſchen Regimenter, welche den Befehl erhalten hatten, Striegau zu beſetzen, wurden hier von einer Batterie von ſechs Vierundzwanzigpfündern empfangen; ein ungeſtümer Angriff der preußiſchen Reiterei warf die Sachſen und ihr ganzes Armeecorps war geſchlagen, noch bevor ſich der linke Flügel der preußiſchen Armee in Schlachtordnung geſtellt hatte. Der Herzog von Lothringen war zu Hausdorf benachrichtigt worden, daß man aus Kanonen und kleinem Gewehr feuern höre; er glaubte ganz treuherzig, die Sachſen griffen Striegau an und blieb alſo unbekümmert. Endlich meldete man ihm, dieſe wären auf der Flucht und alle Felder mit ihnen beſäet. Jetzt zog er ſich eiligſt an und befahl ſeiner Armee vorzurücken. Die Oeſtreicher marſchirten alſo mit abgemeſſenen Schritten in die Ebene, die zwiſchen dem Striegauer Waſſer und dem Ronſtocker Gehölz liegt. — Da es, nachdem die Sachſen geſchlagen worden waren, auf dem rechten Flügel keinen Feind mehr gab, ließ der König eine Viertelſchwenkung machen, um den Oeſtreichern in die linke Seite und in den Rücken zu gehn. Alles wurde auf das Pünktlichſte ausgeführt und ein Regiment that es dem andern an Tapferkeit und Ausdauer, ein Führer dem

andern an Entſchloſſenheit und Heldenmuth zuvor. Die Generale Kiau, Ziethen, Naſſau warfen Alles vor ſich nieder. Vor allen andern Regimentern zeichnete ſich das Dragonerregiment Baireuth aus, geführt von dem Oberſten Otto v. Schwerin. Der General v. Geßler, welcher das zweite Treffen commandirte, ließ die preußiſche Infanterie Platz machen, um mit der Reiterei ſich auf die Oeſtreicher zu ſtürzen. Dies eine Dragonerregiment hieb Alles vor ſich nieder, ſchlug zwanzig Bataillons Oeſtreicher in die Flucht, machte 4000 Gefangene, erbeutete ſechsundſechzig Fahnen und vier Kanonen. „Eine ſo einzige, glorreiche That,“ ſagt der König, „verdient mit goldenen Buchſtaben in die Jahrbücher der preußiſchen Geſchichte eingeſchrieben zu werden.“

Die Oeſtreicher und Sachſen verloren 9000 Todte und Verwundete, über 7000 Gefangene, darunter vier Generale und 200 andere Officiere, 76 Fahnen, 7 Standarten, 8 Paar Pauken, 60 Kanonen. Der Verluſt der Preußen betrug an Todten und Verwundeten 1800 Mann.

Dem Dragonerregimente Baireuth verlieh der König „als ein ewiges Zeichen der Dankbarkeit“ einen „königlichen Gnadenbrief und Diploma für die, in der glorieuſen Bataille bei Friedberg in Schleſien bewieſene heldenmüthige Tapferkeit.“ Als beſondere Auszeichnung erhielt das Regiment auf die Patrontaſchen Grenadierflammen, das Recht, den Grenadiermarſch durch Tambours ſchlagen und den Küraſſiermarſch durch die Trompeter blaſen zu laſſen. „Gegenwärtiges Ehrendiploma,“ heißt es in dieſem von dem Könige unterzeichneten, mit dem großen Wachsſiegel verſehenen Pergamente, „ſoll dieſe höchſt rühmliche und in dem Angeſichte der ganzen feindlichen Armee recht heldenmüthig ausgeführte That des braven Dragonerregi-

ments von Baireuth auf der Wahlſtatt öffentlich verſiegeln und dadurch aus beſonderer königlicher Gnade und thätlichem Erkennen gegen die hohen und niedern Officiere des tapfern baireuthiſchen Regiments dieſes ſo herrliche und unglaubliche Meiſterſtück der erworbenen Kriegserfahrung anjetzo und bei der Nachwelt in beſtändigem Andenken erhalten und außerordentlich verewigen." Dem Regimente wurde durch dies Diplom ein neues Regimentsſiegel verliehen, in welchem der preußiſche Adler von ſechsundſechzig eroberten Fahnen umgeben iſt. Der Oberſt Otto von Schwerin wurde zum Generalmajor befördert. Der General Geßler wurde in den Grafenſtand erhoben und ſein Wappen erhielt folgende Auszeichnungen: zu beiden Seiten des Wappenhelmes zwei Standarten, die eine mit der Zahl 20, die andere mit der Zahl 66; einen kleinen Schild, worauf der tapfere römiſche Ritter Curtius abgebildet iſt, wie er ſich zu Pferde in den offnen Schlund ſtürzt, mit der Umſchrift: „dulce et decorum est pro patria mori" (ſchön iſt es und edel, für das Vaterland zu ſterben). Der Major Chazot, welcher ſich ebenfalls ausgezeichnet hatte, erhielt in ſein Wappen ein Schild, zu beiden Seiten mit Standarten, auf denen die Buchſtaben **H. F.** und die Zahl 66 ſtanden. An die Mutter Chazot's, welche zu Caen in Frankreich lebte, ſchrieb der König: „Schon längſt haben Sie durch die Dienſte, welche Ihr Herr Sohn mir geleiſtet hat, ein Recht auf meine Achtung und Aufmerkſamkeit. Die Mutter eines ſo braven und allgemein geſchätzten Officiers kann von mir nichts anderes, als Beweiſe eines aufrichtigen Wohlwollens erwarten." Der Brief war von einer mit Diamanten beſetzten goldenen Doſe begleitet.

Dem geſammten Heere ertheilte Friedrich in ſeinem Schlachtberichte das Lob, daß nicht ein einziges Corps zum Weichen gebracht worden ſei, und fügt dann jene bedeutungsvollen Worte

hinzu: „Die Welt ruht nicht ſichrer auf den Schultern des Atlas, als Preußen auf einem ſolchen Heere!“ Wir aber ſingen:

Nicht Roß, nicht Reißige
Sichern die ſteile Höh,
Wo Fürſten ſtehn.
Liebe des Volkes kann's,
Liebe des freien Manns
Gründen des Königs Thron
Wie Fels im Meer!

In ſeiner Geſinnung finden wir den König nach der gewonnenen, für ihn ſo glorreichen Schlacht unverändert, beſcheiden, ruhig, das Wohl des Vaterlandes nie vergeſſend. An ſeinen Lehrer und Freund Dühan, der ihm einen Glückwunſch zugeſchickt hatte, ſchrieb er aus dem Feldlager den 14. Juni: „Sie ſind Philoſoph und wünſchen mir Glück zu einer gewonnenen Schlacht! Daran erkenne ich Sie gar nicht. Ich glaubte, Sie ſeufzten blos über die Grauſamkeiten, die meine Feinde mich, an ihnen zu begehen, gezwungen haben. Ich für meinen Theil freue mich, daß ich mein Land von dem ſchrecklichſten Unglück gerettet und den Ruf meiner Truppen wieder hergeſtellt ſehe, welchen meine Feinde bei der Welt zu verdunkeln ſuchten. Uebrigens verſichre ich Sie, daß ich ſehr philoſophiſch denke und daß mir beſtändig das wahre Wohl und Glück meines Volkes am Herzen liegt. So viele Menſchen, die hundert Mal größer ſind als ich, haben größere und vollſtändigere Siege davon getragen, als der am 4. d. M. war. Flüchtiges, nur eine kurze Zeit währendes Glück muß einen denkenden Menſchen nicht ſtolz machen. Die Vorſehung hat die Mehrzahl meiner Freunde auf dieſem gefahrvollen Gange, den ſie

Alle zugleich thaten, erhalten. Dies iſt ein großer Troſt für mich und eben ſo die Nachricht, daß Sie ſich einer vollkommenen Geſundheit erfreuen. Erhalten Sie ſich dieſe, lieber Dühan, und ſein Sie ſo gerecht, mir noch immer die alte Freundſchaft und Zärtlichkeit zuzutrauen, mit welcher ich bin

Ihr

getreuer Freund

Friedrich."

Der „guten Mama Camas" erſtattet Friedrich ebenfalls ſogleich nach der Schlacht einen Bericht. „Wir hatten," ſchreibt er ihr, „diesmal mehr Glück als Verſtand, und wagen es kaum, vor einer ſo reſpectablen Gouvernante, wie Sie, zu erſcheinen. Ich ſage Ihnen vom Grunde meines Herzens Dank für die aufrichtige Theilnahme, die Sie an dem guten Erfolge meiner Waffen nehmen; der ganze Staat ſtand auf dem Spiele, diesmal galt es zu ſiegen oder zu ſterben. Der liebe Gott hat uns ſichtbar in ſeinen Schutz genommen; der Vorſehung und meinen guten und braven Officieren danke ich mein Glück. — — Adieu, meine liebe Mama; noch acht Tage werden wir uns umhertreiben, hernach iſt Hoffnung, daß wir den Verſtand wieder gewinnen. Haben Sie die Güte mich mit einigem Vorrathe davon zu verſorgen, denn Sie und die anderen Leute in Berlin haben davon mehr, als ſie brauchen können. Ich bin u. ſ. w."

Dieſelbe ſcherzhafte Bitte wiederholt er in dem folgenden Briefe vom 27. Juli 1745. „Wenn alle Welt den Verſtand auf dem Rücken trüge, wie Sie ihn, meine liebe Mama, unter Ihrer Friſur tragen, würde man in der Welt nicht ſo viele Thorheiten erleben. — Sie ſagen mir ſo viel Schmeichelhaftes, was ich durchaus nicht verdiene. Ich bitte, ſchicken Sie mir

Ihre Weisheit mit dem erſten Courier, denn ich bedarf derſelben in meiner Lage ſehr. Wir ſehn uns hier beinah wie Blödſinnige an und ich verſichre Sie, Sie würden Mitleiden mit der lächerlichen Figur haben, welche zwei große Armeen einander gegenüber ſpielen. Wir andern Renommiſten und Eiſenfreſſer richten unſere Augen nach Berlin, wie die Juden nach Sion. Was mich insbeſondere betrifft, ſo ſchmeichle ich meiner Einbildungskraft ſehr angenehm, indem ich meinem Geiſte die erfreulichen Bilder meiner Verwandten, Freunde und ſo vieler Perſonen, die mir in Berlin werth ſind, vorüberführe. Jetzt iſt die Zeit, uns für die Vergnügungen des Winters würdig zu machen und uns die zu dem Genuß des Vergnügens ſo nöthige Ruhe zu verſchaffen. Adieu, meine liebe Mama, erhalten Sie uns allen eine Mutter, von welcher Sie wiſſen, wie ſehr wir ſie verehren, und wenn Sie, während Ihre Papageien ſchweigen, die Akademie ruht und Ihre Hunde ſchlafen, ſtricken, dann laſſen Sie Ihren abweſenden Freunden einige Ihrer verlornen Gedanken zukommen."

Für einen Verluſt aber, welchen das Herz des Königs in dieſer Zeit erfuhr, konnte ihn ſelbſt eine gewonnene Schlacht nicht entſchädigen. Am 24. Mai war ſein geliebter Freund Jordan und bald darauf (den 18. Auguſt) der treue Jugendgefährte Kaiſerling geſtorben. Ein ſchönes und rührendes Zeugniß der Treue Jordans iſt deſſen letzter Brief an den König; zugleich lernen wir daraus, daß es Männer von ernſter Geſinnung waren, welche Friedrich zu ſeinen Freunden wählte.

Berlin, den 24. April 1745.

Meine Krankheit vermehrt ſich ſo ſehr, daß ich alle Hoffnung zur Geneſung aufgeben muß. In meiner gegenwärtigen Lage empfinde ich das Bedürfniß einer aufgeklärten und über-

dachten Religion ſehr; ohne ſie ſind wir die beklagenswürdigſten Geſchöpfe in der Welt. Ew. Majeſtät werden mir gütigſt nach meinem Tode das Zeugniß geben, daß, wenn ich den Aberglauben mit Erbitterung beſtritten, ich doch jederzeit die wahre chriſtliche Religion vertheidiget habe, ſo weit ich auch von den Meinungen der Theologen abwich. So wie man die Nothwendigkeit des Muthes nur in Gefahren recht kennen lernt, ſo wird man auch erſt in Leiden mit der tröſtenden Hülfe recht bekannt, welche die Religion uns darbietet. Schon die Heiden wußten daher Vortheil aus ihr zu ziehn und ich mache jetzt dieſelbe Erfahrung. Ew. Majeſtät können mir dies glauben; Sie hatten mich immer in dem Verdacht, daß ich ein Socinianer ſei; allein ich habe Sectennamen von jeher verabſcheut und bin verſichert, daß ein jeder rechtſchaffene Menſch ſeine eigene Religion hat, die ſich nach den Einſichten ſeines Geiſtes richtet und von ſeinen Bedürfniſſen beſtätiget wird. Mag ich nun leben oder ſterben, ſo ſterbe und lebe ich voll Empfindungen der lebhafteſten Dankbarkeit, welche alle die Gnadenbezeugungen verdienen, womit Ew. Majeſtät mich immer zu beehren geruht haben. Ich habe die Ehre u. ſ. w." Dem Könige war es Bedürfniß, ſeinen Schmerz darüber zunächſt in das gefühlvolle Herz einer theilnehmenden Freundin auszuſchütten. Aus dem Lager bei Semonitz vom 30. Auguſt ſchreibt er an Frau von Camas: „Als ich das letzte Mal an Sie ſchrieb war meine Seele ruhig und ich ahnete das Unglück nicht, was mich treffen ſollte. Ich habe binnen drei Monaten zwei meiner treuſten Freunde verloren, Leute, mit denen ich beſtändig zuſammen gelebt, deren geſellige Zartheit, deren Rechtſchaffenheit und Freundſchaft mir oft den Kummer beſiegen, die Krankheit ertragen halfen. Sie wiſſen, daß für ein, von Natur empfängliches Herz, wie das meine, es ſchwer hält, einen ſo tiefen

Schmerz, als ihn dieſer Verluſt mir verurſacht, zu erſticken. Ich werde nach meiner Rückkehr nach Berlin mich in meinem eigenen Vaterlande beinah fremd und, ſo zu ſagen, in meinem Hauſe einſam fühlen. — Sonſt dachte ich mit Vergnügen an meine Rückkehr; jetzt fürchte ich Berlin, Charlottenburg, Potsdam, mit einem Worte alle die Orte, welche mir eine traurige Erinnerung an die Freunde, die ich für immer verloren habe, zurückrufen." Der König bittet in einem folgenden Briefe Frau von Camas, die Sorge für die Erziehung der zurückgelaſſenen Tochter ſeines Freundes Kaiſerling zu übernehmen. „Da Sie," ſchreibt ihr der König, „faſt keine Verwandten mehr haben, ſo hoffe ich, daß Ihr gutes Herz mir einen Wunſch, den ich mit der angelegentlichſten Bitte und als etwas, das mich in meiner Betrübniß wahrhaft tröſten kann, an Sie richte, erfüllen werden." In einem Briefe vom 13. Sept. 1745 kommt er noch einmal darauf zurück. „Glauben Sie nicht," ſchreibt er, „daß die Ueberhäufung mit Geſchäften und mit bedenklichen Angelegenheiten den Geiſt von der Traurigkeit abzuziehen vermag. Ich kann aus Erfahrung verſichern, daß dies ein ſchlechtes Mittel iſt. Heute ſind es gerade vier Wochen, daß meine Thränen und mein Schmerz begann, und ich fühle mich ſeit der erſten Heftigkeit weder minder traurig, noch mehr getröſtet. Doch, warum Sie mit meiner Traurigkeit unterhalten, als ob ich die Abſicht hätte, Sie damit anzuſtecken. Es iſt hinreichend, daß ich meine Noth ſo gut trage, als ich es vermag."

Schon bereitete der König ſich zu einer neuen Schlacht vor, die Vorpoſten waren täglich handgemein, Meldungen kamen, Befehle mußten ertheilt, Anordnungen von größter Entſcheidung getroffen werden und dennoch vergißt Friedrich nicht, in dem Lager bei Staudenz (den 24. Sept.) ſeinem Lehrer Dühan zu ſchreiben:

„Ich bekomme nur alle Stufenjahre Briefe von Ihnen, wenn mir nicht irgend ein außerordentliches Ereigniß einen verſchafft. Bedenken Sie nur, wie unglücklich ich bin, da ich beinahe zu gleicher Zeit meinen guten Jordan und meinen lieben Kaiſerling verloren habe. Sie waren meine Familie und ich glaube jetzt verwittwet und verwaiſt zu ſein und befinde mich in einer Trauer des Herzens, welche finſterer und ernſter iſt, als die in den ſchwarzen Livréen. Sie bilden ſich ein, mein lieber Dühan, ich könne über mich nach Gefallen verfügen; nichts weniger als dies! Erſt das Ende des Feldzuges wird der Entſcheidungspunkt und dieſer iſt mir ſo wichtig, daß ich meine Klugheit und Thätigkeit verdoppeln muß, um nicht einen Fehler zu begehn, der das ganze Werk zerſtören könnte. Späteſtens zu Ende Novembers werde ich in Berlin ſein, aber ganz zu Boden gedrückt von den Sorgen, die ich hier gehabt habe, und ſehr zufrieden, meinem Geiſte, der ſeit achtzehn Monaten in unaufhörlicher Bewegung iſt, Ruhe geben zu können. Ich weiß ſehr gut, wie viel ich mir von den Artigkeiten, die Sie mir ſagen, annehmen darf. Glauben Sie nicht, daß mich dies eitel machen wird. Der Tod allein entſcheidet über den Ruf der Staatsmänner; und da ich wahrſcheinlich nicht Zeuge von dem ſein werde, was man am anderen Morgen, nachdem ich meinen letzten Seufzer ausgehaucht, über mich ſagen wird, ſo begnüge ich mich damit, meine Pflichten nach Kräften zu erfüllen und mich ſehr wenig um das Urtheil des Publikums zu bekümmern, welches in demſelben Augenblicke wechſelt und das lobt, was es eben tadelte. Ihre Befeſtigungen von Berlin erſcheinen mir, mit Ihrer Erlaubniß, ein wenig kindiſch. Wäre ich nicht außer aller Sorge über das Schickſal meiner Hauptſtadt, ſo würden alle Ihre Schanzen mich nicht darüber beruhigen.

Erhalten Sie Ihre Geſundheit und bedenken Sie, daß Sie jetzt beinahe der einzige alte Freund ſind, den ich noch habe. Und wenn Sie ſich nicht in Dinte und Papier zu Grunde richten, ſo ſchreiben Sie mir öfter. Auch bitte ich Sie, einige Aufträge wegen Bücher und dergleichen Sachen, die ich bisweilen brauche, übernehmen zu wollen. Ich glaube, meine Freunde denken ſo wie ich, und deshalb bilde ich mir ein, daß ich ihnen nie zur Laſt falle. Leben Sie wohl, lieber Dühan; behalten Sie einige Freundſchaft für Ihren Zögling und ſein Sie verſichert, daß es ihm gegen Sie nie an Freundſchaft, Achtung und Zärtlichkeit fehlen wird." —

Die Waffen der Franzoſen waren in dieſem Feldzuge ebenfalls glücklich geweſen; bei Fontenay hatte Ludwig XV. den 11. Mai 1745 einen glänzenden Sieg erfochten und den Herrn de la Tour mit der Nachricht davon an den König nach Schleſien geſchickt. Friedrich ſchrieb an Ludwig nach der Schlacht bei Hohenfriedberg: „Ich habe den Wechſel bei Friedberg bezahlt, den Sie bei Fontenay auf mich gezogen hatten. Die Schlacht bei Fontenay und die Einnahme von Tournai ſind für Sie ruhmvolle, für Frankreich vortheilhafte Begebenheiten; allein für Preußens unmittelbaren Vortheil wäre eine am Ufer des Skamander gewonnene Schlacht, oder die Einnahme von Peking Ereigniſſe von gleichem Einfluſſe geweſen."

Durch ein drohendes Manifeſt Friedrichs, das Kurfürſtenthum Sachſen als ein feindliches Land zu behandeln, ſah der Graf Brühl ſich gezwungen, den größten Theil des ſächſiſchen Hülfsheeres aus Schleſien nach dem eigenen Lande zurückzurufen, und die Königin von Ungarn hatte nach dem Verluſte bei Friedberg weniger an die Wiedereroberung Schleſiens als daran gedacht, ihrem Gemahle die deutſche Kaiſerkrone zu verſchaffen. In ganz unregelmäßiger Weiſe wurde das Wahl-

geſchäft zu Frankfurt a. M. eingeleitet und trotz der Proteſtationen des kurbrandenburgiſchen und kurpfälziſchen Geſandten der Großherzog Franz von Toskana, Gemahl der Königin von Ungarn, den 13. Sept. 1745 zum römiſchen Könige und deutſchen Kaiſer erwählt. „Die Königin von Ungarn," erzählt Friedrich, „ergötzte ſich in aller Gemüthsruhe zu Frankfurt an dem Schauſpiele der kaiſerlichen Krone, welche ſie mit ſo großer Mühe auf das Haupt ihres Gemahls geſetzt hatte. Dem Kaiſer überließ ſie das Aeußerliche und behielt die Macht für ſich. Sie war durchaus nicht ungehalten, wenn bemerkt wurde, daß der Großherzog der Schatten dieſer Würde war und ſie die Seele. Dieſe Fürſtin benahm ſich in Frankfurt ungemein übermüthig und behandelte die Reichsfürſten wie Unterthanen. Sie äußerte, „daß ſie lieber ihren Unterrock, als Schleſien verlieren wollte." Ueber den König von Preußen äußerte ſie, daß er einige gute Eigenſchaften beſitze, die jedoch durch Unbeſtändigkeit und Ungerechtigkeit verdunkelt würden. Durch geheime Unterhändler hatte der König in Frankfurt Anträge zum Frieden hinwerfen laſſen; ſie wurden ſämmtlich verworfen. Die Feſtigkeit der Kaiſerin artete zuweilen in Hartnäckigkeit aus; ſie war ganz trunken von der kaiſerlichen Würde, welche ihr Haus wieder erlangt hatte. Einzig und allein mit lachenden Ausſichten in die Zukunft beſchäftigt, glaubte ſie ihrer Würde etwas zu vergeben, wenn ſie auf gleichem Fuße mit einem Fürſten unterhandle, den ſie der Empörung anklagte. Zu dieſem Beweggrunde der Eitelkeit kamen noch andere nachhaltigere. Seit Ferdinand I. gingen die Grundſätze des Hauſes Oeſtreich dahin, Deſpotismus und unbeſchränkte Gewalt in Deutſchland einzuführen. „Einer ſolchen Abſicht," fügt Friedrich hinzu, „war nichts mehr entgegen, als zu dulden, daß ein Kurfürſt zu mächtig werde, daß

ein König von Preußen, ſtark durch Eroberungen vom Nachlaß Karls VI., ſeine Macht gegen den öſtreichiſchen Ehrgeiz richte und gegen Oeſtreich mit zu großem Nachdrucke die Freiheit des deutſchen Reichs vertheidige."

Der König von England hatte auf's Neue Verſuche gemacht, den Frieden zu vermitteln; Friedrich bezeigte ſeine Geneigtheit, allein Oeſtreich und Sachſen waren entgegen. „Man irrt ſich," ſagt Friedrich, „wenn man ſeinen Feind dadurch auf beſſere Geſinnungen zu bringen glaubt, daß man ihn mit den Waffen in der Hand ſchont; nur Siege zwingen ihn zum Frieden."

Die Schlacht bei Sorr,
den 30. Sept. 1745.

Wegen Mangel an Lebensmitteln hatte der König ſich genöthigt geſehen, ſeine Armee in kleineren Abtheilungen auseinander zu legen und den Rückmarſch nach Schleſien anzutreten. Dieſen günſtigen Zeitpunkt, ihn anzugreifen, wollte der Prinz Karl nicht ungenutzt vorüber laſſen; er hatte ein Heer von 40,000 Mann und wußte, daß der König noch nicht einmal die Hälfte ſo ſtark war. „Der König," ſo erzählt er ſelbſt, „hatte für den 30. Sept. den Marſch aus dem Lager bei Staudenz nach Trautenau angeordnet. Des Morgens 4 Uhr, als er die Generale bei ſich hatte, um ihnen die Befehle für den Tag zu dictiren, brachten Officiere die Nachricht, daß einige öſtreichiſche Corps anfingen, ſich der rechten Seite des Lagers gegenüber auszubreiten. Auf dieſe Nachrichten erhielten die Truppen Befehl, augenblicklich zu den Waffen zu greifen und der König begab ſich zu den Feldwachen, um mit eigenen Augen die Umſtände zu unterſuchen und zu überlegen, was zu

thun ſei. Um ſich einen deutlichen Begriff von der Schlacht bei Sorr zu machen, muß man ſich die Gegend, in der ſie geliefert wurde, genau vorſtellen. Das Lager des Königs war auf der einen Seite von tiefen Gründen, auf der anderen von Anhöhen umgeben, die Stellung war gut gedeckt, allein für den Fall eines Rückzuges nach Trautenau würde die preußiſche Armee in den engen Gebirgswegen vernichtet worden ſein. Der König entſchloß ſich daher ohne Bedenken zum Angriffe; denn es war bei weitem ehrenvoller, kämpfend unterzugehen, indem man ſein Leben theuer verkaufte, als auf einem Rückzuge umzukommen, der ſicher in eine ſchimpfliche Flucht ausgeartet wäre.

Die preußiſche Armee war genöthigt, ſich unter dem Feuer von 28 öſtreichiſchen Kanonen in Schlachtordnung zu ſtellen, allein nichts brachte die Preußen aus ihrer Faſſung, kein Soldat zeigte Furcht, keiner wich von ſeinem Platze. Nun erhielt der General Buddenbrock Befehl, mit der Reiterei anzugreifen. Die öſtreichiſche Cavallerie hatte ſich ungeſchickterweiſe auf einem zu engen Raume in drei Treffen aufgeſtellt, ſie wurde geworfen und riß bald auch die Infanterie mit ſich fort. Jetzt rückte die preußiſche Infanterie zum Sturme der erwähnten Batterie von 28 Kanonen vor und nahm ſie; der Generallieutenant v. Bonin und der Oberſt v. Geiſt hatten den meiſten Antheil an dieſer ſchönen Unternehmung. Auf allen Punkten wurden die Oeſtreicher geworfen. Die preußiſche Garde, welche im Mittelpunkte des Treffens ſtand, griff unter Anführung des Prinzen Ferdinand von Braunſchweig eine vom Feinde beſetzte Anhöhe an; ſie ward genommen. Sonderbar war hierbei der Umſtand, daß der in öſtreichiſchen Dienſten ſtehende Prinz Ludwig von Braunſchweig dieſe Anhöhe gegen ſeinen eigenen Bruder, den Prinzen Ferdinand, verthei-

digte. Bald ſah man das ganze Feld mit zerſtreuten Feinden überſäet, Reiterei und Fußvolk, Alles lief durcheinander. Der König ließ die Fliehenden nur bis zu dem Dorfe Sorr verfolgen, nach welchem er dieſe Schlacht benannte; ein dahinter liegender Wald nahm die Flüchtlinge auf. „Es war in der That genug," heißt es in dem Schlachtberichte des Königs, „daß ein Corps von 18,000 Mann ein Heer von mehr als 40,000 in die Flucht geſchlagen hatte. Die Sieger verloren den Prinzen Albrecht von Braunſchweig, den General Blankenſee, die Oberſten Bredow, Blankenburg, Dohna, Ledebur und gegen eintauſend Soldaten, glorreiche Schlachtopfer, welche ihr Leben für das Wohl des Staats hingaben! Die Feinde verloren an Todten, Verwundeten und Gefangenen gegen zehntauſend Mann. In die Hände der Sieger fielen 10 Fahnen, 2 Standarten, 22 Kanonen, 30 Officiere und 2000 Gefangene.

Im Lager von Sorr, welches der König am anderen Tage bezog, ließ er bei der Parole Folgendes bekannt machen:

„Es laſſen Se. Königliche Majeſtät allen Officiers und Soldaten für die beſondere Bravour, Treue und guten Willen danken, ſo dieſelben abermals in dieſer Bataille bei Sorr bewieſen haben. Ihro Königliche Majeſtät werden ſich angelegen ſein laſſen, ihren braven und ehrliebenden Officiers ihre Dankbarkeit in allen Stücken, ſoviel es die Möglichkeit bei aller Gelegenheit erlaubt, an den Tag zu legen und für ihr Avancement und Fortüne zu ſorgen. Sie haben auch das Vertrauen, daß, ſo lange einer von dieſen wohl meritirten Officiers lebt, der Ruhm und die Ehre der preußiſchen Waffen und die Sicherheit des Vaterlandes beſtehen werde." —

Während die ganze Armee des Königs im Gefechte war, fielen der Pandurenoberſt von Trenk und der Huſarengeneral

Nadaſti in das von Truppen verlaſſene preußiſche Lager; anſtatt aber der preußiſchen Armee in den Rücken zu fallen, hielten ſie ſich mit Plünderung und mit Grauſamkeiten, die ſie an den Kranken und den Weibern verübten, auf. „Dergleichen Handlungen," ſagt der König, „empören die Menſchheit und brandmarken diejenigen, welche ſie begehen oder begehen laſſen, mit Schande. Zum Lobe des preußiſchen Soldaten muß man ſagen, daß er tapfer iſt, ohne grauſam zu ſein und daß man oft Beweiſe einer Seelengröße von ihm geſehen hat, welche man bei Leuten von niederer Herkunft nicht vermuthen ſollte."

Sehr empfindlich war dem Könige der Verluſt ſeiner Flöte, ſeiner Feldbibliothek, ſeiner Schreibmappen, ſeiner Chatoulle; „doch, wie kann man," fügt er in ſeinem Berichte hinzu, „an ſolche Kleinigkeiten denken, wenn der Geiſt mit den wichtigſten. entſcheidendſten Gegenſtänden beſchäftigt iſt, vor denen alle andere verſchwinden müſſen, mit dem Ruhme und der Wohlfahrt des Staats."

Der öſtreichiſche Panduran Trenk ſchlägt in ſeiner Lebensbeſchreibung die von ihm gemachte Beute viel zu hoch an, wenn er erzählt, er habe in der Kriegskaſſe des Königs 80,000 Ducaten gefunden und die ganze Beute auf zwei Millionen Thaler ſchätzt. Daß ſie gut aufgeräumt hatten, dürfen wir nicht bezweifeln, da ſie ſogar die Kammerdiener und das Windſpiel des Königs mit zu Gefangenen machten. Friedrich war genöthigt, ſich Kleider, Wäſche, Geld, Bücher u. ſ. w. aus Berlin kommen zu laſſen; er gab hierzu dem dort zurückgebliebenen Geheimkämmerer Fredersdorf die nöthigen Befehle:

„Sorr, den 2. Oct. 1745.

Denke dihr, wie Wihr uns geſchlagen haben, 18 gegen 50. Meine ganze equipage zum Teufel, anemarie iſt thot gehauen,

der Champion mus auch thot ſeind, Eichel, Müler, der Dechifrem und Lesser ſeind noch nicht ausgefunden. Wann das Unglück einmal will, dann fällt es einen alle Mal auf den Hals. Der Köppen mus Mihr 10,000 Thlr. Schicken. Wehrſtu hier geweßen, ich hette nichts verlohren, aber du kennſt den dummen Ritzen, der Sich gar nicht zu helfen weiß und ich hatte ſo viele gefährliche Umbſtände auf den Hals, das ich ohnmöglich daran denken konnte. Nuhn iſt die campagne gewiß vorbei und werde ich Sie endigen können, wann es Mihr gefällt. Sei du nuhr geruhig; Helffe der Himmel weitter. In ſolcher großen Gefahr und Noht bin ich Mein thage nicht geweßen, als den 30 und bin doch heraus gekommen. Gott bewahre Dir. Mache doch Meine Sachen alle in Berlin, wie ich ſie haben will und werde geſund.

Friedrich."

(An Fredersdorf.)

(Im Lager bei Trautenau, den 9. Oct.)

Ich danke dihr vohr aller deiner Mühe, ſchicke nichts mehr, denn d. 20 rücken Wihr in Cantonir-Quartiere, d. 3. Nov. werde in Berlin Seindt. Es hat bei Sohrr Schärfer gegangen als Niemalen und bin ich in der Suppe bis über die ohren geweßen. Siſtu Wohl, mihr thut keine Kugel was. Die Flöte von Quantz habe gekriegt, ſie iſt aber nicht recht guht, ich habe Quantzen eine in Verwahrung gegeben, die iſt beſſer. Gib ſie mir in Berlin, wenn ich hin komme. Hier haben Wihr noch alle Tage Battaille, dießes thut nichts.

Wann alles wirdt zu Grunde gehn
So wirdt es mit Uns am beſten ſtehn.

Rothenburg iſt wieder geſund. Nehme dihr wohl in Acht. Schicke mihr Medeſin. Gott bewahre dihr. Friedrich."

Am Tage nach der Schlacht ſchickte der König einen Trompeter an den Prinzen Karl und bat, einige ſeiner Bedienten gegen andere Gefangene auswechſeln zu dürfen, was ſogleich geſchah. Sein Lieblingswindſpiel, die Biche, hatte der General Nadaſti ſeiner Gemahlin geſchickt. Auf die wiederholte Bitte des Königs erhielt er nach längerer Zeit das Hündchen zurück. Der General Rothenburg brachte es unbemerkt in das Zelt. Mit einem Sprunge war es auf dem Tiſche und legte die Pfötchen auf die Schultern des Königs, der ſo gerührt von dieſer Treue war, daß ihm die Thränen in die Augen traten. —

Um den Verluſt der Bücher bald wieder erſetzt zu ſehen. wendete ſich der König an Dühan, dem er vom 2. Oct. ſchreibt:

„Ich bin rein ausgeplündert. Haben Sie doch die Güte, mir den Boileau, die ſchöne Octavausgabe mit Noten zu kaufen und binden zu laſſen; vielleicht iſt er in Jordan's Bibliothek; ferner: Boſſuet's Einleitung in die allgemeine Weltgeſchichte; Cicero's philoſophiſche Unterſuchungen; die Philippiſchen und Catilinariſchen Reden; Lucian, überſetzt von Ablancourt; die neuſte Ausgabe von Voltaire in fünf kleinen Bänden; die Henriade von 1728 oder 1732 beſonders; den Horaz, überſetzt von Pelegrin, 2 Bände in 8.; Greſſet's Gedichte; die gute und neuſte Ausgabe von Chaulieu in groß 8.; Rouſſeau, die ſchöne Ausgabe in 8. auf feinem Papier; Feuquieres, 8.; die letzten beiden Feldzüge von Türenne, kl. 8.; das Gedicht auf die Schlacht von Fontenay; die lettres persannes, zwei kleine Bände. Machen Sie mir das Vergnügen, mein Lieber, dieſe Bücher für mich aufzutreiben und ſie mir bald zu ſchicken. Ich glaube, Sie werden

Alles in der Bibliothek meines lieben Jordan finden. Leben Sie wohl, lieber Dûhan. Ich bin d. 30. glücklich durchgekommen und das verſchafft mir das Vergnügen, Sie noch einmal der zärtlichen Freundſchaft und Erkenntlichkeit zu verſichern, die ich gegen Sie habe. Friedrich."

(Im Lager zu Trautenau den 10. Oct. 1745.)

„Ich glaube, lieber Dûhan, Sie ſind ein Gegengift gegen die Schlachten; denn im vergangenen Jahre, als Sie bei uns waren, thaten wir, was in unſern Kräften ſtand, um es zu einer zu bringen und doch wollte es uns nicht glücken. Dieſes Jahr ſchien es, als ob die Schlacht von Hohenfriedberg hinreichen würde, allein wir mußten, ohne eben große Luſt dazu zu haben, den Oeſtreichern noch Eins auf's Ohr geben. Ich denke, für diesmal werden ſie genug haben und die Wünſche des Publikums befriedigt ſein. Sie wiſſen, ich bin Philoſoph und könnén wohl glauben, daß ich jetzt eben ſo gemäßigt bin, wie ich es immer war. Vielleicht werden Sie mich etwas verſtändiger finden, als ehemals, weniger ehrgeizig und immer feſt entſchloſſen, meinem alten Lehrer eben ſo im Kriege, wie im Frieden, Ehre zu machen.

Adieu, lieber Freund, ich fürchte ſehr, daß Sie mir nicht mehr ſchreiben und daß ich Städte einnehmen, Schlachten liefern, oder irgend ein Jubeljahr abwarten muß, um Briefe von Ihnen zu erhalten. Ich würde Sie ſehr gern der Faulheit anklagen, wenn meine alte Achtung für Sie mich nicht hinderte, das hartnäckige Stillſchweigen eines Mannes, der nichts zu thun hat, ſo zu nennen. Vergeſſen Sie mich nicht; und daß ich Sie d. 3. Nov. in Berlin finde! Ich bin mit aller nur möglichen Hochachtung Ihr ſehr getreuer Freund

Friedrich."

Trautenau, den 20. Oct. 1745.

„Mein lieber Duhan!

Ihren dienſtwilligen Bemühungen alſo bin ich für mein Vergnügen verbunden! Ihre Bücher ſind in dem ſichern Hafen eingelaufen und ich werde ſie bezahlen, ſobald mir die Rechnungen zugehn. Sagen Sie dem armen Peter (dem Bedienten Jordan's), daß ich für ihn ſorgen werde. — Sie halten ſich über mich auf, daß ich ſo viel leſen will? Ich habe ja nicht beſtändig die Hände voll Arbeit und es findet ſich immer ein Augenblick der Muße, um ein gutes Buch zu leſen. Adieu, mein lieber, alter Freund. Wenn ich nach Berlin komme, rechne ich ſtark darauf, Sie in meinem Zimmer zu finden, um wenigſtens einen von meinen Freunden zu umarmen, den mir der Tod in dieſem Jahre nicht geraubt hat."

(Rohnſtock, den 24. Oct. 1745.)

„Wenn Briefe von Ihnen mit Schlachten zu erkaufen wären, ſo müßte man Ihnen die Antworten mit blutigen Buchſtaben ſchreiben; allein da Sie jetzt mit mir zur Menſchlichkeit zurückkehren, wollen wir Schlachten und Treffen mit angenehmeren Beſchäftigungen vertauſchen.

Ich verſichre Sie, daß mir die Thränen in die Augen kamen, als ich die Bücher meines lieben verſtorbenen Jordan aufſchlug; der Gedanke, daß dieſer Mann, den ich ſo ſehr liebte, nicht mehr iſt, macht mir großen Kummer. Aus dieſem Grunde ſcheue ich mich vor Berlin und es wird mir ſchwer werden, mich von den Annehmlichkeiten zu entwöhnen, welche mir ehemals in dieſer Stadt die Freundſchaft und der Umgang der beiden Männer gab *), welche ich mein ganzes Leben hindurch vermiſſen werde."

---

*) Jordan und Kaiſerling.

Der guten Mama Camas vergißt Friedrich ebenfalls nicht Nachricht zu geben. Er ſchreibt ihr aus dem Lager zu Trautenau den 11. Oct. 1745:

„Meine liebe Mama!

Ich habe nie an dem Antheile gezweifelt, den Sie an Allem, was dem Staate Gutes widerfährt, nehmen, ſo daß ich Sie hätte für gleichgültig an dem Siege vom 30. v. M. halten können.

Mein Ruf iſt in Wahrheit das Geringſte bei einer Gelegenheit, wo es gilt, den Staat zu rächen. Das Einzige, was mir bei dieſem Siege Freude macht, iſt, einiger Maaßen zur Erhaltung ſo vieler braven Leute beigetragen zu haben, welche ohne einen ſchnellen Entſchluß und ein gewagtes Manoeuvre verloren geweſen wären. Dies iſt es, meine liebe Mama, wofür ich Empfindung habe; glauben Sie aber ja nicht, daß ich irgend einen meiner Soldaten nur im Geringſten möchte verwunden laſſen aus Eitelkeit, oder um einen falſchen Ruhm zu gewinnen, worüber ich ganz enttäuſcht worden bin.“

Funfzehntes Capitel.

Friedrich beſucht Berlin den 31. Oct. 1745. — Kehrt zur Armee zurück den 14. Nov. — Die Sachſen und Oeſtreicher wollen auf Berlin los gehen. — Gefecht bei Hennersdorf den 23. Nov. 1745. — Klagen über den Herzog Leopold von Deſſau. — Deſſen Sieg bei Keſſelsdorf den 15. Dec. 1745. — Friedrich in Dresden. — Te Deum und Oper. — Der Dresdner Friede den 25. Dec. 1745. — Triumphirender Einzug des Königs in Berlin. — Der General Grünne auf einem Krebſe. — Friedrich am Sterbebette ſeines Lehrers Dühan.

Nach der Schlacht von Sorr fand es der König für angemeſſen, die gute Jahreszeit noch zu dem Rückmarſche nach Schleſien zu benutzen, da Böhmen für den Winter weder hinlänglichen Unterhalt für die Truppen, noch die nöthige Sicherheit gewährte. Nachdem er dieſe Bewegung glücklich ausgeführt, kehrte er den 28. Oct. nach Berlin zurück. Die Stadt war bei ſeiner Ankunft (den 31.) in voller Bewegung, die Menge strömte dem Thore entgegen und begleitete den Wagen des Königs unter unaufhörlichem Vivatrufen. „Ihro Majeſtät,“ berichtet die Berliner Zeitung, „nahmen ſolches Merkmal der Treue und Liebe gnädigſt auf und ſtiegen noch vor dem Portale des Schloſſes aus Dero Wagen, zogen den Hut ab und bedankten ſich auf die huldreichſte Art.“ Am Abend war die Stadt illuminirt.

Schon glaubten die Feinde, Friedrich habe den Feldzug für dieſes Jahr geendet und entwarfen den Plan, ihn in der Mark, wo möglich in Berlin ſelbſt, zu überfallen; allein er ward zeitig genug davon durch den ſchwediſchen Geſandten in Dresden, v. Wulwenſtierna, unterrichtet. „Wulwenſtierna," ſo erzählt Friedrich, „war gut bekannt in dem Hauſe des Grafen Brühl, er machte Spielpartien mit dieſem Miniſter. Brühl war in ſeiner Gegenwart nicht ſo vorſichtig, als ein Premierminiſter, dem alle Geheimniſſe ſeines Herrn anvertraut ſind, es überhaupt gegen Jedermann ſein ſollte. Wulwenſtierna entdeckte ohne Mühe, daß der Wiener und Dresdner Hof den Plan entworfen hätten, die Armee des Prinzen Karl von Lothringen durch Sachſen gehn zu laſſen, wo die ſächſiſchen Truppen zu ihm ſtoßen und er dann noch während des Winters auf Berlin anrücken ſollte." Dem Könige wurde dieſe Nachricht durch den ſchwediſchen Geſandten am Berliner Hofe, Rudenſköld, an demſelben Tage mitgetheilt, an welchem die in den Schlachten von Friedberg und Sorr erbeuteten Siegeszeichen in der Garniſonkirche aufgehängt wurden. „Da es hier darauf ankam," heißt es in den Schriften Friedrichs, „einen entſcheidenden Entſchluß zu faſſen, ſo glaubte der König, daß er, ohne ſeinem Anſehen etwas zu vergeben, einen Staatsrath zuſammen berufen könne, um die Stimme der Erfahrung zu hören und dem zu folgen, was in der Meinung derer, die er befragte, der Klugheit gemäß wäre. Wer für das Wohl eines Volkes zu ſorgen hat, darf nichts verabſäumen, was zu dem Beſten deſſelben gereichen kann."

Der Fürſt von Anhalt ſowohl, als der Miniſter v. Podewils widerriethen dem Könige jede feindliche Unternehmung auf Sachſen, jedoch aus ſehr untergeordneten Bedenklichkeiten, wes-

halb der König bei ſeinem Entſchluſſe beharrte. Auf eine abmahnende Note des ruſſiſchen Hofes aber ließ er der Kaiſerin Eliſabeth antworten: „Se. Majeſtät habe die Abſicht, mit allen ſeinen Nachbarn in Frieden zu leben; wenn aber Jemand gegen ſeine Staaten verderbliche Pläne ausbrüte, ſo ſolle ihn keine Macht in Europa hindern, ſich zu vertheidigen und ſeine Feinde zu Schanden zu machen."

Die Anſtalten der Feinde waren diesmal ſehr ernſtlich gemeint; der öſtreichiſche Feldmarſchall-Lieutenant, Graf Grünne, führte ein Corps von 10,000 Mann vom Rheine nach Sachſen und der Prinz Karl von Lothringen ein anderes von 40,000 Mann nach der Oberlauſitz, wo 12,000 Sachſen zu ihm ſtießen. Eine zweite ſächſiſche Armee ſtand bei Dresden und Berlin war weder durch ein Heer, noch durch eine Feſtung gedeckt.

Der König verließ ſeine Hauptſtadt den 14. Nov. und traf den 16. in Liegnitz ein. Die ſchleſiſche Armee erhielt ſogleich Befehl zum Aufbruche, jedoch wußte der König ſeine Bewegungen den Feinden ſo geſchickt zu verbergen, daß er die ſächſiſchen Truppen am 23. Nov. 1745 bei Großhennersdorf in der Lauſitz überfiel und ſchlug, ohne daß der Prinz Karl ſie unterſtützen konnte.

Das Gefecht bei Katholiſch-Hennersdorf, den 23. Nov. 1745.

Der König befand ſich am 23. Nov. des Morgens an der Spitze ſeiner Infanteriekolonne; ein dichter Nebel verhüllte ſeinen Marſch. Zum Wegweiſer hatte er einen Müllerburſchen, der verſichert hatte, ihn auf dem nächſten Wege nach Hennersdorf zu führen. Beinahe wäre dieſer Marſch unglücklich abgelaufen; der Burſche führte die Colonne über eine Wieſe,

die im Sommer feſt und trocken, im Herbſte aber ſumpſig war, ſo daß die Soldaten ſich nur mit Mühe durcharbeiteten. Jetzt brachten die vorausgeſchickten Zietenſchen Huſaren die Nachricht, daß Hennersdorf von 2 Bataillons und 6 Schwadronen Sachſen beſetzt ſei. Dieſe hatten ſich durch jene moraſtige Wieſe, die man für ganz unwegſam hielt, ſicher machen laſſen und auf dieſer Seite keine Wachen ausgeſtellt; dies gab Gelegenheit, ſie zu überfallen. Das Gefecht währte nur zwei Stunden; die Generale Zieten und Wunſch machten mit den Huſaren den erſten Angriff; Polenz fiel den Sachſen mit drei Grenadierbataillons in den Rücken, Rochow griff ſie von vorn und Winterfeld mit den Cüraſſieren in der Seite an. Die ſächſiſchen Regimenter Gotha, Dalwitz und O'Byrn wurden zuſammengehauen und ihre ſämmtlichen Officiere zu Gefangenen gemacht. Der König ſchreibt an einen ſeiner Staatsminiſter (wahrſcheinlich an den Grafen Podewils) nach Berlin aus Hermsdorf in der Lauſitz den 27. Nov. Folgendes (franzöſiſch): „Wir haben in dieſer Action 1050 Mann gefangen genommen, auch 31 Officiere, unter denen der Oberſt O'Byrn, die Generale Dalwitz und Buchner ſich befinden. Wir haben auch vier Kanonen, drei Fahnen, zwei Standarten und zwei Paar ſilberne Pauken, desgleichen die Feldapotheke, die Munitionswagen u. ſ. w. erbeutet, ſo daß dies Corps ganz vernichtet iſt. Der Prinz Karl von Lothringen iſt nach Böhmen zurückgegangen. Aus allen dieſen Umſtänden können Sie leicht ſehen, daß bei fernerem Schutze des Allerhöchſten Sie von dem Feinde nichts mehr zu fürchten haben, ſo daß Sie in dieſer Hinſicht nicht allein den Einwohnern von Berlin, ſondern auch noch allen meinen treuen Unterthanen wiederholt dieſe Verſicherung geben können. Ich zweifle nicht im Geringſten, daß der Allmächtige, welcher die Gerechtigkeit meiner Sache kennt, fortfah-

ren wird, meine Waffen zum Schutze meiner Staaten und meiner Unterthanen zu ſegnen. Sein Sie ganz ruhig und haben Sie keine Angſt. Hier iſt, Gott ſei Dank! Alles in Ordnung.

Außer den Gefangenen, die ich bereits erwähnt, haben wir heute noch 200 Mann von der ſächſiſchen Garde und in Görlitz die Equipage des Prinzen von Sachſen-Gotha, 28,000 Tonnen Mehl, 100,000 Centner Heu und das ganze Magazin genommen.“

Eine kürzere deutſch geſchriebene Meldung von des Königs Hand erhielt ſein getreuer Fredersdorf:

(Görlitz, den 25. Nov.)

„Wihr haben den Feind ohne den Degen zu ziehn aus der Gantzen Lauſitz gegaget und Morgen Mus der Pr. Carel nach Böhmen, 1800 Gefangene nebſt Pauken, Standarten und Canons nebſt einige 40 Officiers haben Wihr dahrbei gekriegt. Pakke nicht mehr ein, Gottlob! dießes Mal iſt es uns gelungen. Ich gedenke d. 2. 3. od. 4. Dec. in Berlin zu ſeindt, wihr haben nicht 100 Todten und Bleſirten, ſonſt ſtehet Alles hier ſehr guht. Schreibe es Meyringen, daß er es Wiße und ſei nuhr dißmal guter Ding. Morgen Folgen Wihr die Flüchtigen auf Zitau und damit ſo hat es hier ein Ende. Gott bewahre Dihr. Friedrich.“

Die heitren Schlachtberichte an Freund Jordan haben nun aufgehört; allein auch zu ernſterer Unterhaltung fehlte dem Könige das Gemüth nicht. Sein alter, wahrhaft frommer Lehrer Dühan ſchreibt ihm aus Berlin vom 22. Nov.: „Da Ew. Majeſtät im Begriffe ſind, eine Schlacht zu liefern, ſo muß ich Ihnen geſtehen, daß mein Geiſt nicht ruhig genug iſt, um

Ihnen, wie Sie mir befohlen haben, philoſophiſch zu ſchreiben. Meine ganze Philoſophie beſteht gegenwärtig darin, Gott zu bitten, daß er Ew. Majeſtät geleite, daß er Sie vor jedem Unglück bewahre und Ihnen über Ihre Feinde ſolche Vortheile gebe, daß dieſe Sie um Frieden bitten müſſen. Ich bin überzeugt, Sire, daß Ew. Majeſtät von ganzer Seele den Beiſtand Ihres Schöpfers anflehen, daß Sie ihn bitten, Ihnen die Irrthümer, in die Sie etwa gefallen ſein könnten, zu vergeben und daß Sie, in dem feſten Entſchluſſe ihm getreu zu bleiben, Ihre Befehle mit gewohnter Unerſchrockenheit geben und Alles vom Segen des Himmels erwarten werden. Verzeihen Sie, Sire, die Kürze meines Briefes; ich werde Ihnen als Philoſoph ſchreiben, wenn Sie Sieger ſein werden; gegenwärtig kann ich nur als Chriſt ſchreiben, indem ich die Ehre habe, mit tiefſter Ehrfurcht mich zu nennen u. ſ. w.

Der König antwortet dem, von ihm hochgeachteten, Freunde ſchon am 28. Nov. aus Oſtriz:

„Mein lieber Dühan!

Gott ſei Dank, ich erhielt Ihren Brief ſogleich nach Beendigung meiner Expedition und nachdem ich den Prinzen Karl vollſtändig aus der Lauſitz hinausgejagt und ihm drei Magazine weggenommen hatte. Ich unterhalte Sie nicht von den Kriegsbegebenheiten, denn ich glaube, meine Expedition iſt gegenwärtig bekannt genug, ſo daß Sie die Einzelheiten davon kennen. Philoſophiren Sie nun nach Ihrem Gefallen und beſorgen Sie nichts, denn unſere Sachen ſtehn, Gottlob! gut. Ich ſchmeichle mir, mein Vaterland von dem ſchrecklichſten aller Unglücksfälle gerettet und die vielen braven Unterthanen, die ich habe, gegen das Schwert und das Feuer der Furien, die bereit waren, mich und den Staat zu vernichten, beſchützt zu haben.

Erhalte ich gute Nachrichten von dem Fürſten von Anhalt, ſo bin ich bald bei Ihnen in Berlin, wo wir ganz ungeſtört ohne die tödtliche Unruhe, in welcher ich mich bis jetzt befunden habe, philoſophiren. Adieu, lieber Freund, vergeſſen Sie mich nicht und lieben Sie mich ein wenig. Friedrich."

Durch den Rückzug des Prinzen Karl nach Böhmen ſah der General Grünne ſich genöthigt, ſeinen Marſch auf Berlin aufzugeben, zumal da der Fürſt von Anhalt, welcher bei Halle ſtand, ihm leicht hätte in den Rücken gehen können. Dieſem gab der König von dem Abzuge des Prinzen Karl eiligſt Nachricht und ſchrieb ihm: „ich habe meinen Schlag in der Lauſitz ausgeführt, führen Sie den Ihrigen bei Leipzig aus und ich rechne darauf, Sie in Dresden wiederzuſehn." Der alte Deſſauer war unwillig, noch bei ſpäter Jahreszeit gegen alle Kriegsregeln aufbrechen zu müſſen, indeſſen beſetzte er am 29. Nov. Leipzig und rückte langſam gegen Meißen vor, wohin der König ein Corps unter dem General Lehwald geſchickt hatte. Der König war über die Schwerfälligkeit des Fürſten Leopold ſehr ungehalten. Den 9. Nov. erhielt Friedrich, der ſich bereits auf dem Marſche von Görlitz auf Bautzen befand, Nachricht von dem Fürſten aus Torgau. Er ſchob die Schuld ſeines langſamen Zuges auf die Schwierigkeit, Lebensmittel und Wagen herbei zu ſchaffen. „Dies war," bemerkt Friedrich, „nur ein Vorwand, ſeine Saumſeligkeit zu entſchuldigen; er hatte neun Tage zu neun Meilen gebraucht. Sein Betragen war um ſo weniger zu rechtfertigen, da ſich zu Halle ein Magazin zu ſeinem Gebrauche befand, da er zu Leipzig den Feinden eines weggenommen, da kein Feind vor ihm ſtand und er mithin Herr der Fourage, der Pferde und der Lieferungen vom Lande war. Nur ſein Geiſt des Widerſpruchs und ſein Alter verurſachten dieſe Langſamkeit. Es wäre ihm gar nicht unlieb

geweſen, wenn man den Zug nach der Lauſitz für einen zwar gelungenen, aber doch unbeſonnenen Streich eines jungen Mannes angeſehen hätte. Er nahm überall die Miene der Bedachtſamkeit und Weisheit an, die nebſt ſeiner vieljährigen Erfahrung gegen das Feuer, welches der König in allen ſeinen Unternehmungen äußerte, gar ſehr abſtechen ſollte. Der Fürſt von Anhalt erhielt indeſſen über ſeine Langſamkeit keine Lobſprüche. Der König ſchrieb ihm, ſie ſei dem Wohle ſeines Dienſtes ſehr nachtheilig, weil die Oeſtreicher dadurch Zeit erhalten hätten, ſich mit den Sachſen zu vereinigen und die Brücke bei Meißen zu zerſtören. Zugleich ſchärfte er ihm ein, ſich ſo ſchnell, als er nur immer könne, Dresden zu nähern; der Fürſt verſprach den 12. Nov. in Meißen zu ſein."

Er hielt Wort und vereinigte ſich den 13. Dec. mit dem General Lehwald bei Meißen, wo ſie jedoch die Brücke weder zerſtört noch vertheidigt fanden. Der König traf den 14. Dec. ebenfalls mit ſeiner Armee bei Meißen ein; der Prinz von Lothringen war ihm auf dem Fuße gefolgt und traf am 13. in der Umgegend von Dresden ein, blieb jedoch mit ſeinen Truppen auf dem linken Elbufer in weit auseinander gelegenen Quartieren, während die ſächſiſche Armee unter Rutowsky, bei welcher ſich ein Corps Oeſtreicher unter Grünne befand, auf dem rechten Elbufer bei Tharandt, Wilsdruff und Keſſelsdorf ſtand.

Die Schlacht bei Keſſelsdorf
den 15. Dec. 1745.

Friedrich hatte ſeit dem 28. Nov. Auguſt III. durch den franzöſiſchen Geſandten Villiers in Dresden Friedensanerbietungen machen laſſen. Von dieſem erhielt der König bei ſeiner Ankunft in Meißen einen Brief, worin er ihm meldete: „Des

Königs von Polen äußerſt zerrüttete Umſtände und die Noth, in die er ſich verſetzt ſehe, hätten ihn endlich beſtimmt, die Hand zu einem Vergleiche zu bieten." „Kaum hatte der König," ſo erzählt er ſelbſt, „dieſen Brief zu Ende geleſen, als man ihm die Nachricht brachte, daß an der Seite nach Dresden hin der ganze Horizont in Feuer zu ſtehen ſcheine und daß man eine fürchterliche Kanonade höre. Der König ahnete wohl, daß der Fürſt von Anhalt dem Feinde eine Schlacht liefere. Sogleich gab er der Reiterei Befehl, aufzuſitzen, der Infanterie, in das Gewehr zu treten. Er traf alle Anordnungen, um im Falle eines Unglücks vorbereitet zu ſein. Der Fürſt von Anhalt ſparte ihm dieſe Mühe; am Abend traf ein Officier von deſſen Armee ein und berichtete dem Könige von der glorreichen Schlacht, in welcher der Fürſt die vereinigte ſächſiſch-öſtreichiſche Armee vollſtändig geſchlagen hatte."

Der Fürſt von Anhalt war den 15. Dec. früh Morgens aus ſeinem Lager aufgebrochen und hatte über Wilsdruff den geraden Weg auf Dresden genommen. Er fand die ſächſiſche Armee in und bei Keſſelsdorf in Schlachtordnung, durch eine Batterie von 24 Stück Geſchütz in der Fronte, an den Seiten durch unerſteigliche Felſen, tiefe Abgründe und Hohlwege gedeckt. Drei Grenadierbataillons, geführt von dem Generale v. Herzberg, unterſtützt von dem Regimente des Fürſten von Anhalt und dem Dragonerregimente von Bonin machten den erſten Angriff. Sie wurden von den Batterien mit heftigem Feuer empfangen und da ihr tapferer Anführer, der General v. Herzberg, fiel, wichen ſie zurück. Ein zweiter Angriff mißlang ebenfalls; General Rutowski führte nun ſein Regiment auf das freie Feld, um die Preußen zu verfolgen. Hierdurch hinderte er ſeine Batterien am Feuern, das Dragoner-

C. Preisel & C. Geyer sc.

Leopold I Fürſt v. Anhalt-Dessau.

regiment Bonin und der Oberſt Lüderitz trieben ihn zurück in das Dorf, welches nun von dem pommerſchen Infanterieregimente Jeetz im Sturme genommen wurde. Zwanzig Kanonen, vier Mörſer, eine Fahne und ein Paar Pauken wurden von dem braven pommerſchen Regimente genommen. General Lehwald krönte dieſen Sieg dadurch, daß er alle Truppen, welche das Dorf vertheidigt hatten, zwang, das Gewehr zu ſtrecken. Jetzt drang auch der linke Flügel der Preußen vor. „Daß Felſen erklettert werden mußten, daß Schnee den Boden ſchlüpfrig machte, die Schwierigkeit, einen Feind anzugreifen und zu beſiegen, welcher für ſeinen väterlichen Heerd kämpfte, dies Alles hielt die Sieger nicht zurück und wich ihrem Muthe. Die Sachſen und die Oeſtreicher wurden aus allen ihren Stellungen vertrieben."

Der Fürſt von Anhalt feierte durch dieſen Sieg ſein funfzigjähriges Dienſtjubiläum auf eine glänzende Weiſe; Friedrich erkannte diesmal das Verdienſt des erfahrnen und unternehmenden Feldherrn an und ertheilte ihm das aufrichtigſte Lob. „Der glückliche Erfolg jener Unternehmung," ſchreibt Friedrich, „machte, daß man die Langſamkeit vergaß, mit welcher der Fürſt von Anhalt im Anfange vorſätzlich zu Werke gegangen war; der große Tag von Keſſelsdorf hatte einen ſchönen Schleier über dieſen Fehler geworfen. Der König ſagte dem Fürſten viel Schmeichelhaftes über den Ruhm, den er ſich erfochten hatte, und vergaß nichts, was ſeiner Eigenliebe angenehm ſein konnte." Später ließ der König einen genauen Plan des Schlachtfeldes aufnehmen und beſchenkte den Fürſten damit; als Schildhalter des Titels aber hatte er, als ſcherzhafte Anſpielung, einen großen ſchnurrbärtigen Kater darauf malen laſſen, denn der Fürſt wurde von ſeinen Soldaten der alte

Brummkater, der Schwerenöther, der alte Schnurrbart genannt. Sein Gebet vor der Schlacht von Keſſelsdorf lautete: „lieber Gott, ſteh mir heute gnädig bei, oder wenn Du nicht willſt, ſo hilf wenigſtens meinen Feinden nicht, dann will ich ſchon allein mit ihnen fertig werden und Du kannſt zuſehn, wie es kommt. Amen!"

Die Sachſen und Oeſtreicher verloren 3000 Todte, 6500 Gefangene, 5 Fahnen, 3 Standarten, 1 Paar Pauken und 48 Kanonen. Die Preußen hatten an Todten 1600 Gemeine, 41 Officiere und doppelt ſo viel Verwundete. Der König ertheilte ſämmtlichen Officieren des braven pommerſchen Infanterieregiments v. Jeetz den Orden pour le mérite und dem Regimente ein Ehrenſiegel mit der Inſchrift: Keſſelsdorf, den 15. Nov. 1745.

Auf ſeinem winterlichen Eilmarſche aus der Lauſitz nach Meißen gewann Friedrich dennoch ſo viel Gemüthsruhe, um philoſophiſche Briefe an ſeinen Freund Dühan und wirthſchaftlich-humoriſtiſche an ſeinen Kämmerer zu ſchreiben.

Bautzen, den 7. Dec. 1745.

Mein lieber Dühan!

Sie ſind ſo lakoniſch in Ihrer Moral, daß Sie nur Sprüche geben, über welche wir Unwiſſenden unſere Auslegungen machen können. Ruhm und Ruf gleichen den glücklichen Winden, welche zuweilen die Schiffer begünſtigen, aber nicht beſtändig ſind. Die ruhmbegierigen Menſchen erinnern mich an jene Holländer, welche ungeheure Summen darauf verwendeten, Blumen zu haben, deren vorübergehende Schönheit zu-

weilen beim Untergange derſelben Sonne verſchwindet, welche ſie am Morgen hervorrief. Unter den Leuten von Verdienſt ſind ohne Widerrede diejenigen die vorzüglichſten, welche das Gute um des Guten willen thun, Tugend und Gerechtigkeit aus Neigung lieben und deren Handlungen am conſequenteſten ſind; einen untergeordneten Rang nehmen diejenigen ein, welche große Thaten aus Eitelkeit thun. Ihre Tugend iſt weniger zuverläſſig, als die der erſteren; allein, ſo unlauter auch die Quelle ihrer Handlungen ſein mag, ſo kann man ihnen, wenn das öffentliche Wohl dadurch gefördert wird, eine Stelle unter den großen Männern zugeſtehn. Cato gehörte zu der erſten, Cicero zu der zweiten Ordnung; man ſieht aber auch, daß die Seele des Stoikers weit über die des Akademikers hervorragt.

Doch ich ſehe nicht ein, wozu ich Ihnen eine lange moraliſche Predigt halte, Ihnen, zu dem ich nur von der Achtung ſprechen ſollte, welche mir Ihre, ſich immer gleiche und immer ſichre Tugend einflößt. Ich hoffe, Sie bald ſelbſt hiervon verſichern zu können, ſobald mir der Himmel vergönnt, den Gräueln des Krieges hier ein Ende zu machen, im Schooße meines Vaterlandes und meiner Familie mich des ſüßen Umganges mit meinen Freunden zu erfreuen und den Wiſſenſchaften die Augenblicke, welche ich dem Staate nicht ſchuldig bin, zu widmen.

Adieu, lieber Dühan, ſein Sie verſichert, daß ich Sie von ganzer Seele liebe.

Friedrich.

An Fredersdorf.

Auf dem Marſche nach Meißen, den 12. Dec. 1745.

Nuhn gehet es auf Meissen und der Porcellan-Fabrique los, wie Du es Sageſt und kömmt von beiden Seiten das Unglücke unſern Feinden auf den Hals, der Friede wirt Ihnen angebohten und Wil mihr es nicht gelingen, So iſt meine Sehle an allen übel unſchuldig, ich tue das wenigſte Bößes hier, was ich kann, aber eine feindliche Armee im Lande iſt ein groß Unglück und Ein ſchaden dahr Gott einen jeden dahrvohr Bewahre dehr es abwenden kan. Meine Geſundheit iſt durch etwas Ruhe wieder in Ordnung gekomm, aber der Schlaff und appetit fehlet mihr und bin ich wie die Schwangeren Weiber, die unordentliche Lüſte haben, aber es will doch nicht recht fort.

Ich kann den Tag noch nicht beſtimmen von meiner Rückkunft, indeſſen werde ich mit Ehren die Berlihner Thüren wieder ſehen und bringe entweder den Frieden, oder den föligen Untergang Meiner Feinde mit. Mache man zu fihlen guhten Sachen Anſtalt, 8 tage Spähter verſchlagen bei ſo Wichtigen Gelegenheiten nichts. Das aber nehme mihr vor, dießen Winter mihr auf alle Weiße, wie du wohl weiſt, mihr Was zu gute zu thun. Ich weiß nicht, wohr mihr der Stern noch herum promeniren Wirdt, indeſſen Mache was ich kann und laße die Sachen gehn in So weit ich Sie nicht Endern kan. Hier iſt Alles beſſer Preussisch als Säkſiſch. Gott bewahre Dihr.

Friedrich.

An denſelben.

Eine Meile von Dresden, d. 16. Dec. 1745.

Du wirſt wißen Was Hier passiret iſt. Wihr haben (in der Schlacht bei Keſſelsdorf, den 15. Dec.) viel leute verlohren, aber die Säkſiſche Armee iſt faſt gäntzlich zu Grunde gerichtet. Morgen kommen Wihr an Dresden. Meine heutigen Nachrichten Seindt: Pr. Carel und die Sakſen Zihen ſich nacher Böhmen; ich gedenke d. 20. in Berlin zu Seindt und Nach großen Beſchwerden was Ruhe zu genießen.

Laße du man alles dorten Machen ſo guht du kannſt, ich gedenke ſo viel Geldt und Porzellan mit zu bringen, das ich darvor Meine bagage erſetze.

Sakſen zwiſchen Dresden und Meiſſen iſt völlig Ruiniret, das übrige nicht, Hier iſt Vieh und Getreide Wek und die armée Mus noch wieder zurücke Marſchiren. Mihr jamern die tohten und bleßirten Unentlich, aber doch iſt beßer bei Dresden als bei Berlin. Der Friede ſieht wieder weitläuftig aus, Gott weiß, was es werden wird. Simſon ſein Schreiben iſt guht und Sal er man die Pferde bringen. Gott bewahre Dihr.

Friedrich.

Die Oeſtreicher und Sakſen Seindt nach Böhmen und Wihr Morgen in Dresden.

Zu ſeiner großen Ueberraſchung erfuhr Friedrich von den, aus Neugierde nach dem Schlachtfelde von Keſſelsdorf ſtrömenden, Dresdner Bürgern, daß die Stadtthore nicht geſchloſſen

ſeien, an keine Vertheidigung gedacht werde, die vereinigte Armee der Oeſtreicher und Sachſen nebſt dem Könige und ſeinen Miniſtern nach Böhmen entflohen ſei, die königlichen Prinzen aber in der Eile vergeſſen worden wären. Zur Vertheidigung der Stadt waren 6000 Mann Landmiliz zurückgelaſſen worden, welche hierzu nicht die geringſte Neigung verſpürten.

Der König beſetzte den 17. Dec. die Wilsdrufer Vorſtadt. Der Commandant ward aufgefordert, die Feſtung zu übergeben. Er erklärte, Dresden ſei kein befeſtigter Ort und brauche daher nicht übergeben zu werden. Die zurückgebliebenen geheimen Räthe überſandten dem Könige einen Aufſatz, welcher ſtatt einer Capitulation dienen ſollte. Der König ſetzte nun die Bedingungen der Uebergabe nach ſeinem Belieben feſt und hielt am 18. Dec. ſeinen Einzug. Sein erſter Gang war nach dem königlichen Schloſſe, um die zurückgelaſſenen Prinzen zu beruhigen; er ließ ihnen alle die ihnen gebührenden Ehrenbezeugungen erweiſen; ſogar die preußiſche Schloßwache wurde unter ihren Befehl geſtellt. Man hatte in der Stadt das Gerücht verbreitet, der Fürſt von Anhalt habe ſich von dem Könige ausgebeten, die wehrloſe Stadt mit Sturm zu nehmen und zu plündern. „Nie,“ ſagt Friedrich, „würde es der Fürſt von Anhalt gewagt haben, dem Könige einen ſo unmenſchlichen Vorſchlag zu thun; auch können dergleichen Verſprechungen nur wilden Truppen ohne Mannszucht gemacht werden, nicht aber den Preußen, welche nur allein für die Ehre und den Ruhm kämpfen. Die Quelle ihres Glücks iſt allein die Ehrliebe ihrer Officiere und der Gehorſam der Soldaten.“

Der König wußte ſich bald das allgemeine Vertrauen der Bewohner von Dresden zu gewinnen. In allen Kirchen wurde ein Te Deum unter dreimaliger Abfeuerung der Geſchütze von

den Stadtwällen geſungen und am Abend die Oper Arminius aufgeführt. „Dieſe Kleinigkeiten,“ ſagt der König in der Geſchichte ſeiner Zeit, „werden hier nur wegen der damit verbundenen Anecdoten erwähnt. Alles, ſelbſt die Oper, ward in den Händen des Grafen Brühl ein Mittel, den Geiſt ſeines Herrn zu beherrſchen. Als Graf Sulkowski in Ungnade fiel und der König ihm angebliche Verbrechen verzieh, ließ Brühl la Clemenza di Tito (die Huld des Titus) vorſtellen. Während dieſes letzten Krieges ward Arminius aufgeführt; dies ſollte eine Anſpielung darauf ſein, daß Auguſt III. der Königin von Ungarn als der Retter der deutſchen Freiheit Beiſtand gegen die Franzoſen und Preußen leiſtete. Das ſchmeichelhafte Lob der italieniſchen Dichtkunſt, das, durch die Reize der Muſik erhöht, von den geſchmeidigen Kehlen der Soprane ihm vorgeſungen wurde, überzeugte den König von Polen, er ſei ein Beiſpiel für die Fürſten und ein Muſter der Menſchheit.“ Als diesmal die Oper Arminius zur Begrüßung des Königs von Preußen aufgeführt wurde, kam der Director wegen einiger Anſpielungen in große Verlegenheit. Die Sänger ließen ein Chor aus, welches ſie in Gegenwart der Preußen nicht zu ſingen wagten, weil es auf das, was ſo eben in Sachſen geſchehen war, mit Recht angewendet werden konnte. Friedrich, der Muth genug beſaß, um die Anſpielung eines Operntextes nicht zu fürchten, befahl die bedenklichen Verſe nicht auszulaſſen und hat ihnen ſogar eine unverdiente Unſterblichkeit in ſeinen Werken verliehen; ſie hießen:

Willſt du in deinem Stolz allein
Die höchſte Tugend ſchaun,
Dann hoffe nicht den eignen Thron
Auf Andrer Sturz zu baun.

Während man in Dresden Te Deum und Opern ſang, trafen aus Prag Vollmachten für die ſächſiſchen Miniſter ein, den Frieden abzuſchließen und die Königin von Ungarn ſendete in gleicher Abſicht den Grafen Harrach nach Dresden; der Bevollmächtigte Englands nahm ebenfalls Antheil an den Unterhandlungen, der Friede wurde den 25. Dec. unterzeichnet.

Der Dresdner Friede,
den 25. Dec. 1745.

Der Dresdner Friede war eine Erneuerung und Beſtätigung des Breslauer (Berliner) Friedens; der König von Polen als Kurfürſt von Sachſen ſchloß noch einen beſonderen Vertrag mit dem Könige von Preußen, in welchem er verſprach, den Feinden des Königs niemals und unter keinerlei Vorwand den Durchmarſch durch ſein Land zu geſtatten; er verbürgte die Bezahlung von einer Million Thlr. Kriegsſteuer, welche dem Kurfürſtenthume aufgelegt worden war, wogegen Friedrich keine Contributionen mehr auszuſchreiben und ſeine Truppen ohne Verzug aus Sachſen zurückzuziehen verſprach. Auffallend erſcheint es, daß über Auswechſelung der Gefangenen nichts beſtimmt wurde. Der König hatte ſämmtliche Gefangene, ſogar die ſechstauſend Mann Landmiliz, welche Dresden vertheidigen ſollten, unter ſeine Regimenter geſteckt, ſo daß er ſeinen Verluſt in dieſem Kriege an Mannſchaft nur auf 7000 Mann anſchlägt. In dem mit der Königin von Ungarn abgeſchloſſenen Frieden verbürgt Oeſtreich dem Könige von Preußen alle ſeine Staaten, Schleſien ausdrücklich mit eingeſchloſſen, wogegen Friedrich dem Hauſe Oeſtreich alle ſeine deutſchen Beſitzungen zuſichert und Franz I. als Kaiſer und Reichsoberhaupt in Deutſchland anerkennt. Sachſen, Braunſchweig, Kaſſel und Pfalz wurden in dieſen Frieden eingeſchloſſen.

Am 26. Dec. wurde der Friede in Dresden feierlich ausgerufen und der König wohnte der Friedenspredigt in der evangeliſchen Kreuzkirche bei. Am 27. Dec. verließ er Dresden und kehrte über Wuſterhauſen nach Berlin zurück, wo er den 29. des Nachmittags 2 Uhr eintraf. Die berittene Kaufmannſchaft war dem Könige bis zur Britzer Haide entgegengeritten und empfing ihn mit dem Zurufe: „Vivat Friedrich der Große!"

Die ganze Bevölkerung der Stadt war dem Könige vor das Cottbuſſer Thor und noch weiter entgegengezogen, die Menge umringte ſeinen offnen Wagen und bedeckte ihn mit Lorbeerkränzen. Der König fuhr durch die Roßſtraße und die breite Straße nach dem Schloſſe. Bei ihm in dem Wagen ſaßen ſeine Brüder, die Prinzen Heinrich und Wilhelm. Vor dem Schloßportale ſtieg er aus, wendete ſich gegen die Menge und dankte mit abgezogenem Hute den Damen, die aus den Fenſtern des Schloßplatzes mit ihren Tüchern ihn begrüßten.

Am Abend war die Stadt prächtig erleuchtet; die Berliner hatten hierbei ihrem Witze freien Lauf gelaſſen und zwar am meiſten über ſich ſelbſt. So war auf einem Transparent die Flucht der Berliner bei Annäherung der Oeſtreicher vorgeſtellt. Ein Haſe lief vorauf, ihm folgten eine Menge Kutſchen und Bagagewagen im Galopp mit der Unterſchrift: „Zur Geſellſchaft!" Auf einem anderen Bilde war der General Grünne mit ſeinem Generalſtabe zu ſehen, wie er auf Krebſen reitend Berlin einnehmen will; darunter die Verſe:

General Grünn'
Möcht' gern nach Berlin.
Willſt du aber vorwärts ſchreiten,
Mußt du nicht auf Krebſen reiten!

Der König entfernte ſich aus dem Geräuſche der jubelnden Hauptſtadt; er war aus dem Wagen geſtiegen und hatte ſich zu Fuß in ein enges Nebengäßchen an der Spree begeben. Wir finden den triumphirenden Sieger, den bekränzten Helden hier in der Adlerſtraße Nr. 7 in einem engen Stübchen an dem Bette ſeines todtkranken Freundes und Lehrers Dühan. Schöner als alle Siegeskränze, welche dem großen Könige an dem feſtlichen Tage zugeworfen wurden, ſchmückt ihn dieſer Zug des tiefſten Gefühls und der reinſten Menſchlichkeit.

Leben und Thaten
Friedrich's des Großen.

Dritter Theil.

Der ſiebenjährige Krieg.

Erſtes Capitel.

Europa im Jahre 1756. — Maria Thereſia und Frau v. Pompadour. — Die Kaiſerin Eliſabeth von Rußland. — Der ſächſiſche Cabinetscanzeliſt Mentzel, ein Verräther. — Kriegsmanifeſt des Königs. — Einmarſch in Sachſen. — Beſetzung Dresdens.

Vorerinnerung.

Der ſiebenjährige Krieg, auch der dritte ſchleſiſche genannt, ſteht mit den beiden erſten ſchleſiſchen Kriegen in ſo genauer und unmittelbarer Verbindung, daß wir die Erzählung deſſelben ſogleich hier anſchließen wollen. Die großartigen Schöpfungen, welche Friedrich in den, ihm von 1746 bis 1756 gegönnten, Friedensjahren in ſeinem Staate als Regent und Vater des Vaterlandes hervorrief, werden ſich dann gleichfalls am überſichtlichſten im Zuſammenhange mit demjenigen darſtellen laſſen, was Friedrich nach Beendigung des ſiebenjährigen Krieges für Rechtspflege, Staatshaushalt, Kirche, Wiſſenſchaft und Kunſt gethan hat. Ziehen wir alſo zuvor noch einmal mit ihm in das Feld, wo er in Schlachtenſtürmen um den blutigen Lorbeer wirbt, bis wir ihn zu den beruhigten und geſicherten Grenzen der Heimath folgen dürfen, wo ihm, unter heiteren Geſtirnen den friedlichen Oelzweig zu pflegen, vergönnt war.

Oeſtreich hatte, mit England verbündet, nach dem Dresdner Frieden den Krieg gegen Frankreich in Italien und den Niederlanden noch drei Jahre hindurch fortgeführt, ohne daß es dabei zu einer ſo beſtimmten Entſcheidung, wie in den beiden ſchleſiſchen Kriegen, gekommen war. Zwar hatten die Franzoſen unter dem Marſchalle von Sachſen einige glänzende Siege in Flandern erfochten, allein das Cabinet von Verſailles unterſtützte das Heer zu wenig, als daß der Marſchall bis an den Rhein hätte vordringen können; allgemein fühlte man das Bedürfniß des Friedens. „Die Engländer,“ bemerkt Friedrich, „fürchteten die Vermehrung ihrer Nationalſchuld*), dieſes ſo glücklich erfundenen idealiſchen Credits, deſſen Mißbrauch

---

*) Die Nationalſchuld und die Beſtechlichkeit bei den Wahlen ſind die beiden Krebsſchäden, welche Friedrich, wenn von der engliſchen Verfaſſung die Rede iſt, nie unerwähnt läßt. Und hierin, das muß man der engliſchen Nation zugeſtehn, iſt ſie conſtant geblieben. Trotz dem, daß die Wähler von Cambridge und Ludlow vor dem Unterhauſe der Beſtechlichkeit förmlich überwieſen worden waren, ſtimmte dennoch in der Sitzung vom 12. Mai 1840 die Mehrheit im Unterhauſe gegen eine Beſtrafung derſelben, ſo daß Herr Charles Buller, darüber entrüſtet, den höhniſchen Antrag ſtellte: der Sprecher ſolle durch die Zeitungen bekannt machen, daß der erledigte Parlamentsſitz für Ludlow zu verkaufen ſei und daß alle Perſonen, die darauf bieten wollten, ihre Gebote bis zum nächſten Montag einreichen möchten, daß aber die Zahlung in Geld oder Staatspapieren, nicht in Bier oder Brantwein geſchehen müſſe, damit die Wähler doch wenigſtens wie Menſchen und nicht wie Vieh behandelt und, wenn auch beſtochen, doch nicht betrunken gemacht würden.

indeſſen einen gänzlichen Bankerout weiſſagt. Der kaiſerliche Hof würde, da er durch die Hülfsgelder der Engländer unterſtützt wurde, den Krieg in der That ſo lange fortgeſetzt haben, als ſeine Bundesgenoſſen ihm hierzu die Mittel gegeben hätten, indeſſen willigte er doch in den Frieden, um ſeine Kräfte zu einem Vorhaben zu ſparen, welches ihm vielmehr an dem Herzen lag, als der flandriſche Krieg: die Wiedereroberung Schleſiens. Frankreich empfand ſeinen großen Aufwand und mußte überdem fürchten, daß in ſeinen mittägigen Provinzen, deren Häfen durch die engliſchen Flotten geſperrt wurden, durch den Mangel Hungersnoth entſtehen möchte. Zu dieſen Staatsurſachen, welche das Miniſterium von Verſailles öffentlich angab, kamen noch einige geheime. Madame von Pompadour, die ſeit Kurzem die Maitreſſe des Königs geworden war, beſorgte, Ludwig XV. möchte durch die Fortſetzung des Krieges genöthigt werden, ſich alle Jahre an die Spitze ſeines Heeres zu ſtellen. Für Günſtlinge und für Maitreſſen ſind Abweſenheiten gefährlich; ſie ſah ein, daß ſie, um das Herz ihres Geliebten ſich treu zu erhalten, jeden Vorwand aus dem Wege räumen müſſe, der ihn von ihr trennen könnte, mit einem Worte, daß man Frieden ſchließen müſſe und von dem Augenblicke an arbeitete ſie daran aus allen Kräften. Als Herr v. St. Severin als bevollmächtigter Miniſter von Verſailles nach Aachen abging, ſagte ſie ihm ganz eigentlich folgende Worte: „In jedem Falle vergeſſen Sie nicht, mein Herr, den Frieden mitzubringen; der König verlangt ihn durchaus.“

Bei ſo günſtiger Stimmung von allen Seiten ward das Friedenswerk bald vollendet. Frankreich gab ſeine Eroberungen in den Niederlanden dem Hauſe Oeſtreich zurück, wogegen Maria Thereſia zu Gunſten Don Philipps von Spanien auf die Herzogthümer Parma und Piacenza Verzicht leiſtete. Eng=

land gab den Franzoſen Cap Breton zurück, beide Mächte verſicherten einander ihre Beſitzungen in Nordamerika und ernannten Bevollmächtigte zur Beilegung der Streitigkeiten in Canada. Der König von Preußen wurde ausdrücklich in dieſen Frieden mit eingeſchloſſen und ihm in dem 22. Artikel deſſelben von den ſämmtlichen theilnehmenden Mächten die Gewähr über Schleſien geleiſtet. Allein ſchon damals hatte der bevollmächtigte Miniſter der Kaiſerin, Graf Kaunitz, dem franzöſiſchen Geſandten Anträge gemacht, welche ſich darauf bezogen, dem Könige Schleſien wieder zu entreißen. Kaunitz ward (1750) als Geſandter nach Paris geſchickt und arbeitete hier unabläſſig daran, den Hof von Verſailles ganz für das Intereſſe ſeiner Kaiſerin zu gewinnen. An dem Hofe Ludwigs XV. war jetzt die ſchon genannte Maitreſſe des Königs, die Marquiſe von Pompadour, allvermögend. Der Zufall hatte ihr einen ſehr bezeichnenden Familiennamen gegeben; ſie war eine geborene Poiſon (Gift). Obſchon nicht mehr in der erſten Blüthe — ſie war 1720 geboren — beherrſchte ſie dennoch den König vollkommen; Generale und Miniſter waren von ihrem Winke abhängig. Sie war frühzeitig von ihrem, wegen Veruntreuung zur Unterſuchung gezogenen, Vater an einen Unterpächter verheirathet worden, hatte jedoch ihren Gatten verlaſſen und war jetzt die Beherrſcherin Frankreichs. Der Graf Kaunitz ließ es nicht an Aufmerkſamkeiten fehlen, wodurch er der Eitelkeit der begünſtigten Maitreſſe ſchmeicheln konnte. Seine Staatscaroſſe fuhr von allen geſandtſchaftlichen Equipagen am öfterſten bei ihr vor, bei ihren Feſten erſchien er nie anders, als im großen Coſtüme mit einer Unterwürfigkeit, als ob er der Königin aufwarte, er überreichte ihr mehrmals eigenhändige Handbillets der Kaiſerin-Königin und in den diplomatiſchen Salons von Paris ſtritt man ſich darüber, ob die Kaiſerin-Königin die

Marquiſe in ihren Briefen kurzweg: „Madame,“ oder „Ma Cousine,“ oder „Princesse et Cousine,“ oder wohl gar „Madame ma très chere soeur“ anrede.

Zu ſo herablaſſender Klugheit konnte Friedrich ſich nicht entſchließen. Der Baron Knyphauſen, ſein Geſandter in Paris, hatte ausdrücklichen Befehl, der Frau v. Pompadour keinen Beſuch zu machen. „Als ich“ ſchreibt Voltaire aus Potsdam den 11. Auguſt 1750 an Mad. Denis „mich bei Frau v. Pompadour beurlaubte, trug ſie mir auf, dem Könige ihre Achtung zu bezeugen. Es iſt nicht möglich einen Auftrag auf angenehmere Weiſe und mit mehr Grazie zu ertheilen; ſie that es mit aller Beſcheidenheit und mit aller, wenn ich ſo ſagen darf — Verzeihung für den König von Preußen, daß ſie ſich dieſe Freiheit nehme. Offenbar muß ich mich meines Auftrages nicht gut entledigt haben. Als ein Mann, der ganz voll war von dem franzöſiſchen Hofe, glaubte ich, der Gruß werde gut aufgenommen werden; allein der König antwortete mir ganz trocken: ich kenne ſie nicht, hier iſt nicht das Land des Lignon *).“ Nichts deſto weniger ſchreibe ich an Mad. v. Pompadour, daß der König ihre Grüße ſo aufgenommen, wie Mars die der Venus.“

Die bittern Aeußerungen des Königs darüber, daß an dem Hofe zu Verſailles „der Unterrock“ regiere, und man nicht wiſſen könne, ob man ſich an Cottillon Nr. 1 (Mad. Chateauroux) Cottillon Nr. 2 (Mad. Pompadour) oder Cottillon Nr. 3 (Mad. du Barri) zu wenden habe, waren dort nicht unbekannt geblieben. Der franzöſiſche Geſandte am Berliner Hofe, Valori, erzählt in ſeinen Denk-

*) An dem Fluſſe Lignon trieben die Helden des Romans „die neue Aſträa“ ihre verliebten Schäferſpiele.

würdigkeiten: „Als ich nach meiner Rückkehr von Berlin (im November 1756) in Verſailles meine Aufwartung machte, fragte mich Mad. v. Pompadour: ob es wahr ſei, daß der König, bevor er zu Pferd geſtiegen, mich umarmt und geſagt habe: „es ſind die kleinen Verschen des Abbé Bernis und die kleinen Reize der Mad. v. Pompadour, die mich aufſitzen laſſen.“ — „Ich tadle, fügt Valori hinzu, und zwar mit vollem Rechte, dieſen Fürſten, daß er ſich der Mad. v. Pompadour nicht eben ſo wie die andern Mächte bediente, deren Miniſter dieſe Dame ſehr oft beſuchten. Der Baron Knyphauſen war der einzige, welcher ſie auf ausdrücklichen Befehl ſeines Königs nie ſah.“

So ſehr auch Frankreich daran gelegen ſein mußte, bei einem Kriege mit England an Friedrich einen Verbündeten zu haben, ſo erlaubte man ſich doch gegen ihn die rückſichtloſeſte Begegnung. „Der Hof von Verſailles“ ſagt Friedrich „ſchien zu glauben, der König von Preußen ſei in Rückſicht Frankreichs eben das, was ein Hospodar der Wallachei in Rückſicht der Pforte iſt: nämlich ein unterworfener Fürſt, der Krieg führen muß, ſobald man ihm Befehl dazu ertheilt. — Herr Rouillé, damals Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, ſagte einſt zu Herrn von Knyphauſen: Schreiben Sie, mein Herr, dem Könige von Preußen, daß er uns in der Unternehmung auf Hannover beiſtehen ſolle. Es giebt dabei etwas zu plündern; der Schatz des Königs von England iſt gut gefüllt, der König braucht ihn nur wegzunehmen; das iſt ein guter Fang!“ — Der König lies ihm antworten: „Ueber dergleichen Anträge möge man vielleicht ſehr ſchicklich mit Andern in Unterhandlung treten; der König hoffe aber, daß Herr Rouillé künftig ſo geneigt ſein werde, einen Unterſchied unter den Perſonen zu machen, mit welchen er Geſchäfte habe.“ Ein anderer Antrag,

welchen Frankreich dem Könige gegen das Ende des Jahres 1755 machen lies, beſtand darin, daß man ihm die Oberherrſchaft über die damals unbebaute Inſel Tabago antrug. Der König nahm die Sache als einen Scherz auf, und bat den franzöſichen Geſandten, Herzog von Nivernois, ſich irgend einen andern Abenteurer auszuſuchen, der ſich mehr, als er, zum Statthalter der Inſel Barataria ſchicke. Der König hatte in den früheren Kriegen an Ludwig XV. einen zu gleichgültigen Bundesgenoſſen gehabt, als daß er ein beſonderes Gewicht auf ſeine Freundſchaft gelegt hätte. Frankreich und Oeſtreich ſchloſſen den 1. Mai 1756 ein Bündniß zur Vertheidigung gegen feindlichen Angriff.

Mit England war der König bis zu dem Jahre 1755 in geſpanntem Verhältniſſe. Engliſche Kaper hatten während des letzten Krieges einige Schiffe weggenommen, welche preußiſchen Kaufleuten gehörten; da ſie ſie nicht zurückgaben, behielt der König 300,000 Thlr. von der ſchleſiſch-engliſchen Schuld zurück, wodurch es zu unangenehmen Erörterungen kam. England gab jedoch nach, als es einen Krieg mit Frankreich als unvermeidlich ſah, und ſo kam den 16. Jan. 1756 das Bündniß zu Weſtminſter zu Stande, in welchem Preußen und England ſich gegenſeitig für ihre Länder in Deutſchland Gewähr leiſteten und einander verſprachen, den Reichsboden von keinen fremden Truppen betreten zu laſſen. England hatte mit Kurheſſen, Sachſen-Gotha und Schaumburg Lippe Verträge abgeſchloſſen und ſich, für den Fall eines Krieges, der Truppen derſelben verſichert.

Die Freundſchaft des Petersburger Hofes zu gewinnen, gelang nicht. Die Kaiſerin Eliſabeth war von dem Könige in Gedichten und Schriften empfindlich verletzt worden; ſo war es ihr nicht zu verargen, daß ſie ſich mit Maria

Thereſia verband und ihr jeden Beiſtand gegen den ungalanten Nachbar zuſicherte. Eine ſehr geringfügige Veranlaſſung führte ſchon im Jahr 1753 einen offnen Bruch herbei. „Bei der Vermählung des Prinzen Heinrich mit der Prinzeſſin von Heſſen „ſo erzählt Friedrich“ fanden in Charlottenburg verſchiedene Luſtbarkeiten ſtatt, bei denen auch die fremden Geſandten zugegen waren. Der Hoffourier hatte Befehl, ſie alle zur Abendtafel einzuladen, konnte jedoch den ruſſiſchen Geſandten, der eine halbe Stunde früher von Charlottenburg weggefahren war als die andern, nicht finden. Am folgenden Tage erklärte dieſer Miniſter, er werde nach dieſer Beſchimpfung, welche der Kaiſerin in ſeiner Perſon wiederfahren ſei, nicht mehr bei Hofe erſcheinen, und warte nur die Zurückkunft eines Couriers von Petersburg ab, um ſein künftiges Verhalten nach den Befehlen einzurichten, die er von dort erhalten werde. Dieſer Courier traf ein, und ſogleich verließ der ruſſiſche Geſandte, und zwar verſtohlener Weiſe, Berlin, wobei ihn, als er durch die Stadt fuhr, der franzöſiſche und der engliſche Geſandtſchftsſecretair begleiteten. Die heimliche Entweichung dieſes Miniſters zwang den König, den ſeinigen ebenfalls von Petersburg abzurufen. Sobald die Oeſterreicher in Rußland keinen preußiſchen Miniſter mehr hatten, der ihnen Zwang anthat, ließen ſie ihrer feindſeligen Geſinnung freien Lauf und ſchämten ſich nicht, die ſchändlichſten Lügen und Verläumdungen vorzubringen, um die Kaiſerin Eliſabeth auf's äußerſte wider den König zu erbittern. Sie überredeten ſie, der König habe eine Verſchwörung gegen ihr Leben angeſtiftet, um den Prinzen Iwan auf den Thron zu erheben. Die Kaiſerin, eine Frau von träger und nachgebender Gemüthsart, glaubte ihnen auf ihr Wort, um ſich nur die Mühe zu erſparen, die Sache zu unterſuchen und faßte einen unverſöhnlichen Haß gegen den

König. — Auf dieſe Weiſe ſetzte der Wiener Hof ganz Europa in Bewegung und ſpann im Stillen einen großen Bund wider Preußen an, welcher durch den erſten wichtigen Vorfall zum Ausbruch kommen ſollte."

Eine günſtige Gelegenheit zur Ausſöhnung mit der Kaiſerin ſchien ſich darzubieten, als im Mai 1755 der allvermögende Graf Beſtuchef durch Frankfurt an der Oder reiſte, und in vertraulicher Unterhaltung mit dem Feldmarſchall Grafen Schwerin jenes Mißverhältniß zur Sprache brachte. Schwerin beeilte ſich, dem Könige hiervon Mittheilung zu machen, und dieſer antwortet ihm (franzöſiſch) aus Potsdam den. 8. Mai 1755: „Ich habe Ihren Brief vom 5. dieſ. Mon. erhalten und bin ſehr dankbar für die vertrauliche Mittheilung, welche Sie mir über die Unterhaltung mit dem Großmarſchall Grafen Beſtuchef bei ſeiner Durchreiſe durch Frankfurt machen. Da er mit Ihnen Verabredungen getroffen hat, um von Ihnen noch eine Antwort zu erhalten, bevor er die Grenzen von Rußland oder Curland erreicht, damit er meine wahrhafte Meinung über eine Ausſöhnung zwiſchen mir und der Kaiſerin von Rußland erfahre, ſo können Sie ihm, mit aller nöthigen Vorſicht, daß Ihre Briefe ihm ſicher zugehen, andeuten, daß ich nichts mehr wünſchte, als eine aufrichtige Verſöhnung zwiſchen mir und der Kaiſerin und daß ich es ihm unendlich Dank wiſſen würde, wenn er daran arbeiten wolle, wozu er um ſo geneigter ſein könnte, da eigentlich zwiſchen mir und Rußland keine Uneinigkeit, nicht einmal Chikanen ſtatt finden, ſondern daß die Erkaltung zwiſchen ſeiner Kaiſerin und mir ihren Grund nur in den gröbſten und lächerlichſten Lügen, Verdächtigungen und Verläumdungen hätte, welche man boshafter Weiſe der Kaiſerin wider mich beigebracht habe. Dieſe würden bei der geringſten Aufklärung verſchwinden und wie ich hoffte,

würde der Graf Beſtuchef ſeine Gebieterin, für welche ich, trotz deſſen, alle nur mögliche Hochachtung bewahrt hätte, gern darüber enttäuſchen. Wünſchenswerth wäre es ferner, wenn der Graf zum Beſten Rußlands ſelbſt dazu beitrüge, daß die große Vorliebe für die Oeſtreicher und Engländer ſich etwas abkühle und in engere Grenzen, als bisher, zurücktrete."

Hätte Friedrich hier die Dukaten nicht geſpart, ſo wär' wohl etwas auszurichten geweſen; auf bloße höfliche Freundſchaftsverſicherungen nahm Beſtuchef um ſo weniger Rückſicht, als ihn Friedrich in den Briefen aus Moskau, welche er ſelbſt für die Berliner Zeitungen (Nr. 82—87) im Jahre 1753 geſchrieben, nicht geſchont hatte.

Dem Könige war die von Wien gegen ihn ausgehende Verſchwörung nicht verborgen. Sein Miniſter am Dresdner Hofe, Graf Maltzan, hatte den ſächſiſchen Cabinetscanzelliſten Mentzel durch Geld gewonnen, und von ihm ſeit dem Jahre 1753 Abſchriften der Depeſchen erhalten, welche zwiſchen den Höfen von Dresden, Wien und Petersburg gewechſelt wurden, ſo wie von den geheimen Verträgen, welche ſie zur Wiedererobrung Schleſiens geſchloſſen hatten. Beſtuchef, der alleingebietende Miniſter in Petersburg, entſchuldigte ſich in einem Schreiben an Brühl, von welchem der König Abſchrift erhielt, daß Rußland in dieſem Jahre (1756) den Krieg noch nicht anfangen könne, weil die Flotte nicht im Stande ſei, in See zu gehen, dafür verſprach er aber im folgenden Jahre deſto größere Thätigkeit. Ein ruſſiſches Heer von 50,000 Mann verſammelte ſich nach und nach an der preußiſchen Grenze; Friedrich ſchickte zur Verſtärkung des Generals Lehwald, welcher in Preußen commandirte, 10 Bataillons und 20 Schwadronen nach Hinterpommern. Noch bedrohlicher für den König war die Zuſammenziehung von Truppen und Anleguna von Magazinen in

Böhmen. „Die Papiere" erzählt Friedrich, „welche der König von dem Cabinetscanzelliſten aus Dresden erhielt, waren voll von den Entwürfen des Wiener Hofes, die Staaten des Königs anzugreifen, und man lernte daraus, daß die Kaiſerin, aus Mangel an einem beſſeren Vorwande, ſich als Schiedsrichterin in die Streitigkeiten, welche der König wegen der Recrutenaushebung mit dem Herzoge von Mecklenburg hatte, bewaffnet einmiſchen wollte." — — Die Nachricht welche der König von dieſer Abſicht erhielt, ſo wie die Bewegungen von drei feindlichen Armeen an ſeinen Grenzen, veranlaßten ihn, bei dem Wiener Hofe eine Erklärung über den Grund ſo großer Zurüſtungen zu verlangen. Man erſuchte dieſen Hof um eine beſtimmte Antwort, ob er geſonnen ſei in Frieden mit dem Könige zu bleiben, oder ihn zu brechen. Die Antwort des Grafen Kaunitz war in unbeſtimmten und zweideutigen Ausdrücken abgefaßt; dagegen erklärte er ſich deutlicher gegen den Grafen Flemming, ſächſiſchen Geſandten in Wien, welcher ſeinem Hofe berichtete: „Graf Kaunitz hat den Vorſatz, den König durch ſeine Antworten in Unruhe zu ſetzen und ihn dahin zu bringen, daß er die erſten Feindſeligkeiten begehen ſoll." Bald erhielt der König auch darüber Gewißheit, daß der König von Polen ebenfalls thätigen Antheil an dem Kriege nehmen und ſeine Armee bis zum nächſten Jahre auf 40,000 Mann zu bringen ſich verbindlich gemacht habe. Der König verlangte nun von dem Hofe zu Wien die Verſicherung, daß man weder in dieſem, noch in dem nächſten Jahre ihn angreifen werde; dieſe Verſicherung zu geben, wurde in ſehr ſtolzem Tone abgeſchlagen. Nun galt es einen raſchen Entſchluß und Friedrich ſchwankte nicht lange. „Was den ſo gefürchteten Namen: angreifender Theil betrifft" ſchreibt er ſelbſt," „ſo war dies ein leeres Schreckbild, welches nur furchtſame See-

len täuſchen konnte und worauf man in einer ſo wichtigen Lage, wo es auf die Rettung des Vaterlandes ankam, gar keine Rückſicht nehmen durfte; denn der wahre erſte Anfänger iſt ohne Zweifel derjenige, der uns zwingt, die Waffen zu ergreifen und ihm zuvorzukommen. Ob übrigens die Feinde des Königs ihn als den angreifenden Theil ausſchrieen, oder nicht, lief auf Eins hinaus und änderte in der Hauptſache nichts, da die Verſchwörung der Europäiſchen Mächte wider ihn ſchon völlig geſchloſſen war. Die Kaiſerin Königin, die Kaiſerin von Rußland und der König von Polen hatten ihre Abreden getroffen und ſtanden im Begriff, die Thätlichkeiten anzufangen, ſo daß deshalb der König weder einen Feind weniger, noch einen Freund mehr würde bekommen haben. Mit einem Wort: es kam auf die Wohlfahrt des Staates, auf die Erhaltung des Hauſes Brandenburg an. — Hier würden Unentſchloſſenheit und Langſamkeit Alles verdorben haben, und man konnte ſich nur retten, wenn man einen tapfern und ſchnellen Entſchluß faßte und ihn mit raſcher That ausführte." Auch über den Plan des Feldzuges war der König bald mit ſich einig. Der Feldmarſchall Schwerin, welcher die ſchleſiſche Armee commandirte, ſollte in den Königinngrätzer Kreis nach Böhmen eindringen, während eine zweite Armee in drei Colonnen, eine jede von 20,000 Mann in Sachſen einrücken ſollte. Die erſte dieſer Colonnen unter Anführung des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig verſammelte ſich bei Halle und ſollte über Leipzig nach Freiberg gehen; die zweite, vom Feldmarſchall Keith geführt, über Torgau nach Dresden; die dritte unter dem Herzog von Braunſchweig-Bevern nach der Lauſitz. Um einer herkömmlichen Förmlichkeit zu genügen und ſich vor der allgemeinen Meinung, dieſer größten aller europäiſchen Mächte, zu rechtfertigen, ließ Friedrich durch ſeinen Geheimen Legationsrath v. Herzberg,

welchen er deshalb den 20. Aug. 1756 nach Sansſouci kommen ließ, ein Kriegsmanifeſt abfaſſen, welches unter dem Titel, „Urſachen, welche S. K. M. in Preußen bewogen haben, ſich wider die Abſichten des Wieneriſchen Hofes zu ſetzen und deren Ausführung zuvor zu kommen,“ in deutſcher und franzöſiſcher Sprache durch ganz Europa verbreitet wurde. Die Armee war in der Mitte des Auguſts marſchfertig; der König wartete nur noch auf eine Antwort aus Wien.

Noch den 25. Aug. ſchrieb er an den Herzog Ferdinand nach Halle: Da ich bisher die Antwort von Wien auf das, von Meinem Miniſter dem dortigen Hofe übergebene Pro Memoria von Stunde zu Stunde erwartet habe, ſolche aber noch nicht eingelaufen, noch einiger Courier von daher weiter angekommen iſt, Ich aber nicht füglich eher zu einiger Kriegsexpedition ſchreiten kann, bevor ich ſothane Antwort und deren Inhalt nicht geſehen habe: als habe ich ſolches Ew. Liebden hierdurch bekannt machen wollen, obſchon unter dem höchſten Secret und mit dem Erſuchen, davon Niemand etwas zu eröffnen.“ Allein ſchon am nächſten Tage, den 26. Aug. erfolgte die Marſchordre: „Ich befehle, daß Ew. Liebden nunmehro mit den geſammten Regimentern und Corps der unter Dero Commando ſtehenden Colonne ohne weiteren Anſtand den 29. dieſes aufbrechen und nach der, Ew. Liebden ertheilten Inſtruction und gegebenen Marſchtabellen weiter marſchiren ſollen, um alles dasjenige auszurichten, was Ew. Liebden aufgetragen worden.“ Als Poſtſcriptum hatte der König eigenhändig hinzugefügt: „Die Antwort aus Wien iſt angekommen, ſie taugt gar nichts.“ —

Weder in Wien noch in Dresden war man eines ſo raſchen Schrittes gewärtig. In drei Colonnen rückte der König in den erſten Tagen des Septembers in Sachſen ein; er ſelbſt befand ſich bei der des Feldmarſchalls Keith und ſtand am 8. Sept.

vor Dresden. In einem Schreiben aus Pretſch vom 1 Sept. 1756 hatte Friedrich dem Könige von Polen Nachricht von dem Einmarſch in das Kurfürſtenthum Sachſen gegeben. Er beklagt ſich darin über die ungenügenden Antworten, welche er von dem Wieneriſchen Hofe auf die Anfragen wegen der Rüſtungen in Böhmen erhalten habe, von welchen Antworten die erſte dunkel und räthſelhaft, die zweite mit ſo vielem Stolz und Verachtung abgefaßt geweſen ſei, daß ein Fürſt, der niemanden unterworfen und dem ſeine Ehre am Herzen liege, ſich dadurch beleidigt fühlen müßte. „Weder Habſucht noch Ehrgeiz, heißt es in dieſem Schreiben, ſind die Triebfedern meiner Unternehmungen, ſondern der Schutz, welchen ich meinen Völkern ſchuldig bin, und die Nothwendigkeit, den Zuſammenverſchwörungen zuvor zu kommen, welche von Tage zu Tage ſtärker werden möchten, wenn der Degen dieſen unauflöslichen Knoten, weil es noch Zeit iſt, nicht zerſchnitte. Hierin beſteht die Erklärung, welche ich Ew. Maj. zu geben im Stande bin. Dero Staaten werde ich, ſo viel es meine gegenwärtigen Umſtände verſtatten wollen, ſchonen. Ich werde vor Dieſelben und Dero Familie alle Aufmerkſamkeit und Hochachtung hegen, die ich einem großen Fürſten ſchuldig bin, welchen ich werth ſchätze und nur darin zu beklagen finde, daß er den Rathſchlägen eines Menſchen (des Grafen Brühl) zu ſehr folgt, deſſen ſchädliche Anſchläge ich durch ſchriftliche Beweiſe augenſcheinlich darthun könnte. In meinem ganzen Leben habe ich von Ehrlichkeit und Redlichkeit Profeſſion gemacht und auf dieſen Character, welchen ich höher halte, als den Königstitel, den mir der ohngefähre Zufall durch die Geburt zugeeignet, verſichre ich Ew. Maj., daß, wenn gleich auf einige Augenblicke, hauptſächlich bei dem Anfange, meine Handlungen einen widrigen Anſchein haben ſollten, Dieſelben dennoch, im Fall es unmöglich ſein

ſollte, zu einer Ausſöhnung zu gelangen, ſehen werden, wie theuer mir Dero Intereſſe ſein ſoll, und daß Sie in meinem Betragen mehr Sorgfalt für Dero und Ihres Hauſes Vortheile finden werden, als Ihnen von Perſonen beigebracht werden will, welche zu weit unter mir ſind, als daß ich ſie würdigte, ihrer zu erwähnen.“ Auf die wiederholten Proteſtationen gegen den Einmarſch in das Kurfürſtenthum, welche Friedrich Auguſt dem Könige zuſchickte, erwiderte dieſer ſehr höflich, wie er bedaure, „daß der kürzeſte Weg nach Böhmen nicht durch Thüringen gehe“ und ſo rückte er ohne Aufenthalt vorwärts. Der König von Polen hatte mit ſeinen Truppen die Hauptſtadt geräumt und ein Lager bei Pirna bezogen. Friedrich ließ der Königin, welche in Dresden zurückgeblieben war, ſein Compliment machen und bat, wie ein galanter Ritter, um Erlaubniß, ihr aufwarten zu dürfen.

Am 9. Sept. wurde Dresden von den Preußen beſetzt zugleich aber auch das Lager der Sachſen bei Pirna von allen Seiten eingeſchloſſen. Der König von Polen ſuchte, um Zeit zu gewinnen, eine Unterhandlung anzuknüpfen; es war ſeinen Miniſtern, ſagt Friedrich, leichter zu ſchreiben, als zu ſchlagen. Ihre Vorſchläge wurden verworfen; ſie verlangten für Sachſen Neutralität, die ihnen nicht bewilligt werden konnte.

Dem Könige lag jetzt ſehr viel daran, in den Beſitz der officiellen Actenſtücke zu kommen, durch welche er ſeinen Einbruch in Sachſen vollſtändig rechtfertigen konnte. Die Correſpondenzen des ſächſiſchen Hofes mit dem Hofe zu Wien, von denen er nur theilweiſe Abſchriften beſaß, befanden ſich, wie ihm verrathen wurde, in dem geheimen Cabinetsarchiv und ſollten eben nach Warſchau abgeſchickt werden. Den erſten Angriff auf das Archiv, welchen der Major v. Wangenheim machte, ſchlug die Königin von Polen eigenhändig ab. Nun

erhielt der Generalmajor und Commandant von Dresden, Freiherr v. Wylich, Befehl, ſich das Archiv öffnen zu laſſen und die bezüglichen Actenſtücke einzupacken. Einige vierzig Bände geheimer Correſpondenzen, Verträge, Theilungspläne u. ſ. w. ſchickte der König an den Geh. Legationsrath v. Herzberg nach Berlin mit dem Auftrage, daraus eine gründliche Rechtfertigungsſchrift auszuarbeiten. Bereits nach acht Tagen war dieſe Schrift ausgearbeitet und erſchien bald darauf unter dem Titel: „Gegründete Anzeige des unrechtmäßigen Betragens und der gefährlichen Anſchläge und Abſichten des wieneriſchen und ſächſiſchen Hofes gegen Seine Königl. Maj. in Preußen mit ſchriftlichen Urkunden bewieſen." Aus dieſen Urkunden ergab ſich, daß Oeſtreich mit Rußland den 22. Mai 1746 ein Bündniß abgeſchloſſen, deſſen vierter geheimer Artikel des Inhaltes war: „Im Fall die Kaiſerin von Rußland, oder der König von Polen und Kurfürſt von Sachſen mit dem Könige von Preußen in einen Krieg verwickelt werden, werden Rußland und Oeſtreich, ein jedes 60,000 Mann ſtellen, um den König von Preußen mit Krieg zu überziehen. Die Kaiſerin Königin wird alsdann ſowohl die ſchleſiſchen Länder, als auch die Grafſchaft Glatz zurücknehmen." Dieſem Bündniſſe trat der König von Polen noch nicht förmlich bei, ſondern wollte erſt abwarten, daß Friedrich von den beiden größeren Mächten überfallen werde. Der ſächſiſche Geſandte am Hofe zu Petersburg, v. Funk, berichtet den 7. Jun. 1753 an ſeinen Hof: Ich ermangelte nicht, die alten, ſo oft von mir vorgebrachten Wahrheiten in Erinnerung zu bringen, daß unſer bekannter Zuſtand uns ſchwerlich vergönnen dürfte, uns in ein ſo großes und gefährliches Spiel zu wagen und mit einem übermächtigen Nachbar einzulaſſen, ehe und bevor dieſer nicht außer Stand geſetzt wäre, uns ſonſt auf einmal zu vernichten. Man war ſo billig, dieſer Vorſtel-

lung ſogleich Platz zu geben und geſtand ſelbſt, freilich müßten wir nicht die Erſten ſein, die ſich auf den Turnierplatz wagten, ſondern ſo lange warten, bis der Reiter bügellos geworden ſei." Aus anderweitigen Correſpondenzen aus Petersburg ergab ſich, daß daſelbſt in einer Senatsverſammlung vom 15. Mai 1753 der Grundſatz feſtgeſtellt worden war: „ſich nicht allein jedem ferneren Anwachſe der preußiſchen Macht zu widerſetzen, ſondern auch die erſte bequeme Gelegenheit zu ergreifen, um das Haus Brandenburg durch eine überwiegende Kraft zu unterdrücken." Durch die Aufforderungen und Anregungen des Grafen Brühl wurde ferner in einem im Oct. 1755 zu Petersburg gehaltenen Staatsrathe feſtgeſtellt: „daß Rußland den König angreifen und ſeine Länder mit Krieg überziehen wolle, ſobald er mit Oeſtreich, oder Sachſen in Händel verwickelt werde." Die ſächſiſche Armee unter Rutowski war dem kaiſerlichen Feldmarſchall Brown zur Verfügung geſtellt.

Friedrich überließ es den gelehrten Pedanten des Reichshofrathes und anderen Rechtsgelehrten die Gründe für und wider ſein Verfahren in weitſchweifigen Deductionen auseinander zu ſetzen und aus Hugo Grotius und alten Reichstagsabſchieden nachzuweiſen, daß das Völkerrecht und der Reichsfriede verletzt worden ſei. Er hatte nothgedrungen zum Degen gegriffen und war feſt entſchloſſen, mit dieſem ſeine Sache durchzuführen. Während nun Friedrich die ſächſiſche Armee in ihrem unangreifbaren Lager bei Pirna einſchloß, fand man ſich in Wien noch gemüßiget, ein Abmahnungsſchreiben am 13. Sept. 1756 zu erlaſſen, in welchem der Kaiſer den König eben ſo ernſtlich als väterlich ermahnt, „von ſeiner unerhörten, höchſt frevelhaften und ſträflichen Empörung abzulaſſen, dem Könige von Polen alle Koſten zu erſtatten und in aller Ruhe und

Ordnung mit ſeinen Truppen das Kurfürſtenthum Sachſen ſofort zu räumen.“ Der kaiſerliche Hof gab ſich ſo ſehr das Anſehen, den König von Preußen nur als einen empörten Vaſallen behandeln zu wollen, daß der Kaiſer bei der Reichstagsverſammlung zu Regensburg ein Commiſſionsdecret veranlaßte und ein Abberufungsſchreiben an ſämmtliche, in dem Dienſte des Königs in Preußen und Kurfürſten zu Brandenburg ſich befindende Kriegsoberſten, Generale und Officiere erließ, in welchem er ſie auffordert, „ihren gottloſen Herrn zu verlaſſen, wofern ſie ſich nicht der Ahndung des Reichsoberhauptes bloßſtellen wollen.“

Erſt nachdem Friedrich dieſe übermüthigen Drohungen auf dem Schlachtfelde beantwortet, ließ er ſeinen auswärtigen Miniſtern ein Circularſchreiben vom 5. Oct. 1756 zugehen, in welchem er die kaiſerlichen Decrete gebührend zurückweiſt. „In der That — heißt es in dieſem Rundſchreiben — hätte wohl kein, in härteren und heftigeren Ausdrücken abgefaßtes Scriptum, als eben dieſes gehäſſige Decret, der Welt mitgetheilt und dadürch des Wieneriſchen Hofes gefährliche Abſichten an den Tag gelegt werden können. Indem derſelbe darin die, gekrönten Häuptern und Uns, als einem der vornehmſten Kurfürſten des Reichs ſchuldige, Achtung gänzlich außer Augen geſetzt, hat er nach ſeinem, uns zutragenden, unverſöhnlichen Haß und übertriebener Animoſität, ſich nicht entblödet, Uns als einen Empörer und Störer der Ruhe öffentlich zu declariren, Unſere geſammte Kriegsvölker abzurufen, ſie ihrer Eidespflichten zu entlaſſen und unſere höchſt- und hohen Herren Mitſtände aufzufriſchen, auf Uns, als den größten Verbrecher, loszugehen und uns mit zu Grunde richten zu helfen. Wir ſind aber wohl verſichert, daß die letzteren ſothane Schmähſchrift verabſcheuen, und das darin geäußerte, zum Umſturz der

Reichsgrundgeſetze und zur offenbaren Verachtung der theuer-beſchwornen Wahlcapitulation abgezielte despotiſche Betragen des wieneriſchen Hofes ſich zur Warnung dienen laſſen werden, auf ihrer Huth zu ſein, damit, fall's uns ein widriges Schick-ſal betreffen ſollte, nicht an ſie die Reihe kommen und ihnen das Joch über den Hals geſchmiſſen werden möge."

Der König von Polen, der zugleich mit ſeiner Armee ein-geſchloſſen war, rechnete mit Zuverſicht auf Entſatz durch ein öſtreichiſches Heer. Dies nahte, 35,000 Mann ſtark, unter Anführung des Feldmarſchalls Grafen Brown, welcher den 29. ſich anſchickte, bei Budin über die Eger zu gehen und den Flecken Lowoſitz zu beſetzen. Der König hatte den 28. Sept. ein Lager bei Johnsdorf bezogen, und rückte von hier aus am folgenden Tage dem Feinde entgegen.

Zweites Capitel.

Die Schlacht bei Lowoſitz,
den 1. Oct. 1756.

Die Schlacht bei Lowoſitz. — Auf einer Trommel ſaß der Held. — Gefangennehmung der ſächſiſchen Armee im Lager bei Pirna. — Der König von Polen auf dem Königſtein lebt herrlich und in Freuden; ſeine Soldaten kochen Suppe von Puder und Pomade. — Algarotti.

Der König hatte ſein Heer, 24,000 Mann ſtark, in drei Colonnen getheilt, welche Feldmarſchall Keith, der Prinz Auguſt Wilheln von Preußen und der Feldmarſchall Geßler führten. Am 30. Sept. überſah der König von den Höhen bei Aujeſt die feindliche Armee in den Ebenen bei Lowoſitz. Er ließ ſeine Truppen bis Mitternacht marſchiren, um die Engpäſſe bei Welmina zu paſſiren, und blieb die Nacht über im Lager. Die ermüdeten Grenadiere hatten ſich auf dem feuchten Boden niedergelegt und ſparſame Wachfeuer angezündet. Der König ſetzte ſich, da kein Feldſtuhl zu haben war, auf eine Trommel und überdachte während der Nacht den Plan für den kommenden Morgen. „Am folgenden Tage, (den 1. Oct.) erzählt der König, wollte man mit Anbruch des Morgens das Lager, das man am vorigen Tage entdeckt hatte, in Augenſchein nehmen; aber ein dicker Nebel, der über der Ebene lag, machte, daß man die Gegenſtände nicht unterſcheiden konnte. Man ſah,

wie durch einen Flor die Stadt Lowoſitz und ſeitwärts zwei Haufen Reiterei; der König ließ die Armee aufmarſchiren, doch hielt ihn der Nebel ab, zum Angriff zu ſchreiten; man ſchoß ſich mit den Panduren in den Weinbergen herum und die Huſaren plänkerten. Endlich ward der König dieſer unnützen Bewegungen müde, durch die man nur Zeit verlor und um nichts weiter kam. Er ließ zwanzig Schwadronen Dragoner vorrücken, dieſe drangen mit Ungeſtüm auf die feindliche Reiterei ein und warfen ſie. In der Hitze des Gefechts hatten ſie ſich zu weit gewagt, ſo daß eine zur Seite aufgeſtellte Batterie ſie zum Rückzuge zwang. Jetzt ging Feldmarſchall Brown zum Angriff über. Die preußiſche Infanterie warf ſeine Infanterie zurück, ſie drang nach und nach in alle umſchloſſene Gehege der Weinberge und trieb die feindlichen Bataillons vor ſich her, welche ſich vor Schreck in die Elbe ſtürzten. Ein anderer Haufe Flüchtlinge warf ſich in die nächſten Häuſer von Lowoſitz und machte Miene, ſich vertheidigen zu wollen. Die preußiſchen Grenadiere ſchoſſen durch die Thüren und Fenſter in die Häuſer und endlich ſteckten ſie dieſelben in Brand, um ſchneller fertig zu werden. Zwar hatten dieſe Truppen ihr ſämmtliches Pulver verſchoſſen, allein dies hielt die Regimenter von Itzenblitz und Manteufel nicht ab, mit gefälltem Bajonett in Lowoſitz einzudringen und neue, ganz friſche Bataillons, welche Feldmarſchall Brown dahin geſchickt hatte, zu zwingen, den Platz zu räumen und die Flucht zu ergreifen. Nun wichen alle Truppen des Feindes, welche auf dieſer Seite gefochten hatten und überließen den Preußen den Sieg.

Der Verluſt der Oeſtreicher betrug gegen 3000 Mann, 500 Pferde, 3 Kanonen und 2 Standarten; der des Königs 3300 Mann, 1300 Pferde; unter den Gebliebenen befanden ſich die Generale v. Quadt und v. Lüderitz.

Brown führte am Tage nach der Schlacht ſein wieder geſammeltes Heer in ein ſicheres Lager jenſeits der Eger. Friedrich nahm ſein Hauptquartier den 2. Oct. in Lowoſitz und feierte am 3. hier, nachdem auf dem Schlachtfelde die Todten beſtattet worden waren, ein Dank- und Siegesfeſt mit einem Tedeum unter Abfeurung der Geſchütze. „Nie haben meine Truppen" ſchreibt Friedrich den 2. Oct. an den Feldmarſchall Schwerin, „ſolche Wunder der Tapferkeit gethan, ſeit ich die Ehre habe ſie zu kommandiren, ſowohl Reiterei, als Fußvolk." Einzelne Züge der Tapferkeit haben ſich in der Volksſage erhalten und ſind durch Bilder vielfältig verbreitet worden. „Ein Garde du Corps hatte einen Hieb in den Kopf erhalten, ſein Pferd war ebenfalls verwundet; dennoch wollte er nicht zurückreiten. Friedrich bemerkt es, und läßt ihn mit ſeinem eigenen Taſchentuche verbinden. Als der König nach der Schlacht über das Schlachtfeld ritt, erkannte er unter den Todten den tapfern Garde du Corps an dem Taſchentuche wieder, eine Kugel hatte ſeine Bruſt durchbohrt, doch lagen Feinde genug, die er erlegt hatte, an ſeiner Seite. „Der hätte eine Schwadron verdient," ſagte Friedrich und gebot ihn feierlich zu beſtatten.

Der Sieg bei Lowoſitz *)

Gott donnerte, da floh der Feind!
Singt, Brüder, ſinget Gott!
Er focht mit Friedrichs Schwert vereint,
Da ward der Feind zu Spott.

---

*) Dieſes, ſo wie die Lieder auf Prag, Roßbach und Leuthen ſind mit einigen Abkürzungen aus Gleim's herrlichen Liedern eines preußiſchen Grenadiers entlehnt.

Auf einer Trommel ſaß der Held
Und dachte ſeine Schlacht,
Den Himmel über ſich zum Zelt
Und um ſich her die Nacht.

Und als nun kam das Morgenroth
Dort über Lowoſitz,
Er freundlich guten Morgen bot,
Sprang auf von ſeinem Sitz.

Dort, ſpricht er, ſtehe Reuterei,
Hier Fußvolk! — Alles ſteht
In großer Ordnung, ſchreckenfrei,
Indem die Sonn' aufgeht.

Stürzt, rief er, ſie von Wall und Thurm
Mit Bajonet herab!
Wir thaten es, wir liefen Sturm,
Wir ſtürzten ſie herab.

Wer aber hat durch ſeine Macht
Dich, Talpatſch und Pandur,
In Angſt geſetzt, in Furcht gebracht?
Gott, der auf Wolken fuhr!

Sein Donner zürnte Oeſtreichs Krieg
Bis ſpät in ſchwarze Nacht,
Wir Preußen ſingen unſern Sieg
Und rühmen Gottes Macht.

Gefangennehmung der ſächſiſchen Armee den 16. Oct. 1756.

Unter dem Schutze der Kanonen des Königſteins hatten die Sachſen eine Schiffbrücke geſchlagen und ſich den Uebergang auf das rechte Elbufer geſichert, wo am 11. Oct. der Feldmarſchall Brown mit 6000 Mann zu ihrer Befreiung eingetroffen war. Sturm und Regenwetter ſind Urſache, daß Brown die ihm gegebenen Signale nicht bemerkt; er ſelbſt kommt auf den Felſenwegen der ſächſiſchen Schweiz in Gefahr abgeſchnitten zu werden und marſchirt den 14. wieder nach Budin zurück. Die Lage der Sachſen, welche auf der Schiffbrücke nach dem rechten Ufer gelangt waren, wurde hier noch bedenklicher, als ſie auf dem linken geweſen, zumal da General Rutowski, um gegen Verfolgung geſichert zu ſein, die Brücke zerſtört hatte. „Als ſie am andern Ufer," erzählt Friedrich, „den Fels hinauf wollten, um die Ebne von Halbſtadt zu erreichen, fanden ſie nur einen ſchmalen Fußſteig, der von den Fiſchern gebraucht wird. Es war ein halber Tag nöthig, um zwei Bataillons durch denſelben marſchiren zu laſſen und der häufige Regen machte ihn grundlos. Sie mußten ihre Kanonen im Stiche laſſen, weil es unmöglich war, ſie an das andere Ufer zu bringen. Die Langſamkeit ihres Zuges veranlaßte, daß Reiterei, Infanterie, Gepäck und der Nachtrab dieſes ganzen Haufens durch einander in Verwirrung und Unordnung in der Gegend von Struppen blieben." Mit dieſer Darſtellung des Königs ſtimmt der Bericht eines ſächſiſchen Officiers, des Oberſten von Trautzſchen, überein. „Alle Klüfte und Felſen, wo wir durch mußten, waren von dem Feinde auf's ſtärkſte beſetzt und die Hülfe des Generals Brown war verſchwunden. Zweiundſiebenzig Stunden, wovon es 48 unauf-

hörlich regnete, hatten wir ohne Brod und Lebensmittel unter freiem Himmel und unter dem Gewehr zugebracht. Wenigen blieb andere Speiſe übrig als Wurzeln; gekochter Puder, mit Pulver geſalzen, (wenn's hoch her ging, mit Pomade geſchmalzen), war eine Labung und Holz das Futter für die Pferde." —

Während die armen Soldaten vor Hunger und Froſt umkamen, ſaßen der König von Polen und Graf Brühl warm auf dem Königſtein bei dampfenden Schüſſeln und gefüllten Gläſern. Daß die Hauptſtadt beſetzt, das Lager umzingelt, die Elbe geſperrt war, hatte Friedrich Auguſt ruhig geſchehen laſſen, aber jetzt war ſeine Geduld zu Ende: ein, für ſeine Tafel beſtimmter, Transport Wildpret war von den preußiſchen Vorpoſten weggenommen worden. Dies war gegen die Abrede, er ſchickte einen Adjutanten mit dringenden Vorſtellungen an Friedrich. Dieſer war gefällig genug, ihm zu antworten: „Ich habe ſehr ungern vernommen, daß einige von meinen Officieren ſo verwegen geweſen ſind, verſchiedenes Wildpret, das für Ew. Majeſtät Tafel beſtimmt geweſen, anzuhalten. Dieſelben können verſichert ſein, daß ich ſolche, wenn ich ſie herauszubringen vermag, nach der Schärfe beſtrafen, auch mir alles, was Dero Perſon und Familie betrifft, jederzeit werde heilig ſein laſſen." — Friedrich hatte, bevor er zur Armee nach Böhmen abging, alle Beredtſamkeit verſucht, den König von Polen zu einer gütlichen Ausgleichung zu überreden, vom 11 — 18. Sept. wurden täglich ein und mehrere Briefe gewechſelt; zuletzt wurde der General Winterfeld an Friedrich Auguſt abgeſchickt, um mit ihm zu unterhandeln, allein die Briefe, die er mit ſich brachte, waren nicht geeignet, den Grafen Brühl günſtig zu ſtimmen. „Daß Ew. Majeſtät — ſchreibt Friedrich an den König von Polen, Sedlitz den 18. Sept.

1756 — nach den authentiſchen Beweiſen, die ich Denenſelben von dem böſen Willen Dero Miniſters gegeben habe, noch immer daran zu zweifeln fortfahren, befremdet mich um ſo mehr, da ich mich zu meiner Rechtfertigung der Originalbriefſchaften bemächtigen müſſen. Ich bin überzeugt, es werde die ganze unpartheiiſche Welt erkennen, welchergeſtalt mich die unumgängliche Nothwendigkeit meiner Angelegenheiten und beſonders der ſo deutlich zu Tag gelegte böſe Wille Dero Miniſterii gezwungen haben, eine Partie zu ergreifen, die meiner Neigung und Denkungsart ganz zuwider iſt. Ew. Majeſtät ſcheinen wegen Dero Reiſe nach Polen ziemlich eilfertig, erinnern ſich aber nicht, wie ich in Anſehung Dero Truppen und der meinigen, die ihnen gegenüber ſtehen, eben ſo wenig noch länger warten könne. Meines Erachtens ſollten dieſe beiden Puncte zugleich ausgemacht werden."

Nach der Schlacht von Lowoſitz und nach dem mißlungenen Verſuche ſich mit Brown zu vereinigen, ſah ſich endlich der König von Polen gezwungen, ſich den harten Bedingungen des Siegers zu fügen. Am 14. Oct. wurde ein Waffenſtillſtand und am 16. eine Capitulation abgeſchloſſen. Friedrich Auguſt verließ in dieſer Zeit der Gefahr und Noth ſeine treuen Sachſen und zog es vor, mit dem Grafen Brühl nach Warſchau zu gehn, wo er, unbekümmert um das Schickſal des Kurfürſtenthums, welches der König von Preußen „in's Depot" nahm, die Kriegesjahre verſchlief. Die Königin und der Kurprinz blieben in Dresden. Die ſächſiſche Armee, ſiebenzehntauſend Mann ausgewählter Truppen, die Garde mit eingeſchloſſen, mußten vor dem Könige von Preußen das Gewehr ſtrecken und ſich zu Kriegsgefangnen ergeben. Dies geſchah auf der Höhe von Waltersdorf, wo ſich der König die Generalität und die Officiere vorſtellen ließ. Hierauf wurden die

Truppen regimenterweis über die Schiffbrücke bei Raden nach dem Lager von Struppen geführt, wo ſie dem Könige von Preußen den Fahneneid zu ſchwören gezwungen wurden. Die Officiere wurden auf ihr Ehrenwort, in dieſem Kriege nicht gegen Preußen zu dienen, entlaſſen. Die Infanterie erhielt preußiſche Officiere und preußiſche Uniformen; die Cüraſſiere wurden unter die preußiſchen Regimenter vertheilt; nur das Regiment leichter Pferde, Rutowski, blieb beiſammen; eben ſo die Artillerie, achtzig Stück Geſchütze. Einige Uhlanenpulks wurden dem Könige zur Begleitung nach Polen gelaſſen.

Friedrich ſagt ſelbſt in ſeinen Schriften, er habe einen großen Fehler begangen, dieſe ſächſiſchen Truppen nicht mit den preußiſchen zu vermiſchen, denn auf Treue und Ergebenheit war bei dieſem gezwungenen Dienſte nicht zu rechnen und bald liefen ſie bataillonsweiſe davon*). Außerdem mußte das Kurfürſtenthum noch 9000 Rekruten ſtellen.

Aus den, zum Theil eigenhändigen, Briefen und Befehlen des Königs, aus dem Lager bei Lowoſitz an den Generallieutenant v. Winterfeld, lernen wir die bedenkliche Lage kennen, in welche Friedrich anfänglich durch die Stellung der Sachſen bei Pirna gerieth. Sobald aber die Schlacht bei Lowoſitz gewonnen war, waren die Sachſen verloren.

(Im Lager bei Lowoſitz, d. 3. Oct. 1756.)

Bei jetziger Situation möchte gerne wiſſen, was die Sachſen endlich machen werden und ob die Bataille ihnen nicht

---

*) Den 28., 29. und 30. März 1757 ſchlugen ſich drei ſächſiſche Bataillons, welche in Guben, Lübben und Cottbus ſtanden, durch nach Polen zu ihrem Könige.

timidirt (eingeſchüchtert) hat, ich ſollte glauben, daß die Nachricht großes Schrecken beim ſächſiſchen Lager verurſachen muß, worüber von Ihm ſo bald möglich den Rapport erwarte.

(Eigenhändig.)

Es wehre nöhtig, das nuhn Mehro mit den Sakſen ein Ende würde oder ich mus mit rechten beſorgen, daß meine affären darunter leiden, alſo ſchreibe Er mihr mit guhter überlegung und positive, was dabei wirdt zu thun Seindt und wenn ein Ende wirdt. Es iſt absolut nötig, daß ich baldt davon informiret werde. adieu. Fch.

(Den 7. Oct., eigenhändig.)

Die Sakſen verderben mihr die gantze Campagne, ich werde, wohr es noch 8 Tage Tauret nicht im Stande Seindt mihr länger hier zu mainteniren, und würde ohnmöglich werden Sich Mit den großen Klumpen hier zu Souteniren, es wirdt Späht im Jahr und Braun hat nun zeit gehabt ſich ſeinen poſten hinter der Eger recht ſtark zu machen. Dieſes Land iſt ſchon ſehr mitgenommen und würde vohr der Supſiſtence eines großen Corps nichts als Laun, Leutmeritz, Saatz und Bilin bleiben, dar kan man nicht Stark genung Seindt umb im Fall einer Winter-Entrepriſſe dem Feindt zu reſiſtiren und cavalerie kan in der Wahrheit nicht über 10 escadrons hier noch Subſiſtiren.

(Den 9. Oct., eigenhändig.)

In der großen ungewißheit, wohrinn ich hier bin um 2 Haupt Evenemens, die Sakſen ihr vohrnehmen und Schwerin Seine Canonade So kan ich ihm Wenich ſchreiben. Hier wirdt bei die Gelegenheit die Gedult theuer, auf dieße beide Sachen kömmt mein Glücke und Unglücke auf den gantzen Krieg an, ich erwarte das Schickſal und die zeitungen und

hoffe der himmel und die brave trupen werden alles zum guhten ausführen."

(Den 12. Oct., eigenhändig.)

Ich ſehe wohl, daß es mit den Sakſen anjetzo zu Ende geht, ich glaube ſie werden entweder gegen Schandau zu, oder henersdorf probiren durchzukommen, weillen anjetzo die gantze Sache ins Kochen iſt, So habe die 3 mihr zugedachte Bataillons beordert nach Helmdorf zu Maſchiren und habe Sie an Pr. Moritz verwieſen. Die Hauptſache iſt ſich der Sakſen meiſter zu machen und ſo viel möglich ohne ſonderlich Blutvergießen. Ich warte nur ab was geſchehen wird und bin hier nur bedacht alles wohl zu decken, was bis dato ſo viel geſchehen iſt, das jenſeit der Elbe 5 oder 600 Huſaren und panduren ſich befinden und das gegen das Gebirge Annaberg keiner heran darf und überdehm Wir unſere Communication frei haben. Dieſes iſt alles, was ich vor Sie thun kann, das übrige, was dorten geſchieht mus ich vom glück erwarten. Ziehen Sie nicht zu viel von Seidlitz weg, Sonſten machen Sie ihnen ein Loch offen, indem Sie ihnen ein anderes zu Stoppen. Die leute werden falſche attaquen machen, allſo Seindt Sie behutſam und entblöſen ſich nirgens. adieu, ich wünſche tauſend glück.

(Den 13. Oct., eigenhändig.)

... Wegen Dresden ſo iſt noch das Batt. Lingefeld das kan ja entweder nach Seidlitz gehn, oder in Dresden bleiben, als dan hat es da nichts zu ſagen. Ich geſtehe daß weillen ich nicht ſelber ſehn kann was da paſſiret, das mir das hertze recht betrauet iſt.

Infanterie kan ich unter 3 Tage nicht Schiken und kähme zu Spåht. Wegen des lagers von Leſtwitz wirdt auch guht Seindt das Sie auf Ihrer huht Seindt, ich glaube das die

öſtreicher Suchen werden eine Diverſion zu machen, umb das die Sakſen an einen Ohrt Luft kriegen durch zu kommen, alleine weil Mir das terrain bei Meiring nicht bekannt iſt, ſo beſorge daß ſie ihm können in den rücken komen. adieu, auf dieſſe wenige Tage kömt nun alles an. Ich bitte mir, wenn es auch nuhr zwei Worte Seindt, alle Tage tzeitungen (Nachricht) aus. Fch.

Wie wir bereits erwähnten legten die Sachſen d. 16. Oct. die Waffen nieder und der König führte bald darauf ſeine Truppen in die Winterquartiere. Daß Friedrich für gute Mannszucht und ſtrenge Ordnung geſorgt wiſſen wollte, erſehen wir aus folgendem Befehl an den General v. Normann aus Groß-Sedelitz den 9. Nov. 1756. „Mein lieber Generalmajor v. Normann. Ich vernehme zu Meinem großen Mißfallen, daß Ihr anfanget zu plündern und allerhand exactiones (Erpreſſungen) zu machen; Ich erinnere und verwarne Euch hierdurch ſehr ernſtlich, daß Ihr von dem Moment an, wo Ihr dieſe Ordre empfangen werdet, alles Plündern, Geldſchneidereien und alle exactiones abſtellen und unterlaſſen ſollt, widrigenfalls Ihr verſichert ſein und zum voraus wiſſen ſollt, daß Wir ſehr ſtarke Unfreunde mit einander werden und Ich Euch bei der geringſten Anzeige von dergleichen unerlaubten und Mir ſehr mißfälligen Sachen zur ſtrengſten und rigoureuſeſten Verantwortung ziehen laſſen werde." —

Dem Geiſte und Herzen Friedrichs blieb es auch während dieſes Feldzuges Bedürfniß, mit einem Freunde ſeine Gedanken und Empfindungen auszutauſchen. Allein es ward ſchon jetzt immer einſamer auf ſeinem Lebenswege; die Treueſten waren von ihm geſchieden. Er hatte Suhm, Jordan, Kaiſerling, Camas, Dühan verloren; Voltaire war undankbar und treulos geworden; ſo waren ihm nur Algarotti in Italien und

der Marquis d'Argens in Berlin übrig, ein gebildeter, edler und treuer Freund, in deſſen Bruſt von jetzt an Friedrich Alles, was ihm Erfreuliches oder Trauriges begegnet, ausſchüttet. An ihn ſchreibt er nach der Schlacht von Lowoſitz aus dem Feldlager im October 1756: „Meine Truppen, mein lieber Marquis, haben Wunder der Tapferkeit gethan. Ich, als ein armer Philoſoph, zähle dabei nicht mehr, als Einer unter 25,000. Sie ſcherzen über das Aushungern der Sachſen, allein dergleichen Leute muß man bei ihrer ſchwachen Seite faſſen, und einen Gutſchmecker wie Lucull zahm zu machen, giebt es kein beſſeres Mittel, als daß man ihn faſten läßt. Ich habe Ihren erſten Brief erhalten und nicht beantwortet, weil ich über Berg und Thal war. Den Abbé de Prades (Vorleſer des Königs) habe ich in Sachſen zurückgelaſſen, da ich ſeine reinen Hände nicht mit katholiſchem Blute beſudeln wollte.

Den Franzoſen hat ſich der Kopf verdreht; unanſtändigere Ausdrücke, als ſie ſich über mich bedienen, giebt es nicht. Faſt ſollte man meinen, das Wohl Frankreichs hänge von dem Hauſe Oeſtreich ab. Die Thränen einer Dauphine (der Tochter Friedrich Auguſts III.) ſind beredter geweſen, als mein Manifeſt gegen die Oeſtreicher und Sachſen. Ja, ja, mein Freund, ich beklage die Folgen des Erdbebens, welches alles politiſche Gehirn in Europa in Verwirrung gebracht hat und wünſche Ihnen Ruhe, Geſundheit und Zufriedenheit.“ —

Der Sieg bei Lowoſitz, die Gefangennehmung des ſächſiſchen Heeres, die Eroberung eines Kurfürſtenthums durch einen Handſtreich, überhaupt die Kühnheit und Raſchheit, mit welcher Friedrich den Krieg begann, erregten in ganz Europa die größte Bewegung und Theilnahme. Schon den 26. Oct. 1756 ſchreibt Algarotti an den König:

„Sah man mich je im Felde des Mars zuletzt?“

Ew. Majeſtät können mit Recht dieſen ſchönen Vers wiederholen und Ihre Feinde müſſen ſich gehörig in die Finger beißen, Sie gezwungen zu haben, zu erſcheinen. Das Unternehmen Ew. Majeſtät war Cäſars, Ihres Gefährten im Ruhme, würdig und eben ſo die Ausführung. Der neue Ruhm, mit welchem ſich Ew. Majeſtät bedecken, gereicht dem Jahrhunderte und der Menſchheit zur Ehre. Nur Ew. Majeſtät ſtand es zu, die moderne Geſchichte zur Würde ber alten zu erheben. Jo triumphe! — — Fahren Sie fort, Sire, Cäſar zu verdunkeln und das Zeitalter aufzuklären. Schon ſehe ich Böhmen von Ihren ſiegreichen Truppen überſchwemmt und Ihre Feinde gezwungen, von Ihnen demüthig den Frieden zu bitten, welchen Sie denſelben ſo großmüthig an der Spitze Ihrer Armee zugeſtehn werden.“ Der König antwortet aus Dresden den 27. Nov. 1756: „Da Sie, Ihrem Briefe nach, Antheil an dem, was hier zu Lande vorgeht, zu nehmen ſcheinen, ſchicke ich Ihnen den Bericht über den Feldzug; Sie werden ihn nicht ganz übereinſtimmend mit dem, was Sie geleſen oder gehört haben, finden; wie dem aber auch ſein mag, er iſt nichts deſto weniger getreu.

Ich danke Ihnen für die Beweiſe der Anhänglichkeit, die Sie mir fortwährend geben; ſein Sie verſichert, daß ich es Ihnen aufrichtig Dank weiß und hiermit bitte ich Gott, daß er Sie u. ſ. w.“

Algarotti an den König.

Bologna, den 21. Dec. 1756.

„Die Schriften Ew. Majeſtät ſind nicht weniger bewundernswürdig, als Ihre Thaten. Ew. Majeſtät haben überall Freunde und die eifrigſten Parteigänger von Ew. Majeſtät

Feinden ſind genöthigt, die Rechtlichkeit der Gründe, auf denen Ew. Majeſtät Sache beruht, anzuerkennen und die Gewalt der Maaßregeln, welche Ew. Majeſtät zur Durchführung derſelben ergreift, zu bewundern. Wie viel des Großen iſt in dem kurzen Berichte, mit welchem Ew. Majeſtät mich zu beehren geruht haben, eingeſchloſſen!

„So wie das Wort, ſo führſt Du auch das Schwert!“

Ich zweifle keineswegs, Sire, daß Ew. Majeſtät mit den Legionen, welche Sie unter Ihren Befehlen und dem Kriegsrathe, den Sie in Ihrem Haupte haben, wenn irgend möglich, noch größere Dinge, als bisher ausführen werden. Wie glorreich, Sire, iſt es, einem Fürſten anzugehören, welcher mit ſeinem Ruhme die ganze Welt erfüllt!“

Der König weiſet das allzufreigebige Lob zurück. „Alles,“ ſchreibt er den 27. Dec. 1756, „was wir in dieſem Jahre gethan haben, iſt nur ein kleines Vorſpiel von dem, was Sie im nächſten Jahre erfahren werden. Wir haben ein wenig zu ſpät angefangen, um viel unternehmen zu können. Allein, was wir auch thun, wir ſchmeicheln uns keineswegs ſo ſehr, um nicht zu fühlen, daß wir nicht in dem Jahrhunderte der Cäſare leben. Alles, was man jetzt thun kann, iſt, wie ich glaube, die höchſte Stufe der Mittelmäßigkeit zu erſteigen; weiter reichen die Grenzen des Jahrhunderts nicht.

Ich danke Ihnen für Ihre guten Geſinnungen für uns und für Ihr Andenken; ſein Sie meines Wohlwollens verſichert und hiermit bitte ich Gott, daß er Sie in ſeinen Schutz nehme.

N. S. Die Kleinigkeiten, welche hier in dieſem Jahre vorfielen, ſind nur ein Vorſpiel des Kommenden und wir haben noch nichts gethan, wenn wir es nicht Cäſar am Tage bei Pharſalus gleich thun.“

Drittes Capitel.

Der Feldzug 1757. — Der Magiſtrat in Dresden ſchwört dem Könige von Preußen den Eid der Treue. — Friedrich Auguſt nimmt in Warſchau die Glückwünſche zum neuen Jahre entgegen. — Böhmiſche Würſte als Spione. — Preußen und Europa. — Die Achtserklärung des Reichstages. — Der Fiscal des heiligen römiſchen Reichs. — Dr. April wird von dem preußiſchen Geſandten zur Thüre hinausgeworfen.

Die Hülfsquellen zu dem bevorſtehenden Feldzuge wußte ſich der König vornehmlich in dem, von ſeinem Kurfürſten verlaſſenen, unglücklichen Sachſen zu eröffnen, welches er als eroberte Provinz behandelte. In Torgau war unter dem Miniſter Friedrich v. Bork ein Feldkriegsdirectorium niedergeſetzt, welches Contributionen auflegte und Kriegsſteuern ausſchrieb. Der König ſelbſt ordnete in Dresden, wo er den Winter über ſein Hauptquartier hatte, einen ſtrengeren Hof- und Staatshaushalt an, als man es dort bisher gewohnt war. Die Gehalte der Landescollegien wurden von 190,000 Thlr. auf 90,000 herabgeſetzt; der Hof-Operndirector erhielt anſtatt 15,000 Thlr. jetzt nur 2000 und ſo durch alle Zweige der Verwaltung. Die Hofſtaaten der Königin und des Kurprinzen empfanden es am unangenehmſten, auf ſo magre Koſt herabgeſetz worden zu ſein; ſie veranlaßten den Kurprinzen, ſich darüber bei dem Könige in nicht angemeſſener Weiſe zu be-

ſchweren. Friedrich antwortete ihm, Dresden, den 8. Nov. 1756: „Ich habe das Schreiben erhalten, welches Ew. Hoheit an mich ergehen zu laſſen ſich die Mühe genommen. Sie können überzeugt ſein, daß ich mir jederzeit ein Vergnügen daraus mache, Gelegenheit zu finden, Denſelben meine Hochachtung zu bezeigen. Allein, was dergleichen Sachen betrifft, wovon Sie in Ihrem Schreiben Erwähnung thun, bitte ich Dieſelben ſehr, ſich damit nicht zu befaſſen, noch dadurch meine Gelindigkeit zu mißbrauchen, der ich ſonſt mit der vollkommenſten Hochachtung u. ſ. w."

Der Magiſtrat zu Dresden ſchwur dem Könige von Preußen den 15. Febr. 1757 den Eid der Treue und konnte dies mit um ſo ruhigeren Gewiſſen thun, als Friedrich Auguſt, ohne ſich im Mindeſten um ſein Kurfürſtenthum zu kümmern, in Warſchau herrlich und in Freuden lebte. Bälle, Jagden, Luſtbarkeiten aller Art wechſelten an ſeinem Hofe in ununterbrochener Reihe ab. Die Kronbeamten, Senatoren und Miniſter beglückwünſchten den König in Warſchau zum neuen Jahre in feſtlicher Aufwartung; der Wortführer, Graf Bielinski, verſicherte der Majeſtät, daß Pflichtgefühl und Zuneigung für Allerhöchſtſie Aller Herzen erfülle. „Alle Arten von Glückſeligkeiten," ſo ſchloß er, „mögen wie bisher Ew. Majeſtät umgeben und die gnädige Vorſehung laſſe uns noch lange unter Dero ſanften Geſetzen leben."

Unterdeſſen ließ Friedrich die Porzellanvorräthe in Meißen einpacken und an den Kaufmann Schimmelmann, nachherigen däniſchen Miniſter, verkaufen. Die in dem japaniſchen Palais befindlichen Sammlungen, die Schätze der Bildergallerie und die in dem großen Garten im Freien aufgeſtellten, werthvollen antiken Statuen nahm Friedrich in ſeinen beſonderen Schutz und ſie wurden nicht als Kriegsbeute betrachtet. Die in Dres-

den fortwährend anweſende Königin von Polen wurde mit aller Achtung behandelt, obſchon ſie heimliches Einverſtändniß mit den Feinden unterhielt. „Zu eben der Zeit,“ erzählt Friedrich, „als dieſe Fürſtin den König von Preußen täglich durch ihren Hofmarſchall komplimentiren ließ, unterhielt ſie geheime Verſtändniſſe mit den öſtreichiſchen Generalen und benachrichtigte dieſelben von Allem, was ſie zu erfahren Gelegenheit hatte. Dies Betragen veranlaßte, daß man allerlei Vorſichtsmaaßregeln anwendete, um den Briefwechſel zu entdecken. So öffnete man am Thore eines Tages eine Kiſte voll Würſte mit einer Adreſſe an die Oberhofmeiſterin der Königin, Madam Ogilvi, welche bei Leutmeritz Güter hatte. Als man dieſe Würſte unterſuchte, fand man ſie ganz mit Briefen vollgeſtopft. Dieſe Entdeckung machte den Hof in ſeinem Briefwechſel etwas zurückhaltender. Indeß ging daſſelbe Spiel immer fort, nur, daß es etwas feiner getrieben wurde. Der böſe Wille der Königin ließ es dabei nicht bewenden; ſie ſchickte Emiſſarien in alle Garniſonen, wo der König von Preußen aus den bei Pirna gefangenen Sachſen neue Regimenter errichtete; dieſe ließ ſie zu Aufruhr, Meuterei und zur Deſertion ermuntern. Viele wurden von ihr verführt und ſie war Schuld daran, daß zu Anfange des Feldzuges ganze Corps ſich empörten und zu den Feinden übergingen. Die ſächſiſchen Officiere wurden von dem Könige von Polen von ihrem Ehrenworte entbunden, auf welches ſie bei der Capitulation in ihre Heimath entlaſſen worden waren. In den Jahrhunderten der Unwiſſenheit findet man Päpſte, welche die Unterthanen von dem Eide der Treue losſprachen; das Verbrechen, den Meineid zu rechtfertigen, war bis jetzt blos von einigen eiferſüchtigen und unverſöhnlichen Oberprieſtern begangen worden, nie aber von Königen, bei denen man Treue und Redlichkeit wiederfinden ſollte, wenn ſie

auch von der übrigen Erde verbannt wäre. „Ich halte mich,“ ſagt Friedrich in ſeinem Geſchichtsbuche, „bei dergleichen Zügen auf, weil ſie den Geiſt der Erbitterung und die hartnäckige Feindſeligkeit bezeichnen, welche in dieſem Kriege herrſchten und welche ihn vor allen anderen auszeichnen.“

Der Einfall des Königs in Sachſen wurde von dem Wiener Hofe als ein Bruch des Reichsfriedens angeſehen und nicht nur das geſammte deutſche Reich wider den Empörer aufgeboten, ſondern auch die mächtigen Bundesgenoſſen Frankreich, Rußland und Schweden, zuſammt den Königreichen Böhmen, Ungarn, Croatien und Slavonien zu den Waffen gerufen; eine Völkermaſſe von 100 Millionen, welche 450,000 Mann in das Feld rücken ließen, erhob ſich gegen das von der Memel bis zur Maas geſtreckte und zertheilte Preußen mit vier Millionen Einwohnern und einem Heere von 150,000 Mann. Noch war in Preußen die Nation nicht vorhanden, an welche, wie im Jahre 1813 ein Aufruf „An Mein Volk“ hätte können erlaſſen werden; keine Schweiz, kein Tyrol, keine Pyrenäen waren hier dem Guerillakriege günſtig, das offne Land war den Feinden von allen Seiten zugänglich, im Norden den Schweden, im Oſten den Ruſſen, im Süden den Oeſtreichern, im Weſten den Franzoſen und deutſchen Reichstruppen. Das Centrum für ſeine Operationen konnte Friedrich nicht einmal in ſeinem eigenen Lande nehmen, er mußte dazu Dresden und das ihm feindſelige Sachſen wählen, ohne daß es möglich geweſen wäre, eine ſichere Verbindung mit den entlegenen Provinzen am Rheine und an dem Niemen zu unterhalten. Wie wir indeſſen Friedrich bereits kennen gelernt haben, ſo zweifeln wir nicht daran, daß er den Kampf glücklich beſtehen werde. Er ſelbſt verhehlt ſich die Schwierigkeiten und Gefahren nicht, denen er entgegengeht, allein mit freiem Geiſte

den fortwährend anweſende Königin von Polen wurde mit aller Achtung behandelt, obſchon ſie heimliches Einverſtändniß mit den Feinden unterhielt. „Zu eben der Zeit," erzählt Friedrich, „als dieſe Fürſtin den König von Preußen täglich durch ihren Hofmarſchall komplimentiren ließ, unterhielt ſie geheime Verſtändniſſe mit den öſtreichiſchen Generalen und benachrichtigte dieſelben von Allem, was ſie zu erfahren Gelegenheit hatte. Dies Betragen veranlaßte, daß man allerlei Vorſichtsmaaßregeln anwendete, um den Briefwechſel zu entdecken. So öffnete man am Thore eines Tages eine Kiſte voll Würſte mit einer Adreſſe an die Oberhofmeiſterin der Königin, Madam Ogilvi, welche bei Leutmeritz Güter hatte. Als man dieſe Würſte unterſuchte, fand man ſie ganz mit Briefen vollgeſtopft. Dieſe Entdeckung machte den Hof in ſeinem Briefwechſel etwas zurückhaltender. Indeß ging daſſelbe Spiel immer fort, nur, daß es etwas feiner getrieben wurde. Der böſe Wille der Königin ließ es dabei nicht bewenden; ſie ſchickte Emiſſarien in alle Garniſonen, wo der König von Preußen aus den bei Pirna gefangenen Sachſen neue Regimenter errichtete; dieſe ließ ſie zu Aufruhr, Meuterei und zur Deſertion ermuntern. Viele wurden von ihr verführt und ſie war Schuld daran, daß zu Anfange des Feldzuges ganze Corps ſich empörten und zu den Feinden übergingen. Die ſächſiſchen Officiere wurden von dem Könige von Polen von ihrem Ehrenworte entbunden, auf welches ſie bei der Capitulation in ihre Heimath entlaſſen worden waren. In den Jahrhunderten der Unwiſſenheit findet man Päpſte, welche die Unterthanen von dem Eide der Treue losſprachen; das Verbrechen, den Meineid zu rechtfertigen, war bis jetzt blos von einigen eiferſüchtigen und unverſöhnlichen Oberprieſtern begangen worden, nie aber von Königen, bei denen man Treue und Redlichkeit wiederfinden ſollte, wenn ſie

auch von der übrigen Erde verbannt wäre. „Ich halte mich," ſagt Friedrich in ſeinem Geſchichtsbuche, „bei dergleichen Zügen auf, weil ſie den Geiſt der Erbitterung und die hartnäckige Feindſeligkeit bezeichnen, welche in dieſem Kriege herrſchten und welche ihn vor allen anderen auszeichnen."

Der Einfall des Königs in Sachſen wurde von dem Wiener Hofe als ein Bruch des Reichsfriedens angeſehen und nicht nur das geſammte deutſche Reich wider den Empörer aufgeboten, ſondern auch die mächtigen Bundesgenoſſen Frankreich, Rußland und Schweden, zuſammt den Königreichen Böhmen, Ungarn, Croatien und Slavonien zu den Waffen gerufen; eine Völkermaſſe von 100 Millionen, welche 450,000 Mann in das Feld rücken ließen, erhob ſich gegen das von der Memel bis zur Maas geſtreckte und zertheilte Preußen mit vier Millionen Einwohnern und einem Heere von 150,000 Mann. Noch war in Preußen die Nation nicht vorhanden, an welche, wie im Jahre 1813 ein Aufruf „An Mein Volk" hätte können erlaſſen werden; keine Schweiz, kein Tyrol, keine Pyrenäen waren hier dem Guerillakriege günſtig, das offne Land war den Feinden von allen Seiten zugänglich, im Norden den Schweden, im Oſten den Ruſſen, im Süden den Oeſtreichern, im Weſten den Franzoſen und deutſchen Reichstruppen. Das Centrum für ſeine Operationen konnte Friedrich nicht einmal in ſeinem eigenen Lande nehmen, er mußte dazu Dresden und das ihm feindſelige Sachſen wählen, ohne daß es möglich geweſen wäre, eine ſichere Verbindung mit den entlegenen Provinzen am Rheine und an dem Niemen zu unterhalten. Wie wir indeſſen Friedrich bereits kennen gelernt haben, ſo zweifeln wir nicht daran, daß er den Kampf glücklich beſtehen werde. Er ſelbſt verhehlt ſich die Schwierigkeiten und Gefahren nicht, denen er entgegengeht, allein mit freiem Geiſte

den fortwährend anweſende Königin von Polen wurde mit aller Achtung behandelt, obſchon ſie heimliches Einverſtändniß mit den Feinden unterhielt. „Zu eben der Zeit,“ erzählt Friedrich, „als dieſe Fürſtin den König von Preußen täglich durch ihren Hofmarſchall komplimentiren ließ, unterhielt ſie geheime Verſtändniſſe mit den öſtreichiſchen Generalen und benachrichtigte dieſelben von Allem, was ſie zu erfahren Gelegenheit hatte. Dies Betragen veranlaßte, daß man allerlei Vorſichtsmaaßregeln anwendete, um den Briefwechſel zu entdecken. So öffnete man am Thore eines Tages eine Kiſte voll Würſte mit einer Adreſſe an die Oberhofmeiſterin der Königin, Madam Ogilvi, welche bei Leutmeritz Güter hatte. Als man dieſe Würſte unterſuchte, fand man ſie ganz mit Briefen vollgeſtopft. Dieſe Entdeckung machte den Hof in ſeinem Briefwechſel etwas zurückhaltender. Indeß ging daſſelbe Spiel immer fort, nur, daß es etwas feiner getrieben wurde. Der böſe Wille der Königin ließ es dabei nicht bewenden; ſie ſchickte Emiſſarien in alle Garniſonen, wo der König von Preußen aus den bei Pirna gefangenen Sachſen neue Regimenter errichtete; dieſe ließ ſie zu Aufruhr, Meuterei und zur Deſertion ermuntern. Viele wurden von ihr verführt und ſie war Schuld daran, daß zu Anfange des Feldzuges ganze Corps ſich empörten und zu den Feinden übergingen. Die ſächſiſchen Officiere wurden von dem Könige von Polen von ihrem Ehrenworte entbunden, auf welches ſie bei der Capitulation in ihre Heimath entlaſſen worden waren. In den Jahrhunderten der Unwiſſenheit findet man Päpſte, welche die Unterthanen von dem Eide der Treue losſprachen; das Verbrechen, den Meineid zu rechtfertigen, war bis jetzt blos von einigen eiferſüchtigen und unverſöhnlichen Oberprieſtern begangen worden, nie aber von Königen, bei denen man Treue und Redlichkeit wiederfinden ſollte, wenn ſie

auch von der übrigen Erde verbannt wäre. „Ich halte mich,“ ſagt Friedrich in ſeinem Geſchichtsbuche, „bei dergleichen Zügen auf, weil ſie den Geiſt der Erbitterung und die hartnäckige Feindſeligkeit bezeichnen, welche in dieſem Kriege herrſchten und welche ihn vor allen anderen auszeichnen.“

Der Einfall des Königs in Sachſen wurde von dem Wiener Hofe als ein Bruch des Reichsfriedens angeſehen und nicht nur das geſammte deutſche Reich wider den Empörer aufgeboten, ſondern auch die mächtigen Bundesgenoſſen Frankreich, Rußland und Schweden, zuſammt den Königreichen Böhmen, Ungarn, Croatien und Slavonien zu den Waffen gerufen; eine Völkermaſſe von 100 Millionen, welche 450,000 Mann in das Feld rücken ließen, erhob ſich gegen das von der Memel bis zur Maas geſtreckte und zertheilte Preußen mit vier Millionen Einwohnern und einem Heere von 150,000 Mann. Noch war in Preußen die Nation nicht vorhanden, an welche, wie im Jahre 1813 ein Aufruf „An Mein Volk“ hätte können erlaſſen werden; keine Schweiz, kein Tyrol, keine Pyrenäen waren hier dem Guerillakriege günſtig, das offne Land war den Feinden von allen Seiten zugänglich, im Norden den Schweden, im Oſten den Ruſſen, im Süden den Oeſtreichern, im Weſten den Franzoſen und deutſchen Reichstruppen. Das Centrum für ſeine Operationen konnte Friedrich nicht einmal in ſeinem eigenen Lande nehmen, er mußte dazu Dresden und das ihm feindſelige Sachſen wählen, ohne daß es möglich geweſen wäre, eine ſichere Verbindung mit den entlegenen Provinzen am Rheine und an dem Niemen zu unterhalten. Wie wir indeſſen Friedrich bereits kennen gelernt haben, ſo zweifeln wir nicht daran, daß er den Kampf glücklich beſtehen werde. Er ſelbſt verhehlt ſich die Schwierigkeiten und Gefahren nicht, denen er entgegengeht, allein mit freiem Geiſte

beherrſcht er das Schickſal und das Vertrauen zu ſich ſelbſt verläßt ihn nicht. „Adieu, mein Lieber,“ ſchreibt er (franzöſiſch) den 15. Sept. 1756 an den Herzog Ferdinand von Braunſchweig, „feſt geſtanden und auf der Huth! Heiterkeit und Klugheit, und wir jagen den Teufel aus der Hölle, wenn einer drin ſitzt.“ Dem franzöſiſchen Geſandten, Herrn v. Valori, der ihn auf das Bedenkliche ſeiner Lage aufmerkſam machen wollte, ſchrieb er den 2. Nov. 1756: „Mit kaltem Blute ſeh' ich das Ungewöhnliche und Außerordentliche kommen, allein Sie können verſichert ſein, daß, weit entfernt mich zu entmuthigen, dies ein neuer Ritterdank und Kampfpreis für mich iſt, der mich antreiben wird, im nächſten Jahre das Unmögliche möglich zu machen.“ —

Der einzige Bundesgenoſſe, auf den Friedrich mit einigem Vertrauen rechnen durfte, war England. Mit dieſer Macht hatte er den 11. Jan. 1757 einen Vertrag abgeſchloſſen, welcher ihm ein Hülfsheer an der Weſer, eine Flotte in der Oſtſee und eine Million Pfd. Sterling Subſidien jährlich zuſicherte. Die engliſche Nation, welche dieſen Krieg mit richtigem Gefühle als einen Krieg des Proteſtantismus und der Glaubensfreiheit gegen eine neue katholiſche Liga Oeſtreichs und Frankreichs betrachtete, nahm lebhaft für Friedrich Partei und William Pitt, der große Chatam, ſchrieb den 31. März 1757 an ſeinen Freund Mitchell: „Ich hege die dankbarſten Gefühle der Verehrung und des Eifers für einen Fürſten, welcher als das unerſchütterte Bollwerk Europa's daſteht gegen das mächtigſte und boshafteſte Bündniß, welches jemals die allgemeine Unabhängigkeit bedroht hat.“

Durch das Bündniß mit England waren Hannover, der Herzog Karl von Braunſchweig-Wolfenbüttel, der Landgraf Wilhelm VIII. von Heſſen, der Herzog Friedrich III. von Sachſen-

Gotha und Altenburg und der Graf Friedrich Wilhelm zur Lippe-Bückeburg, welche von England Subſidien erhielten, als Verbündete gewonnen, obſchon der Kaiſer Franz I. das ganze heilige römiſche Reich mit Acht und Aberacht gegen den König von Preußen aufgeboten hatte.

Bei dieſer Gelegenheit ereignete ſich ein Vorfall, der zu den lächerlichſten Auftritten gehört, welche jemals in der Geſchichte des heiligen römiſchen Reichs vorgekommen ſein dürften und mehr als alles Andere die gänzliche Unbedeutenheit, zu der ſchon damals dieſes Schattenſpiel ehemaliger Herrlichkeit germaniſcher Nation herabgekommen war, bezeichnet.

Der Kaiſer hatte den König von Preußen und Kurfürſten von Brandenburg bei dem Reichstage zu Regensburg des Landfriedenbruchs angeklagt, durch den kaiſerlichen Hoffiscal Helm in Wien mehrere Schmähſchriften gegen Friedrich abfaſſen und dem Drucke übergeben laſſen. In einem kaiſerlichen Hofdecrete wurde dem Könige zum Voraus das Urtheil geſprochen und die in Regensburg anweſenden Geſandten der deutſchen Reichsfürſten traten jenem Decrete in einem Beſchluſſe vom 17. Jan. 1757 bei, nach welchem der König vorgeladen, in die Reichsacht erklärt und gegen ihn eine e i l e n d e Executionsarmee aufgeboten werden ſollte. Ein verhängnißvoller Druckfehler hatte die e i l e n d e Reichsarmee in eine e l e n d e verwandelt; bei Roßbach werden wir erfahren, daß ſie unter Anführung des Reichsmarſchalls, Prinzen Joſeph von Hildburghauſen, beide Bezeichnungen in Anſpruch nehmen konnte. Die Förmlichkeit erforderte, daß dem, in Regensburg anweſenden, kurbrandenburgiſchen Geſandten, Freiherrn v. Plotho, die fiscaliſche Vorladung des Kurfürſten und Markgrafen zu Brandenburg in eigener Perſon, damit er ſehe und höre, wie er werde in des Reiches Acht und Aberacht erklärt und aller ſeiner Lehne, Rechte, Gnaden.

Freiheiten und Anwartſchaften beraubt werden," zu eigenen Händen übergeben würde.

Hierzu wurde von Wien aus durch den kaiſerlichen Reichshoffiscal Helm der kurbairiſche Regierungs= und Hofgerichts=Advocat, Dr. April als geſchworner kaiſerlicher Notarius publicus, mittelſt eines Schreibens, d. d. Wien d. 8. Oct. 1757, bevollmächtigt und beauftragt.

In ſeinem vollen Amtsornate, mit ſchwarzem Mantel, Perrücke und Haarbeutel, den Klapphut unter dem Arme, den Galanteriedegen an der Seite, die verbrieften und verſiegelten Vorladungsſchreiben in der Hand, begab ſich der Doctor April von zwei eben ſo ſtattlich ausſtaffirten Zeugen, dem Magiſter und Procurator Gerbel und dem Conſiſtorialſchreiber Rockinger begleitet, in die Wohnung des Herrn v. Plotho. Bei einer erſten Anmeldung ließ ſich dieſer mit Unwohlſein entſchuldigen und die Herren bitten, den folgenden Tag wiederzukommen. Aus dem eigenhändigen Berichte des Dr. April an den kaiſerlichen Reichshoffiscal erfahren wir über dieſen zweiten Beſuch Folgendes: „Ich verfügte mich nach beſchehener Anmeldung (Freitag den 14. Oct., Mittags Punkt 12 Uhr), da der Bediente vorausging und den Weg gewieſen, mit beiden Zeugen eine Stiege hoch in das Vorzimmer des Herrn Geſandten Freiherrn v. Plotho, allwo dieſer, da wir kaum in das Zimmer getreten, durch ein Nebenzimmer in ſeinem Schlafrocke uns ſchon entgegen kam mit Vermelden, was ich ihm vorzubringen und zu ſprechen hätte? Ich inſinuirte Ihnen demnach Citationem fiscalem mit folgenden Worten: Ich habe Ew. Excellenz gegenwärtige Schrift zu übergeben, aus welcher dieſelben citationem fiscalem zu erſehen haben, daß Ihro Königl. Majeſtät zu Preußen als Kurfürſtliche Durchlaucht zu Brandenburg erhebliche Urſach zuzubringen hätten, warum auf die

fiscaliſche Anklag die anbegehrte kaiſerliche Erklärung nicht geſchehen ſolle?"

Es nahm gleich beim Anfange meiner gemachten Inſinuation Se. Exc. Freiherr v. Plotho die Citationem fiscalem ſammt dem opponendo aus meinen Händen zu ſich, welche in folgenden terminis beſtunde:

Wir Franz von Gottes Gnaden u. ſ. w. Nachdem nun hochgedachter Freiherr v. Plotho ſothane von mir übernommene Citationem fiscalem eingeſehen und die ganz unten her ſtehende Worte:

Citatio ad videndum et audiendum, se declarari in poenam Banni Imperii et privari omnibus feudis, juribus, gratiis, privilegiis et expectativis, in Sachen des gewaltſamen Königl. Preußiſchen, Kur-Brandenburgiſchen Einfalls in die Königl. Polniſchen Kurſächſiſchen Lande betreffend, in specie Fiscalis imperialis aulicus contra den König in Preußen als Kurfürſten zu Brandenburg u. ſ. w., nachdem — ſage ich — gedachter Freiherr v. Plotho ſolches eingeſehen und zu Geſicht bekommen, hatte Se. Excellenz ſich anfänglich verfärbet und kurz nachher etwas mehreres entzündet, bald darauf aber, da er mit attention die Citationem fiscalem eingeſehen und betrachtet, ſeind Se. Excellenz in einen heftigen Zorn und Grimm gerathen, alſo zwar, daß Dieſelben ſich nicht mehr ſtille zu halten vermöget, ſondern mit zitternden Händen und brennendem Angeſicht beede Arme in die Höhe haltend gegen mir aufgefahren, dabei auch die fiscaliſche Citation nebſt dem opponendo annoch in ſeiner rechten Hand haltend, in dieſe formalia wider mich ausgebrochen:

„Was? Du Flegel! Inſinuiren?"

Ich antwortete hierauf: dieſes iſt mein Notariatsamt, dem ich nachkommen muß.

Deſſen aber ungeachtet fallete mich er, Freiherr v. Plotho, mit allem Grimme an, ergriffe mich bei den vorderen Theilen meines Mantels mit dem Vermelden:

„Willſt Du es — nemlich die Citationem — zurücknehmen?"

Da ich nun mich deſſen geweigert, ſtoßete und ſchubete er ſothane Citation, benebſt dem opponendo vorwärts zwiſchen meinen Rock mit aller Gewalt hinein und da er mich annoch bei dem Mantel haltend zum Zimmer hinausgedruckt, ruffete er zu den zwei vorhanden geweſenen Bedienten: „Werfet ihn über den Gang hinunter!" welche aber an dieſem actu ſelbſten ganz unverhofft nicht wußten, was ſie eigentlich thun ſollten, ſondern haben nur, freilich ohne mindeſte Handanlegung, zu Ausweichung angeſchienener gefährlichen Thätlichkeiten, da inzwiſchen Herr Geſandte, Freiherr v. Plotho, wiederum zurück in ſein Zimmer ſich begeben, deſſen Kammerdiener aber, welcher Anfangs auf den Stiegen geſtanden, nicht mehr zu ſehen geweſt — mich ſammt den Zeugen zurückbegleitet und aus dem Haus uns zu verfügen genöthiget."

Daß dieſe Erzählung Wort für Wort der Wahrheit gemäß ſei, bekräftigt der Dr. April durch ſein beigedrucktes Notariatsſiegel, ſo wie durch ſeine und der beiden mitgenommenen Zeugen eigenhändige Unterſchrift. — Von Zeit zu Zeit erſchien wiederum eine Vorladung des Reichsfiscals; allein zur Einhändigung derſelben an den Freiherrn v. Plotho ſcheint weder der Dr. April, noch ein anderer kaiſerlicher Notar beſondere Neigung gehabt zu haben.

Nach einem kurzen Beſuche in Berlin im Januar 1757 war Friedrich nach Dresden zurückgekehrt, wo er ſich an der italieniſchen Oper und Concerten vergnügte, ſein Heer verſtärkte

und übte, dichtete und den Plan zum Feldzuge entwarf. Den Anordnungen und Befehlen des Königs zufolge ſollte dieſer Feldzug mit der Beſitznahme Böhmens und der Eroberung Prags eröffnet werden. Der König war auf einen Kampf auf Tod und Leben gefaßt. „Es wirdt,“ ſchreibt er eigenhändig, Dresden d. 5. März 1757, an den Generallieutenant v. Winterfeld, „das jahr Stark und Scharf her gehn, aber man mus die ohren Steif halten und jeder der Ehre und liebe vohr das Vahterlandt hat mus alles dran Setzen, eine guhte huſche ſo wirdt alles Klarer werden.“ Was der Hofkriegsrath in Wien für Operationspläne entwirft, erfährt Friedrich zu rechter Zeit, er theilt ſie unter obigem Datum dem General Winterfeld mit und läßt ihm dazu ſchreiben: „Da Mir von ſehr guter Hand die in Abſchrift anliegende Nachricht zugekommen iſt, was en gros in denen zu Wien gehaltenen Conferenzien über die Operationes der bevorſtehenden Campagne vorgefallen, ſo habe Ich Euch ſolche communiciren wollen und glaube das, was die franzöſiſche Operationes anlangt, ſolche ziemlich richtig ſein mögen; wegen deren öſtreichiſchen aber hoffe ich noch nähere und mehrere Nachrichten zu bekommen. Ich bin Euer wohlaffectionirter König

Friedrich.“

In vier Colonnen rückte das preußiſche Heer in Böhmen ein; der König ſelbſt brach den 20. April aus dem Lager von Lockwitz auf nach Außig, der Prinz Auguſt von Bevern führte ſein Corps aus der Oberlauſitz nach Reichenberg und vertrieb von hier den 20. April ein Corps Oeſtreicher von 20,000 Mann. Der Feldmarſchall Schwerin drang (den 18. April) über Trautenau und Nachod, Prinz Moritz von Deſſau über Kommotau (den 21.) in Böhmen ein.

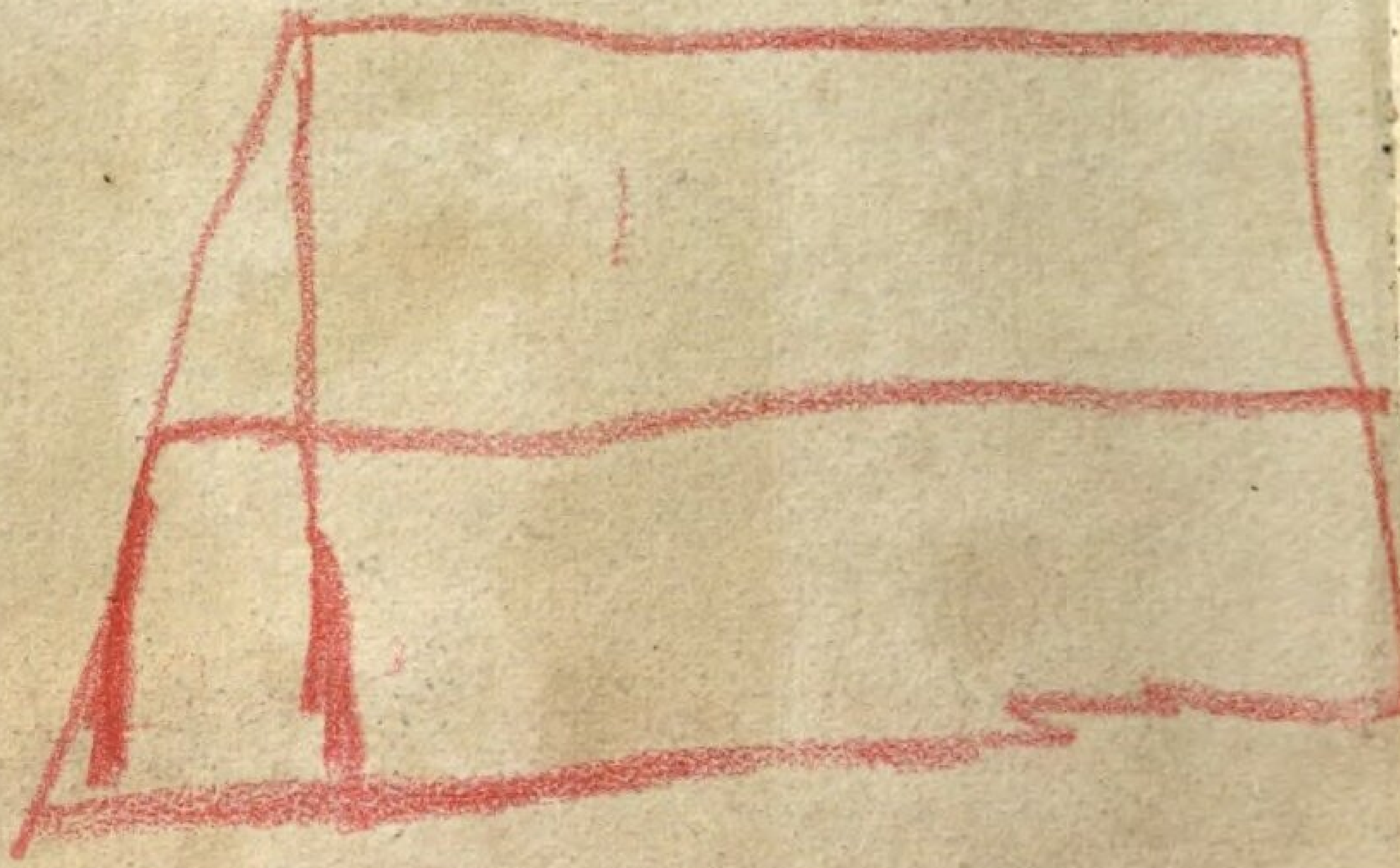
Die Schlacht bei Prag,
den 6. Mai 1757.

Die kaiſerliche Armee, von dem Prinzen Karl von Lothringen und dem Feldmarſchall Brown befehligt, hatte in und um Prag in den letzten Tagen des Aprils eine feſte Stellung eingenommen, 45,000 Mann ſtark; ein zweites Corps von 37,000 Mann, von dem Feldmarſchalle Daun befehligt, ſtand den 4. Mai bei dem Schloſſe Humburg, unweit Neubidſchow an der Czidlina. Der Feldmarſchall Schwerin mit 50,000 Mann ging den 1. Mai über die Iſer und bezog ein Lager zwiſchen Melnik, Benatek und Byſchitz; den 4. ging er bei Brandeis über die Elbe und vereinigte ſich den 6. Mai in aller Frühe mit dem Heere des Königs bei dem Dorfe Gbell; Friedrich befehligte den rechten, Schwerin den linken Flügel der Schlachtordnung; der Fürſt Moritz und der Marſchall Keith blieben jenſeits der Moldau. Der rechte Flügel des öſtreichiſchen Heeres ſtand auf den Anhöhen von Proſſik, der linke vorwärts von Sattalize, in der Fronte durch den moraſtigen Wieſengrund der abgelaſſenen Teiche zwiſchen Sterboholy und Hoſtawitz und auf dem linken Flügel durch den Teich von Keyge gedeckt.

Der König ſtand um 9 Uhr des Morgens auf den Höhen nordöſtlich von Hoſtawitz in Schlachtordnung; Schwerin, deſſen Infanterie bis zu den abgelaſſenen Teichen, welche man für feſten Wieſengrund gehalten hatte, vorgerückt war, meldete ihm, daß er zum Angriffe vorrücke. Der König machte ihn auf die Schwierigkeit des Terrains und auf die vortheilhafte Stellung der Feinde aufmerkſam. Der alte Feldmarſchall aber entgegnete: „friſche Fiſche! gute Fiſche!“ ſprengte zu ſeinen Grenadieren und ließ ſie über die moraſtigen Wieſen zum

C. Preisel & C. Geyer. sc.

Feldmarſchall Schwerin.



Sturme gegen die Batterien bei Hloupetin vorgehen. Auch einiges Geſchütz hatte er herangezogen; dem Feldmarſchall Brown wurde der rechte Schenkel zerſchmettert, er wurde vom Schlachtfelde getragen und ſtarb an ſeiner Wunde. Seine Grenadiere rächten den Feldherrn, der mit banger Ahnung und mit Thränen im Auge den Prinzen Karl beſchworen hatte, die Schlacht nicht anzunehmen. Die Preußen wurden aus Sterboholy geworfen und die feindliche Reiterei ſchickte ſich an, den ungeordneten Rückzug zum Einhauen zu benutzen, als der König mit ſeiner Reiterei auf einem ſchmalen Damme zwiſchen Sterboholy und dem Teiche von Unter-Miecholup hervorbrach und der tapfere Prinz von Schönaich die Oeſtreicher zum Weichen brachte. Unterdeſſen hatte der Feldmarſchall Schwerin ſein in Unordnung gewichenes Grenadierregiment wieder geſammelt und geordnet. Er ſprach ſeinen Leuten Muth zu, ließ ſich die zerſchoſſene Fahne auf das Pferd reichen und mit dem Rufe: „Vorwärts, Kinder!“ führte er das Regiment wieder gegen die feindlichen Batterieen. Die Fahne mit dem preußiſchen Adler hoch in der Rechten ritt der tapfere Führer inmitten ſeiner Grenadiere bis unter die Mündung der feindlichen Kanonen; da ſank er, von fünf Kartätſchenkugeln getroffen, vom Pferde. Ein Mitkämpfer und Augenzeuge, der Generallieutenant v. Winterfeld, hat über die Schlacht einen eigenhändigen Bericht hinterlaſſen, welcher uns über den Tod Schwerin's und über den Gang, den die Schlacht ferner genommen, genau unterrichtet. Nachdem er berichtet hat, wie er dem Feinde in der Beſetzung von Sterboholy zuvorgekommen und über das Vorwerk hinaus weiter entgegengerückt, fährt er fort: „Das feindliche Kartätſchenfeuer fing indeſſen an und wir waren annoch im vollen Avanciren, mochten auch kaum noch 200 Schritte von der feindlichen Linie ſein, als ich

das Unglück hatte, vor dem Schwerinſchen Regimente bleſſirt zu werden und für todt vom Pferde zur Erde fiel. Als ich mich nach einigen Minuten wieder ermunterte und den Kopf in die Höhe hob, fand ich Niemanden von unſeren Leuten mehr um und neben mir, ſondern bereits Alles hinter mir mit Hochanſchlagen (Abfeuern der Gewehre) auf der Retraite. Die feindlichen Grenadiers waren ohngefähr 80 Schritte von mir, blieben aber halten und trauten ſich uns nicht zu folgen. Ich raffte mich denn ſo geſchwinde, als es meine Mattigkeit nur zulaſſen wollte, auf, holte auch unſern confuſen Klumpen wieder ein; konnte aber weder durch Bitten, noch Drohungen einen einzigen Mann bewegen, der einmal das Geſicht nach dem Feinde gedreht, noch weniger aber Halt gemacht hätte. In dieſem embarras fand mich der ſelige Feldmarſchall und daß mir das Blut ſtromweiſe aus dem Halſe herunterfloß. Weil ich nun zu Fuß und Niemand von meinen Leuten bei mir war, ſo ließ er mir ſein Handpferd, welches er noch übrig hatte, geben, riß dem Stabscapitain Rohr, welcher eine Fahne genommen hatte, um die Burſche dadurch zum Stehen zu bewegen, ſelbige aus der Hand und ritt ſelbſt damit vor. Ehe er aber noch damit reüſſiren konnte, ward dieſer würdige Mann in derſelben Minute durch fünf Kartätſchenkugeln zu Boden gelegt, ſo wie auch ſein braver Adjutant, der Hauptmann v. Platen, dergeſtalt bleſſirt, daß er des anderen Morgens ſtarb."

Winterfeld fügt noch hinzu, wie nach Ankunft des zweiten Treffens die Bataillons wieder friſch auf den Feind losattaquirt, auch der Prinz Heinrich mit dem rechten Flügel, ohne Ordre abzuwarten, ſo prompt und mit ſolcher fermeté attaquirt, daß die feindliche Linie überall zum Weichen gebracht worden ſei. — Entſcheidend war ein Angriff des Generalma-

jors v. Manſtein, welcher die feindliche Stellung bei Keyge durchbrach und ſo den, von dem Könige angeordneten, Cavallerieangriff unterſtützte. „Ihr habt Ehre genug!“ rief das Bataillon Wreden dem zuſammengeſchmolzenen Häuflein des Regiments Winterfeld zu, als dies noch einmal zum Sturme einer Batterie vorrücken wollte; „Cameraden, laßt uns nun heran!“ Der Feind wurde aus allen ſeinen Stellungen vertrieben und floh über die Ebene von Maleſchitz nach Prag, wohin der Prinz Karl, bewußtlos in Krämpfen liegend, gebracht worden war. Noch an dem Abende der Schlacht rückte der König ſo nahe an die Stadt heran, daß er ſie einſchloß und am folgenden Morgen zur Uebergabe auffordern laſſen konnte. „Dieſe Schlacht,“ ſagt Friedrich, „welche gegen 9 Uhr des Morgens anfing, dauerte, das Nachſetzen mit einbegriffen, bis 8 Uhr des Abends. Sie war eine der blutigſten in dieſem Jahrhunderte. Die Feinde verloren dabei 24,000 Mann (ſie ſelbſt geben 13,324 Mann an), darunter 5000 Gefangene, unter denen ſich 30 Officiere befanden; außerdem nahm man ihnen 11 Standarten und 60 Kanonen ab. Der Verluſt der Preußen belief ſich auf 18,000 Mann, ohne den Feldmarſchall Schwerin zu rechnen, der allein mehr als 10,000 Mann werth war. Sein Tod machte, daß die Lorbeern des Sieges verwelkten, den man durch ein zu koſtbares Blut erkauft hatte. An dieſem Tage fielen die Säulen des preußiſchen Fußvolkes. Gefährlich verwundet wurden die Generale v. Fouqué und v. Winterfeld; ihr Leben verloren: v. Hautcharmoy, v. Goltz, Herzog von Holſtein, Generalmajor v. Manſtein, v. Anhalt und eine Menge tapferer Officiere und alter Soldaten, welche zu erſetzen ein blutiger und grauſamer Krieg nicht Zeit gewährte.“

Mit der Verleihung von Ehrenzeichen und Auszeichnungen fing der König an ſparſamer zu werden. Nach der Schlacht

von Prag wurde der Oberſt v. Seidlitz zum Generalmajor ernannt. Als der Herzog Ferdinand für die Officiere ſeines Regiments ſich den Orden pour le mérite ausbat, antwortete ihm der König aus dem Lager bei Prag den 30. Mai 1757 (franzöſiſch): „Sie dürfen nicht daran zweifeln, daß ich Ihnen gern gefällig bin; allein ich hoffe auch, Sie geben mir zu, daß der Verdienſtorden, wenn er zu allgemein wird, aufhört, eine Auszeichnung zu ſein, zumal wenn ihn ſämmtliche Officiere der Regimenter der Prinzen erhalten; dies würde keinen guten Eindruck machen."

Die Fahne, unter der Schwerin ſank, wird in dem alten Zeughauſe zu St. Petersburg verwahrt, ohne daß man weiß, wie ſie dorthin gekommen iſt. Eine Bildſäule von Marmor auf dem Wilhelmsplatze in Berlin und ein Bild in der daſigen Garniſonkirche von Rode wurden ihm von ſeinem Könige geweiht. Selbſt die Feinde erkannten ihm den verdienten Lorbeer zu und zwanzig Jahre nach der Schlacht finden wir den freiſinnigen Kaiſer Joſeph II. auf jenem Schlachtfelde in der Mitte von ſechs Grenadierbataillons, denen er die tapfere That Schwerin's erzählt, worauf eine dreimalige Ehrenſalve erfolgte, während welcher der Kaiſer und die Generale den Hut abnahmen und die Fahnen geſenkt wurden.

Preußiſche Officiere haben ihm hier 1824 einen einfachen Denkſtein von röthlichem Marmor errichtet. Der preußiſche Grenadier ſang zu Ehren des Feldherrn ein

„Siegeslied."

Victoria! mit uns iſt Gott,
Der ſtolze Feind liegt da!
Er liegt, gerecht iſt unſer Gott,
Er liegt, Victoria!

Zwar unſer Vater iſt nicht mehr,
Er ſtarb als tapfrer Held,
Und blickt auf unſer Siegesheer
Von hohem Sternenzelt.

Er ging voran, der edle Greis!
Mit Gott für's Vaterland.
Sein Scheitel, wie der Schnee ſo weiß,
Doch tapfer ſeine Hand.

Und als nun unſre Fahne ſank
Ergriff er ihren Schaft,
Er hoch zu Roß ſie muthig ſchwang
Mit jugendlicher Kraft.

Vorwärts! rief er und ritt voran,
Auf Schanzen und Geſchütz;
Wir folgten Alle Mann für Mann
Trotz Donnerſchlag und Blitz.

Ach! aber unſer Vater fiel,
Die Fahne ſank auf ihn.
Ha! welch' glorreiches Lebensziel
Glückſeliger Schwerin!

Dein König hat dich treu beweint,
Treu warſt du bis zum Tod.
Wir aber ſtürzten in den Feind
Und rächten deinen Tod.

Und weigert Oeſtreich Tag für Tag
In Frieden heimzuziehn;
So ſtürme Friedrich erſt auf Prag,
Und führ' uns dann nach Wien.

Die Schlacht bei Kollin
den 18. Juni 1757.

Wär' es dem Könige geglückt, den Prinzen Carl, der ſich mit vierzigtauſend Mann nach Prag geworfen hatte, eben ſo wie die Sachſen bei Pirna, durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen, oder die Stadt zu erobern, ſo würde der Feldzug und vielleicht der Krieg ſchnell beendet worden ſein. Allein der Prinz hielt ſich tapfer, zu ſeinem Entſatze rückte der Feldmarſchall Daun mit einem anſehnlichen Heere heran, ihm zog Friedrich, der den berüchtigten Räuber-Hauptmann Käſebier als Spion bei ſich hatte, auf der großen Straße, die nach Wien führt, bis Planian entgegen.

Auf dem linken Elbufer, öſtlich von Planian liegt das Städtchen Kollin; in deſſen Nähe hatte Daun eine feſte Stellung auf den Höhen bei dem Dorfe Chatſemitz genommen, auf beiden Seiten durch Abhänge und Thalgründe geſchützt. Am 18. Juni, — ein Tag, heiß, aber nicht ſo glücklich für die preußiſchen Waffen, wie der Schlachttag von Belle-Alliance — beſchloß Friedrich zu ſchlagen. Von einem an der Landſtraße einzeln gelegenen Wirthshauſe Slatisluntz, oder „zur goldenen Sonne“ genannt, überſchaute der König die Schlachtordnung des Feindes und ordnete den Angriff. An einigen Punkten wichen die Feinde, allein es war nur ein verſtelltes Zurückgehen, um die Preußen bis unter die Batterieen zu locken, die dann ein mörderiſches Feuer auf ſie mach-

ten. Die preußiſche Cavallerie wich zurück, ſelbſt Ziethen und Seidlitz machten vergebliche Verſuche in die Feinde einzudringen; das geworfene Cuiraſſierregiment des Prinzen Heinrich riß die hinter ihm ſtehende Infanterie in Unordnung mit ſich fort. Jetzt ſammelte der König ſelbſt ein kleines Häuflein und führt es mit klingendem Spiele gegen eine feindliche Batterie; allein je ſtärker die Kanonen donnern, deſto ſchwächer wird die Feldmuſik, die Grenadiere verlieren ſich und ein Adjutant erlaubt es ſich, den König, deſſen Blick nur vorwärts gerichtet war, zu fragen: „wollen Ew. Majeſtät die Batterie allein erobern?" Friedrich ſieht ſich verlaſſen, in Unmuth reitet er zurück, die halbverſchmachteten Krieger ſinken ermattet nieder. Ein General verſichert, daß die Leute nicht mehr heran zu bringen ſind. „Wollen die Kerls denn ewig leben?" ruft der König in erbitterter Aufregung. „Hörſt Du, Fritze, entgegnet ihm ein alter Grenadier, für dreizehn Pfennige iſt's genug für heut!"

So ließ es denn auch der König genug ſein für heut; er war ſo erſchöpft, daß er vom Pferde ſtieg und ſich eine Zeit lang auf einige Balken niederſetzte, wo ihm ein verwundeter Cuiraſſier einen Trunk Waſſer in ſeinem Hute brachte. Die Generale Ziethen und Hülſen hielten bis Abend 9 Uhr noch in der Nähe von Kollin und deckten den Rückzug des Königs, der ſich beeilte, das bei Prag zurückgelaſſene Heer zu erreichen, die dortige Belagerung aufhob und mit einem Theile ſeines Heeres über Melnik nach Leitmeritz marſchirte, wo er den 27. Juni ein Lager bezog, während die noch übler zugerichtete Abtheilung unter dem Prinzen Moritz den 28. bei Jungbunzlau lagerte.

Der Verluſt des Heeres war bedeutend; er betrug an Todten, Verwundeten und Gefangenen 13,773 Mann und 326 Of-

ficiere. Zweiundzwanzig Fahnen und 45 Kanonen waren in die Hände der Sieger gefallen. Die Entmuthigung im Heere bei Soldaten und Officieren war groß, ſelbſt der tapfre Bruder des Königs, der Prinz Auguſt Wilhelm brach in laute und unvorſichtige Klagen aus. Friedrich allein behielt Ruhe und Beſinnung; er ſorgte zunächſt für Verpflegung der Soldaten, dann ließ er, der ſonſt auf geiſtlichen Zuſpruch nicht allzuviel gab, den Feldprediger Küſter zu ſich rufen und befahl ihm in der Sonntagspredigt im Lager zu Leitmeritz „nicht nur alle vernünftigen Gründe der Religion in ſeiner Predigt anzuwenden, den geſunkenen Muth wieder aufzurichten, ſondern auch ohne Schonung den Officieren und Gemeinen, welche am Tage der Schlacht ſich ſchlecht genommen, ihre Pflichtvergeſſenheit vorzuhalten.“ Den höheren Officieren hielt Friedrich ſelbſt eine derbe Strafpredigt; dem Fürſten Moritz von Deſſau geſtattete er in den erſten Tagen keine Ehrenwache im Lager, bis er ſich auf die ehrenvollſte Weiſe gegen den König gerechtfertigt hatte.

Friedrich ſelbſt finden wir bald geſammelt genug, um philoſophiſche Bücher zur Hand zu nehmen und ſeinen Freunden zu ſchreiben. Aus dem Lager zu Leitmeritz ſchreibt er dem Marquis d'Argens nach Berlin: „Bedenken Sie, mein lieber Marquis, daß der Menſch mehr Gefühl, als Vernunft beſitzt. Ich habe den dritten Geſang des Lucrez geleſen und wieder geleſen, allein ich finde darin nichts weiter, als die Nothwendigkeit des Uebels und die Fruchtloſigkeit des Gegenmittels. Eine Linderung meines Schmerzes finde ich in der täglichen Arbeit, die ich thun muß und in den unaufhörlichen Zerſtreuungen, mit welchen mich meine zahlreichen Feinde verſorgen. Wär' ich bei Kollin geblieben, dann befände ich mich jetzt in einem Hafen, in welchem ich keine Stürme mehr fürch-

ten würde. So muß ich noch auf dieſem ſtürmiſchen Meere umhertreiben, bis mir endlich ein kleines Fleckchen Erde das Gut gewährt, welches ich in dieſer Welt nirgend fand. Adieu mein Lieber, ich wünſche Ihnen Geſundheit und jede Art des Glücks, welche mir fehlt." —

Mit etwas freierem Muthe ſchreibt er bald darauf an den Lord Mariſhal nach Neufchatel: „Fortuna hat mir den Rücken zugewendet, ich hätte darauf gefaßt ſein ſollen, ſie iſt ein Frauenzimmer und ich bin nicht galant. Ich hätte mehr Fußvolk nehmen müſſen; dreiundzwanzig Bataillons reichen nicht hin, ſechzigtauſend Mann aus einer vortheilhaften Stellung zu vertreiben. Glückliche Erfolge, mein lieber Lord, geben uns oft ein verderbliches Vertrauen; wir werden unſere Sache ein andres Mal beſſer machen. Was ſagen Sie zu dieſem Bündniſſe der Feinde, bei dem es nur auf dem Markgrafen von Brandenburg abgeſehen iſt? Der große Kurfürſt würde ſehr erſtaunt ſein, ſeinen Enkel im Kampfe mit den Ruſſen, Oeſtreichern, mit faſt ganz Deutſchland und mit 100,000 Mann franzöſiſcher Hilfstruppen zu ſehen. Ich weiß nicht, ob es mir Schande machen wird, zu unterliegen; allein für jene wird es keine ſonderliche Ehre ſein, mich zu überwinden." —

Anfänglich dachte der König ſich noch in Böhmen halten zu können. Dem Prinzen Moritz, der ihm den 29. Juni meldet, daß er ſich weiter nach der Lauſitz zurückziehen werde, ſchreibt er: „Ew. Liebden Schreiben erhalte ich ſogleich, erſehe aber daraus mit Erſtaunen, daß Dieſelben ſich als morgen auf Zittau zurückziehen wollen. Ew. Liebden werden aber doch ſo toll nicht ſein, ſich ohne Meine poſitive Ordre zurückzuziehen, denn allenfalls Ich Brod von hier aus ſchicken

kann. Dieſelben werden alſo Mir davor reſponſabel bleiben, wenn Sie ohne Meine Ordre ſich zurückziehen wollten. N. S. Dieſes muß abſolute befolgt werden.“

Die unter dem Prinzen Karl und Daun bei Prag vereinigte öſtreichiſche Armee wendete ſich zunächſt gegen den Prinzen Auguſt Wilhelm bei Jung-Bunzlau; dieſer ging über Hirſchberg nach Neuſchloß und bezog den 7. Juli ein feſtes Lager hinter der Pulsnitz. Dies benutzten die kaiſerlichen Feldherrn, um auf Gabel und Zittau vorzudringen; aus beiden Orten wurden die Preußen mit großem Verluſte vertrieben, wodurch Friedrich ſich gezwungen ſah, ebenfalls auf ſeinen weiteren Rückzug zu denken. In leidenſchaftlichem Unwillen entließ er den Prinzen von Preußen Auguſt Wilhelm vom Heere und rief dadurch bei der Armee und in ſeinem eigenen Hauſe Spaltungen und Mißvergnügen hervor. — Tief erſchütterte ihn in dieſer Zeit der Tod ſeiner Mutter, welche den 20. Juni in Berlin verſchied. Mit treuer Kindesliebe hatte Friedrich ihr die zarteſte Aufmerkſamkeit und Verehrung unausgeſetzt erwieſen, mehrere ſeiner beſten Gedichte ſind an ſie gerichtet und ihrem Andenken widmet er in der Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges folgende Zeilen: „Ich hatte dieſe Fürſtin ſtets als eine zärtliche Mutter verehrt und geliebt, ihre Tugenden und großen Eigenſchaften wurden von Allen bewundert, welche das Glück hatten ſich ihr zu nähern. Ihr Tod veranlaßte nicht eine nur herkömmliche Hof- und Staatstrauer, wohl aber ein allgemeines Wehklagen. Die höhere Geſellſchaft beklagte den Verluſt ihres geſelligen Umgangs, die Niedrigen ihre Leutſeligkeit, die Armen vermißten ihre Zuflucht, die Unglücklichen ihre Stütze, die Gelehrten ihre Beſchützerin und jedes Glied ihrer Familie, welches das Glück hatte ihr näher anzugehören, glaubte einen Theil ſeines Selbſt verloren zu haben und fühlte ſich

durch den Schlag, welcher ſie der Welt entriß, in tiefſter Seele erſchüttert.“

Sein ganzes Leben hindurch begleitete ihn ein ſchmerzliches Andenken an die geliebte Mutter, der er in früheren Jahren ſo große Bekümmerniß, in ſpäteren mehr Sorge als Freude gemacht hatte. In einer Unterredung mit dem Philoſophen Garve im Jahre 1777 verſicherte er dieſen, er habe in ſeinem Leben die größten Leiden des Herzens erfahren und fügte mit wehmüthigem Tone hinzu: „Wenn Er wüßte, welche Thränen mich der Tod meiner Mutter gekoſtet hat, ſo würde Er ſehn, daß ich unglücklich geweſen bin, wie jeder Andere und noch unglücklicher, weil ich mehr Empfindlichkeit hatte.“

Das Unglück aber gehört zur Vollendung eines großen Characters; auch Napoleon kam — freilich etwas ſpät — auf St. Helena zu dieſer Einſicht, ſo daß er das bedeutungsvolle Wort ausſprach: „Was mir noch fehlte, das war das Unglück!“

Freundſchaft, Philoſophie und Dichtkunſt waren es, an denen Friedrich im Sturme des Lebens ſich feſthielt, obſchon ſelbſt dieſe Nothanker zuweilen den feſten Grund verloren. „Die Philoſophie, ſchreibt Friedrich in dieſer Zeit an den Marquis d’Argens, iſt gut, vergangene oder zukünftige Uebel zu mildern; durch gegenwärtiges Unglück wird ſie beſiegt.“ Und dennoch iſt ſie es vornehmlich, die ihn aufrecht erhält: „Betrachten Sie mich — ſchreibt er an d’Argens den 16. Juli 1757 — wie eine Mauer, in welche das Unglück ſeit zwei Jahren Breche geſchoſſen hat. Von allen Seiten bin ich erſchüttert. Häusliches Unglück, geheimer Kummer, öffentliches Elend, neues Unheil vor mir — das iſt meine Speiſe. Glauben Sie aber ja nicht, daß ich kleinmüthig werde. Mögen alle Elemente untergehn, ich werde mich unter den

Trümmern mit dem kalten Blute, mit dem ich Ihnen ſchreibe, begraben ſehn. In ſolcher Zeit der Zerſtörung muß man ſich einen Magen von Eiſen und ein Herz von Erz anſchaffen, um alle Empfindlichkeit zu verlieren. Hier iſt der Stoizismus am Ort; die armen Schüler des weichlichen Epikur würden in dieſer Zeit nicht ein Wörtchen ihrer Philoſophie vorzubringen vermögen. Der nächſte Monat wird entſetzlich werden und für mein armes Land ſehr entſcheidende Ereigniſſe bringen. Ich meinerſeits, bereit es zu retten, oder mit ihm unterzugehn, habe mir eine Weiſe zu denken angeeignet, wie ſie Zeit und Umſtände erfordern. — — Sie ſind zu entfernt von hier, um ſich eine Vorſtellung von der Kriſis, in der wir uns befinden, machen zu können, und von den Schreckniſſen, die uns umgeben. Denken Sie nur, ich bitte Sie, an die Verluſte der Perſonen, die mir die theuerſten waren, die einer auf den andern folgten, an das Unglück, das ich kommen ſah, wie es in vollem Lauf auf mich eindringt. Was fehlt mir noch, um mich in der Lage des armen Hiob zu befinden? Meine, überdies nur ſchwache, Geſundheit widerſteht, ich weiß ſelbſt nicht wie, allen Stürmen und ich bin ſelbſt erſtaunt, mich in dieſen Lagen aufrecht zu halten, die ich noch vor drei Jahren nicht ohne Schauder betrachtet haben würde. — Da haben Sie nun einen wenig erfreulichen und wenig tröſtlichen Brief, allein ich ſchütte Ihnen mein Herz aus, mehr um es zu erleichtern, als um Sie zu unterhalten. Schreiben Sie mir zuweilen und halten Sie ſich meiner Freundſchaft verſichert."

Die Lage des Königs wurde mit jedem Tage bedenklicher; die franzöſiſche Armee war über den Rhein gegangen, und unter dem Marſchall d'Eſtrées bis Münſter vorgedrungen. Der Herzog von Cumberland, Sohn des Königs Georgs II., welcher den Oberbefehl über das Heer der Verbündeten führte, überließ

den Franzoſen ganz Heſſen und ob gleich der Erbprinz von Braunſchweig und der hannöverſche Oberſt Breitenbach bei dem Dorfe Haſtenbeck, ſüdöſtlich von Hameln den 26. Juli ehrenvoll gefochten, befiehlt Cumberland dennoch den Rückzug und die Feinde überſchwemmen die hannöverſchen und braunſchweigiſchen Lande. Jetzt fand es Friedrich V. von Dänemark gerathen, das weitere Vordringen der Franzoſen, wodurch ſeine Oldenburgiſchen Beſitzungen gefährdet wurden, durch die Vermittlung eines Waffenſtillſtandes zwiſchen den Franzoſen und den Verbündeten ſicher zu ſtellen. Bald darauf ſchloſſen der Herzog von Richelieu als Oberbefehlshaber des franzöſiſchen Heeres und der Herzog von Cumberland eine Convention in Kloſter-Zeven (den 8. Sept. 1757) ab, welcher zufolge alle Feindſeligkeiten zwiſchen den franzöſiſchen und verbündeten Truppen eingeſtellt wurden, und die heſſiſchen, braunſchweigiſchen, gothaer und bückeburger Regimenter nach Haus gingen. Friedrich konnte mit vollem Rechte dieſen Vertrag, als einen an ihm begangenen Verrath anſehen, obſchon der König Georg ihn ſpäter nicht anerkannte. „Der ſchändliche Accord“ — ſchreibt Friedrich den 20. Sept. 1757 an den Herzog Ferdinand von Braunſchweig, — „welchen der Duc de Cumberland zu machen ſich von den hannöverſchen Miniſters hat verleiten laſſen, iſt wieder ein neues Contretems, ſo Mir geſchieht, indeſſen wir doch thun müſſen, was uns gebührt. Ew. Liebden habe Derowegen in Vertrauen ſagen wollen, wie Ich hier nicht ſtehn bleiben werde, Mir aber noch nicht möglich iſt, mich zu determiniren, nach welcher Seite ich mich tourniren werde, ob es gegen die Leute hier, oder wo ſonſtenhin geſchehen kann, denn ich erſt noch klärer ſehn muß, um meine Partie zu ergreifen. Was Ew. Liebden angeht, da bleibet Deroſelben allemahl die letzte Ressource übrig, daß unverhofften Falls und wenn alle Stricke

reiſſen ſollten, Dieſelben ſich auf die letzte in Magdeburg werfen können. Ich denke und hoffe und werden Ew. Liebden mit darauf treiben, daß alle menſchenmögliche Anſtalten gemacht und vorgekehrt werden, daß es alsdann darin an Magazinen und Lebensmitteln nicht fehlen möge." Am nächſten Tage ſchreibt er ihm: (franzöſiſch) „In unſerer Lage, mein Lieber, muß man ſich überreden, daß Einer von Uns ſo viel als vier Andere werth iſt."

Die Läſſigkeit, mit welcher der Herzog von Cumberland den Krieg führte, verſtattete dem Herzoge Richelieu ſchon im Auguſt eine Abtheilung ſeines Heeres von 25,000 Mann dem Prinzen v. Soubiſe, einem Günſtlinge der Pompadour, zu übergeben und ihn nach Erfurt zu ſchicken, um Sachſen von den Preußen zu befreien. Zu demſelben Zwecke hatte ſich nun auch das Reichsheer unter Anführung des Prinzen von Hildburghauſen in Marſch geſetzt. Aus Pommern geht die Nachricht ein, daß ein Corps Schweden unter Feldmarſchall Roſen bei Anklam über die Peene gegangen iſt; aus Preußen: daß ein Heer von 83,000 Ruſſen im Lande ſengt und brennt und am 30. Auguſt unter dem Feldmarſchall Apraxin das preußiſche Heer unter dem Feldmarſchall Lehwaldt bei Großjägerndorf geſchlagen hat. Drohend verſtärkt ſich Daun in ſeinem feſten Lager bei Eckartsberge in der Lauſitz. Ihm gegenüber zur Bewachung Schleſiens läßt Friedrich den Herzog von Bevern mit funfzig Bataillons und 110 Schwadronen an der Landeskrone bei Görlitz und General Winterfeld mit einem geringeren Corps an der Neiße bei dem Holzberge zurück, und zieht mit einem geringen Häuflein von achtzehn Bataillons und dreißig Schwadronen dem Prinzen Soubiſe und der Reichsarmee nach Thüringen entgegen. Kaum hatte Daun den Abmarſch des Königs erfahren, ſo greift er den 7. Sept. die Preußen bei dem Dorfe

Moys an, Winterfeld wird tödtlich verwundet und Bevern gezwungen ſich vor Carl v. Lothringen und Daun nach und nach bis in die Nähe von Breslau zurückzuziehen; die Feinde nehmen eine feſte Stellung bei Liſſa.

Der tapfere Winterfeld war bald an ſeinen Wunden verſchieden: „Ich werde Mittel wider meine Feinde finden,“ rief Friedrich, als ihm dieſe Nachricht mitgetheilt wurde, „aber einen Winterfeld find' ich niemals wieder!“ — So hatte noch nie das Unglück auf den König eingeſtürmt; mehrere Nächte durchwachte er einſam in ſeinem Zelt, am dritten Tage fühlt er ſein Herz ermuthigt und gefaßt, er hat für die geliebte Schweſter in Baireuth folgendes Gedicht niedergeſchrieben.

An meine Schweſter in Baireuth,

(Aus dem Feldlager im Juli 1757.)

Du warſt, o Schweſter, in umwölkten Tagen
Ein lichter Hoffnungsſtrahl, ein Troſt bei meinen Klagen,
Du, die mir mit erfindungsreicher That
Als Freundin rettend in dem Unglück ſtets genaht.
Ob auch die Feſſeln ſchon bereit das Schickſal hält,
Umſonſt ſteht gegen mich in Waffen eine Welt,
Ja, öffnet unter mir ſich ſchon der Erde Grund,
Schwört mir den Untergang der Kön'ge ſtolzer Bund,
Gleich viel! wenn ich nur deine Liebe nicht entbehr',
Von dir geliebt kenn' ich kein Unglück mehr.

Ich ſah, du weißt es, ſich die Wolken thürmen,
Die ſich entladen nun in Blitz und Stürmen,
Ich ſah, du weißt es, ruhig und gelaſſen
Verſchwörung wider mich zum Schwerdte faſſen,

Ich ſah heran das Ungewitter ziehn,
Vom Schickſal aufgewühlt und wollt' ihm nicht entfliehn.

Die Zwietracht kam hervor aus finſtrer Höllennacht,
Ein wildes Feuer hat ſie ringsum angefacht,
In deinem Rath, hochmüth'ges Albion,
Erſcholl zuerſt des Krieges rauher Ton.
Die Gluth bricht aus, wo man ſich deſſen nicht verſah,
Greift von Europa hin weit nach Amerika.
In ſeinem tiefſten Grund das Meer wird aufgeregt,
Neptun ſieht Englands Joch den Wellen aufgelegt.
Der Irokeſe flieht, zu fechten weiß er nicht,
Flucht dem Tyrannen, der in ſeine Wälder bricht.

Die Zwietracht blickt umher; mit frecher Luſt
Iſt ſie der Schreckens-Arbeit ſich bewußt,
Sie lacht der Sterblichen, die blinden Haſſes voll
Das Meer durchſchiffen, das ſie trennen ſoll.
Der glückliche Erfolg beſtärkt der Göttin Hoffen,
Die ganze weite Welt ſteht ihrer Herrſchaft offen,
Und alſo redet ſie Europa's Fürſten an:
Wie lang ertragt ihr der Geſetze ſtrengen Bann?
Wie lang ehrt ihr, o thörichtes Geſchlecht!
Veraltet Vorurtheil von Billigkeit und Recht?
Mars nur allein iſt Gott, vor Recht gilt ſtets Gewalt,
Ihr Fürſten, auf! zur That, wohin mein Ruf erſchallt.

Dies freche Wort erweckt der Ehrſucht heiße Gluth,
Die tief im ſchwachen Herz der Kaiſertochter ruht;
Recht, Ehre, Pflicht, Vertrag ſind deinem Sinn entſchwunden
Die Leidenſchaft erwacht, du fühlſt dich nicht gebunden,

Du zürnſt dem deutſchen Volk, das muthvoll, unbeſiegt,
Für Freiheit ficht, ſich nicht in deine Feſſeln ſchmiegt.
Das Lutherthum, das willſt du überwinden
Und deine Zwingherrſchaft auf dieſe Trümmer gründen.

Mit kleinen Mitteln wird das Große nicht gethan,
Um Hülfe wirbſt du bei den mächt'gen Kön'gen an,
Durch Gold und durch Betrug erkaufen unverdroſſen
Die ſchlauen Räthe dir erwünſchte Kampfgenoſſen.
Für ſie giebt's kein Verbrechen, keine Schande,
Sie bringen das Triumvirat *) zu Stande.
In einem Jahr' erdrückt der ungeheure Bund
Mit ſeiner Ketten Laſt das ſtumme Erdenrund.
Von Rouſſillon bis zu den rauhen Zonen,
Wo unter Sclaverei und Eis die Ruſſen wohnen,
Bewaffnet Alles ſich auf Oeſtreichs Machtgebot,
Mein Recht zertreten ſie, ſie ſchwören mir den Tod.
Vergeſſenswerther Tag! dahin iſt jede Scheu,
Thereſia du verkaufſt an Frankreich Englands Treu.
Schon ſahn wir deines Throns unſichre Pfeiler wanken,
Daß du noch herrſchſt, du haſt es England nur zu danken.

Thut Kön'gen Gutes nur, ſie ſind doch undankbar;
Verzärtelter Monarch, weißt du wohl, wer es war,
Der einſt für dich, zu kühner That bereit,
Dein Elſaß von dem Feind mit ſeinem Schwert befreit?
Mein Auge ſah beſchämt den Adler, den ſein Flug
Zu deinen Lilien hin, zum üpp'gen Lager trug.

---

*) Der Bund zwiſchen Oeſtreich, Sachſen und Rußland.

Freundſchaft, Beleidigung, dir gelten ſie gleichviel,
Sclav einer Frau war nie ein edler Ruhm dein Ziel,
Die Buhlſchaft über Thron und Reich und Volk verfügt,
Und in den Feſſeln Wiens Hof und Maitreſſe liegt.
Die Pompadour hat dich für guten Preis verhandelt
Zum Sclaven Oeſtreichs nun dein Frankreich umgewandelt.
Ganz Canada iſt bald Britanniens Eigenthum,
Doch Ludwig fragt ja nicht nach Frankreichs Ehr' und Ruhm.

Der Engel, der das Glück bald dem, bald jenem ſchenkt,
Das Loos der Schlachten wägt, die Todespfeile lenkt,
Der bald den Einen läßt und bald den Andern ſiegen,
Er ließ die Tapferkeit der Mehrzahl unterliegen.
Der Adler Oeſtreichs, oft von uns geſchlagen,
Von Felſen bei Collin herab durft' er es wagen
Herauszufordern ſtolz der Tapfern kühnen Muth.
Wir ſtürmen an, in Strömen fließt das Blut,
Was Ehre nur, was Muth, was Ruhm vermag,
Verachtung der Gefahr — es glänzt an dieſem Tag.
Sturm folgt auf Sturm, die Felſen ſind erſtiegen,
Schon weicht der Feind, ſchon hoffen wir zu ſiegen,
Da iſt die Zahl zu klein; in dieſem Augenblick
Fliegt auch Victoria zu Oeſtreichs Feld zurück.

„Ja, Preußen fällt gewiß!“ frohlockt der Feind und droht,
Aus leichter Wunde ſchon weiſſagt man unſern Tod.
Die Kön'ge, die bis jetzt noch ruhig zugeſchaut,
Sie regen ſich nun auch, ihr Vorwitz macht ſie laut,
Voll eitlen Hochmuth's ſieht man ſie zum Kampfe eilen,
Die blut'ge Beute mit dem Feind zu theilen.

Das tapfre Volk, das nah dem rauhen Nordpol wohnt,
Wo mancher König ruhmgekrönt gethront,
Der Schwede, einſt der Deutſchen Kampfgenoß,
Von dem Senat verkauft, greift feindlich zum Geſchoß.
Was ſag ich? ſelbſt die nah mir ſind verwandt,
Sie nehmen wider mich das Schwerdt zur Hand.

Leichtſinn'ge Göttin, unbeſtändig Glück,
Der Ehrgeiz richte ſtets nach dir ſehnſücht'gen Blick,
Niemals entweih' ich ſo der Dichtung heil'ge Kunſt
Zu klagen, wenn du fliehſt, zu rühmen deine Gunſt.
Ich weiß, ich bin ein Menſch, gebohren nur zu Leid,
Doch gegen Mißgeſchick halt' ich den Muth bereit.

Und du, geliebtes Volk, du deſſen Noth mich rührt,
Für deſſen Wohl die Pflicht mich auf das Schlachtfeld führt,
Ich ſehe dich beſtürmt, dich von Gefahr umringt,
Dein banger Hülferuf mir tief zum Herzen dringt.
Nicht acht' ich Rang und Glanz für edleren Gewinn,
Dich zu erretten geb' ich gern mein Blut dahin.
Ja, dir gehört mein Blut, dir nur gehört mein Leben,
Mit Freuden ſei's für dich zum Opfer hingegeben.
Für's Vaterland ficht' ich, den Lorbeer wollt' ich brechen,
Ihr Krieger, auf! es gilt jetzt ſeine Schmach zu rächen.
An ſeiner Wälle Fuß ſoll nicht der Tod uns ſchrecken,
Wir ſiegen, — oder uns ſoll Staub und Trümmer decken!

Sechstes Capitel.

Hadik in Berlin. — Die Handſchuh für die linke Hand. — Gedicht an Gottſched. — Die Schlacht bei Roßbach. — Biſt du unüberwindlich? — Napoleon auf dem Schlachtfelde von Roßbach den 5. Nov. 1757. — Spott- und Siegeslieder.

Der König hatte den General Seidlitz voraufgeſchickt, welcher die Franzoſen aus Halle und Leipzig vertrieb, am 19. Sept. den Prinzen Soubiſe in Gotha überraſchte und ihm 150 Gefangene abnahm. Die Beſorgniß wegen des ſchon längſt gedrohten Einfalls der Oeſtreicher in die Mark Brandenburg nöthigte den König mit ſeinem Corps nach der Elbe zurückzukehren; allein er kam zu ſpät, um ſeine Hauptſtadt zu ſchützen. Der öſtreichiſche General Hadik hatte mit 4000 Croaten einen glücklichen Streifzug aus der Lauſitz nach Berlin unternommen und war in die unbefeſtigte Stadt den 16. Oct. eingerückt. Zwei Bataillons Landmiliz — die Landwehr damaliger Zeit — machte einen vergeblichen Verſuch, vor dem ſchleſiſchen Thore Widerſtand zu leiſten; ihr tapfrer Führer, Major v. Tesmar, fiel, die Mannſchaft zerſtreute ſich. Die Bürger ſelbſt griffen nicht zu den Waffen; der Stadtpräſident Kircheiſen hatte bei ſchwerer Strafe verboten, den Feinden irgend Widerſtand zu leiſten. General Hadik begnügte ſich mit 200,000 Thaler Brandſchatzung und verließ ſchon am folgenden Tage Berlin wieder. Zum Zeichen der Huldigung für ſeine Kai-

ſerin hatte er vierundzwanzig Paar franzöſiſche Glacé=Handſchuh verlangt. Er erhielt ſie; als aber die Kaiſerin davon Gebrauch machen wollte, fand es ſich, daß ſie ſämmtlich nur für die linke Hand waren. —

Sobald der König, welcher von Torgau bis nach Herzberg gerückt war, den Abzug der Feinde erfuhr, und wegen der Hauptſtadt keine weitere Beſorgniß haben durfte, wendete er ſich wieder über die Elbe zurück nach der Saale.

Durch einen glücklichen Streifzug des Königs nach Thüringen, waren Soubiſe und Hildburghauſen vorſichtiger geworden und rückten mit vereinter Macht gegen Leipzig vor. Der preußiſche General Keith, (ein Engländer von Geburt, Bruder des Lords Mariſhal) hatte der geängſtigten Stadt angekündigt, daß er ſie in Brand ſtecken werde, ſo bald die Feinde einzudringen wagen würden. Der Prinz von Hildburghauſen verſprach einer an ihn geſendeten Deputation, nichts gegen die Stadt zu unternehmen. Friedrich, dem an dem Beſitz der reichen Handelſtadt, welche zugleich als ein militairiſcher Punkt von großer Wichtigkeit war, ſehr viel liegen mußte, eilte herbei, und traf den 15. Oct. in Leipzig ein. Die Anordnungen zur Vertheidigung waren bald getroffen, und wie unbeſorgt der König ſelbſt wegen der Feinde war, zeigte er dadurch, daß er den, als deutſchen Dichter und Gelehrten in hohem Rufe ſtehenden Profeſſor Gottſched noch an demſelben Tage zu ſich rufen ließ und ſich mit ihm von Nachmittags 3 Uhr bis gegen 7 Uhr über Philoſophie, Geſchichte, Dichtkunſt und Beredtſamkeit unterhielt. Der König, dem es nicht unbekannt war, daß ihm die deutſchen Gelehrten und zumal die Dichter, wegen ſeiner Vorliebe für die franzöſiſche Sprache Vorwürfe machten, ſuchte gegen Gottſched die Vorzüge derſelben und beſonders ihren Wohlklang geltend zu machen. „Da nennen ſie

z. B., ſagte er, einen rival Nebenbuhler; welcher fatale Ton, Buhler" — „Ew. Majeſtät erlauben, entgegnete Gottſched, die franzöſiſche Sprache hat das Wort boule ebenfalls und Sie werden geſtehen, daß die deutſche Liebe bei weitem ſüßer klingt, als der franzöſiſche amour." Der König behauptete, es ſei nicht möglich, auch nur eine Strophe Rouſſeau's ſchön und kurz im Deutſchen wiederzugeben. Gottſched bat, ihn mit einer Aufgabe dieſer Art zu beehren; Friedrich zeigte ihm neun Zeilen aus einer Ode Rouſſeau's zum Ueberſetzen an; am folgenden Tage ſchickte Gottſched die Ueberſetzung, mit welcher Friedrich ſo zufrieden war, daß er ihm ſchrieb: „Ich danke Ihnen für die Strophe aus Rouſſeau's Oden; ich bin erſtaunt, daß Sie ſie haben in das Deutſche übertragen können." Dieſer Antwort hatte der König ein, von ihm ſelbſt „an Gottſched" gerichtetes, franzöſiſches Gedicht beigefügt, von dem wir eine Ueberſetzung hier mittheilen.

An Gottſched.

(Leipzig im October 1757).

Nicht mit verſchwenderiſcher Hand
Vertheilt der Himmel ſeine Gaben,
Ein jedes Volk, ein jedes Land
Soll immer nur das Eine haben.
Tief ſind die Briten, leicht ſind die Franzoſen,
Der Eine ſoll nicht wie der Andre ſein;
Wir meinen gern: wir hätten's ganz allein,
Und unſre Dornen gelten uns für Roſen.
In Sparta ſeht Ihr Waffen blinken,
Den Muth in Heldenherzen wehn,
Indeß die Männer von Athen
Der Künſte ſüßen Zauber trinken.

Und die gewaltigen Germanen,
Von Sparta erbten ſie den Ruhm,
In der Geſchichte Heiligthum
Stehn die Trophäen, die daran uns mahnen.
Doch, wenn ſich auch der Weg wohl fand
Zum Tempel, wo die Helden glänzen,
Es welken bald in ihrer Hand
Die Blumen, die den Sieg bekränzen.
Du aber auf! der Sachſen Schwan*),
Verfolge deine Siegesbahn,
Bezwinge du der Sprache rauhe Klänge
Durch deine lieblichen Geſänge
Und zu den Sieges-Palmen, die die Deutſchen hegen,
Wirſt du Apollo's ſchönſten Lorbeer legen.

Der Leipziger Profeſſor richtete hierauf an den Eroberer Sachſens folgendes Gedicht:

An den König von Preußen.

Den Cäſar dieſer Zeit im Siegen und im Schreiben
Ehrt längſt das deutſche Muſenchor;
Sein eigner Werth hebt ihn empor,
Wie könnt ihr Pindus ihm die Lorbeern ſchuldig bleiben?
Monarch, den deines Vaters Knecht
Auch ungenannt durch manches Lied erhoben,
Iſt dir kein deutſcher Reim zu ſchlecht,
So wird er dich gewiß bei ſpäter Nachwelt loben;

*) Der dem Apollo geheiligte Schwan ſoll hier ſo viel als „Dichter“ heißen.

Doch Helden pflanzen Lorbeerhaine,
Der Dichter blöde Hand bricht Zweige für ihr Haupt,
Dein ſiegreich Schwerdt iſt längſt umlaubt
Und dein Bewundrer bleibt der deine.

Gottſched.

Von einem Geſpräche des Königs mit Gellert im Jahre 1760 werden wir ſpäter zu berichten haben.

Der König hatte den Prinzen Heinrich, den Fürſten Moritz und den Herzog Ferdinand ebenfalls mit ihren Corps nach Leipzig beſchieden; den 28. Oct. war die preußiſche Armee beiſammen; der König nahm den 30. Oct. ſein Hauptquartier in Lützen. — Der Herzog von Crillon, damals Marechal de Camp (Generalmajor) in der franzöſiſchen Armee erzählt in ſeinen Denkwürdigkeiten, daß, als er am 31. Oct. nahe bei der Brücke von Weiſſenfels beim Frühſtück im Freien gelegen, der Lieutenant Brünet von den Vorpoſten zu ihm gekommen und angefragt: „ob es erlaubt ſei, den König von Preußen todt zu ſchießen, welcher am jenſeitigen Ufer halte. Der Herzog befahl ſeinem Officier, ſich um nichts weiter zu bekümmern, als dafür zu ſorgen, daß die Saalbrücke abgebrannt werde; er ſei nicht dahin geſtellt worden, um einen feindlichen General zu tödten, der allein vorgegangen ſei, um zu recognosciren, am allerwenigſten aber ſolle er ſich beigehen laſſen, die geheiligte Perſon eines Königes, welcher ſtets verehrt werden müſſe, zu verletzen." — Da der König die Brücke bei Weiſſenfels abgebrannt und den Uebergang hier verwehrt fand, ließ er eine Viertelſtunde weiter hinab, bei der ſogenannten Herrenmühle eine Floßbrücke legen, auf welcher er den 2. Nov. eine Abtheilung eines Heeres auf das jenſeitige Ufer führte, während an demſelben Tage zwei andere Corps bei Halle und Merſeburg

den Uebergang bewerkſtelligten; das geſammte Heer bezog den 3. Nov. ein Lager auf den Höhen von Braunsdorf, ging jedoch den folgenden Tag in die beſſer gewählte Stellung zwiſchen Roßbach und Bedra zurück. Der Prinz Soubiſe war in größter Beſorgniß, daß ihm der König entgehen könnte; er hatte bereits nach Paris gemeldet, daß er den erlauchten Gefangenen der Marquiſe von Pompadour zur Verfügung ſtellen werde, worauf dieſe im Uebermuth der Laune geantwortet: „er mag ihn nach Paris ſchicken, dann werden wir doch einmal einen König ſehn.“

Die Schlacht bei Roßbach,

den 5. Nov. 1757.

Der Prinz von Soubiſe befahl ſeinen Officieren für den nächſten Tag gute Toilette zu machen, da er den gefangenen König nach der gewonnenen Schlacht bei ſich empfangen werde. „Man thut dem Marquis von Brandenburg zu viel Ehre an, bemerkte ein von Pomade duftender Chevalier, ſich auf eine Art von Krieg mit ihm einzulaſſen, da er davon läuft, ohne den Degen zu ziehn.“ Der Prinz von Soubiſe ließ das Kanonenfeuer einſtellen; er meinte, Trommeln und Pfeiffen wären hinreichend die Preußen zu verjagen. „Alle Spielleute und Trompeter“ erzählt Friedrich ſelbſt „welche der Prinz Soubiſe auftreiben konnte, ließen bei unſerm Abzug ſich hören, als ob die Franzoſen einen großen Sieg erfochten hätten. So empfindlich auch dieſe Comödie für Truppen war, die nie einen Feind gefürchtet hatten, ſo mußte man es doch in dieſem Augenblicke mit gleichgültigem Auge betrachten und der Ausgelaſſenheit und dem Muthwillen der Franzoſen deutſches Phlegma entgegenſetzen.

Friedrich hatte den 4. Nov. ſein Hauptquartier in dem Dorfe Roßbach genommen, ſein Heer ſtellte er hinter dem Janushügel auf; er hatte nicht mehr als 20,000 Mann beiſammen. Der Prinz Soubiſe ſtand ihm mit 36,000, der Prinz von Hildburghauſen mit 27,000 Mann gegenüber. Während Soubiſe unvorſichtig eilt, die preußiſche Armee einzuholen, läßt der König die franzöſiſche Armee durch Seidlitz umgehen. Die tapfern Cuiraſſiere bringen die feindliche Cavallerie in Unordnung, einige, auf der nahen Anhöhe von dem Oberſt Moller gut aufgeſtellte Batterien eröffnen ein mörderiſches Feuer; nur ſieben Bataillons preußiſcher Grenadiere werden bei Reichardtswerben mit den Franzoſen handgemein und werfen ſie. Die Reichsarmee — ſeit dieſem Tage die Reißausarmee genannt, — war bei den erſten Kanonenſchüſſen ſammt dem Prinzen von Hildburghauſen davon gelaufen; die Schlacht war binnen weniger als zwei Stunden, von drei bis fünf Uhr des Nachmittags, entſchieden. Die hereinbrechende Dunkelheit hinderte eine weitere Verfolgung.

Der König hatte ſein Quartier den 4. Nov. auf dem Edelhofe zu Roßbach genommen. Der dortige Verwalter erſtattet dem abweſenden Rittergutsbeſitzer in einem Briefe vom 9. Nov. über die Schlacht als Augenzeuge folgenden Bericht: „Hierdurch berichte, daß wir ſeit etlichen Wochen in unſerer Gegend nichts als Krieg und Kriegsgeſchrei gehabt haben, wie denn hier bei Roßbach am 5. huj. wirklich eine Bataille folgender Geſtalt vorgefallen iſt. Den 3. Nov. ließen der König von Preußen Schiffbrücken über die Saale bei Weiſſenfells an der ſogenannten Herrnmühle ſchlagen. Den 4. Nov. rückten ſie früh um 8 Uhr auf dem Felde zwiſchen Krumpau und Bedra hinauf nach Mücheln, um die Feinde anzugreifen. Weil ſie aber diesmal nicht ankommen konnten, ſo zogen ſie

ſich wieder zurück und lagerten ſich bei Roßbach, wobei ich die hohe Gnade gehabt, Ihro Majeſtät den König von Preußen bei mir auf dem Rittergute zu bewirthen und haben in Dero Wohnſtube logirt und in der kleinen Stube geſchlafen.

Den 5. Nov. früh um 8 Uhr gingen Ihro Majeſtät der König auf den Boden von hieſigem Herrenhauſe, allwo einige Ziegel ausgezogen wurden, und ſahen, wie die Reichs- und franzöſiſche Armee aus ihrem Lager nach Gröſt zu zogen. Ungefähr in einer Stunde ſtand ſchon die halbe Armee in den Leyhiſchen, Almsdorfer und Roßbacher Feldern, und zog ſich immer nach Pettſtädt. Ihro Majeſtät ſahen immer durch das Perſpectiv und ich hatte die Gnade, immer bei Ihnen zu bleiben und Ihnen die Wege zu nennen, ſo die Reichs- und franzöſiſche Armee ging. Endlich ſpeiſten Ihro Majeſtät bis 2 Uhr, alsdann gingen Sie wieder auf den Boden und wurden gewahr, daß ſich die feindliche Armee bei Pettſtädt an dem Opſtädter Hölzchen dergeſtalt wendete, als wenn ſie nach Lunſtädt wollte, wobei ſie kanonirten, daß die Kugeln über uns wegflogen. Halb drei Uhr hieß es: Marſch! in aller Eil und um drei Uhr war preußiſcher Seits alles aufgepackt und zum Hofe hinaus. Die Preußen thaten, als wenn ſie ſich retirirten und zogen ſich nach Kayna immer in der Straße fort. Die Franzoſen kanonirten immer mit Gewalt hinten nach. Hinter dieſem Hügel formirten die Preußen einen Triangel und ſchoſſen auf die Franzoſen, daß die nicht wußten, wo es her kam. Endlich kamen noch zehntauſend Mann Preußen von Wengelsdorf und Corbetha her zu Hülfe. Da war es auch nicht anders, als wenn Himmel und Erde einfallen wollten. Daher die Franzoſen nicht eine Viertelſtunde ſtille hielten, ſondern nahmen Reißaus und wurden den Abend noch

getrieben von Lunſtädt bis Goſek, Bödlitz und der Gegend. Dieſe Nacht blieb der König in Burgwerben. u. ſ. w. —

Die Schlacht bei Roßbach — erzählt Friedrich, koſtete der Armee des Herrn v. Soubiſe 10,000 Mann, die Preußen machten 7000 Gefangene (darunter 5 Generale und gegen 300 Officiere); 63 Kanonen, 7 Fahnen, 15 Standarten und ein Paar Pauken waren den Siegern in die Hände gefallen. Seidlitz wurde zum Generallieutenant ernannt. —

Der weitere Rückzug durch Thüringen ward dem zerſtreuten franzöſiſchen Heere beſonders verderblich. „Selbſt die Bauern der umliegenden Gegenden brachten Gefangene ein, weil ſie durch die Entweihungen, welche die Soldaten des Herrn v. Soubiſe in den lutheriſchen Kirchen begangen hatten, aufgebracht waren. Alles, wofür der gemeine Mann die größte Achtung hegt, war mit plumper Frechheit entweiht worden, und die zügelloſe Ausgelaſſenheit der Franzoſen hatte alle Landleute in Thüringen auf die Seite der Preußen gebracht.“ Den eignen Verluſt giebt Friedrich in einem Briefe an d'Argens aus Torgau vom 15. Nov. 1757 auf nicht mehr als 67 Todte und 223 Verwundete an. In demſelben Briefe ſchreibt er: „Ich habe ungeheuer viel Verſe gemacht. Bleib' ich am Leben, ſo zeige ich ſie Ihnen im Winterquartier; bleibe ich, ſo vermache ich ſie Ihnen und habe befohlen, ſie Ihnen zu übergeben. Gegenwärtig haben unſere guten Berliner nichts mehr zu beſorgen, weder den Beſuch der Oeſtreicher, noch den der Schweden. Durch die gewonnene Schlacht hab' ich weiter keinen Vortheil, als daß ich mit deſto mehr Sicherheit den anderen Feinden Widerſtand leiſten kann. Dieſe ſchreckliche Zeit und dieſer Krieg werden gewiß Epoche in der Geſchichte machen. Ihre Franzoſen haben Greuelthaten, der Panduren würdig, begangen; es ſind nichtswürdige Plünderer. In der That, die Er-

bitterung derſelben gegen mich iſt ſchändlich; ihr Benehmen führt nur dazu, daß ſie ſich aus einem Freunde, der ihnen ſechzehn Jahre lang zugethan war, einen unverſöhnlichen Feind machen werden."

Wo indeſſen der König den einzelnen, tapfern Franzoſen begegnete, ließ er ihm das unwürdige Betragen der Maſſe nicht entgelten. Während der Schlacht fand er einen einzelnen franzöſiſchen Grenadier, welcher ſich mit ſeinem Bajonet gegen drei preußiſche Reiter mit verzweifelter Tapferkeit wehrte. „Biſt du unüberwindlich?" rief ihm der König in ſeiner Sprache zu. „Ja, Sire, unter Ihren Fahnen!" erwiderte der Franzos. Der König hieß ſeine Reiter ihn frei geben, bot ihm Dienſte an, die der Grenadier auch annahm.

Eine andere, mehr komiſche Scene erzählt der König in einem Briefe an Voltaire zum Beweiſe, daß man gegen ſeine Landsleute nicht ſo unbarmherzig verfahren ſei, als er glaube. „In der Schlacht bei Roßbach" erzählt Friedrich „verlangte ein franzöſiſcher Officier, der auf der Wahlſtatt lag, (wahrſcheinlich litt er an der Kanonenfieber-Kolik) mit lautem Geſchrei ein Lavement. Und glauben Sie wohl, daß hundert dienſtfertige Leute ſich eifrig bemühten, einen Feldſcheer herbeizuſchaffen? Ein ſchmerzſtillendes Lavement, das auf einem Schlachtfelde Angeſichts einer Armee gegeben wird, iſt in der That etwas Sonderbares; aber das Factum iſt wahr und jedermann bekannt. In der Tragicomödie, die wir ſpielen, kommen oft burleske Abenteuer vor, die mit nichts in der Welt Aehnlichkeit haben und die ein tauſendjähriger Frieden nicht hervorbringen würde; aber freilich läßt ſich nicht läugnen, daß ſie theuer erkauft werden. Es war dies nicht die einzige Blöße, welche uns die Franzoſen in dieſer Schlacht gaben."

In Leipzig, wohin der König die Verwundeten hatte bringen laſſen, beſuchte er den 11. Nov. den ſchwer verwundeten

franzöſiſchen General Cüſtine, ſprach ihm Muth zu und gab Befehl, für ſeine Pflege die beſte Sorge zu tragen. „Sire, rief Cüſtine mit ſterbender Stimme, Sie ſind größer als Alexander; dieſer quälte ſeine Gefangenen, Sie gießen Balſam in unſere Wunden.“

Dies Benehmen des Königs fand in Frankreich, und insbeſondere in Paris, wo er die ausgezeichneteſten Männer zu Verehrern hatte, die allgemeinſte Anerkennung. „Nach den Siegen bei Roßbach und Leuthen, erzählt Duclos in ſeinen Denkwürdigkeiten, ſah man in den Geſellſchaften, auf den Spaziergängen und in den Schauſpielhäuſern von Paris mehr Preußen (der Geſinnung nach) als Franzoſen. Die Wenigen, die noch am franzöſiſchen Intereſſe Theil nahmen, durften ſich kaum getrauen damit laut zu werden.“ Auch an Spottliedern auf den tapfern Ausreiſſer, den Prinzen Soubiſe, der für ſein Davonlaufen mit dem Marſchallſtabe belohnt wurde, ließen es die Pariſer nicht fehlen.

Zu Friedrich mitten in der Schlacht
Ward voller Jubel die Nachricht gebracht:
Wir haben ihn gefangen,
Trotz ſeiner ſchnellen Füße.
„Nun wen denn? Mich ſoll doch verlangen,
„Wer iſt's denn?“ Ei, Monſieur Soubiſe. —
„Soubiſe gefangen, fürwahr, das wär'
„Den Sieg zu theuer erkaufen,
„Dann macht er ja keine Dummheit mehr,
„Drum laßt' ihn gleich wieder laufen!“

Je ruhmrediger und übermüthiger die Franzoſen vor der Schlacht geweſen, je zügelloſer ſie in Deutſchland gewirthſchaftet, deſto mehr wurden ſie nach der Schlacht verhöhnt und wo ſie

ſich einzeln blicken ließen, von den Bauern des Harzes und des thüringer Waldes todt geſchlagen. Einer der franzöſiſchen Generale, der Graf St. Germain, der in der Schlacht gegenwärtig war, macht in ſeinen Briefen die traurigſte Schilderung von dem damaligen Zuſtande der franzöſiſchen Armee., „Ich führe, — ſchreibt er ſeinem Freunde den 11. Nov. 1757 — eine Bande von Dieben und Straßenräubern, welche beim erſten Flintenſchuß davon laufen würden und beſtändig zur Meuterei bereit ſind. — Unſer Verluſt in der Schlacht iſt nicht ſo beträchtlich geweſen, als man Anfangs nach den Regimentsberichten glauben machen wollte. Ein Oberſt wollte achtzig Officiere verloren haben und hat nur vier bis fünf verloren; ſie haben ſich allmählig nach fünf bis acht Tagen wieder eingefunden und ſo die Soldaten im Verhältniß. Sollten Sie es wohl glauben, daß ein Fähnrich mit ſeiner Fahne und mit fünf oder ſechs Soldaten in Göttingen angekommen iſt, und daß ein Paar Pauken ebendaſelbſt ganz allein (?) eingetroffen ſind? Kurz, man würde nicht enden, wollte man alle Unordnungen erzählen. Das Feld iſt mit unſeren Soldaten auf vierzig Meilen in die Runde bedeckt geweſen; ſie haben geplündert, gemordet, Frauen entehrt, geraubt und alle mögliche Gräuel begangen. Hätte der Feind uns lebhaft verfolgt, nachdem er mich geworfen, ſo würde er unſre ganze Armee vernichtet haben. Er hat es ohne Zweifel nicht gewollt und es iſt gewiß, daß der König von Preußen Befehl gegeben, unſere Leute zu ſchonen und auf die Reichstruppen einzuhauen; ſeine Huſaren haben mehrere unſerer Leute zurückgeſchickt, nachdem ſie ſie anſtändig behandelt. Man kann die Großmuth und die Aufmerkſamkeit, mit welcher der König unſeren Gefangenen begegnet, nicht genug loben. Als ſie ihm ihre Briefe unverſiegelt ſchickten, mit der Bitte, ſie nach Frankreich befördern zu laſſen, ſagte der König: Ich

kann mich nicht daran gewöhnen, Sie als meine Feinde zu betrachten, ich habe kein Mißtrauen gegen Sie; alſo verſiegeln Sie Ihre Briefe und Sie ſollen die Antwort ungeöffnet erhalten... In Deutſchland iſt man ſehr empört gegen uns. — Man glaube ja nicht, daß der König von Preußen im deutſchen Reich gehaßt wird; daran fehlt ſehr viel und ſelbſt in Sachſen hat er eben ſo viel Anhang als Feindſchaft; die Bauern haben daſelbſt ſogar die Waffen gegen uns gekehrt und auf uns geſchoſſen." Immer kommt dieſer franzöſiſche General auf die Feigheit, mit welcher ſeine Soldaten ſich geſchlagen, zurück. „Niemals, ſchreibt er, hat ſich eine Armee ſchlechter geſchlagen; der erſte Kanonenſchuß hat unſ're Flucht, unſ're Schande entſchieden." Napoleon gedenkt in ſeinen Denkwürdigkeiten der Schlacht bei Roßbach, ebenfalls. „Das Ergebniß der Schlacht bei Roßbach; ſagt er, iſt kein ungewöhnliches; 22 — 26,000 Preußen, ausgewählte, gut angeführte Truppen konnten 45 — 50,000 franzöſiſche und Reichstruppen jener Zeit, die erbärmlich angeführt wurden, ſchlagen; allein was ein Gegenſtand der Verwunderung und der Schande ſein muß, iſt: von ſechs Bataillons und zehn Schwadronen geſchlagen worden zu ſein. Eine aus ſolchen Truppen zuſammengeſetzte Armee, von ſolchen Officieren geführt, deren Seele und Geiſt ſchwach, deren Spannkraft erlahmt iſt, darf nicht im Angeſicht einer gut eingerichteten Armee einen Seitenmarſch unternehmen." Daß die Dorfgemeinde des ſächſiſchen Dorfes Reichardtswerben (den 15. Febr. 1766), dem Könige und ſeinen tapfern Preußen zu Ehren auf dem Schlachtfelde ein Denkmal errichtete, zeugt für die Achtung, die ſelbſt die Feinde dem großen Könige erwieſen. Und ſo dürfen wir es auch als eine große Auszeichnung anſehen, daß Napoleon nach der Schlacht von Jena 1806, als ihn ſein Weg über das Roßbacher Schlacht-

feld führte, vom Pferd ſtieg, dieſen unſcheinbaren Denkſtein umarmte, ihn einpacken und nach Paris bringen ließ. An die Schlacht von Roßbach erinnert zu werden, konnte, ſelbſt nach der Schlacht von Jena, der franzöſiſchen Eitelkeit in jener Zeit nicht ſchmeichelhaft ſein. Auch war es nur eine vorübergehende Genugthuung. Nach der Schlacht von Leipzig (1813) ſorgten die Preußen für die Wiederherſtellung des Denkmals. Mögen die Franzoſen als unſere guten Freunde und Nachbarn ſich hüten, uns auf dem Schlachtfelde von Roßbach zu begegnen; wir wollen das Zuſammentreffen mit ihnen bei Jena eben ſo gern vermeiden.

Durch ganz Deutſchland ward der Sieg bei Roßbach als ein Nationalſieg gefeiert und beſungen.

Spottlied auf die Reichsarmee nach der Schlacht bei Roßbach in Nürnbergiſcher Mundart von Grübel*).

Schauts die Preußen
Könne weiſen
Uns das Göld in Säck'n;
Bei uns fehlt
Brod und Göld,
Alles will nit kläck'n.

---

*) Als Beweis der Theilnahme, welche Friedrich auch in Süddeutſchland, und zwar bei dem Volke, fand, verdient dies Lied hier eine Stelle. Ich habe mir erlaubt, einige allzu nürnbergeriſche Worte zu verdeutſchen, um das Lied auch dem Norddeutſchen verſtändlich zu machen. Vollſtändig in Rödenbecks Beiträgen Bd. II. Abth. 4. S. 525.

Kumma mir ah in a Haus
Jog'n die Todenköpf uns raus. —
Schlimm, mei Mouterla, ſchlimm!

Seht ihr den Fritz'n
Dorten ſitz'n
Af ſein Engeländer?
Wo er reit,
Grüß'n die Leut,
Wen er ſieht, den kennt er.
„Kinder, ſagt er, halt euch zamm,
„Jagt mer geſchwind die Leut dau ham.
Schlimm, mei Mouterla, ſchlimm!

O itzo kummes
Dunner brummes,
Då mit ihren Stück'n.
Unſer Mouth
Steit nit gout,
Wå mers nur derblick'n.
Kam iß noh der Ohfang gmacht
Geit bei uns ſchu ah die Jagd.
Schlimm, mei Mouterla, ſchlimm!

Der Trumpeiter,
Dort'n ſteiht er
Vuller Angſt und Schreck'n.
Auf ſein Schimmel
Gukt er in Himmel
Möcht vor Angſt verreck'n.

Soll er blauß'n: avancirt,
Blaist deis Louder: z'ruckmarſchirt.
Schlimm, mei Mouterla, ſchlimm!

O iz geiht's weiter
Pfer un Reuter
Kummen anzeln gloff'n.
Kaner will
Halten ſtill,
Denkt er wird noch troff'n.
Hinten ſchlagen d' Preuſe drein
Jeder möcht ſchon vorna ſein.
Schlimm, mei Mouterla, ſchlimm!

Hut' und Flint'n
Koh mer find'n,
Trummel, Schnapſäck, Deg'n.
Was mer will
Koh mer doh
Alles liegen ſehg'n.
Denn es rennt jo Grous und Kla
Ueber Hecka, Stuck und Sta.
Schlimm, mei Mouterla, ſchlimm!

Die Standtar
Und Monduar
Hob'n d' Preußa gnumme;
Ober Laiß
Tauſendweiß
Hob'ns drinna gfunna.

Wos mer hob'n bei uns g'hat
Hobens wie der Blitz derſchnappt.
Schlimm, mei Mouterla, ſchlimm!

Gelt die Preuß'n
Könna weiſ'n
Döi mit ihren Fritz'n,
Woi Plutona
Und Kanona
Thun im Feuer blitzen.
O itza habt' er's g'ſehn z'amm,
Merkts fei ſchön und bleibt's derham.
Schlimm, mei Mouterla, ſchlimm,
Die Reichsarmee iſt hin,
Der Fritz hat å blau Röckle oh
Und jågt die Reichsarmee davoh.
Schlimm, mei Mouterla, ſchlimm!

Siegeslied des preußiſchen Grenadiers.

Erſchalle hohes Siegeslied,
Erſchalle weit umher!
Daß dich der Feind, wohin er flieht
Vernehme hinterher.

Den Feind, der Preußens Untergang
Im böſen Herzen trug,
Ihn ſchlage, muthiger Geſang,
Wie unſer Fritz ihn ſchlug.

Der große Morgen brach heran
Und brachte großen Tag,
Den Morgengruß in unſer Ohr
Trug mancher Donnerſchlag.

Schon meint ein witziger Franzos:
Unrühmlich ſei die Schlacht,
Denn Ludwigs Heer ſei viel zu groß
Zu klein ſei Friedrichs Macht.

Aus unſer Aller Augen ſtieg
Ein rechter Freudenſtrahl;
Wir wurden alle lauter Sieg
Und lachten ihrer Zahl.

Hervor mit ſeiner Reiterei
Brach Seydlitz mörderlich;
Welch ein Gemetzel, welch Geſchrei:
„Wer kann, der rette ſich!“

Da lief denn, was nur laufen kann,
Franzos und Reichsarmee,
Der Schwab' und Baier, Mann bei Mann,
Sie ſchmolzen wie der Schnee.

Wir folgen Friedrich, dir vereint,
Den Blick gekehrt nach Wien,
Zu ſchlagen einen andern Feind
Und laſſen dieſen ziehn.

Siebentes Capitel.

Schweidnitz von den Oeſtreichern erobert. — Bevern geſchlagen. — Breslau capitulirt. — Der König eilt nach Schleſien. — Anrede an ſeine Officiere. — Siegt bei Leuthen den 5. Decbr. 1757. — Die Partei der Bewegung damaliger Zeit. — Verehrung für Friedrich in allen Landen.

„Die Schlacht von Roßbach" heißt es in der Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, „verſchaffte dem Könige nur die Freiheit, in Schleſien neue Gefahren aufzuſuchen.

So groß der Ruhm war, den Friedrich bei Roßbach gewann, ſo waren doch hier nur die Feinde geſchlagen, die er am wenigſten zu fürchten hatte. In Böhmen und Schleſien ſtanden der Prinz Karl und der Feldmarſchall Daun mit überlegenen Heeren und die Generale, die Friedrich dort zurückgelaſſen hatte, fochten unglücklich und ungeſchickt. Der König eilt durch die Lauſitz nach Schleſien; allein mit jedem Tagemarſche gehen von dorther ihm traurigere Botſchaften zu. Der Gouverneur von Schweidnitz, Generalmajor v. Seers, hatte am 11. Nov. capitulirt und die Feſtung mit 10 Bataillons und 10 Schwadronen an den öſtreichiſchen General Nadaſty übergeben. Der Herzog von Bevern, welcher zu ſpät zum Entſatze heranrückte, wurde nun von der vereinten kaiſerlichen Armee in ſeinem verſchanzten Lager an der Lohe in der Nähe von Breslau den 23. Nov. angegriffen und mit einem Verluſte von 8000 Mann

und 80 Kanonen zum Rückzuge über die Oder gezwungen. Am folgenden Tage wurde der Herzog von einer feindlichen Patrouille gefangen und zur Vollendung des Unglücks übergab noch an demſelben Tage (den 24. Nov.) der Generallieutenant v. Leſtwitz den Feinden die Stadt Breslau mit allen königlichen Kaſſen, Magazinen und 98 Geſchützen. Für die 5000 Mann ſtarke Beſatzung war freier Abzug ausbedungen worden; allein durch Ueberredung und kaiſerliches Kreuzergeld gelang es dem öſtreichiſchen General, dieſe ganze Mannſchaft bis auf 182 Mann für den Dienſt der Kaiſerin anzuwerben.

Mit der Armee von 14,000 Mann, die bei Roßbach gefochten, hatte der König binnen vierzehn Tagen einen Weg von 41 Meilen durch das ausgezehrte Sachſen, durch die öde Lauſitz auf ſächſiſchen Straßen, die damals durch ganz Europa für die entſetzlichſten galten, in rauhem Herbſtwetter zurückgelegt. Am 2. Dec. vereinigte ſich der Reſt der ſchleſiſchen Armee, welche bei Glogau wieder über die Oder zurückging, mit dem Könige. Der Erſte, der ihm bei Parchwitz entgegenkam, war der alte Zieten mit ſeinen Huſaren. Er ſah verdrießlich aus; der König reichte ihm die Hand und ſagte: „Wir wollen's nun beſſer angreifen.“ „Ich hab' es Ew. Majeſtät immer geſagt,“ antwortete Zieten, „wir beide müſſen zuſammen halten, ſonſt geht es nicht vorwärts.“ Im Ganzen führte Zieten dem Könige 29½ Bataillons und 100 Schwadronen zu. „Dieſe Truppen,“ erzählt der König, „waren muthlos und durch die erlittenen Unfälle niedergeſchlagen; allein man faßte die Officiere bei der Ehre, erinnerte ſie an ihre früheren Thaten und ſuchte die traurigen Bilder zu verwiſchen, deren Eindruck noch neu war. Auch der Wein wurde ein Mittel, die niedergeſchlagenen Seelen wieder zu ermuntern. Der König ſprach mit den Soldaten und ließ Lebensmittel

unter ſie vertheilen. Kurz alles Erdenkliche wurde erſchöpft, um in den Truppen jenes Vertrauen wieder zu erwecken, ohne welches die Hoffnung zum Siege eitel iſt. Bald fingen die Geſichter an, ſich aufzuheitern und diejenigen, welche bei Roßbach die Franzoſen geſchlagen hatten, redeten ihren Kameraden zu, nur guten Muth zu faſſen. Durch einige Ruhe kam der Soldat wieder zu Kräften und die Armee trug Verlangen, bei der erſten Gelegenheit den Schimpf vom 22. Nov. wieder abzuwaſchen. Der König ſuchte dieſe Gelegenheit und er fand ſie bald."

In der Stadt Neumarkt hatten die Oeſtreicher ihre Feldbäckerei und ein gut verſehenes Magazin. Friedrich ſchickte die Zietenſchen Huſaren dahin; ſie drangen am 4. Dec. in die Stadt und kehrten mit reicher Beute nach dem Lager zurück. Die Armee des Prinzen Karl ſtand mit der von Daun vereint in dem unangreifbaren Lager hinter der Lohe. Der Prinz ward ungeduldig und verlangte, dem Könige entgegen zu gehen; der vorſichtige Daun rieth, es ſei beſſer, die Preußen hier, wo man ſicher ſtehe, zu erwarten. Da nahm der General der Cavallerie, Graf Lucheſi, das Wort und ſagte zu Daun: „wenn Sie es vorziehen, hier ſtehn zu bleiben, ſo überlaſſen Sie es wenigſtens dem Prinzen Karl, die Potzdammſche Wachparade abzufertigen."

„Wir haben," ſagte ein anderer General, „die fünf Matadors in den Händen, wir dürfen dies Spiel nicht verpaſſen."

Der Prinz gab Befehl zum Aufbruche; er hatte 60,000 Mann der ausgewählteſten Truppen und wußte, daß die Preußen nur 32,000 Mann ſtark waren. In der Abſicht, den König in ſeinem Lager bei Parchwitz anzugreifen, führte Lothringen ſein Heer den 4. Dec. über das Schweidnitzer Waſſer und ſtellte es zwiſchen Nypern und Leuthen in Schlachtordnung.

Die Schlacht bei Leuthen,
den 5. Dec. 1757.

Sobald der König den Anmarſch des Prinzen Karl erfuhr, beſchloß er ihm entgegen zu gehn und ihm eine Schlacht zu liefern. Die Bedenklichen machten den König auf die gutgewählte Stellung und auf die große Ueberlegenheit der Feinde an Mannſchaft aufmerkſam; „ich will ſie angreifen,“ ſagte der König feſt entſchloſſen, „und wenn ſie auf den Thürmen von Breslau ſtänden.“ Er verſammelte den 4. Nov. die Generale und höheren Officiere auf offnem Felde am Wege zwiſchen Neumark und Leuthen in einen Kreis um ſich und hielt folgende Anrede an ſie: „Ihnen, meine Herren, iſt es bekannt, daß es dem Prinzen Karl von Lothringen gelungen iſt, Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bevern zu ſchlagen und ſich zum Meiſter von Breslau zu machen, während ich gezwungen war, den Fortſchritten der Franzoſen und Reichsvölker Einhalt zu thun. Ein Theil von Schleſien, meine Hauptſtadt und alle meine darin befindlich geweſenen Kriegsbedürfniſſe ſind dadurch verloren gegangen und meine Widerwärtigkeiten würden auf's Höchſte geſtiegen ſein, ſetzte ich nicht ein unbedingtes Vertrauen in Ihren Muth, Ihre Standhaftigkeit und Ihre Vaterlandsliebe, die Sie bei ſo vielen Gelegenheiten mir bewieſen haben. Ich erkenne dieſe, dem Vaterlande und mir geleiſteten Dienſte mit der innigſten Rührung meines Herzens. Es iſt faſt keiner unter Ihnen, der ſich nicht durch eine große, ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte und ich ſchmeichle mir daher, Sie werden bei vorfallender Gelegenheit nichts an dem mangeln laſſen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtiget iſt. Dieſer Zeitpunkt rückt heran; ich würde glauben nichts gethan zu haben, ließe ich die Oeſtreicher im

Beſitze von Schleſien. Laſſen Sie es ſich alſo geſagt ſein: ich werde gegen alle Regeln der Kunſt die beinahe dreimal ſtärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich ſie finde. Es iſt hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihres gewählten Poſtens; alles dieſes, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Dispoſitionen zu überwinden ſuchen. Ich muß dieſen Schritt wagen, oder es iſt Alles verloren; wir müſſen den Feind ſchlagen, oder uns Alle vor ſeinen Batterien begraben laſſen. So denke ich, ſo werde ich handeln. Machen Sie dieſen meinen Entſchluß allen Officieren der Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden und kündigen Sie ihm an, daß ich mich für berechtigt halte, unbedingten Gehorſam von ihm zu fordern. Wenn Sie übrigens bedenken, daß Sie Preußen ſind, ſo werden Sie gewiß dieſes Vorzugs ſich nicht unwürdig machen. Iſt aber Einer oder der Andere unter Ihnen, der ſich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heute ſeinen Abſchied erhalten, ohne von mir den geringſten Vorwurf zu leiden." „Wir folgen Eurer Majeſtät in den Tod! Gut und Blut für unſern König!" riefen die verſammelten Officiere und der König bemerkte mit Freuden die Begeiſterung, welche ſeinen Worten folgte. „Schon im Voraus," fuhr er fort, „hielt ich mich überzeugt, daß keiner von Ihnen mich verlaſſen würde; ich rechne alſo ganz auf Ihre treue Hülfe und auf den gewiſſen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleiſteten Dienſte nicht belohnen können, ſo muß es das Vaterland thun. Gehen Sie nun in das Lager und wiederholen Ihren Regimentern, was Sie jetzt von mir gehört haben. Das Regiment Cavallerie, fügte er noch hinzu, welches nicht gleich, wenn es

befohlen wird, ſich unaufhaltſam in den Feind ſtürzt, laſſe ich gleich nach der Schlacht abſitzen und mache es zu einem Garniſonregimente; das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu ſtutzen anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel und ich laſſe ihm die Borten von der Montirung abſchneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herrn; in Kurzen haben wir den Feind geſchlagen, oder wir ſehn uns nie wieder *)!"

Den 5. Dec. in aller Frühe, bevor noch der Tag graute, führte der König ſein Heer in vier Colonnen zur Schlacht. Die Feldprediger hatten aus dem Luther'ſchen Geſangbuche das Lied anſtimmen laſſen:

„Gieb, daß ich thu mit Fleiß, was mir zu thun gebühret;
„Wozu mich dein Befehl in meinem Stande führet,
„Gieb, daß ich's thue bald, zu der Zeit da ich's ſoll;
„Und wenn ich's thu, ſo gieb, daß es gerathe wohl."

Der König ließ die Truppen bei ſich vorüber ziehen; ein Oberſt fragte an, ob die Soldaten das Singen nicht unterlaſſen ſollten? „Nicht doch, ſagte der König, laſſe Er das; mit ſolchen Leuten wird Gott mir heut gewiß den Sieg verleihn." —

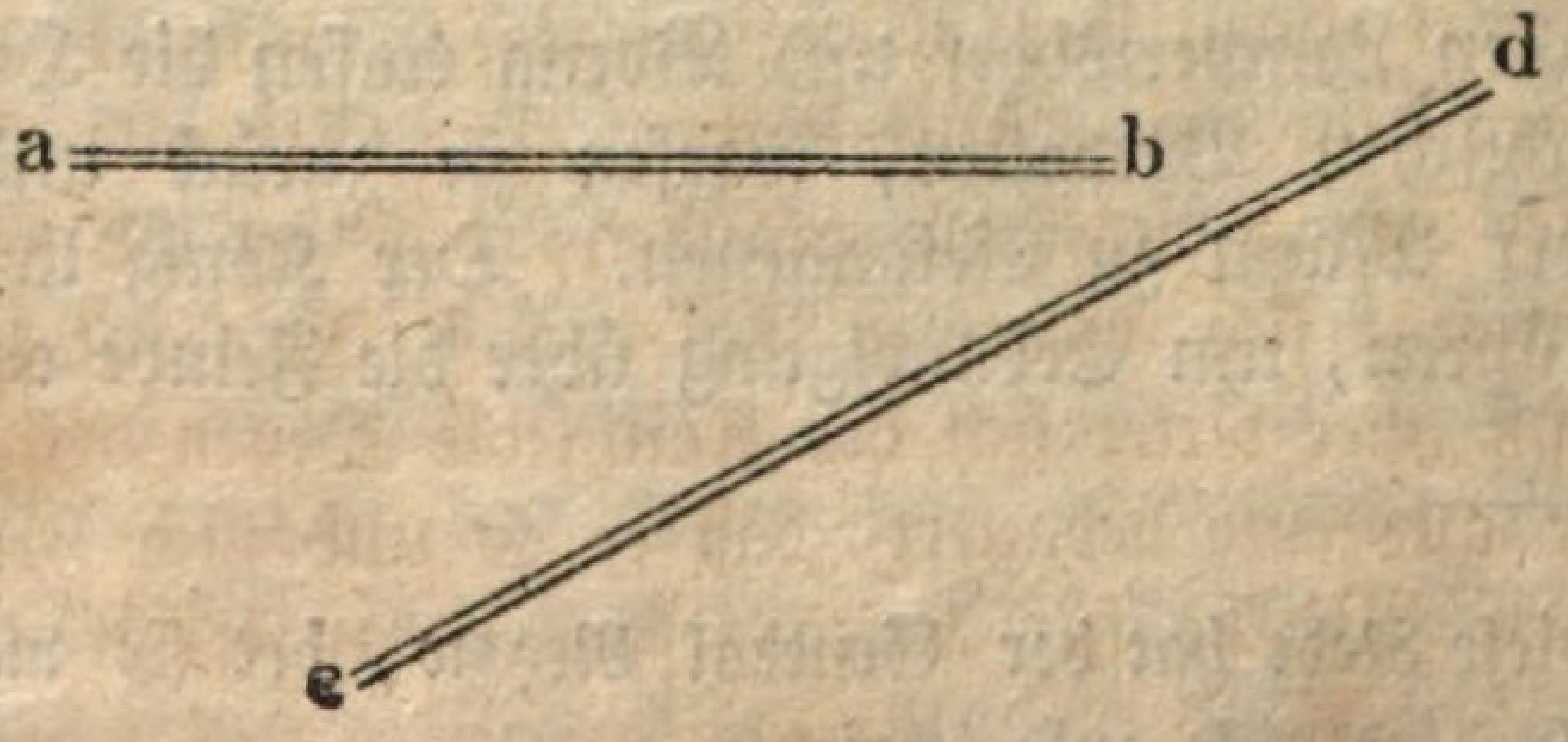
Zwiſchen Lampertsdorf und Borna trafen die Huſaren auf die öſtreichiſchen Vorpoſten, warfen ſie zurück und machten achthundert Mann zu Gefangenen. Der König ließ mehrere vor ſich führen, um Erkundigung über die Feinde einzuziehen;

---

*) Dieſe Rede hat der General Retzow, der ſie mit anhörte, aus dem Gedächtniſſe aufgeſchrieben.

unter ihnen erkannte er einen preußiſchen Grenadier der von ſeinem Regimente davon gelaufen war, einen Elſaſſer von Geburt. „Und du konnteſt mich verlaſſen? rief ihm der König zu. „Ew. Majeſtät halten zu Gnaden, antwortete der Grenadier, es ſtand doch gar zu ſchlecht mit uns.“ — I nun, ſagte der König, laß uns heut noch einmal unſer Glück verſuchen. Läuft's ſchlecht ab, ſo wollen wir morgen beide davon laufen!“ Er ſchickte ihn zu ſeinem Regimente zurück und wir dürfen glauben, daß an dieſem Tage keiner tapfrer focht, als unſer Grenadier.

Gegen Mittag ſtand das preußiſche Heer in Schlachtordnung. Das Centrum hatte Radaxdorf und Lobetinz vor ſich, der rechte Flügel Puſchwitz im Rücken und erhielt Befehl zum Angriff vorzugehn, während der linke Flügel, welcher Borna im Rücken hatte, zurückhalten ſollte. Dieſes einfache Manöver, berühmt unter dem Namen der „ſchrägen Schlachtordnung,“ durch welche Epaminondas bei Mantinäa, Alexander der Große bei Arbela, Julius Cäſer bei Pharſalus ſiegten, entſchied auch diesmal den Sieg. Das Geheimniß dieſer Stellung iſt: den Feind, welcher ſich in grader Linie **a b** aufgeſtellt hat, durch eine ſchräge Stellung **c d** zu überflügeln und ihm in die Seite zu fallen.



Die Wegnahme der Batterieen, welche die Kaiſerlichen bei dem Fichtenbuſch aufgeſtellt hatten, ſo wie die Erſtürmung des, mit Kanonen und Grenadieren beſetzten, Kirchhofes des Dorfes Leuthen entſchieden die Schlacht, welche um 2 Uhr des Nachmittags begann und mit einbrechender Dunkelheit um 5 Uhr endete. Die Feinde verloren an Todten, Verwundeten und Gefangenen 27,000 Mann, 116 Kanonen, 51 Fahnen und 4000 Rüſt- und Bagagewagen; der Verluſt des Königs betrug 6000 Mann. Der Rückzug über das Schweidnitzer Waſſer koſtete dem Feinde noch viele Leute; die Preußen verfolgten ſie bis Sara. Die Sieger lagerten die Nacht über auf dem Schlachtfelde und als die Wachtfeuer brannten, hörte man von Regiment zu Regiment das fromme Lied anſtimmen: „Nun danket Alle Gott!“

In dem Schloſſe zu Liſſa, wo der König ſein Nachtquartier zu nehmen beſchloß, gab es noch ein Zuſammentreffen eigener Art. Einige öſtreichiſche Generale und Stabsofficiere, welche glaubten, dieſen Tag genug gelaufen zu ſein und nicht fürchteten, in ihrer Ruhe geſtört zu werden, hatten in dieſem Schloſſe ſich eben ein gutes Abendbrod anrichten laſſen, als der Ruf: die Preußen ſind da! ſie von der Tafel aufſchreckt. Sie eilen, anſtatt der Säbel die Servietten in der Hand, nach der Thür; da tritt ihnen der König entgegen, nimmt den Hut ab und ſagt: bon soir, Messieurs! Die Generale ſind ganz verdutzt, der König bittet zu erlauben, daß er ihr Gaſt ſein dürfe, man ſetzt ſich wieder zu Tafel, läßt ſich's gut ſchmecken, zum Schluß aber bittet ſich der König die Degen der muntern Geſellſchaft aus und bedauert, daß er ſo unhöflich ſein müſſe, ſo freundliche Wirthe für Kriegsgefangene zu erklären.

Der preußiſche Grenadier ſang das:

Siegeslied nach der Schlacht von Leuthen.

Im allerhöchſten Siegeston
  Erſchalle Schlachtgeſang,
Der ſtolze Feind — er iſt geflohn,
  Bei unſ'rer Waffen Klang.

Zu feiern großes Siegesfeſt
  Beſchloſſen ſie in Wien;
Sie meinten halt, der kleine Reſt
  Iſt unſer morgen früh.

Zehntauſend Donner brachen los,
  Zehntauſend folgten nach;
Groß war des Todes Ernte, groß
  Bei tauſend Weh und Ach!

Uns drohte fürchterlich Geſchütz,
  Du führteſt uns darauf!
Nicht Donnerſchlag, nicht rother Blitz
  Hielt deine Helden auf.

Und wie der Himmel feuerroth
  Entbrannt' auch unſer Herz;
Wir waren alle lauter Tod
  Und Tod war unſer Scherz.

Der Todesengel ſchwarze Schaar.
  Flog über das Gefild
Und Leuthen's weite Feldflur war
  Mit Leichen überfüllt.

Und Keinem gaben wir Pardon,
Wie ſie auch ängſtlich flehn,
Pandur, hier haſt du deinen Lohn
Und kannſt nach Hauſe gehn.

Wir aber ſingen Siegsgeſang,
Der ſtolze Feind entwich;
Heil! dreimal Heil beim Waffenklang.
Heil unſerm Friederich!

Am Morgen nach der Schlacht ritt der König noch einmal nach dem Schlachtfelde und ſorgte für die Pflege der Verwundeten und für Beerdigung der Gebliebenen." „Wann werden meine Leiden enden!" rief er mit Thränen in den Augen, als das Klagegeſchrei der Verſtümmelten und von der Kälte Erſtarrten zu ſeinem Ohr drang. — Als einer der alten Generale dem Könige zur gewonnenen Bataille gratulirte und ſeine ſchöne Schlachtordnung rühmen wollte, ſagte der König: „das hat ein Höherer gethan" — „Und Ew. Majeſtät vortreffliche Dispoſitionen," erlaubte ſich der General zu bemerken. „Ach, was Dispoſitionen, allein helfen die nicht, indeſſen kommt wohl Eins zum Andern." Der Prinz Moritz von Deſſau, dem der König vornehmlich den Verluſt der Schlacht bei Kollin zuſchrieb, hatte ſich bei Leuthen beſonders ausgezeichnet. Er war nach der Schlacht bei Prag zum General der Infanterie ernannt worden. Der König ritt jetzt auf ihn zu, reichte ihm freundlich die Hand und ſagte: Ich gratulire Ihnen zur gewonnenen Bataille, Herr Feldmarſchall! Der Prinz war ſo betroffen über die Freundlichkeit des Königs, daß er die Ernennung zum Feldmarſchall überhörte, bis der König ſeine Worte noch einmal wiederholte und vor allen Officieren ihm

ſagte: Sie haben mir ſo bei der Bataille geholfen und Alles ſo vollzogen, wie mir noch nie Einer geholfen hat." —

Am Tage nach der Schlacht fand der König ſchon wieder ein Stündchen Muße, um dem Feldmarſchall Daun folgenden „Abſchied" in franzöſiſchen Verſen voll übermüthiger Laune nachzuſenden:

Mein Herr Feldmarſchall, mit Verlaub,
Jetzt auf, und macht Euch aus dem Staub!
Ihr kamt zu mir zwar ungeladen,
Indeß ernenn' ich Euch aus Gnaden
Zum Abgeſandten voller Trug und Liſten
Dort bei den Regensburger Rabuliſten;
Ihr überbringt, — doch müßt Ihr Euch ſehr ſputen —
Wie wir in Gnaden zu beſtimmen es geruhten,
Dem ſtrengen Präſidenten und den Räthen
Originaliter all' die Difficultäten,
Die ich bei Liſſa Euch vor wenig Tagen
Höchſt eigenhändig aufgetragen.
So hab' ich Euch zum Herrn April geſchickt,
Zu ihm, des heil'gen römſchen Reichs Fiskal,
Dem es für diesmal leider! nicht geglückt
Mit Acht und Aberacht ſo Knall und Fall
Und sans façon mich zu vervehmen;
Aus Eurer Hand wird er den Auftrag übernehmen.
Von da lauft, was Ihr könnt, nach Wien.
Da mögt Ihr kleine Plänchen groß erziehn,
Wie Ihr die Völker mir verderben,
Vor meinem Tode Schleſien könntet erben.
Mit derlei ſchönen Phantaſien
Bringt Ihr mit Neupperg Euern Winter hin.

Doch wird das Wetter nebelfrei und mild
Und grünt und blüht es im Gefild,
Dann friſch heraus! neumodiſcher Achill,
Beſuche mich in meinem Domizil,
Du ſollſt bei mir ganz artig wohnen,
Vergiß mir nicht die tauſend Stück Kanonen,
Und Prinzen von der beſten Sorte,
Panduren von der Höllen=Pforte.
Dies Land, wo ſich's ganz leidlich ſchlägt,
Soll Euch, Ihr Herrn, ſtets offen ſtohn,
Doch lernt mir Eure Lection,
Daß, wenn Ihr Euch auf's Rückwärts legt,
Euch nicht der Weg nach Böheim fehlt,
Und Ihr zu lang Euch im Gebirge quält.
Ihr findet nach der Faſtenzeit
Euch zu empfangen uns bereit.
Nur kurze Zeit ſollt Ihr bei uns verweilen,
Den Urlaub werden wir, wie heut, ertheilen.

Der Sieg von Leuthen wurde dadurch vollſtändig, daß der König vor Breslau rückte, welches der Generalfeldzeugmeiſter v. Sprecher ihm d. 19. Dec. übergab. Der Prinz Carl legte den Oberbefehl nieder und Daun führte, von Zieten verfolgt, das bis auf 37,000 Mann geſchmolzene Heer nach Böhmen. — Der übermüthige General Lucheſi war in der Schlacht geblieben. Sein frevelhaftes Wort war allgemein bekannt geworden und die preußiſchen Grenadiere ſangen:

Es lebe durch des Höchſten Gnade
Der König, der uns ſchützen kann;
So ſchlägt er mit der Wachtparade
Noch einmal ſechzigtauſend Mann. —

„Dieſe Schlacht,“ ſo lautet Napoleons Urtheil „iſt geeignet, den Character Friedrichs unſterblich zu machen und zeigt uns ſein groſses militairiſches Talent; ſie iſt ein Meiſterſtück der Bewegungen, Anordnung und Entſchloſſenheit; ſie allein würde hinreichen, Friedrich unſterblich zu machen und ihm einen Rang unter den erſten Generalen zu geben.“ —

Auch zu Friedrichs Zeit gab es, um in der Sprache der heutigen Politik zu reden, eine Partei der Bewegung durch ganz Europa und ſie war um ſo mächtiger, da ſie nicht, wie heutiges Tages, in unſichern Irrlichtern hin und her flackerte, ſondern einen König mit dem Degen in der einen, mit der Fackel der Philoſophie in der anderen Hand an ihrer Spitze hatte. Deshalb wurden ſeine Siege nicht nur in dem Vaterlande, ſondern durch ganz Europa gefeiert.

In England ſprach ſich die öffentliche Meinung in beiden Parlamentshäuſern ſo entſchieden zu Gunſten Friedrichs aus, daſs ſich der König zu einem Miniſterwechſel gezwungen ſah und, wie ſchon erwähnt, im Herbſte 1757 William Pitt zum Staatsſecretair ernannte. Die Siege bei Roſsbach und bei Leuthen wurden in London mit demſelben Enthuſiasmus, wie in Berlin gefeiert, ſelbſt der Geburtstag Friedrichs wurde in England zum Volksfeſte. Die von dem Herzoge von Cumberland in Kloſter-Zeven abgeſchloſſene Convention wurde am 28. Nov. aufgehoben und der Waffenſtillſtand gekündigt; den Oberbefehl über das Heer erhielt der Herzog Ferdinand von Braunſchweig. Da man den König in Geldverlegenheit wuſste, wurden in beiden Häuſern Anträge gemacht zu Subſidien und in London Subſcriptionen für Friedrich den Groſsen und Unbeſiegbaren“ eröffnet; ja die Theilnahme war ſo allgemein, daſs eine Lady Salisbury dem Könige durch ihren Banquier eine anſehnliche Summe zuſtellen lieſs. —

In Deutſchland erwies ſich beſonders der Orden der Frei- maurer für ſeinen Bruder thätig. Den 4. Aug. 1757 kam eine geheime Botſchaft an ihn und überreichte dem Könige „als dem mächtigſten und größten Protector deutſcher und beſonders proteſtantiſcher Nation" ein Schreiben, in welchem der vielverbreitete Orden ihm ſeine Hülfe anbot. —

Dieſelbe Theilnahme blieb dem Könige auch in den folgenden Jahren. Goethe erzählt in ſeiner Jugendgeſchichte, wie die kaiſerliche freie Reichsſtadt Frankfurt während des ſiebenjährigen Krieges ächt preußiſch, oder vielmehr Fritziſch geſinnt geweſen ſei. Sulzer ſchreibt an Gleim aus Winterthur den 22. Sept. 1762: „Die ganze proteſtantiſche Schweiz iſt mehr preußiſch, als Preußen und Brandenburg ſelbſt. Wenn die Macht der Schweizer ſo groß wär, als ihr Eifer für die Wohlfahrt des Königs, ſo müßten ſchon alle ſeine Feinde gedemüthiget ſein." Voltaire, der falſche Judas, muß zu ſeinem Verdruß überall das Lob Friedrich's erſchallen hören. Er ſchreibt an den Cardinal Bernis aus Genf den 19. Aug. 1758: „Ich bin nicht wie ein Drittheil der Deutſchen: überall ſah ich Fächer, auf dem ein Adler gemahlt iſt, welcher eine Lilie (Frankreich) zerpflückt. Meine Nichten ſollen keine ſolchen Fächer tragen. Man iſt in Genf preußiſch und faſt noch mehr, als anderwärts." Aber nicht nur mit dem Fächer, auch mit dem Degen vertheidigten Frauenhände den König. Er ſelbſt ſchreibt an Voltaire den 2. Juli 1759: „Ich werde aus dem allen um ſo ſicherer herauskommen, da ſich in meinem Lager eine wahre Heldin, ein Mädchen befindet, die noch tapferer iſt, als Jeanne d'Arc. Dieſe göttliche Jungfrau iſt mitten in Weſtphalen in der Gegend von Hildesheim geboren."

Auf Sicilien fanden reiſende Künſtler aus Preußen gute

Aufnahme; ein Tartar=Chan ſchickte eine Botſchaft an den König und der Kaiſer von Marokko gab einigen von den Seeräubern zu Sklaven gemachten preußiſchen Schiffern die Freiheit wieder.

Wie man in Frankreich für den König Partei nahm, iſt ſchon erwähnt worden; hier noch ein Brief aus Italien. Der Graf Algarotti ſchreibt dem Könige aus Bologna den 16. Nov. 1757: „Ich ſchwöre Ew. Majeſtät, daß ich bei Ihrer Vorſicht, bei Ihrer Tapferkeit, bei Ihrer Raſchheit und bei allen Ihren anderen Eigenſchaften, nie an den öffentlichen Angelegenheiten verzweifelt habe. Da es dem Herrn der Heerſchaaren gefiel, Sie inmitten ſo großer Gefahren zu erhalten, ſo habe ich feſt geglaubt, daß der Ruhm des preußiſchen Namens höher ſteigen werde, als je vorher. Nach den ſchönſten Bewegungen in Böhmen und in der Lauſitz, welche ein Staremberg bewundert haben würde, haben Ew. Majeſtät ſo eben Guſtav Adolph in denſelben Ebenen verdunkelt, wo ſein Genie ſo ſehr glänzte. Dieſer letzte Sieg (bei Roßbach) iſt eines jener militairiſchen Wunder, welche nur den vertrauteſten Günſtlingen des Mars möglich ſind, den Gründern der Kriegskunſt. Allein Ew. Majeſtät haben noch nicht aufgehört zu handeln, und wir werden nicht aufhören zu bewundern. Wie ſehr wird das Jahrhundert durch die Thaten Ew. Majeſtät verherrlicht, es wird Alles in Schatten ſtellen, was bisher am meiſten geglänzt hat.“ Briefe ähnlichen Inhaltes gingen auch von dem Marquis d'Argens ein, welcher unſern Friedrich gern über Cäſar und Alexander ſtellen wollte. Dergleichen überſchwengliche Lobſprüche weiſet der König beſcheiden von ſich. „Ihre Freundſchaft, — antwortete er d'Argens aus Breslau den 19. Dec. — verführt Sie, mein Lieber. Im Vergleich mit Alexander bin ich nur ein Straßenbube und unwürdig, Cä=

ſar die Schuhriemen zu löſen. Die Nothwendigkeit, die Mutter der Betriebſamkeit, zwang mich zu handeln und bei verzweifelten Uebeln zu verzweifelten Mitteln zu greifen. Wir haben 14 bis 15,000 Gefangene gemacht; in Allem hab' ich über 23,000 Gefangene in meinen Händen, 15 Generale und ungefähr 700 Officiere. Das iſt ein Pflaſter auf meine Wunden, macht aber bei weitem nicht Alles gut." Der König ladet den Marquis ein, ihn in den Winterquartieren zu beſuchen. Trotz ſeiner Kränklichkeit ſagt dieſer ihm zu, und erfreut ſchreibt ihm Friedrich aus Striegau den 26. Dec.: „Sie können glauben, mein lieber Marquis, Ihr Brief hat mir ein großes Vergnügen gemacht, nicht nur wegen der Freundſchaft, die Sie mir darin bezeugen, ſondern auch, weil ich mich darauf freue, Sie wieder zu ſehen. Ihre Reiſe können Sie ganz nach Ihrer Bequemlichkeit einrichten. Ich habe Feldjäger ausgewählt, die ich zu Ihrem Geleit nach Berlin ſchicken werde. Sie können kleine Tagreiſen machen; die erſte Nacht in Frankfurt, die zweite in Croſſen, die dritte in Grüneberg, die vierte in Glogau, die fünfte in Parchwitz, die ſechste in Breslau. Ich habe befohlen, daß man Pferde für Sie beſtellt, die Zimmer unterwegs heitzen und die beſten gebratenen Hühner den ganzen Weg entlang für Sie bereit halten ſoll. Ihr Wohnzimmer bei mir iſt tapezirt, mit Teppichen ausgeſchlagen und luftdicht verſchloſſen; Sie ſollen weder von der Zugluft, noch von Lärm zu leiden haben. Liegnitz hat ſich ſo eben ergeben und Sie werden daher unterwegs und in Breslau eben ſo ſicher, wie in Berlin ſein. Könnte irgend ein Dunſt der Eitelkeit mir zu Kopf ſteigen, ſo würde es durch Ihre Briefe geſchehen. Allein, mein Lieber, wenn ich mich ſelbſt betrachte, ſo ſtreiche ich drei Viertel Ihres Lobes. Alles was Ihre Beredtſamkeit ſich ein Vergnügen macht zu rühmen, iſt nichts weiter als ein

Bischen Entſchloſſenheit und viel Glück. Sie werden in mir denſelben wieder finden, wie Sie mich verlaſſen haben und können verſichert ſein, daß dasjenige, was in der Ferne großen Lärm macht, ſich in der Nähe oft ſehr klein ausnimmt. Kurz, mein Lieber, das Vergnügen Ihrer Geſellſchaft iſt es, worauf ich mich am meiſten freue. Es iſt großer Anſchein vorhanden, daß wir einen allgemeinen Frieden bekommen werden; niemand wünſcht ihn mehr, als ich. Unterdeſſen werde ich alle müßigen Stunden mit Ihnen zum Studiren verwenden; dies iſt ja doch unſtreitig der beſte Gebrauch, den man von der Zeit machen kann. Sie werden bei mir eine ganze Sündfluth von Verſen finden, die meinen Feldzug überſchwemmt haben. Einige davon ſind an Sie gerichtet, und Epigramme für alle meine Feinde. Adieu, mein lieber Marquis; ich umarme Sie."

Friedrich konnte diesmal nicht früher, als am 6. Febr. ſeinen Truppen ſichre Winterquartiere anweiſen. Gern hätte der König die Waffen niedergelegt, wenn man ihm ehrenvolle Bedingungen zugeſtanden hätte. Er entließ den kriegsgefangenen Fürſten Lobkowitz und gab ihm an die Kaiſerin Königin folgendes eigenhändige Schreiben mit. „Ohne die Schlacht vom 18. Juni, wo mir das Glück zuwider war, würde ich vielleicht Gelegenheit gehabt haben, Ihnen meine Aufwartung zu machen; es kann ſein, daß, gegen meine Natur, Dero Schönheit und Großmuth den Sieger überwunden, wir aber ein Mittel gefunden hätten, uns zu vergleichen. Ew. Majeſtät hatten zwar einigen Vortheil in Schleſien; er war aber nicht von langer Dauer, und die letzte Schlacht iſt mir wegen des dabei vergoſſenenen vielen Blutes noch ſchrecklich. Ich habe meinen Sieg genützt und Breslau eingenommen; ich hoffe auch Schweidnitz wieder in meine Gewalt zu bekommen, ſo daß ich im Stande ſein werde, in Böhmen und Mähren einzurücken.

Bedenken Sie dieß, meine Couſine, lernen Sie einſehen, wem Sie vertrauen. Sie werden ſehen, daß Sie Ihr Land in's Verderben ſtürzen; daß Sie an Vergießung ſo vielen Blutes Urſache ſind und daß Sie denjenigen nicht überwinden können, der, wenn Sie ihn hätten zum Freunde haben wollen, ſo wie er Ihr naher Verwandter iſt, mit Ihnen hätte Europa zittern machen können. Ich ſchreibe dies aus dem Innerſten meines Herzens und wünſche, daß es Eindruck machen möchte. Wollen Sie aber die Sache auf's Aeußerſte treiben, ſo werde ich Alles verſuchen, was mir meine Kräfte verſtatten. Wenn Ihnen Ihre Bundesgenoſſen ſo beiſtehn, wie es Ihre Schuldigkeit iſt, ſo ſehe ich voraus, daß es um mich gethan ſein wird. Allein es wird mich rechtfertigen, daß ich einen Mitkurfürſten (Baiern) von der Unterdrückung habe retten wollen, daß ich zur Vergrößerung des Hauſes Bourbon nichts beigetragen und daß ich zweien Kaiſerinnen und drei Königen widerſtehen mußte."

Die Kaiſerin hielt dieſen Brief nicht für werth die Feder anzuſetzen, und Friedrich griff wieder zum Degen.

Achtes Capitel.

Der Feldzug 1758. — Landmiliz. — Die Pommern, die Stütze des Staates. — Geſchickte Münzoperationen. — Wiener Schmähſchriften. — Schweidnitz von den Preußen erobert. — Friedrich rückt in Mähren ein. — Homöopathiſche Briefe. — Aufhebung der Belagerung von Olmütz. — Die Ruſſen unter Fermor vor Cüſtrin. — Mit ſolchem Geſindel muß ich mich herumſchlagen. — Kinder, ich habe nicht eher kommen können. — Die Schlacht bei Zorndorf.

Der Feldzug 1758.

Während der kurzen Winterraſt war des Königs vornehmſte Sorge darauf gerichtet, die Regimenter wieder vollzählig zu machen, ſo daß er mit 208,446 Mann Fußvolk und 54,085 Mann Reiterei im Felde erſcheinen konnte. Aus ganz Deutſchland hatte er großen Zulauf, noch mehr als Wallenſtein, ſo daß das Bild, welches Schiller uns von dem Lager im dreißigjährigen Kriege giebt, eben ſo gut auf die Zeit des ſiebenjährigen paſſen dürfte, zumal auf das Lager der Frei-Corps, deren Anführern der König die Anwerbung der Mannſchaft und ihre Unterhaltung überließ, ſo daß dieſe mehrentheils den kleinen Krieg auf ihre eigene Hand führten. Eine weſentliche Unterſtützung gewährten dem Könige die, auf Veranlaſſung des damaligen Legationsraths v. Herzberg (ſpäter Miniſter) in eine beſſere Verfaſſung geſetzten Landmilizen. Das magdeburgiſche und kurmärkiſche Landmiliz-Regiment waren ein je-

des 2000 Mann ſtark; die Edelleute, welche früher Officiere geweſen, mußten in dieſen Regimentern dienen. Um dem Andrange der Schweden zu begegnen, wurden in Pommern zehn Bataillons Landmiliz, ein jedes zu 500 Mann errichtet und bei dem kriegeriſchen Sinne der Nation thaten dieſe Bataillons es bald den Feldregimentern gleich; an Patriotismus und Hingebung übertrafen ſie ſie noch. Für die Pommern gewann Friedrich ſchon damals eine ſo große Vorliebe, daß er in einem politiſchen Teſtamente, welches ſich in dem Geheimen Staats-Archive niedergelegt befindet, ſeinen Nachfolgern den Rath ertheilt „ſich ganz vorzüglich auf die pommerſche Nation zu verlaſſen, welche ſie als die erſte Stütze des Staats anſehen könnten und müßten.“

Die thätige Theilnahme Englands, welches ein Heer nach Hannover ſandte und die bedungenen Hülfsgelder zahlte, war für den König von großer Bedeutung. Die engliſchen Guineen wurden in der berliner und dresdner Münze in preußiſche und ſächſiſche Goldſtücke umgeprägt und durch eine geſchickte Münzoperation, d. h. durch einen tüchtigen Zuſatz von Kupfer, wurde ein bedeutendes Aufgeld gewonnen.

Ganz unerwartet war es dem Könige, in dieſem Winter von dem Grafen Kaunitz aus Wien eine freundſchaftliche Mittheilung zu erhalten. „Graf Kaunitz — ſo erzählt Friedrich — benachrichtigte den König von einer eingebildeten Verſchwörung gegen ihn, in welche ſich zwei Neapolitaner und ein Mailänder eingelaſſen haben ſollten. Der König ließ ihm antworten, er ſei der Kaiſerin für die Nachricht, die ſie ihm zu ertheilen die Güte gehabt, ſehr verbunden; es gebe indeſſen zwei Arten des Meuchelmordes: eine durch den Dolch, die andere durch entehrende Schmähſchriften; wie er die Kaiſerin ver-

ſichern könne, achte er die erſte Art wenig, gegen die andere ſei er empfindlicher.“ Deſſenungeachtet blieben die Unanſtändigkeit und das Anſtößige in jenen Schriften nach wie vor und vergrößerten ſich ſogar, ſowie das Kriegsglück den Waffen der Oeſtreicher günſtiger ward. Wir führen dieß zur Entſchuldigung des Königs an, der jene Angriffe nicht unerwidert ließ, nur mit dem Unterſchied, daß ſeine Satyre immer fein und geiſtreich blieb.

Sein erſtes Unternehmen, als er in der Mitte des März den Feldzug eröffnete, war auf die Feſtung Schweidnitz gerichtet. Er ſelbſt nahm ſein Hauptquartier in dem ſchöngelegenen Kloſter Grüſſau, von wo er die Belagerung anordnete, nachdem der General Fouqué die Feinde aus der Grafſchaft Glatz vertrieben hatte. Die Oeſterreicher vertheidigten ſich tapfer unter dem Grafen von Türheim. Die Beſatzung war durch Gefecht, Krankheit und Hunger von 9000 Mann auf 1500 geſchmolzen und ergab ſich, nachdem den 15. April das Galgenfort mit Sturm genommen worden war. Jetzt durfte der König es unternehmen, die feindliche Grenze zu überſchreiten und nach Mähren vorzudringen; die Eroberung der reichen Stadt Olmütz war das Ziel, auf welches er mit gutem Muthe losſteuerte. An den Marquis d'Argens, der ihn um Urlaub zu einer Reiſe nach dem ſüdlichen Frankreich bittet, um ſeine Geſundheit wieder herzuſtellen, ſchreibt er aus Littau den 7. Mai: „Wir ziehen hier auf große Abenteuer aus. Ich habe Herrn Daun aus Böhmen nach Mähren in Trab geſetzt und wir werden uns ſo lange herumſchlagen, bis unſere verwünſchten Feinde Frieden machen werden. Ihr Brief, mein Lieber, roch nach Caſſia und Senesblättern, daß ich das Abweichen bekam, ſobald ich ihn öffnete. Großer Gott! ſo machen Sie

doch aus Ihrem armen Körper keine Apotheke. Wie? ein Brief bewahrt blos durch Ihre Berührung auf 60 deutſche Meilen Weges noch genug mediciniſche Kraft, um nach acht Tagen noch auf mich zu wirken? Was wird erſt geſchehen, wenn man Ihnen näher kommt? Da haben wir eine neue Entdeckung in der Medizin! (Homöopathie)! Ohne Zweifel wird man in Zukunft die Kranken einzig und allein durch die mittheilende Kraft der Mittel, welche Andere genommen haben, vielleicht durch bloße Briefe, purgiren und dergleichen Abführungs-Briefe werden von einem Ende Europa's zum anderen laufen und ihre Wirkung haben, wie die Wechſelbriefe die zahlbar ſind au porteur. In der That, lieber Marquis, Sie ſind ein ſonderbarer Sterblicher. Ich beſchwöre Sie, tödten Sie ſich doch nicht durch die Sorgfalt für Ihre Geſundheit."

In den Briefen an Algarotti ſpricht ſich ebenfalls der wiedergewonnene gute Humor des Königes aus: „Sie ſehen wohl, ſchreibt er ihm, daß es nicht hinreichend iſt, ſich zu ſchlagen und daß es ſchwerer iſt böſe Frauen zu beſiegen, als tapfre Männer. Ich wünſche den Frieden eben ſo ſehr, als meine Feinde ihm abgeneigt ſind und wenn wir Anſtrengungen machen, ſo müſſen ſie der Nothwendigkeit zugeſchrieben werden. Sie können ſich dies Jahr hindurch noch von den Zeitungen amüſiren laſſen; zwar nicht mit dem, was auf den Gebirgen von Apalanche vorgeht, oder mit den Klagen der Morlakken, wohl aber mit dem, was über die Freiheit oder Sclaverei Europa's, welches ein neues Triumvirat unterjochen will, entſcheiden wird. Wenn mir die Wahl frei ſtände, würde ich es vorziehn, mich in dem Parterre zu befinden, als auf der Bühne zu agiren; allein da das Loos geworfen iſt, muß man das Abenteuer beſtehn und ich ſage mit Lucrez:

Nichts iſt ſchöner fürwahr als die heitren Tempel zu hüthen,
Wohlbefeſtigte, welche vom Wiſſen des Denkers erbaut ſind;
Tief auf die Anderen blickſt du herab und ſiehſt, wie ſie irren,
Wie ſie, ſchweifend umher, des Lebens Wege ſich ſuchen.

Vor Olmütz, wohin der König nach der Eroberung von Schweidnitz in der Mitte Aprils aufgebrochen war, fand er ernſteren Widerſtand, als er vermuthet hatte. Der Feldmarſchall Keith, welchem der König den Befehl bei der Belagerung anvertraute, eröffnete die Laufgräben den 27. Mai; allein das zu ſeiner Verfügung geſtellte Corps von 6000 Mann war nicht hinreichend, und als den 30. Juni ein Zug von mehreren hundert Wagen mit Munition und Zufuhr auf der Straße, die von Troppau nach Olmütz führt, in dem Paſſe zwiſchen Bautſch und Alt-Liebau von dem unternehmenden General Laudon überfallen und weggenommen wurde, ſah der König ſich genöthiget, die Belagerung den 2. Juli aufzuheben und nur ein gewagter Rückzug nach Böhmen und das bedächtige Zaudern des Feldmarſchalls Daun erretteten ihn hier aus ſehr gefährlicher Lage. Als Daun ihm endlich folgte, ſah er ſich gezwungen, ſein Lager bei Königinngräz zu verlaſſen und kehrte über Politz und Friedel nach Schleſien zurück.

Von hier rief ihn bald ein anderer Feind nach der Neumark. Ein ruſſiſches Heer war unter dem Feldmarſchall Grafen Fermor den 22. Jan. 1758 in Königsberg eingerückt und hatte das Land im Namen ſeiner Kaiſerin in Beſitz genommen. Sämmtliche Einkünfte mußten bei Todesſtrafe den ruſſiſchen Behörden abgeliefert werden; indeſſen fehlte es auch hier nicht an treuen Unterthanen und Beamten. Der Kammerdirector Domhard in Gumbinnen unterhielt mit dem Könige einen geheimen Briefwechſel, überſchickte ihm durch einen armen

Strumpfwirker Namens Kapeller 100,000 Thaler, verſorgte Colberg mit Getreidezufuhr und machte während der Anweſenheit der Feinde ſo geſchickte Erſparniſſe, daß er dem Könige nach dem Tode der Kaiſerin Eliſabeth 300,000 Ducaten ſelbſt überbrachte.

Der Graf Fermor war mit ſeinem Heere zu Ende Mai's über die Weichſel gegangen, den 27. Juli in Poſen eingerückt und ſtand den 13. Aug. vor Cüſtrin, deſſen älteren Theil ſeine ſchweren Geſchütze den 15. Aug. in einen Schutthaufen verwandelten. Nur ein unbedeutendes Corps konnte der Graf Dohna, welcher in Pommern commandirte, wo ihm die Schweden genug zu thun gaben, gegen das übermächtige Heer der Ruſſen nach Frankfurt an der Oder führen. Dringende Aufforderungen trafen aus Berlin und der Neumark bei dem Könige in Schleſien ein, ſeine Hauptſtadt zu retten, und ſo ſehr er in der Nähe von Daun und Laudon beobachtet und feſtgehalten wurde, faßte er den Entſchluß, den Ruſſen entgegen zu gehn und ihnen eine Schlacht zu liefern. Den Prinzen Heinrich hatte er die Behauptung Sachſens anvertraut und ihm in einem Schreiben von Grüſſau den 10. Aug. ſeine letztwillige Verordnung mitgetheilt. „Der Marſch, ſchreibt er ihm, den ich morgen gegen die Ruſſen antrete, ſo wie die Ereigniſſe des Krieges können alle Arten von Zufällen herbeiführen und es kann mir leicht begegnen, getödtet zu werden; ich habe es alſo für meine Pflicht erachtet, Sie um ſo mehr über meine Abſichten in Kenntniß zu ſetzen, als Sie der Vormund unſerer Neffen mit unbeſchränkter Vollmacht ſind.

1) Sollte ich getödtet werden, ſo müſſen meine Armeen auf der Stelle meinem Neffen (dem 1744 geb. Prinzen Friedrich Wilhelm) den Eid der Treue ſchwören.

2) Man muß mit ſo viel Nachdrucke fortagiren, daß der Feind keine Veränderung im Befehl merken kann.

3) Was die Finanzen betrifft, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß alle die Verlegenheiten, welche ſich zuletzt ereignet haben, beſonders die, welche ich noch vorausſehe, mich genöthiget haben, die engliſchen Subſidien anzunehmen, welche erſt wieder im Monat October zahlbar ſind.

4) Was die Politik betrifft, ſo iſt gewiß, daß, wenn wir dieſen Feldzug gut beſtehn, der Feind matt würde und durch den Krieg erſchöpft zuerſt den Frieden wünſchen werde, daß aber, wenn gleich nach meinem Tode unſerer Seits Ungeduld und ein zu heftiges Verlangen nach dem Frieden bewieſen wird, dies uns ſchlechte Bedingungen und die Verbindlichkeit bringen dürfte, von den Beſiegten uns die Bedingungen vorſchreiben zu laſſen." —

Nicht mehr als 14,000 Mann hatte der König beiſammen, die er, ohne zu raſten, über Liegnitz, Wartenberg, Croſſen, Frankfurt in die Nähe von Cüſtrin führte, wo er den 22. Aug. eintraf; 36 Meilen waren in 11 Tagen zurückgelegt worden. Der König, der vorausgeeilt war, hielt am 21. Muſterung über die, unter dem Befehl des Grafen Dohna verſammelten Truppen, im Ganzen 17,000 Mann. Der König war empfindlich darüber, die Officiere und Soldaten dieſes Corps, welches ſich bei Großjägerndorf hatte ſchlagen laſſen, in dem glänzendſten Paradeaufzug zu finden, während ſeine Truppen, die bei Roßbach und Leuthen geſiegt hatten, ein ziemlich ſchmutziges Ausſehn hatten. „Seine Leute, ſagte er zu Dohna, haben ſich außerordentlich geputzt; ich bringe welche mit, die ſehen aus wie die Grasteufel, aber ſie beiſſen." Kaum war die Nachricht bekannt geworden, daß der König angekommen ſei, ſo ſtrömten die Bewohner der von den

Ruſſen verwüſteten Dörfer und der niedergebrannten Stadt Cüſtrin herbei und gaben ihre Freude laut darüber zu erkennen, daß ihr Retter nun endlich da ſei. „Kinder, rief der König den Unglücklichen zu, ich habe nicht eher kommen können!“ Die Soldaten theilten mit dem verhungerten Bauer ihr letztes Commisbrod; der König ließ 200,000 Thaler unter die Abgebrannten austheilen.

Durch einen, ſogleich am erſten Tage ſeiner Anknnft geſchickt und kühn ausgeführten Nachtmarſch und durch den Uebergang auf das rechte Oderufer bei Güſtebieſe den 23. Aug., ſah ſich Fermor genöthiget, die Belagerung von Cüſtrin einzuſtellen; er führte ſein Heer dem Könige am 24. entgegen nach Zorndorf.

Die Schlacht von Zorndorf,

den 25. Aug. 1758.

„Pruſſak idiot!“ erſcholl es bei Sonnenaufgang den 25. Aug. in dem ruſſiſchen Lager zwiſchen Quartſchen und Zicher; „die Preußen kommen! riefen die kur- und liefländiſchen Regimenter, die Koſaken ſprengten heran und ſchrieen: paſcholl! paſcholl! In Schlachtordnung ſtand das Heer von 50,000 Mann; in feierlichem Aufzuge, die heilige Fahne in ihrer Mitte, durchritten der Ober-Pope und ſeine Prieſter die Reihen, ertheilten den auf den Knieen liegenden Soldaten den Segen und die Verheißung, daß, wer hier falle, ſogleich in die Herrlichkeit des Paradieſes eingehe! Zu mehrerer Herzensſtärkung war reichlich Branntwein ausgetheilt worden.

Friedrich's Heer zählte 32,000 Mann mit 117 Geſchützen und rückte in der Morgendämmerung zwiſchen Zicher und Batzlow auf Wilkersdorf und Zorndorf an. Das letztere Dorf ließ

Fermor in Brand ſtecken, wodurch er zwar die Preußen hinderte ſich deſſelben zu bemächtigen, ſich aber ungleich mehr ſchadete, da der Wind Rauch und Flammen gegen ſein eigenes Heer trieb. Der König hatte die Schlachtordnung, welche bei Leuthen ſo guten Erfolg hatte, auch hier angewendet. Es gelang ihm den rechten Flügel der Ruſſen zu umgehen und aufzurollen. Einen Moment zwar mußten die preußiſchen Grenadiere dem Hurrah der Ruſſen weichen, allein zur guten Stunde traf Seidlitz mit ſeinen Cuiraſſieren ein, warf die ruſſiſche Cavallerie auf ihre Infanterie, die in großer Unordnung zurückwich. Der Graf Fermor hatte gehofft durch, die, hinter ſeiner Schlachtordnung aufgefahrenen, Proviant- und Bagagewagen die Ruſſen zum Stehen zu bringen, allein dies war es gerade, was ſie zum Fallen — ja zum Umfallen brachte. Auf den Wagen befanden ſich große Vorräthe an Branntwein; über ſie fielen die — mehr als nur blutdürſtigen — Soldaten her und kein Zapfenſtreich, kein Kantſchuh konnte ſie von den Fäſſern zurückrufen. Die höheren Officiere ſchlugen die Böden ein; auch dies war vergebens, die Soldaten warfen ſich an die Erde und — blieben liegen. Doch nicht auf allen Punkten fochten die Preußen glücklich; bei Wilkersdorf waren die Ruſſen ſiegreich, bis auch hier Seidlitz erſchien und ſie in die Sümpfe bei Quartſchen trieb. Einige ruſſiſche Generale verſuchten, als es ſchon Nacht geworden war, noch einen Angriff, um das Schlachtfeld bei Zorndorf zu behaupten; der König ward in das dichteſte Gefecht verwickelt, ſo daß zwei ſeiner Adjutanten, v. Oppen und Graf Schwerin verwundet und gefangen wurden. Bis ſpät in die Nacht währte der erbitterte Kampf und am andern Morgen ſtanden beide Heere zu einer zweiten Schlacht bereit, als Fermor nach vierſtündiger Kanonade das Feld räumte und ſich über Klein-Kamin zurück-

zog. Der König nahm ſein Hauptquartier in Tamſel, wohin er einſt, während ſeines Arreſtes in Cüſtrin, öfters Ausflüge gemacht hatte.

Der Verluſt der Ruſſen in dieſer mörderiſchen Schlacht betrug 20,000 Mann, 5 Generale und 941 Officiere, 103 Kanonen und 27 Fahnen; der der Preußen 11,061 Mann, 324 Officiere und 26 Kanonen. Dieſe letztern waren bei dem Zurückweichen des linken Flügels bei Wilkersdorf verloren gegangen, wofür der König den Generalmajor v. Rautern verantwortlich machte und in Ungnade entließ. Deſto freudiger erkannte er an, was Seidlitz an dieſem Tage geleiſtet hatte. Als der engliſche Geſandte, Sir Mitchell, welcher ſich in dem Gefolge des Königs befand, ihm zu der gewonnenen Schlacht Glück wünſchte, ſagte er, auf Seidlitz zeigend: „Ohne dieſen würde es ſchlecht ausgeſehen haben.“ Beſcheiden erwiederte Seidlitz: „Ew. Majeſtät Cavallerie hat den Sieg erfochten und ſich der größten Belohnungen werth gemacht; die Garde du Corps unter dem Rittmeiſter von Wachnitz hat Wunder gethan; beſonders hat dieſer Dank und Belohnung verdient.“ Der König ernannte Wachnitz auf dieſe Empfehlung ſofort zum Oberſtlieutenant. Den gefangenen ruſſiſchen Officieren ließ Friedrich für's Erſte ihr Quartier in den feuchten und finſtern Caſematten von Cüſtrin anweiſen, mit dem Bedauern, daß ſie in der Stadt nicht eine einzige anſtändige Wohnung übrig gelaſſen hätten. Später erhielten ſie Urlaub nach Berlin zu gehen, wo die Königin an ihren Courtagen die gefangenen Officiere aller mit Preußen begriffenen Mächte bei ſich ſah. Nur die franzöſiſchen Officiere, obwohl ſie „bei dem ſchönen Geſchlechte“ in Berlin ſehr wohl gelitten waren, ſah der König ſich genöthigt nach Spandau zu ſchicken. Der Marquis d'Argens, welchem der König ſeine Noth deßhalb klagte,

antwortete ihm: „Ich wundere mich durchaus nicht über die Thorheiten und Frechheiten mehrerer franzöſiſcher, gefangener Officiere; ich hab' es vorausgeſehen und Ew. Majeſtät werden ſich erinnern, daß ich die Ehre hatte, Sie in Breslau zu fragen, wie Sie eine Maſſe ſolcher jungen Thoren in Ihrer Hauptſtadt mit ſo großer Zuvorkommenheit aufnehmen könnten?"

Gefährlicher waren die Meutereien, welche ruſſiſche gefangene Officiere in Cüſtrin anzettelten. Sie machten den Plan, mit 3000 Gefangenen auszubrechen, ſich der Kanonen zu bemächtigen und davon zu ziehen. Das Complott wurde entdeckt; der Rädelsführer, ein Lieutenant Lüders aus Kurland auf Befehl des Königs gerädert.

Der Feldmarſchall Fermor hatte, um ſich den Sieg zuſchreiben zu können, am Tage nach der Schlacht einen Adjutanten an den Grafen Dohna mit dem Auftrage abgeſchickt: „ob man ihm nicht das Schlachtfeld zur Beerdigung aller Todten überlaſſen wolle?" Da ihm dieß abgeſchlagen wurde, führte er ſein Heer nach Hinterpommern und von da nach Polen und Preußen; dennoch meldete Fermor ſeiner Kaiſerin, daß er bei Zorndorf einen glänzenden Sieg erfochten habe.

Von den entfernten Freunden gingen Glückwünſche ein, welche der König nicht unbeantwortet läßt. An Voltaire, der ein Landhaus „les Delices" bei Genf bewohnte, ſchreibt er vom 28. Sept. aus Ramenau: „Sehr verbunden bin ich dem Einſiedler im Landhauſe der Vergnügungen (des Delices) für den Antheil, den er an den Abenteuern des Don Quixotes im Norden nimmt. Dieſer Don Quixote führt ein Leben wie ein herumziehender Comödiant, ſpielt bald auf dieſem, bald auf jenem Theater und wird bisweilen ausgepfiffen, bisweilen beklatſcht. Das letzte Stück, welches er aufführte (bei Zorndorf), war die Thebaide, oder die feindlichen Brüder, ein

Trauerſpiel (von Voltaire), in welchem alles ermordet wird, kaum der Lampenputzer blieb übrig.

Ich weiß nicht, was aus allem dem werden wird, glaube aber mit unſern guten Epikuräern, daß die Zuſchauer im Parterre glücklicher ſind, als die Schauſpieler auf den Brettern. Obgleich ich beſtändig auf der Heerſtraße liege, ſo höre ich doch hin und wieder ein Wort von dem, was in der Republik der Gelehrten vorgeht; aber die geſchwätzige Fama, die hundertmündige, erzählt mir nicht, was Sie treiben. Ich hätte Luſt, Ihnen in die Ohren zu ſchreien: „Brutus, du ſchläfſt!" Da ſind nun drei Jahre verfloſſen, ſeitdem keine neue Ausgabe von Ihren Werken herausgekommen iſt. Was machen Sie denn? Wenn Sie etwas Neues geſchrieben haben, ſo bitte ich Sie, mir es zu ſchicken. Uebrigens wünſche ich Ihnen alle die innere und äußere Ruhe, deren ich nicht genieße. Leben Sie wohl."

Neuntes Capitel.

Der Ueberfall bei Hochkirch den 14. Oct. 1758. — Keith ſtirbt an ſeinen Wunden. — Tod der Markgräfin von Baireuth. — Der Feldzug des Herzogs Ferdinand. — Die Schweden. — Die Ruſſen.

Kaum ſah ſich Friedrich von den Ruſſen befreit, ſo mußte er ſich, wie immer, ſo auch dießmal ſogleich gegen andere Feinde wenden. Laudon, der den 21. Aug. aus Görlitz aufgebro-

chen war, um Friedrich zu folgen und ſich mit Fermor zu vereinigen, ſtreifte bereits bis Frankfurt. Hätte der König die Schlacht bei Zorndorf verloren, ſo würden die Oeſtreicher ihn übel empfangen haben; ſo aber ſchickte er den Prinzen Franz von Braunſchweig gegen ihn, auch Zieten eilte aus Schleſien herbei und zwangen ihn, ſich auf Dauns Armee zurückzuziehen. Dieſer war mit 20,000 Mann aus Böhmen in Sachſen eingerückt und nahm den 17. Auguſt, drei Stunden von Dresden, in dem Luſtſchloſſe Pillnitz an der Elbe ſein Hauptquartier. Der Prinz Heinrich, welchen der König zur Behauptung Sachſens in der Nähe von Dresden zurückgelaſſen hatte, ſchickte Eilboten an den König, und bat dringend um Unterſtützung. Schon war den 10. Sept. der Kriegsrath bei dem Feldmarſchall Daun verſammelt, um die Anordnungen zum Angriff auf das Lager des Prinzen Heinrich zu verabreden. Da erfuhr man, daß der König mit ſeiner Armee bei Großenhain — alſo mindeſtens noch drei bis vier Meilen von Dresden — angekommen ſei und nun giebt Daun den Angriff ſogleich auf. Die Sandſteinfelſen und Schluchten der ſächſiſchen Schweiz bei Stolpen ſicherten ſein Lager gegen jeden Angriff und hier blieb er bis zum 5. Oct., an welchem Tage er aufbrach und ſein Heer in die Umgegend von Löbau führte, um dem Könige die Verbindung mit Schleſien abzuſchneiden; Friedrich folgte ſogleich nach, um dieſen Weg ſich nicht verlegen zu laſſen.

Der Ueberfall bei Hochkirch,

den 14. Oct. 1758.

Der vorſichtige Daun hatte eine unangreifbare Stellung bei Kittlitz genommen; das Waldgebirge von Hochkirch deckte

ſeinen linken, der Stromberg bei Weiſſenberg ſeinen rechten Flügel. Mit unvorſichtiger Kühnheit nahm Friedrich ſein Lager den 10. Oct. zwiſchen Rodewitz und Hochkirch im Bereiche der öſtreichiſchen Kanonen, die auf den beherrſchenden Anhöhen ſtanden. „Wenn die Oeſtreicher, ſagte der Feldmarſchall Keith zum Könige, uns hier ruhig ſtehen laſſen, ſo verdienen ſie gehängt zu werden.“ — „Wir müſſen hoffen, — antwortete der König, — daß ſie ſich mehr vor uns, als vor dem Galgen fürchten.“

Daun beſchloß einen nächtlichen Ueberfall. Er ließ vor ſeinem Lager Schanzen aufwerfen, Bäume fällen, Verhaue anlegen, um den König glauben zu machen, daß er mit weiter nichts, als mit Sicherheits-Anſtalten für ſeinen Rückzug beſchäftiget ſei. Die Liſt gelang vollkommen; von Nacht und Nebel begünſtiget ließ Daun ſeine ausgewählteſten Grenadier-Regimenter dicht an das Lager der Preußen heranrücken. In den Officierzelten wurde noch bei Wein und Spiel bis gegen Morgen geſchwärmt; erſt als Alles im tiefſten Schlafe lag, und die Thurmuhr von Hochkirch vier ſchlug, brachen die verſteckten Feinde aus dem Gehölze zwiſchen Sornſig und Wuiſchke hervor, erſtiegen die unbewachten Höhen von Hochkirch und nahmen im erſten Anlaufe die ganze hier befindliche Artillerie. Nun erſt wird Lärm geblaſen, ein jeder greift nach Gewehr und Patrontaſche, die Compagnieen treten mit gewohnter Raſchheit an und mancher Grenadier ſteht ohne Schuh und Kamaſchen, ja ſelbſt ohne Rock und Hut in Reih und Glied und ladet ſein Gewehr. Der König achtet anfänglich den Lärm gering, doch iſt er einer der erſten zu Pferd und will aus Rockwitz, ſeinem Hauptquartier, in das Lager. „Es ſind nur die Spitzbuben, die Croaten!“ rief er den Soldaten, die zu den Waffen griffen, zu; allein bald erfuhr er den Verluſt von Hoch-

kirch und ſah die Feinde in geſchloſſener Schaar von allen Seiten hereindringen. Hochkirch ſtand in Flammen; „es war, ſagt Friedrich, der Leuchtthurm, der uns zu unſeren Dispoſitionen Licht gab.“ — „Hochkirch bis auf den letzten Mann vertheidigen!“ war der einzige Befehl, den der König dem Feldmarſchall Keith im Fluge zurufen konnte. Dieſer verſuchte in das Dorf einzudringen, wo eine kleine Heldenſchaar unter Anführung des Majors v. Lange und des Lieutenants v. Marwitz ſich noch auf dem Kirchhofe hielt. Zweimal wurde Keith zurückgeworfen, er ſteigt vom Pferde, hält einen Tambour feſt und läßt ſo lange Sturm ſchlagen, bis wieder ein kleiner Trupp ſich bei ihm geſammelt hat; mit dieſem dringt er bis zu dem Kirchhofe vor, allein hier durchbohrt ihn eine feindliche Kugel. Der tapfere Brite, der mit Hingebung für die Sache des Königs gefochten, ſtarb hier den Heldentod.

Die Feinde veranſtalteten am Tage nach der Schlacht eine feierliche Beiſetzung des Feldmarſchalls Keith in der Kirche zu Hochkirch mit allen kriegeriſchen Ehren. Der König ließ jedoch die irdiſchen Ueberreſte des Feldmarſchalls, den er wie einen Freund geliebt, nach Berlin bringen und den 1. Febr. 1759 in der Garniſonkirche, wo er ſeinem Andenken ein Bild von Rode widmete, beiſetzen. Mit der Ausführung ſeiner Bildſäule in Marmor für den Wilhelmsplatz in Berlin beauftragte er nach dem Kriege den Bildhauer Taſſärt; ſie wurde den 5. Mai 1786 aufgeſtellt. In der Kirche zu Hochkirch iſt ihm 1776 von Sir Robert Keith, engliſchem Geſandten in Wien, ein Andenken gewidmet worden.

Der Prinz Franz von Braunſchweig blieb bei Hochkirch, der Prinz Moritz von Anhalt wurde verwundet und gefangen, der König und faſt ſämmtliche Generale waren verwundet worden; die Generale v. Retzow, v. Geiſt, v. Krockow ſtarben

an ihren Wunden. Als Hochkirch nicht behauptet werden konnte, ordnete der König in der zehnten Stunde den Rückzug nach Klein-Bautzen an, wohin er ſich den Paß bei Drehſa offen gehalten hatte. Eine halbe Stunde von Hochkirch, am Spitzberg zwiſchen Klein-Bautzen und Kreckwitz ſammelte er die Trümmer ſeines Heeres, wozu ihm der, über den ungewohnten Sieg betroffene, Feind hinlänglich Zeit ließ. Sehr beträchtlich war der Verluſt der Preußen; ſie hatten 8850 Mann und 246 Officiere an Todten und Gefangenen, 101 Geſchütze, 28 Fahnen, 2 Standarten und faſt ſämmtliche Zelte nebſt anderer Bagage verloren. Der Verluſt der Oeſtreicher an Mannſchaft war, nach ihren eigenen Angaben, faſt eben ſo groß; vornehmlich hatte die Erſtürmung des Kirchhofes ihnen viele Leute gekoſtet. Hier hatten 600 Preußen gegen zweiundzwanzig öſtreichiſche Grenadierbataillons gefochten und ſich mehrere Stunden nach dem Rückzuge der Armee noch behauptet. Die Feinde ſelbſt ehrten den Heldenmuth der beiden zuletzt tödtlich verwundeten Anführer Major v. Lange und Lieutenant v. Marwitz und ſchickten ſie dem Könige nach.

Der König nahm ſein Quartier den 14. Oct. in Dobraſchütz und gab für dieſen Tag keinen weiteren Befehl, als: „es wird denen Regimentern friſch Pulver ausgegeben; die Leute bleiben die Nacht über angezogen.“ An den General Schmettau ſchreibt er noch an dem Tage des Ueberfalls den 14. Oct. aus Dobraſchütz: (franzöſiſch)

„Ich haben Ihren Rapport vom 13. d. M. erhalten, wofür ich Ihnen danke. Was mich betrifft, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß, nachdem die Feinde das Dorf Hochkirchen auf meiner linken Flanke genommen, ich mich genöthigt geſehen, mich auf Dobraſchütz, eine halbe Stunde von Bautzen zurückzuziehen. Indeſſen bin ich ſehr entſchloſſen, nicht einen

Schritt weiter zurückzugehn, ſondern feſten Fußes den Feind zu erwarten, um ihm eine zweite Schlacht zu liefern. Der Prinz Franz von Braunſchweig und der Marſchall Keith befinden ſich unter den Todten; mein Pferd wurde unter mir verwundet." — Am folgenden Tage ſchon ordnete der König weitere Unternehmungen an. „Daun hat uns aus dem Schach gelaſſen, ſagte er, das Spiel iſt nicht verloren; wir werden uns einige Tage hier erholen, alsdann nach Schleſien gehn und Neiſſe befreien." — Dieſelbe Mittheilung macht er aus Dobraſchütz den 14. Oct. an den in Pommern commandirenden Generalmajor v. Wedell, dem er in deutſcher Sprache ſchreibt: „Ich hoffe, daß es weiter von keiner consequence ſein ſoll, indem Ich nicht intentionirt bin, einen Schritt zurückzugehen, ſondern vielmehr es auf eine zweite Bataille ankommen zu laſſen und hoffe ich, daß alsdann alles recht gut für uns ablaufen ſoll."

An Voltaire ſchreibt er: „Wir ſind geſchlagen worden und können wie Franz I. ſagen: Alles iſt verloren, nur die Ehre nicht. Daun benutzte die Nacht und da hatte der Muth wenig Spielraum. Bei alle dem halten wir uns noch immer aufrecht und bereiten uns zu neuen Siegen vor. Vielleicht wird mein neuer Bundesgenoß, der Muſelmann, chriſtlicher ſein, als die apoſtoliſch-katholiſchen Majeſtäten und nicht zugeben, daß die politiſchen Räuber Miene machen, ſich zum Untergange eines Fürſten zu verſchwören, den ſie beleidiget haben und der ihnen nichts gethan hat."

Bei ſo gefaßtem Muthe und großer Gegenwart des Geiſtes müſſen wir die, von Friedrich's Vorleſer de Catt aufgezeichnete Nachricht bezweifeln, daß der König ſchon am andern Morgen nach der Schlacht ihm ein ſchwarzgerändertes Papier überreicht habe, auf welchem von des Königs Hand „eine

Predigt, welche er über eine Stelle der Schrift in Bezug auf ſeine Lage geſchrieben," geweſen ſei. — Wahrſcheinlicher iſt es, daß dies ein Trauergedicht auf den Tod ſeiner geliebten Schweſter, der Markgräfin von Baireuth war, welche an dem Unglückstage von Hochkirch verſchied, wovon jedoch dem Könige die Nachricht erſt nach acht Tagen zugehen konnte. Mehr noch als der Verluſt der Schlacht ging ihm dieſer Verluſt an das Herz. „Sie haben" ſchreibt er noch im Oct. an Voltaire *)

---

*) Voltaire war den wiederholten und dringenden Einladungen des Königs im Jahre 1750 zum dritten Male nach Berlin gefolgt und diesmal gelang es Friedrich, ihn durch eine lebenslängliche Penſion von 20,000 Livr. (5000 Thlr.) nebſt freier Wohnung, freier Tafel, Bedienung, Equipage, Verleihung des Kammerherrnſchlüſſels und des Ordens pour le mérite ganz für ſich zu gewinnen. Die Muſen waren es indeſſen nicht allein, denen Voltaire in Berlin huldigte; er war von ſo wucherlicher Natur, daß er auf Pfänder lieh, und ſich in allerhand ſchmutzige Geſchäfte verwickelte. Ein Jude, Namens Hirſch, verklagte den königlichen Kammerherrn und Ritter, daß er die Diamanten eines Schmucks, den er (der Jude) bei ihm verſetzt, mit unächten Steinen vertauſcht habe. Von dem Dresdner Hofe liefen Klagen ein, daß Herr v. Voltaire in Leipzig ſächſiſche Steuerſcheine heimlich aufkaufen und ſie, (wozu nur die preußiſchen Unterthanen, die ſich damals in dem Beſitze ſolcher Scheine befanden, nach einer Beſtimmung des Dresdner Friedens berechtiget waren), ſich für voll auszahlen laſſe. Wenn ſchon dieſe Dinge hinreichten, dem Könige den Umgang mit Voltaire zu verleiden, ſo kam es doch erſt zum völligen Bruche mit ihm durch die bittern Satiren, welche er gegen den Präſidenten der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften, Maupertuis ſchrieb. Trotz des königl.

36

„meinen Schmerz leicht nach dem Verluſte beurtheilen können, der mich betroffen hat. Manches Unglück läßt ſich durch Standhaftigkeit und ein wenig Muth wieder gut machen; aber

---

Verbotes, und trotz eines ſchriftlichen Verſprechens, ließ er immer wieder neue Schmähſchriften gegen Maupertuis erſcheinen. Der König ſtrafte ihn dafür ſehr ſtreng. Er ließ Voltaires Schrift „Akakia" (d. h. ohne Bosheit) den 24. Dec. 1752 auf den vornehmſten Plätzen Berlins durch die Henker verbrennen. Hierauf ſchickte Voltaire dem Könige den Orden und Kammerherrnſchlüſſel zurück und bat in den wehmüthigſten Ausdrücken um Verzeihung. Der König ließ ihm durch Fredersdorf Orden und Schlüſſel wieder zuſtellen und ſah ihn ſogar wieder bei ſich in Sansſouci. Bald darauf bat er jedoch um Urlaub, da ſeine Geſundheit ihn nöthige, die Bäder von Plombieres im ſüdlichen Frankreich zu beſuchen. Der König ſchrieb ihm den 16. März 1753 „Es ſteht Ihnen frei, meinen Dienſt zu verlaſſen, wenn Sie wollen; allein vor Ihrer Abreiſe ſchicken Sie mir den Contract der Anſtellung, den Schlüſſel, das Kreuz und den Band Gedichte, welchen ich Ihnen anvertraut habe, zurück." Voltaire reiſte ab, ohne dies zu thun. Der König ließ ihm nun in Frankfurt am Main durch den dortigen Magiſtrat Stubenarreſt ertheilen, ſo daß er hier vom 1 — 17. Juni im Gaſthofe zur Roſe feſtgehalten wurde, bis er die mitgenommenen Schriften ausgeliefert hatte. Voltaire rächte ſich durch die ſchändlichſten und ſchmutzigſten Beſchuldigungen, welche er dem Könige in öffentlichen Schriften und in Briefen an ſeine Freunde machte. Dennoch vergaß der König über die ſchönen Verſe, die er von ihm las, alle dieſe Schändlichkeiten und da er von verſöhnlichen Aeußerungen Voltaire's Kenntniß erhalten hatte, knüpfte er im Oct. 1755 den Briefwechſel mit ihm wieder an.

bei manchem anderen iſt alle Feſtigkeit, mit der man ſich bewaffnen will und Alles, was uns die Philoſophen ſagen, unnütz. — Wäre es auf mich angekommen, ſo hätte ich mich gern dem Tode geopfert, um ihr das Leben zu erhalten. Hören Sie nie auf, an ſie zu denken und ſtrengen Sie alle Ihre Kraft an, um ihr ein Ehrendenkmal zu errichten. Sie dürfen ihr nur Gerechtigkeit wiederfahren laſſen und haben dann, ohne ſich von der Wahrheit zu entfernen, den reichſten und ſchönſten Stoff." In einem ſpäteren Briefe: „Ganz Europa muß mit mir eine zu wenig gekannte Tugend beweinen. Die ganze Welt muß wiſſen, daß ſie der Unſterblichkeit würdig iſt und dieſe ſollen Sie ihr nun geben... Mit einem Worte: ich werde nicht zufrieden ſterben, wenn Sie bei der traurigen Pflicht, die ich von Ihnen fordere, ſich nicht ſelbſt übertreffen." Voltaire ſucht es abzulehnen, allein der König dringt in ihn: „Mögen es Verſe, oder Proſa ſein, das gilt mir ganz gleich. Es iſt ein Denkmal nöthig, um dieſe ſo lautere, ſo ſeltene und nicht allgemein genug gekannte Tugend zu verewigen. Wenn ich überzeugt wäre, daß ich gut ſchriebe, würde ich Niemand mit einem ſolchen Auftrage beläſtigen, aber da Sie gewiß der erſte Schriftſteller in unſerm Jahrhundert ſind, ſo kann ich mich nur an Sie wenden." Nun ſchickt Voltaire dem Könige eine Trauer-Ode, ganz nach ſeinem Wunſche. „Ihr Gedicht, ſchreibt er ihm den 12. März 1759, gab mir ſeit fünf Monaten den erſten tröſtlichen Augenblick." Dennoch erlaubt ſich der König den großen Dichter auf einige Nachläſſigkeiten im Styl aufmerkſam zu machen, welche dieſer auch ſo gefällig iſt abzuändern. Friedrich ſelbſt widmet dem Andenken der geliebten Schweſter einige ſchöne Strophen in einem poetiſchen Briefe an d'Argens.

Wohl durfte er ſie für würdig halten, ihren Namen in die

Geſchichte ſeiner Zeit mit aufzunehmen: „Ihr Verſtand war gebildet und mit den ſchönſten Kenntniſſen geſchmückt; ihr Geiſt war zu allem fähig, ihr Talent zu jeder Kunſt ungewöhnlich geſchickt. Dieſe glücklichen Gaben der Natur machten indeſſen nur den kleinſten Theil ihrer lobenswürdigen Eigenſchaften aus. Die Güte ihres Herzens, ihre großmüthigen und wohlthätigen Geſinnungen, der Edelmuth und die Erhabenheit ihrer Seele, das Sanfte ihres Characters vereinigten in ihr glänzende Vorzüge des Geiſtes mit einer feſten, ſich nie verläugnenden Tugend. — Der König und dieſe würdige Schweſter waren durch die zärtlichſte und beſtändigſte Freundſchaft vereiniget; dieſe Bande hatten ſich ſchon von ihrer früheſten Jugend angeknüpft, durch eine gleiche Erziehung und gleiche Denkungsart wurde das Verhältniß noch inniger und gegenſeitige Treue machten es unauflöslich. Die Prinzeſſin, deren Geſundheit ſchwächlich war, nahm ſich die Gefahren, welche ihrer Familie drohten, ſo ſehr zu Herzen, daß der Kummer ihren Körper zerſtörte. Sie ſtarb den vierzehnten October 1758 mit einem Muthe und einer Standhaftigkeit der Seele, welche des unerſchrockenſten Weltweiſen würdig geweſen wäre; alſo an eben dem Tage, an welchem der König von den Oeſtreichern bei Hochkirch geſchlagen ward. Die Römer würden nicht ermangelt haben, dieſem Tage, an welchem den König zwei ſo empfindliche Unfälle trafen, eine unheilbringende Beſtimmung beizulegen. In unſerem aufgeklärten Jahrhundert iſt man von dergleichen einfältigen Irrthümern zurückgekommen, welchen zu Folge man an glückliche und unglückliche Tage glaubte.“ — (Und dennoch ſollte der vierzehnte October noch einmal verhängnißvoll für die preußiſche Monarchie werden! 1806). — In dem Park von Sansſouci ſteht ein „der Freundſchaft“ gewidmeter Tempel mit der Büſte der Mark-

gräfin von Baireuth, welchen Friedrich nach geendetem Kriege dem Andenken der geliebten Schweſter widmete. „Ich gehe oft dahin — ſchreibt er den 11. Oct. 1771 an Voltaire, — um an ſo manchen Verluſt und an das Glück zu denken, das ich ehemals genoß.“

Ihren lebhaften Geiſt, ſo wie die Schickſale ihrer Jugend am Hofe des Vaters lernen wir aus ihren nachgelaſſenen Memoiren kennen. Ihre Liebe und Bewunderung für den Bruder ſteigerten ſich noch mehr in ſpäterer Zeit. Nach dem unglücklichen Tage bei Collin ſchreibt ſie an Voltaire (den 12. Sept. 1757) „Mir bleibt nichts übrig, als dem Schickſale des Königs zu folgen, wenn dieſes unglücklich iſt. Ich habe mich nie gerühmt, Philoſoph zu ſein; ich verſuchte es zu werden. Die geringen Fortſchritte, die ich gemacht habe, lehrten mich, Größe und Reichthum zu verachten; allein ich fand nichts in der Philoſophie, die Wunden des Herzens zu heilen, außer dem Mittel, ſich durch den Tod von den Uebeln des Lebens zu befreien. Der Zuſtand, in welchem ich mich befinde, iſt ſchrecklicher als der Tod. Ich ſehe den größten Mann des Jahrhunderts, meinen Bruder, meinen Freund in der entſetzlichſten Lage. Ich ſehe meine ganze Familie allen Gefahren ausgeſetzt; mein Vaterland von unverſöhnlichen Feinden zerriſſen, mein eignes Land von gleichem Unheile bedroht. Möchte es dem Himmel gefallen, mit dieſem Unglücke mich ganz allein zu belaſten! Ich würde es, und zwar mit Feſtigkeit ertragen.“ —

Der Feldmarſchall Daun war dem Könige, der bei Bautzen ſtand und das Corps des Prinzen Heinrich an ſich gezogen hatte, näher gerückt und meinte ihn im Schach zu halten, ſo daß ihm weder nach Dresden und Leipzig, noch auch nach Schleſien ein Zug übrig bleibe. Die preußiſchen Huſaren fingen ein Brief Dauns auf an den General Harſch, welcher

Neiſſe belagerte, in welchem er dieſem ſchrieb: „Setzen ſie ruhig Ihre Belagerung weiter fort; ich halte den König feſt, er iſt von Schleſien abgeſchnitten und wenn er mich angreift, dann können Sie auf gute Nachrichten rechnen.“ Der König benutzte dieſe Sicherheit Dauns, um den 24. Oct. aufzubrechen und über Görlitz und Lauban nach Schleſien zu gehn. General Harſch zog ſich nach Mähren zurück, ohne die Ankunft des Königs abzuwarten. Kaum aber wußte Daun den König auf dem Marſche nach Schleſien, ſo wendete er ſich gegen Dresden und trieb die Preußen unter Fink bis in den großen Garten und von da in die pirnaiſche Vorſtadt, in welcher 280 Häuſer niederbrannten. In Eilmärſchen zog der König aus Schleſien durch die Lauſitz wieder herbei und Daun ſuchte ſich zu rechter Zeit noch bequeme Winterquartiere in Böhmen. Die Reichsarmee hatte ſich, von dem Herzoge von Zweibrücken geführt, ebenfalls wieder zeigen wollen und war, in Vereinigung mit einem Corps Oeſtreicher unter Hadik bis nach Torgau vorgegangen. Die Preußen unter General Dohna trieben ſie zurück und ſie waren froh, ihre Winterquartiere in Franken und Baireuth nehmen zu können.

Sachſen wurde von dem Könige als feindliches Land behandelt und mußte für die Schwäche und ſchwankende Politik Friedrich Auguſts hart büßen. Von der Stadt Leipzig allein wurde gleich zu Anfang des Krieges eine Million Thaler Kriegsſteuer gefordert und der Oberſt Tauentzien mit der Beitreibung dieſer Summe beauftragt. Die Stadt hoffte mit 200,000 Thlr. abzukommen und machte die dringendſten Vorſtellungen; allein der König achtete nicht darauf, ſondern erließ an den Rath zu Leipzig aus Breslau den 5. Febr. 1758 folgendes Schreiben: „S. K. M. haben erhalten, was der Rath zu Leipzig wegen der von der Stadt zu erlegenden 800,000 Thlr.

C. Preisel & C. Geyer sc.

Herzog Ferdinand v. Braunſchweig.

unter dem 31. vorigen Monats vorſtellen und bitten wollen; Höchſt dieſelben können aber von dieſer Forderung keineswegs abgehn und declariren nurgedachtem Rathe hierdurch ein vor allemahl, daß die geforderte Summe ſchlechterdings und ohne die allergeringſte weitere Einwendung herbeigeſchafft werden müſſe, widrigenfalls Dero Obriſter v. Tauentzien beordert ſei, ſolche ſelbſt mit allen rigeurs (Strenge) beizutreiben. S. K. M. ſehen ganz wohl, daß die Mäßigung, ſo Sie bishero bei aller Gelegenheit bezeigt haben, Ihre Feinde nur immer ſtolzer und unbiegſamer macht und die Art, wie die Franzoſen letzthin in den Halberſtädt'ſchen Landen gehauſet haben, zeiget klar genug, daß es nur auf den Ruin und Verderb Ihrer Länder und Unterthanen angeſehen iſt. Um nun Gleiches mit Gleichem zu vergelten, ſo werden S. K. M. in Zukunft Ihr Verfahren jederzeit nach dem Betragen Ihrer Feinde richten und je mehr Schaden dieſe in Dero Ländern machen werden, je mehr wird die Stadt Leipzig bezahlen müſſen. Da nun die arme kleine Stadt Halberſtadt letzthin alleine 200,000 Thlr. an die Franzoſen zahlen müſſen, ſo wird ja die Stadt Leipzig ſich nicht entbrechen können, die geforderte Summe zu bezahlen, da ſie nach Proportion billig Millionen wiedergeben ſollte."

Die Stadt mußte zahlen und erlitt auch außerdem noch viele Drangſale während des Krieges.

Der König ließ gegen Ende Novembers die Hauptarmee, die bei Görlitz ſtand, nach Schleſien in die Winterquartiere rücken. Er ſelbſt verweilte noch einige Wochen in Dresden, und begab ſich von hier nach Breslau, wo er den Winter, mit neuen Zurüſtungen, mit poetiſchen und philoſophiſchen Arbeiten beſchäftiget, heiter verlebte.

Der Herzog Ferdinand von Braunſchweig, der, wie wir wiſſen, den Oberbefehl über das engliſch-preußiſche Heer in

Weſtphalen erhielt, eröffnete den Feldzug dieſes Jahres auf glänzende Weiſe dadurch, daß er die Franzoſen über den Rhein zurücktrieb und ſie den 23. Juni bei Crefeld ſchlug. Später ſah er ſich gezwungen, auf das rechte Rheinufer zurückzukehren und mußte ſich begnügen, die Weſer zu behaupten. — Die Schweden hatten Streifzüge von Stralſund aus bis nach Ruppin unternommen. Der Herzog von Bevern ging von Stettin aus nach Anklam und Demmin und bedrohte ſogar Stralſund, wohin ſich für den Winter die Schweden zurückzogen, ſo daß Graf Dohna nach der Rückkehr aus Sachſen mit ſeinem Corps Winterquartiere in Schwediſch-Pommern bezog.

Die Ruſſen hatten, nach einem vergeblichen Verſuche Colberg zu erobern, welches von dem Major v. Heyde und der entſchloſſenen Bürgerſchaft tapfer vertheidiget wurde, ihre Winterquartiere in Preußen und Polen aufgeſucht. —

Zehntes Capitel.

Die Winterquartiere in Schleſien von 1758 — 59. — Briefe an Voltaire und an d'Argens. — Du haſt kein Pulver auf der Pfanne. — Daun erhält vom Papſt einen geweihten Hut und Degen. — Friedrich ſchreibt Satiren. — Unmuth und Krankheit des Königs. —

Der Feldzug 1759.

Bei allen Sorgen und Arbeiten, welche der neue Feldzug dem Könige macht, bleibt er dennoch den Muſen getreu. Während er die Pläne zu neuen Kriegsoperationen bis in die kleinſte Einzelnheit ausarbeitet, die Magazine der Ruſſen zerſtören, den Fürſten Sulkowsky in Polen, der auf eigene Fauſt gegen ihn Krieg führte, aufheben ließ und täglich Verſuche mit der neuerrichteten berittenen Artillerie macht, ſchickt er an Voltaire, Algarotti, d'Argens eine Menge Gedichte ernſten und heitern Inhalts, ſchreibt, ſo lange die Waffen ruhn, Satiren und Zeitungsartikel.

„Ich ſchicke Ihnen, ſchreibt er an Voltaire aus Breslau den 2. März 1759 Verſe verſchiedener Art, die aber ſämmtlich nach ihrem Boden ſchmecken und Spuren von der Zeit an ſich tragen, in welcher ſie entſtanden. Da Sie jetzt ein reicher und vornehmer Herr ſind, ſo ſcheue ich mich nicht, Sie theures Porto für meine Poſſen bezahlen zu laſſen und ſchicke Ihnen zugleich alle die mannigfaltigen Armſeligkeiten, die ich von Zeit

zu Zeit zu meinem Vergnügen geſchrieben habe. — — Meine Verſe ſind nicht für das Publikum beſtimmt. Ich habe weder Phantaſie noch Sprachkenntniß genug, um gute machen zu können; mittelmäßige aber ſind abſcheulich; ſie werden unter Freunden geduldet, das iſt aber auch Alles!"

An Denſelben,

(Breslau den 12. März.)

Sie erhalten mit dieſem Briefe eine poetiſche Epiſtel an die Prinzeſſin Amalie „über den Zufall." Es ſind freilich ſchlechte Verſe, aber ich bin gewiß, daß ſie Wahrheiten enthalten. Ich wenigſtens denke ſo. Je älter man wird, deſto mehr überzeugt man ſich, daß Seine heilige Majeſtät, der Zufall, drei Viertheile von den Angelegenheiten dieſer elenden Welt beſorgt und daß die Leute, die ſich für die weiſeſten halten, die thörichſten unter dem zweibeinigen, ungefiederten Geſchlechte ſind, zu welchem zu gehören wir die Ehre haben. Bei der Unruhe, den Sorgen und Verlegenheiten, von denen ich unaufhörlich umringt bin, kann man mir in der That Sprachfehler und ſchlechte Verſe wohl verzeihen. Leben Sie wohl, leben Sie glücklich und erhalten Sie ſich in Ihrer ſchweizeriſchen Herrſchaft den Frieden; denn Kriege, mit der Feder oder mit dem Schwerdte, haben nur ſelten glücklichen Erfolg. Ich weiß nicht, was in dieſem Jahre mein Schickſal ſein wird; im Falle eines Unglücks empfehle ich mich Ihrem Gebete und verlange von Ihnen eine Meſſe, um meine Seele aus dem Fegfeuer zu erlöſen, wenn es anders in jener Welt eins giebt, das ſchlimmer iſt, als das Leben, das ich in dieſer führe."

An Denſelben,

(Bolkenhain den 11. April.)

Ich bitte, machen Sie einen Unterſchied zwiſchen den Zeiten, in welchen die Aufſätze geſchrieben wurden. Ovid's Klagen und ſeine Kunſt zu lieben ſind nicht aus derſelben Periode. Meine Elegien tragen Spuren von der Kataſtrophe an ſich, die, ſo lange meine Augen offen ſind, eine Wunde in meinem Herzen laſſen werden. Die anderen Aufſätze habe ich in Zwiſchenräumen gemacht, die ſich doch immer finden, ſo heftig auch der Krieg ſein mag. Ich bediene mich aller meiner Waffen gegen meine Feinde und gleiche dem Stachelſchweine, das alle ſeine Stacheln emporſträubt und ſich damit vertheidigt. Daß die meinigen gut ſind, behaupte ich eben nicht; allein man muß von allen ſeinen Kräften, ſo wie ſie nun einmal ſind, Gebrauch machen und ſo gut gerichtete Stöße, als man nur vermag, nach ſeinen Gegnern thun.

Man ſcheint in dieſem Kriege alles rechtliche Betragen und allen Wohlſtand vergeſſen zu haben. Die gebildetſten Nationen führen Krieg, wie die wilden Thiere. Ich ſchäme mich der Menſchheit und erröthe für das Jahrhundert. Laſſen Sie uns nur die Wahrheit geſtehn: die ſchönen Wiſſenſchaften und die Künſte verbreiten ſich nur unter die kleinere Anzahl; der große Haufe, das Volk und der Pöbel unter dem Adel bleiben das, wozu die Natur ſie geſchaffen hat, d. h. wilde Thiere.

In Kurzem werden wir einen Feldzug eröffnen, der mindeſtens eben ſo blutig ſein wird, als der vorige. Der Prinz Ferdinand unterſtützt mich ſehr gut. Gott weiß, wie es ablaufen wird. Doch kann ich Sie zuverläſſig verſichern, daß ich mich nicht ſo leicht ergeben werde und daß der Feind, wenn

ich unterliege, ſich den Weg zu meinem Verderben durch ein ſchreckliches Blutbad bahnen ſoll.“

N. S. Es heißt ja, daß man in Paris Ihr Gedicht „über die natürliche Religion“ (und zwar mit dem Zuſatze: dem Könige von Preußen gewidmet) und „die Philoſophie der geſunden Vernunft“ des Marquis d'Argens verbrannt hat. Hören Sie nur, wie die Eigenliebe ſich ſchmeichelt. Ich mache mir eine Art Ehre daraus, daß man zu eben der Zeit, da Frankreich gegen mich Krieg führt, in Paris auch gegen die geſunde Vernunft zu Felde zieht.“

An Denſelben,

(Landshut den 18. April.)

„Ich habe Ihre Briefe erhalten, ohne daß ſie von Huſaren, Franzoſen oder anderen Barbaren geöffnet worden ſind. Man kann alles was man will ganz ungeahndet ſchreiben, ohne einhundert und ſechszigtauſend Mann zu commandiren, wenn man es nur nicht drucken läßt. Und oft läßt man ſtärkere Sachen drucken, als ich ſie jemals ſchreiben werde, ohne daß dem Verfaſſer das geringſte Böſe widerfährt. Zum Beweiſe dient Ihre „pucelle“. Ich für mein Theil ſchreibe nur, um mich zu zerſtreuen. — —

Beredtſamkeit und Dichtkunſt verlangen, daß man ſich ihnen ganz widmet und mich nöthiget gegenwärtig meine Pflicht, mich ſehr ernſtlich auf etwas anders zu legen. Wenn Sie das bedenken, ſo müſſen Sie geſtehn, daß ein ſo frivoler Zeitvertreib in gar keine Betrachtung kommen muß.

Ich moquire mich über niemand, allein ich bin über die Feinde aufgebracht, die mich, ſo viel in ihren Kräften ſteht, zertreten (écraser) wollen. Man darf mich daher durch-

aus nicht tadeln, wenn ich von allen Waffen in meinem Arſenal Gebrauch mache, um mich zu vertheidigen und ihnen zu ſchaden. Da jene gegen mich eine ſo grauſame Erbitterung bewieſen haben, iſt es nicht mehr an der Zeit, ſie mit Schonung zu behandeln.

Ihnen wünſche ich Glück, daß Sie noch immer Kammerherr Ludwigs des Vielgeliebten ſind; indeß werden Sie durch ſein Patent nicht unſterblich werden. — Ich für mein Theil verzeihe Ihnen wegen Ihres Genies alle Cabalen und Intriguen, die Sie mir in Berlin ſpielten, alle Libelle aus Leipzig und Alles, was ſie gegen mich ſagten, oder drucken ließen. Es war ſtark, hart und viel; indeß hab' ich nicht den geringſten Groll mehr. — Ich bin mit Geſchäften überhäuft und habe viele Einrichtungen zu treffen. Der Feldzug wird unverzüglich eröffnet werden. Meine Rolle iſt um ſo ſchwerer, da ich nicht das geringſte Verſehen machen darf und mich acht Monate lang im Jahre vorſichtig und mit Klugheit benehmen muß. Ich werde thun, was ich kann, finde aber das Geſchäft ſehr ſchwer."

N. S. „Wenn die Verſe, die ich Ihnen ſchicke, zum Vorſchein kommen, ſo gebe ich nur Ihnen die Schuld."

Ein ungleich treuerer und theilnehmenderer Freund als Voltaire, war der Marquis d'Argens in Berlin, welcher den König fortwährend von allem, was ihn in politiſcher und literariſcher Hinſicht intereſſiren konnte, in Kenntniß ſetzte, und, da er zu kränklich war, den Degen zu führen, ihm zur Vertheidigung ſeine Feder widmet. Großes Aufſehen durch ganz Europa machte es damals, daß der Papſt Clemens XIII. dem Feldmarſchall Daun zur Belohnung des Sieges, den er bei Hochkirch über den ketzeriſchen Markgrafen von Brandenburg — die Päpſte hatten ſich geweigert, einen König von

Preußen anzuerkennen — erfochten hatte, einen geweihten Degen und Hut überſchickte.

„In allen öffentlichen Blättern, ſchreibt der Marquis d'Argens an den König Berlin den 5. Mai, hatte ich bereits von dem Barret und Degen geleſen, den der Papſt dem Feldmarſchall Daun geſchickt hat. Ich werde den berliniſchen Zeitungsſchreiber bereden, in ſeine Zeitung einzurücken: „der Herzog Ferdinand erwarte aus London einen, vom Erzbiſchof von Canterbury, geweihten Hut und Degen, und man zweifle unter den Proteſtanten nicht, daß die Weihe von Canterbury noch weit kräftiger ſei, als die römiſche. Man ſollte die Oeſtreicher und Franzoſen mit Witz und Spott zu Boden ſchlagen; dieſe Menſchen ſtreuen hundert Abgeſchmacktheiten aus, die aber Eindruck machen und man läßt es ihnen immer ſo hingehen. Statt ſo vieler ſchlechten Predigten, die unſere Geiſtlichen halten, warum ergreifen ſie nicht die Gelegenheit, einen Paſtoralbrief zu ſchreiben, worin ſie den gänzlichen Umſturz des Proteſtantismus vor Augen ſtellen, der erfolgen würde, wenn Ew. Majeſtät Feinde unglücklicher Weiſe ihre Abſichten erreichen ſollten. Gern würde ich eine Flugſchrift dieſes Inhalts ſchreiben; aber ſo etwas muß deutſch ſein, damit es unter das gemeine Volk kommen und von allen geleſen werden kann *). Ich habe nur erſt einen einzigen Aufſatz zum Beſten der guten Sache geſehn, der mit gutem Geſchmack geſchrieben iſt, nämlich einen Brief über die Schmähſchriften. Ich erkannte Sie ſogleich, Sire, und Sie können verſichert ſein, daß ich bei der

*) Später führte der Marquis d'Argens dieſe Idee aus und ließ ſeine Flugſchrift drucken.

funfzigſten Zeile ſo gewiß war, Sie wären der Verfaſſer davon, als wenn Sie mir es ſelbſt geſagt hätten. Dieſer Brief iſt in's Deutſche überſetzt und dadurch noch nützlicher geworden." Der Marquis theilt nun dem Könige den Plan mit, eine Monatsſchrift: „Der Harburger Merkur" in deutſcher und franzöſiſcher Sprache herauszugeben und fordert den König auf, ihm Beiträge einzuſenden.

„Bravo! Bravo! mein lieber Marquis! — antwortete ihm der König aus dem Feldlager den 12. Mai 1759 — Sie zerarbeiten ſich meiſterhaft; Sie beſitzen die orientaliſche Beredtſamkeit der Ebräer; Sie überreden durch gute Gründe und ſprechen ein Verdammungsurtheil über die, die auf mich ſchimpfen. Was hab' ich Ihnen zu danken! Ihre Feder iſt ein zweiſchneidig Schwerdt, welches meine Feinde zerhaut und durchbohrt. Dieſe Feinde machen mir viel zu ſchaffen; allein ich verſichere Sie, daß ich zum Bewundern vorſichtig und wachſam verfahre. Ich habe dieſe ganze Nacht in einem Hinterhalt zugebracht, ohne etwas ertappt zu haben *). Vielleicht iſt mir das Glück ein anderes Mal günſtiger. Daun ſteht zwiſchen Markliſſa und Lauban. Sobald er mit ſeinem Eindringen Ernſt macht, ſo gerathen wir aneinander und dieß Treffen wird viel entſcheiden. Schellen Sie nicht, daß ich immer auf mein altes Capitel zurückkomme. Es beſchäftiget mich, wie billig, ſo ſtark, daß die Anſtrengung, womit ich auf meine

*) Bei dieſer Gelegenheit war es, wo Friedrich auf eine feindliche Huſaren-Patrouille traf. Schon hatte ein Huſar ganz nahe das Piſtol auf ihn angelegt, als der König ihm raſch zurief: „Du haſt ja kein Pulver auf der Pfanne!" Der Huſar ließ ſich verblüffen, ſah nach ſeinem Pulver und der König ſprengte davon.

Manoeuver ſinne, alle Kräfte meines Geiſtes verſchlingt. Jetzt leſe ich nichts, außer den Lucrez und Ihre Briefe. Meine Maſchine fängt an aus dem Gange zu kommen, mein Körper iſt abgenützt, mein Geiſt erliſcht, meine Kräfte verlaſſen mich. Allein die Ehre ſpricht, und ich denke und handle durch ſie. Ich verhalte mich vertheidigungsweiſe, was unſern Feinden gar nicht gefallen wird. Ich warte den günſtigen Augenblick ab und werde dann von dem wenigen Oel Gebrauch machen, das in meiner Lampe noch übrig iſt. Sie, deſſen glänzendes Feuer alles übrige Licht auslöſcht, der Sie mehr als ein anderer von dem Raube des Prometheus erhalten haben, Sie können arbeiten und mit Ihren Werken die Welt aufklären, erfreuen, unterrichten; für mich, mein lieber Marquis, taugt nichts, als das Grab, das die abgenützten Reſte eines Menſchen aufnehmen mag, der Sie geliebt hat und bis zu ſeinem letzten Athemzuge lieben wird."

Bald rafft ſich indeſſen der König aus Krankheit und Unmuth wieder auf, der gute Humor überwindet, wenigſtens für einige Zeit; der geweihte Degen und Hut ſind eine zu verführeriſche Veranlaſſung zur Satire, als daß der König es ſich verſagen könnte, dem Marquis d'Argens einige Artikel in Beziehung darauf für ſeine neue Zeitſchrift mitzutheilen. Er ſchickt ihm ein päpſtliches Breve und einen Gratulationsbrief des Marſchalls Soubiſe, beides an den Feldmarſchall Daun gerichtet. Da dieſe fliegenden Blätter ſelten geworden ſind, theilen wir ſie hier mit:

Päpſtliches Breve an des Herrn General-Feldmarſchalls, Grafen v. Daun, Excellenz, bei Ueberſendung des geweihten Degens.

Unſerm geliebteſten Sohne in Chriſto, dem Feldmarſchall

v. Daun, erſten commandirenden General der Armee Ihrer Apoſtoliſchen Majeſtät,

Papſt Clemens XIII.

Geliebteſter Sohn in Chriſto! Unſern Gruß und apoſtoliſchen Segen zuvor!

Wir haben mit lebhafteſter Empfindung des Vergnügens die Nachricht von Deinen, im Kriege gegen die Ketzer verrichteten Heldenthaten, vornehmlich von dem bewundernswürdigen Siege vernommen, welchen Du am 14. Oct. letztverfloſſenen Jahres über die Preußen davongetragen.

Wir haben deßhalb, als Vater der Rechtgläubigen Unſeres Amtes gemäß gehalten, die wundervollen Wirkungen Deiner Tapferkeit mit der Kraft Unſeres Segens noch zu verſtärken und finden für gut, das Beiſpiel Unſerer Vorfahren auf dem päpſtlichen Stuhle nachzuahmen, da die Heldentugenden des Prinzen Eugen ſel. Andenkens, wegen ſeiner, gegen die Ungläubigen öfter erfochtenen Siege mit einem geweihten Hute und Degen ſind belohnt worden. Wann nun Du dieſen Helden und Beſchützer der Kirche an Tugenden weit übertriffſt, und gegen Ketzer ſtreiteſt, die mit einer viel beharrlicheren Bosheit, als die Ungläubigen ſelbſt, den abſcheulichſten Irrthümern anhangen: ſo ertheilen Wir Dir den himmliſchen Segen dahin, daß Du vermittelſt des hierbei kommenden Degens die Ketzerei vertilgen mögeſt, deren peſtilenzialiſchen Geſtank die Hölle ausgebrütet hat. Der Würgengel ſoll Dir zur Seite fechten; er wird das ſchändliche Geſchlecht der Anhänger Luthers und Calvins umbringen und der höchſte Rächer aller Verbrechen wird ſich Deines Armes bedienen, um das gottloſe Volk der Moabiter und Amalekiter bis auf den Grund auszurotten. Dein Arm rauche ſtets von dem Blute dieſer Gottloſen. Lege dieſem Baume, der ſo verfluchte Frucht getragen, die Axt an die

Wurzel und laſſe die nördlichen Gegenden Deutſchlands nach dem erhabenen Beiſpiele des heiligen Carls des Großen durch Schwert, Feuer und Blut wiederum zum wahren Glauben gebracht werden. Entſteht bei den Seligen im Himmel eine ſo große Freude über ein verirrtes, aber doch wieder gefundenes Schäflein: mit welcher Freude wirſt Du denn nicht erſt die Heiligen und alle Rechtgläubigen erfüllen, wenn Du dieſe Menge der Verkehrten und Gottloſen in den Schooß der göttlichen Mutter der Kirche zurückführſt! Die allerſeligſte Jungfrau, welche zu Mariazell mit höchſter Andacht verehrt wird, helfe Dir in Deinen Unternehmungen! Es bete für Dich der heilige Nepomuck auf's Inbrünſtigſte und der ganze Himmel mit allen Seligen und feierlich erklärten Heiligen verleihe Deinen Thaten einen glücklichen Fortgang! Von dieſer Hoffnung belebt ertheilen wir Dir nochmals den apoſtoliſchen Segen.

Gegeben zu Rom unterm Fiſcher=Ringe am 30. Jan. 1759 im erſten Jahre Unſerer päpſtlichen Regierung.

Antwort des Feldmarſchall Daun.

Ich bin durchdrungen von dem Werthe der Güte, womit Ew. Heiligkeit mich beehrt; glücklich, wenn ich durch Ausrottung der Ketzer Dero Abſichten entſprechen und meinen Dank bezeugen kann. Als ich das erſte Mal an der Spitze der Armee erſchien, hielt ich es für nothwendig, damit zu beginnen, die Niedermetzeleien durch Gebet zu heiligen. Ich begab mich nach Mariazell und brachte zitternd jener heiligen Jungfrau, der Helferin Aller, welche ſie anrufen, meine Verehrung dar. Ich zog mit jenem Muthe zu Felde, welchen die erleuchtete Frömmigkeit giebt, entſchloſſen das Haupt der Proteſtanten zu ſtürzen und jene gottloſe Religion auszurotten, welche

weder die heilige Jungfrau, noch die Heiligen anerkennen will. Ich begab mich in Böhmen auf einen unerſteiglichen Felſen, entſchloſſen hier zu ſiegen oder zu ſterben. Allein, darf ich es Ew. Heiligkeit geſtehen? Durch das Deroſelben wohlbekannte Ereigniß erfuhr ich, daß der Schutz unſerer allerheiligſten Mutter allein nicht hinreichte, daß der päpſtliche Segen unerläßlich ſei; doch ich fühlte mich einen zu großen Sünder, als daß ich gewagt hätte, darum zu bitten. Alle die verſchiedenen Unfälle, die mich betroffen, haben mich überzeugt, daß ohne Hut und geweihten Degen ein General, der, wie ich, ganz allein auf ſich angewieſen iſt, ohne Hülfe, ohne Rath, ohne Stütze, nichts vermag, daß ſein Arm jederzeit ſchwach, ſeine Streiche unſicher ſein werden. — — Ew. Heiligkeit ſind meinen und aller Rechtgläubigen Wünſchen entgegengekommen. Nun, mit dem geweihten Hute bedeckt, werde ich an allen Anhängern des Proteſtantismus den Bann vollziehen und wie der Wildbach, der ſich von den Bergen ſtürzt und Alles, was ſeinen Lauf aufhalten will, niederwirft, ſo werde ich dieſe verderbliche Ketzerei ausrotten, die in der Chriſtenheit herrſcht und ihr Unheil bereitet. Doch warum muß meine Freude durch die Unruhe meiner Armee getrübt werden? Man hat ſie verſichert, daß jener gefürchtete Anführer, welcher ſich vergebens meinem Talente und meinem Muthe widerſetzen will, die Säbel ſeiner Huſaren von dem Erzbiſchofe von Canterbury habe weihen laſſen und dieſe einfältigen Huſaren, die von der Wirkſamkeit der anglikaniſchen Weihung eben ſo überzeugt ſind, wie ich es von der des heiligen Stuhles bin, haben es, vom Fanatismus getrieben, in kleiner Anzahl während meiner Abweſenheit gewagt, ein ganzes Corps meiner erſchrockenen Soldaten davon zu jagen. Möchte es doch, da ich mit meinem Hute und Degen nicht überall ſein kann, Ew. Heiligkeit gefallen, zu er-

klären, daß dieſer Biſchof von Canterbury ein eben ſo arger Ketzer iſt, wie jene Huſaren und daß ſein geweihtes Waſſer keine Kraft habe, oder mir erlauben, eines dieſer Geſchenke dem Anführer meiner braven Panduren anzuvertrauen. Es wäre zu wünſchen, ich könnte aller Orten, wo ich meine Truppen fechten laſſe, gegenwärtig ſein. Wenn dieſe Allgegenwart einem Menſchen möglich wäre, wenn er zu gleicher Zeit auf den Höhen und in der Ebene ſein könnte, dann ſollte man bald erfahren, daß ein Huſarenſäbel nicht mehr vermag, als ein geweihter Degen, und ein Biſchof der anglikaniſchen Kirche nicht ſo viel gilt, als ein Papſt."

Aehnlichen Inhaltes iſt der Brief, welchen der König den Prinzen Soubiſe an den Feldmarſchall Daun ſchreiben läßt. Der Marquis d'Argens, dem er dieſe Aufſätze zuſchickte, ſchreibt ihm darüber Berlin den 17. Mai 1759: „Nie habe ich etwas Scherzhafteres geleſen, als Ihr päpſtliches Breve und Ihren Brief des Prinzen Soubiſe. Ich bin verſichert, daß ſelbſt die Feinde Ew. Majeſtät werden eingeſtehen müſſen, man könne nichts Witzigeres leſen. Das päpſtliche Breve hat mir ſo allerliebſt geſchienen, daß ich es in's Lateiniſche überſetzen und in geſpaltenen Columnen, das Latein und Franzöſiſche gegen einander über werde drucken laſſen. Dieß wird ihm noch einen größeren Anſtrich von Wahrſcheinlichkeit geben, weil alle Breven des Papſtes, wenn ſie an den kaiſerlichen Hof, oder an die Miniſter deſſelben gerichtet ſind, immer lateiniſch abgefaßt werden."

Den Aufforderungen des Marquis, ihn durch öftere Zuſendungen ſo vortrefflicher Artikel für ſein Journal zu unterſtützen, konnte der König nicht entſprechen, da er einem aus Mähren eindringenden Corps Oeſtreicher entgegen gehen und zugleich Daun in Böhmen beobachten mußte. Den großen Anſtren=

gungen des Geiſtes und Körpers war die zarte Geſundheit des Königs nicht gewachſen, Krankheit und Alter machten ſich ihm fühlbar, Mißſtimmung und Beſorgniß gewannen die Oberhand und die Freunde konnten ohne eine beſondere Gabe der Weiſſagung aus den Briefen des Königs erkennen, daß ſich für ihn ein großes Unglück vorbereite. „Unſere heroiſchen Thorheiten — ſchreibt er an d'Argens aus Reichhennersdorf den 28. Mai 1759 — beſchäftigen mich hier ſo ſehr, daß ich fürchte, ich werde Sie in Ihrem lobenswerthen Unternehmen (dem Journale) nur ſchwach unterſtützen können. Ich habe den Feind noch nicht geſchlagen, weil ich keine Gelegenheit dazu hatte; meine Aufgabe wird ſchwer zu erfüllen ſein. Der Feind, der mir in Schleſien gegenüber ſteht, zählt 90,000 Mann und ich habe nicht mehr als 50,000, um ihm Widerſtand zu leiſten. Die Noth wird ſich erſt fühlbar machen, wenn der Feldzug beginnen wird; es wird viel Geſchick, Kunſt und Muth dazu gehören; um uns aus der Gefahr, die uns bedroht, herauszuziehen. — Noch iſt es nicht an der Zeit, Victoria zu ſingen, oder die Zukunft zu ahnden; die ſchwerſte Noth, den ſchwierigſten Knoten haben wir noch vor uns. Man muß ſehen, was das Schickſal uns für Ereigniſſe beſtimmen wird; wie ſie aber auch kommen mögen, ſie werden meine Philoſophie nicht erſchüttern. — — Ich ſehe, mein lieber Marquis, Sie ſind eben ſo verblendet, wie die Menge. In der Ferne mag meine Lage einigen Glanz von ſich werfen, allein wenn Sie ſich näheren, würden Sie nichts, als einen dicken, undurchdringlichen Rauch finden. Ich weiß faſt nicht, ob es noch ein Sansſouci in der Welt giebt, — und wo es auch liegen möchte, der Name „Sorgenfrei" paßt nicht für mich. Kurz, mein lieber Marquis, ich bin alt, traurig, voll Sorgen. Von Zeit zu Zeit blitzt meine alte gute Laune

noch einmal auf, allein es ſind Funken, die erlöſchen, da die Gluth fehlt, ſie zu unterhalten; es ſind Blitze, die aus nächtlichen Gewitterwolken hervorbrechen. Ich ſpreche aufrichtig mit Ihnen; würden Sie mich ſehen, Sie würden keine Spur von dem, das ich früher war, wieder erkennen. Sie würden einen alten Mann ſehen, deſſen Haar grau wird, dem die Hälfte der Zähne fehlt, dem Heiterkeit, Feuer, Einbildungskraft mangeln. — Dieß, mein Freund, ſind die Wirkungen, nicht ſowohl der Jahre, als der Sorgen, die traurigen Erſtlinge der Hinfälligkeit, welche der Herbſt unſerer Jahre uns unfehlbar bringt.

Dieſe Betrachtungen, welche mich ſehr gleichgültig gegen das Leben machen, geben mir gerade die Stimmung, welche ein Menſch haben muß, der dazu beſtimmt iſt, ſich auf Leben und Tod ſchlagen zu müſſen. Mit einer ſolchen Gleichgültigkeit gegen das Leben ſchlägt man ſich muthiger und verläßt dieſen Aufenthalt ohne Bedauern."

Waren es aber auch vornehmlich Dichtkunſt und Philoſophie, mit denen ſich der König während der Winterquartiere beſchäftigte, ſo verſäumte er doch darüber den Dienſt und zwar den Kamaſchendienſt bis in die geringſte Kleinigkeit nicht. Sobald die Regimenter die Cantonirungsquartiere bezogen hatten, mußten ſie ſich wieder vollzählig machen und täglich in den Waffen üben. Der König bereiſte die Cantonirungen und ließ die einzelnen Bataillons und Compagnien die Revue paſſiren, dann auch die Regimenter exerciren und manöuvriren. An die Chefs ſämmtlicher Regimenter, Cavalerie ſowohl als Infanterie, erließ der König aus Dresden den 20. Nov. 1756 folgenden Befehl: „Mein lieber ꝛc. Da das Regiment jetzt in ſeinen Winterqnartieren ſteht, ſo will ich, daß Ihr nebſt dem Commandeur und übrigen Stabsofficiers

des Regiments Euch alle Mühe geben und die Wachtparade fleißig exerciren ſollet, um die Leute wiederum in die gehörig gute Ordnung zu bringen, zu dem Ende Ihr auch ſie, wie ſonſt gewöhnlich, marſchiren laſſen müſſet, damit ſie inſonderheit das Gehör kriegen (aufmerken lernen), wie Ihr denn alle gute Ordnung retabliren müſſet. Ihr ſollt auch par Compagnie einige Gewehre ausziehen laſſen, damit die Leute mit ſolchen laden können, um auch ſie hierin wieder in Ordnung zu bringen. Ueberhaupt müßt Ihr, nebſt den geſammten Stabsofficiers des Regiments, darauf ſehen und unabläſſig arbeiten, daß die Officiers ſowohl, als die Mannſchaft dergeſtalt wieder in Ordnung und Schlendrian kommen, als wenn das Regiment im künftigen Frühjahr Revue thun ſollte. Ich recommandire Euch dieſes auf das allerbeſte und zweifle nicht, Ihr werdet darauf ganz beſondere attention haben. Ich bin ꝛc." Standen die Regimenter in den eigenen Landen, ſo erhielten die Officiere Winter=Douceur=Gelder, wofür ſie ſich mit Holz und Licht verſehen mußten. Ein Capitain erhielt 500 Thaler.

Die Art und Weiſe, wie der König ſeine Generale zu inſtruiren pflegte, wie er die Schlachten vorbereitet und ausgeführt wiſſen will, lernen wir vornehmlich aus dem, von ihm größtentheils eigenhändig geſchriebenen deutſchen Briefen an den General Winterfeld kennen, welchem er ein großes Vertrauen ſchenkte. Leider ſtarb Winterfeld, wie wir bereits erwähnten den 8. Sept. 1757 an den im Gefecht bei Moy's erhaltenen Wunden, ſo daß ſich dieſer Briefwechſel nur auf die Feldzüge der Jahre 1756 und 1757 beſchränkt, allein in dieſer kurzen Zeit erhielt Winterfeld von dem Könige einige ſiebenzig Briefe, von denen wir hier einige mittheilen wollen, zum Belege, wie gewiſſenhaft Friedrich, bei aller Vorliebe

für literariſche Unterhaltung, die dienſtliche Correſpondenz beſorgte.

Der König an Winterfeld (ganz eigenhändig).

Dresden den 2. Dec. 1756.

So vihl ich aus Seinen und meinen Nachrichten Schließe, ſo ſuchen die öſtreicher dem F. M. Schwerin jalousien zu gehben, als wenn ſie ſo eben was auf Schweinitz oder das glatziſche tentiren wolten, umb den Marſch der polniſch-ſächſiſchen Regimenter, welche meine grenze nahe bei Bielitz paſſiren, zu verſichern und um zu verhindern, daß ihnen Schwerin unterwegs was anhänge. Denn wohr die Leute nicht toll ſeindt, So können Sie mit fundament jetzunder nichts auf Schleſien enterpreniren. Kähmen ſie herein, ſo würden ſie ſofort wieder hinausgejaget; alſo haben bis dato die Mouvemens, So ſie an die grentzen machen keine andre uhrſache, als die ich geſagt. Wegen der Magazins So glaube gantz gewiſſe, daß ſie mit einer Armee gegen Niederſchleſien werden agiren wollen, ungerſch tzeug in Oberſchleſien, aber hier wirdt auch eine Armee herkommen und Mus man alſo ſehen, Wohr der große efort wirdt gemacht werden, damit meine force gegen die ihrige recht agiren kann; denn darbei bleibe ich: an einem Ort ſtark zu Seindt, damit man was Rechtes decidiren kann; bin ich allerwegens vertheilt, So bin ich allerwegens ſchwach und gehet es alsdann als bei Lowoſitz, das man den Feind ſchlägt und nicht davon profitiren kann.

Die Pommern laſſe indeſſen nach Görlitz, Lauban und Greiffenberg marſchiren, damit man ſie hintziehen kann, wohr es Noth iſt. Schreibe Er mihr weiter was paſſiret. adieu.

Frdrch.

Faſt täglich machte der König ſeinen Generalen eigenhändige Mittheilungen; manchen Tag ſchreibt er an einen und denſelben zwei und mehrere Briefe. Selbſt während der ruhigen Zeit der Winterquartiere im December 1756 erhielt Winterfeld ſechszehn Briefe von ſeiner Hand; der König ſchenkte ihm das größte Vertrauen und theilt ihm alle geheime Nachrichten, die ihm zugehen, mit.

(Dresden den 14. Dec. 1756.)

„hiſſiger gegendt iſt alles Stille. Printz bevern, den ich nach Libau (Löbau) habe Marſchiren laſſen, Schreibet mihr auch das bis dato dorten der anſchein zu einer attaque nicht wehre und glaube alſo das noch den Winter alles Stille bleiben Mögte. in Win ſaget man vohr gewiße, das 5 Armeen ſolten aufgebracht werden: 1. die Reichsſtände in respect zu halten; 2. das project von Grün durch das Hildesheimſche zu executiren; 3. Gegen Oberſchleſien; 4. gegen Zitau, 5. gegegen Eger. Dieſes iſt noch alles unreif und weitläuftig, gewiß aber iſt es, das die Frantzoſen auf Weſel wollen. Von den Ruſſen iſt noch nichts zuverläſſiges zu ſagen. Die Frantzoſen geben den Baiern und Würtembergern Subsidien, das ſie auch Troupen ſtellen Sollen. Die leute Seindt Mir ſo böhſe, ſie mögten mihr zerreißen, allein ich glaube wen erſtlich die öſtreicher tüchtig auf die Ohren weren gekrigt haben, ſo weren Sich die ſtoltze Wellen legen. adieu.

Friedrich.

(den 22. Dec. 1756.)

„Ich habe ſeinen Brief wohl erhalten, wegen der Postirung der Huſaren, welche ich gantz billige, dieſen Winter wird nichts passiren, aber was Künftig Frühjahr werden wirdt, iſt ein

anderes. — — Ich gehe Morgen nach Leipzig, Weiſſenfels, Lützen, Grimma, Borne und alle die Oerter, umb mihr recht eine Idee von die Tereins zu machen; einen Colonnen Marſch reiſe ich hin, den anderen zurücke. Obriſt Rebentiſch mus Spions nach Win mit tzeitungen Schaffen. So viel weiß ich, daß man dort mit Braun nicht zufrieden iſt, das iſt aber nicht genung, ich mus das project der Campagne haben. Drei Cojons habe ich dorten, aber man kann deren nicht genug haben. adieu. Gott bewahre.

Friedrich.

(Dresden den 15. Jan. 1757.)

— — — Anlangend den Pfaffen, welchen der Obriſte von Rebentiſch an die Hand hat, da glaube ich ſolchen vor der Hand und jetzo nicht nöthig zu haben, indem, wie ich gegen Euch wohl im Vertrauen ſchreiben will, ich bereits zwei Pfaffen in Win gegenwärtig habe, anderen teils aber dießer Menſch, wenn er jetzo allererſt die große gemeldte retour nähme, es ſehr lange dauern und ſeine Nachrichten uns ſpäte zukommen würden. Was aber den Menſchen in der Braunſchen Cantzlei anlanget, da ſollet Ihr kein Geld ſparen und ihm zahlen, was er verlangt, damit er uns gute und authentique nachrichten verſchafet; wie Ihr mir denn nur ſchreiben ſollet, wie viel Ihr deshalb haben müßet, da Ich Euch dann alles gleich ſchicken werde. Die intzwiſchen von Euch ausgelegten Gelder der 765 Thlr. laſſe ich Euch hierbei baar remittiren, deren Empfang Ihr mir ſeiner Zeit mit zu melden habet. —

Friedrich.

(Lockwitz den 25. Martii 1757.

— — Damit Ihr auch ſehen, wohin ich meine attention

überall zu richten habe, So laſſe ich Euch, obwohl unter dem Siegel des größeſten Geheimniſſes hierbei zur nachricht communiciren, was mihr ſowohl wegen des marſches der Franzoſen als auch wegen der Ruſſen gemeldet werden wollen. Ihr werdet ſelbſt daraus erachten, wie ſehr ich meine Augen auf Alles zu richten und was vor bedachtſame Precautiones Ich zu nehmen habe, ob ich gleich weiß, daß bei allen ſolchen in denen Nachrichten enthaltenen Angaben viel fanfaronnades, ſonderlich die angegebene große Anzahl der ruſſiſchen Trouppen ſehr outrirt iſt. —

Friedrich.

(den 8. Aug. 1757.)

ich ſehe wohl das der 13 der feſtgeſetzte Tag bleiben wirdt, habe nuhr noch an Retzau geſchrieben, das ich der ſache gantz gewiſſe werde. ich kome Ehben von einem Poſten ¼ Meille von Lebau her, alda ſtehet nichts alls Miserable Huzaren und was panduhren; wenn Er Puhten-Jungens auf Seinem Gute gebraucht, So kann Ihm mit unſern Gefangenen Dihnen.

Friedrich.

Elftes Capitel.

Die Ruſſen unter Soltikof an der Oder. — Der König ernennt einen Dictator. — Iſt mit Soldaten und Officieren unzufrieden. — Wedell bei Züllichau geſchlagen. — Schlacht bei Kunersdorf. — Der Rittmeiſter v. Prittwitz befreit den König. — Friedrich in Verzweiflung. — General-Lieutenant Fink erhält das Commando. — Ein Freund in der Noth. — Schmettau übergiebt Dresden. — Soltikof und Loudon in Schleſien. — Der König leidet an der Gicht. — General Fink ſtreckt das Gewehr bei Maxen.

Die Lage des Königs wurde durch den Anmarſch der Ruſſen unter dem General Soltikof um ſo bedenklicher, als Daun mit ſeiner ganzen Armee heranzog, um dieſem an der Oder die Hand zu reichen und den König von ſeiner Hauptſtadt und von Sachſen abzuſchneiden. Friedrich war den 5. Juli von Landshut in Oberſchleſien aufgebrochen, um Daun zu beobachten. Er ging über Hirſchberg und Lähn nach Schmottſeiffen, wo er zwiſchen Löwenberg und Liebenthal ein feſtes Lager bezog. Er hoffte durch dieſe Stellung Daun von dem weiteren Vordringen nach der Mark abzuhalten, während er den General Wedell mit 26,000 Mann den Ruſſen entgegenſchickte. In früherer Zeit würde der König ſelbſt dahin geeilt ſein, wo die Gefahr ſeine Gegenwart am dringendſten forderte; jetzt fühlte er ſich zu krank dazu und ertheilte dem General Wedell eine ſo unbeſchränkte Vollmacht, wie er ſie noch nie einem Generale ertheilt hatte. An den General-Lieutenant von Dohna, über deſſen Ar-

mee=Corps dem General=Lieutenant Wedell ebenfalls der Befeh= übertragen wurde, erließ der König aus dem Lager bei Schmott= ſeiffen den 20. Juli folgenden Befehl: „Da ich nicht ſelbſt wegen der hieſigen Umſtände zur Dohnaſchen Armee abgehen kann, um das Commando von ſelbiger zu übernehmen, ſo ſchicke ich den General = Lieutenant v. Wedell mit meiner Order und expreſſem Befehle dahin ab. So lange nun die Commiſ= ſion dauert, ſtellt er meine Perſon vollkommen vor und ſoll ihm von allen Generals, General = Lieutenants, General=Ma= jors, Stabsofficiers bis auf den gemeinſten Mann dieſelbe parition geleiſtet werden, als wenn ich ſelbſt da und zugegen wäre und habe ich ihm ernſtlich aufgegeben, den erſten, ſo auf ſein Wort nicht ſogleich alles, was er befiehlt, executiren und demſelben mit allem Gehorſam nachleben wird, ſogleich in Ar= reſt ſetzen zu laſſen, da ich denn wider ſolchen Refractaire durch ein geſchwornes Kriegsrecht, als gegen einen widerſpenſtigen und meineidigen Officier ſprechen laſſen werde.

Auf daß nun dieſer Mein ausdrücklicher Wille bei der gan= zen Armee kund werde, ſo ſoll alles Obige bei der Parade be= fohlen werden. Er, der General=Lieutenant v. We= dell ſtellt bei der dortigen Armee vor, was ein Dictator bei der Römer Zeiten vorſtellte. Alſo müſſen alle und jede Officiers, ſie mögen Namen haben, wie ſie wollen, ihm den ſchuldigen Gehorſam leiſten, welcher Mir zukommt und ſeine, des General = Lieutenant v. Wedell, Dis= poſition mit Treue, Fleiß und Bravour executiren, als wenn ich ſelbſt zugegen wäre."

Da er vermuthen durfte, der Graf Dohna werde ſich durch die, dem General = Lieutenant v. Wedell verliehene Dictatur gekränkt fühlen, ſchrieb ihm der König eigenhändig (franzöſiſch): „Sie ſind zu krank, um ſich mit dem Commando zu beläſtigen,

Sie würden gut thun, ſich nach Berlin, oder an irgend einen Ort, wo Sie Ihre Geſundheit wieder herſtellen laſſen könnten, bringen zu laſſen. Adieu." — Die Inſtruction aber, welche er dem Generallieutenant v. Wedell ertheilte, deutet darauf hin, daß er mit dem Geiſte ſeiner Truppen und ſelbſt ſeiner Officiere nicht mehr, wie ehedem, zufrieden war. „Er muß" heißt es darin „auf ſcharfen Gehorſam halten; den Officiers bei Caſſation das Lamentiren und niederträchtige Reden unterſagen; auf alle diejenigen ſchimpfen, die des Feindes Stärke bei allen Gelegenheiten zu groß ausſchreien; diejenigen Officiere, ſo Lacheteten (Feigheit) begehen, ſofort vor ein Kriegsrecht ſtellen u. ſ. w.*)" Mündlich ſagte der König zu Wedell beim Abſchiede: „Gehe Er, ich befehle Ihm die Ruſſen anzugreifen, wo Er ſie findet, ſie zu ſchlagen und ihre Vereinigung mit den Oeſtreichern zu hindern."

Wedell entſprach indeſſen den Erwartungen des Königs nicht. Sein Verſuch, den General Soltikof von dem Marſch nach der Oder abzuhalten, mißlang, er wurde mit dem Verluſte eines Drittheiles ſeines Corps den 23. Juli bei Züllichau in in der Nähe von Polzig und Kay geſchlagen und die Ruſſen ſetzten unaufgehalten ihren Marſch auf Kroſſen fort.

Gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit nahm der König die Meldung des Generallieutnants Wedell von dem erlittenen Verluſte nicht ungnädig auf. „Ihr könnt wohl glauben, ſchreibt er ihm aus dem Lager bei Schmottſeiffen den 24. Juli, daß mich das Unglück ſehr afficirt, ſo ſich bei euch ereignet; Ich war es Mir ſchon auf einige Weiſe vermuthend. Ich ziehe nunmehro

---

*) Geſch. des ſiebenjährigen Krieges vom königl preuß. Generalſtabe. Th. III. S. 58.

Meinen Bruder, des Prinzen Heinrich Liebden, an Mich und ſobald Ich bei Sagan ſein werde, ſo werde Ich ſogleich zu Euch marſchiren, wenn Ich nur weiß, wo Ihr ſeid und wo Ihr hingehen werdet, damit wir mit eheſtem den Leuten wieder auf den Hals gehen und ſie wegjagen. Schreibt doch gleich, wo Ihr ſeid und machet nur gleich Anſtalten und haltet vorläufig alles parat zu einem neuen Angriff.

Ich bin Euer wohl affectionirter
König.

(Eigenhändige Nachſchrift)

„mihr hat es geahnet, das Ding würde Schůf gehn. Ich habe es Ihm auch geſagt, denn die Leute wahren verplůſt; nuhr nicht mehr daran gedacht, Sondern wohr der Succurs zum erſten zuſtoßen kann, umb von neuen darauf zu gehn; es iſt ſeine Schuld nicht, das die Schurken ſo ſchändlich davon laufen." —

Des Königs ganze Thätigkeit und Aufmerkſamkeit war jetzt darauf gerichtet, die Vereinigung der Ruſſen und Oeſtreicher zu hindern. Er beorderte den Prinzen Heinrich mit 16 Bataillons und 25 Schwadronen nach Schmottſeiffen und der General Fink erhielt Befehl aus Sachſen nach der Mark und nach Frankfurt zu marſchiren. Nach allen Richtungen hin mußten täglich, ja faſt ſtündlich Befehle abgehen, um mit den verſchiedenen Corps in Verbindung zu bleiben, geheime Kundſchafter wurden ausgeſchickt und eben ſo trafen Ordonnanzen und Meldungen zu jeder Stunde des Tages und der Nacht bei dem Könige ein. Alle Befehle dictirte er ſelbſt, unter die mehrſten fügte er noch eigenhändige Nachſchriften bei. Vornehmlich lag ihm daran, den Generallieutnant Wedell bei gutem Muthe zu erhalten, deshalb vertröſtet er ihn auf ſeine bal-

dige Ankunft. „Ihr müßt alſo, ſchreibt er ihm den 25. Juli aus Schmottſeiffen, äußerſt befliſſen ſein, Euch gute, ſichre Nachrichten zu verſchaffen, um die Ruſſen, bis ich zu Euch geſtoßen ſein werde, aufzuhalten. Zeiget Mir den wahren und eigentlichen Verluſt Eurer Armee an. Ich werde 16 Bataillons, 29 Esquadrons und 30 ſchwere Canons mit zu Euch bringen, auf daß, ſobald wir zuſammengeſtoßen ſein werden, wir den Ruſſen von Friſchem auf den Leib gehen können. Wo etwa Burſche und auch Officiers bei Eurer Armee ausfündig gemacht werden könnten, welche Anlaß zum Ausreiſſen gegeben haben, ſolche müſſen ſofort exemplariſch beſtraft werden."

Den 27. Juli im Lager bei Schmottſeiffen.

. . . Ich denke alſo nicht vor dem 2. k. M. zu Euch zu ſtoßen. Wo es aber auf eine Weiſe eher möglich ſein wird, ſo ſoll es geſchehen. Indeſſen werdet Ihr wohl darauf mit bedacht geweſen ſein, die Brücke bei Frankfurt abwerfen zu laſſen und habet Ihr Mir täglich zu informiren, was Eurer Orten paſſiret. Eure verlorne Canons werde Ich bei Eurer Armee zu erſetzen ſuchen.

(Eigenhändig)

„halte Er ſich nur unbeſchädiget, bis Wihr heran Seindt, dan Sol Zahl=Woche gehalten werden und ſol der Feind ſich ſeines Glückes nicht lange zu freuen haben."

Eine ſehr ausführliche Inſtruction ertheilt der König dem General Wedell aus Sagan vom 30. Juli. Ihr müßt, heißt es darin, unterdeſſen wiſſen, daß das Schwerſte von unſern Sachen darin beſteht, mit den Ruſſen ſo geſchwind wie möglich fertig zu werden. Der General Hadik ſteht bei Hochkirchen und Gemming und Wehla ſtehen auch in der Obern=Lauſitz,

ſo daß zu befürchten wäre, daß, wenn die Sache ſich in die Länge ſpielen ſollte, wir die Oeſtreicher im Rücken und die Ruſſen von vorn haben würden. Weil Ich nun gezwungen bin, mit den Ruſſen es bald zu decidiren, ſo bleiben dazu zwei Wege offen." Er ertheilt ihm nun, ſowohl für den Fall, daß die Ruſſen ſtehn bleiben, ſo wie für den, daß ſie über die Oder gehen ſollten, die nöthigen Befehle. Immer drängender wird die Gefahr, immer dringlicher die Arbeit, der König gönnt ſich keinen Augenblick der Erholung, er kommt faſt nie vom Pferde, nie aus den Kleidern. Die Generale erhalten jetzt von ihm an einem Tage drei und viermal ſchriftliche Befehle, außer den mündlichen Aufträgen durch die Ordonnanzen und außer den Nachrichten durch die Kundſchafter. An den General Wedell liegen uns vom 31. Juli drei ſchriftliche Befehle vor, einer aus Sagan, zwei aus Chriſtianſtadt. Stellungen, Märſche, Angriff, Vertheidigung werden von Stunde zu Stunde vorgeſchrieben, dabei laſtet die ungeheure Sorge für die Verpflegung der Armee ebenfalls auf dem Könige. „Ich habe Brod für 9 Tage hieſelbſt (Chriſtianſtadt den 31. Juli), die Wagens kommen heute heran und könnt Ihr nur Eure Wagens ſchicken, um es abholen zu laſſen. Eure ledigen Mehlwagens könnt Ihr übrigens nach Freiſtadt ſchicken, indem ich befohlen habe, daß das Mehl parat ſein ſollte. Und was die bei Eurer Armee abgegangene Munition und Canons betrifft, ſolche hättet Ihr aus Glogau abholen können."

Immer noch iſt er wegen des unzuverläſſigen Geiſtes der Soldaten beſorgt. „Ihr habt übrigens — heißt es in demſelben Schreiben — die Euch untergebene Armee beſtens aufzumuntern und ſollt Ihr inſonders die, welche ihr devoir als ehrliebende, Mir und Meinem Dienſte attachirte, treue, redliche und brave Leute gethan haben, fier (muthvoll) zu machen

Euch beſtreben, damit, wenn wir noch einmal an den Feind müſſen, ſie um ſo beſſer ſchlagen mögen, die aber, ſo als ſchlechte Leute gethan haben, müßt Ihr Mir anzeigen."

Den erſten Auguſt giebt er dem General Wedell aus Sommerfeld Nachricht, daß Laudon und Hadik ihren Marſch auf Frankfurt richten, wo die Ruſſen ebenfalls eingetroffen ſind. Um dieſe Vereinigung zu hindern wirft ſich Friedrich den 2. Auguſt in der Gegend von Guben auf Hadik, deſſen Corps er zerſtreut. „Den General Hadik" ſchreibt er an Wedell aus Merzdorf den 2. Aug. „habe ich ziemlich auseinander gejagt, Ihr werdet ihn aber, da er nach Weiſſack hinmarſchirt iſt, auf Eure Flanquen bekommen. Indeſſen glaube ich nicht, daß Ihr anders als nach Beeskow werdet marſchiren können, um zu Mir zu ſtoßen, alsdann wir dem Feind mit geſammter Hand auf den Hals gehen. Es ſind gewiß ſehr ſchlimme Umſtände, aber Ihr müßt dabei aus dem Kopf agiren und zuſehen, was dabei am beſten zu thun ſein wird, ohne Euch an die Bagatelle zu kehren. In Guben habe ich 30,000 Portionen Brod beſtellt, die ſollt Ihr in 2 Tagen parat finden. Fourage laſſet Ihr Euch nicht nachfahren, indem Eure Armee da, wo ſie hinkommt, fouragiren ſoll." Dazu eigenhändig: „hier iſt die Gelegenheit Kopf zu zeigen und in allen Umbſtänden die beſte parti zu Wehlen. Haddeck iſt kaum 10,000 M. ſtark und iſt hier verflucht an der Koſt gekommen. Auf Märſchen uns zu vereinigen und den Leuten baldt auf den Hals zu gehn, darauf Kömmt alles an." Den 4. Aug. ging der König nach Beeskow, den 5. nach Müllroſe, wo er eine Brücke über die Oder ſchlagen ließ. An den Grafen Finkenſtein ſchreibt er aus Beeskow den 4. Aug. (franzöſiſch). „So eben komme ich hier nach fürchterlichen und entſetzlichen Märſchen an. Ich bin ſehr erſchöpft. Nun ſind es ſechs Nächte, daß ich kein

Auge geſchloſſen habe.“ Allein er darf ſich nicht einen Augenblick Ruhe gönnen. „Es iſt nicht wohl Zeit — ſchreibt er eigenhändig an demſelben Tage an Wedell — jetzundter Raſtag zu machen, in denen Umbſtänden wohr wihr Seyndt Mus geeilet werden zuſammen zu kommen. Wenn der Feind jetzunder ein Mouvement macht, So mus ich es ruhig anſehen, habe ich aber die Armee zuſammen ſo profithire ich davon. Mache Er, das Er Morgen mit den ganzen Klumpen bei guhter Zeit heran iſt und Schicke Er mihr die Liſten derer Regimenter und welche Regimenter noch zum Beſten zu gebrauchen Seyndt.“ Schon an dieſem Tage überſchickt er Wedell die ordre de bataille, wobei er, wie er ſchreibt, „die Bärenhäuters“ (die unſichern Truppen) in die Reſerve geſtellt hat.

Die Schlacht bei Kunersdorf,

den 12. Auguſt 1759.

General Wedell war mit ſeinem Corps den 6. Aug. bei Müllroſe eingetroffen; General Fink ſtieß mit dem ſeinen den 10. Aug. bei Wulkow zu der Armee des Königs, welcher den 11. Aug. 48,000 Mann ſtark, über die, zwiſchen Küſtrin und Leubus bei Reitwen gelegte, Schiffbrücke auf das rechte Oderufer ging, um die 70,000 ſtarke vereinigte ruſſiſch-öſtreichiſche Armee, anzugreifen. Die Ruſſen unter Soltikof ſtanden bei Kunersdorf ſchon den 11. in Schlachtordnung, mit dem rechten Flügel an den Bäckergrund gelehnt, mit dem linken auf den Judenbergen, die Front gegen Frankfurt. An den linken Flügel der Ruſſen ſchloß ſich Loudon an. Als der König ſich ebenfalls in Schlachtordnung mit dem rechten Flügel bei Trettin, mit dem linken bei Biſchofsſee aufſtellte, änderte Soltikof ſeine Stellung, ſo daß er am 12. mit dem rechten Flü-

gel auf dem Judenberge und mit dem linken wohl verſchanzt auf den Mühlbergen ſtand; Loudon behielt ſeine Stellung an den Judenbergen. Der König beſchloß, mit ſeinem linken Flügel die Stellung der Ruſſen auf den Judenbergen zu umgehen und brach den 12. Aug. früh um 2 Uhr auf. Es gelang den Truppen auf anſtrengendem Umwege durch die Neuendorfer Haide um 11 Uhr in drückender Sommerhitze den Saum des Waldes zu erreichen. Hier wurden auf zwei nahen Hügeln Batterieen aufgeworfen und 60 ſchwere Geſchütze begannen ihr Spiel gegen die feindlichen Schanzen. Unter dem Schutz dieſer Feuerſchlünde ließ der König den General v. Schenkendorf mit acht Grenadierbataillons vorgehn, die erſten Schanzen wurden im Sturm genommen, der linke Flügel der Ruſſen wich bis auf den Kirchhof von Kunersdorf zurück. Friedrich ließ nun ſeine geſammte Infanterie in das Feuer führen, die Generale und Officiere ließen es nicht an gutem Beiſpiele und Aufmunterung fehlen, auch der Zuſpruch der Branntweinflaſche wurde hier zum erſten Mal auf Befehl des Königs in Anwendung gebracht. Die Preußen werfen nieder, was ihnen entgegentritt, kein Graben iſt ihnen zu tief, keine Mauer zu hoch; aus ſieben Verſchanzungen waren die Ruſſen getrieben, einhundert achtzig Geſchütze befanden ſich in den Händen der Preußen, der Kuhgrund, der Spitzberg und ſelbſt der Kirchhof waren des Abends 6 Uhr von der Preußiſchen Infanterie gewonnen. Der König fertigte Couriere mit der Siegesnachricht nach Berlin und Breslau ab; es galt nur noch die letzte Verſchanzung auf dem Judenberge zu nehmen. Die Generale gaben zu bedenken, daß die Truppen zu ermattet, die Stellung der Feinde zu feſt ſei, allein der König befiehlt, den Judenberg anzugreifen. Da bricht Loudon mit ſeinen, noch ganz friſchen, Truppen aus dem hohlen Grunde hervor, ſeine Rei-

terei wirft ſich auf die ermatteten Preußen, ſie weichen. Einige Mal gelingt es dem Könige die Seinen wieder zu ſammeln und vorzuführen, er ſelbſt ſetzt ſich perſönlich der äußerſten Gefahr aus. Sein Leibroß „der Vogel," ein brauner Engländer, wurde unter ihm ſchwer verwundet. Er beſteigt ein zweites Campagnepferd; auch dies wird erſchoſſen. Sein berühmtes Lieblingspferd, der Brillant, welches man ihm brachte, wurde in dem Getümmel der Schlacht ſo wild, daß es der König nicht bändigen konnte. Er nahm daher den „kleinen Schimmel" des Flügeladjutanten von Götzen an. Zwei Flügeladjutanten des Königs, v. Cocceji und v. Wendeſſen fielen an ſeiner Seite. Der König ſelbſt fühlte ſich jetzt getroffen; zum Glück trug er ein goldenes Etuis in der Weſtentaſche, welches von der Gewehrkugel, die es traf, ganz zuſammengedrückt wurde. Der Oberſt v. Kruſemark beſchwor den König, der Armee und dem Staate ſeine Perſon zu erhalten. Friedrich gab ihm zur Antwort: „Wir müſſen hier Alles verſuchen, um die Bataille zu gewinnen und ich muß hier ſo gut wie ein jeder andere meine Schuldigkeit thun!"

Die ſchon gewonnene Schlacht ging wieder verloren; ſelbſt die Hoffnung auf einen nur einiger Maßen geordneten Rückzug mußte aufgegeben werden, die Niederlage war vollſtändig, die Flucht artete in wilde Verwirrung aus. Der König ſelbſt gerieth mitten unter die Koſaken und verdankte ſeine Befreiung dem Rittmeiſter v. Prittwitz von Zietens Huſaren, der ihn im eigentlichſten Sinne des Wortes aus dieſer Gefahr heraushieb. „Die Beſtürzung der Truppen" ſagt der König in ſeinem Berichte von dieſer unglücklichen Schlacht „war ſo groß, daß die Infanterie, welche man wieder auf den Platz des alten Lagers geſtellt hatte, bei dem bloßen Lärm von den Koſaken über tauſend Schritt weit floh, ehe man ſie wieder zum Stehen

bringen konnte.“ Ein Augenzeuge, der General Tempelhof erzählt: „nie habe ich die preußiſche Armee in einem ſolchen Zuſtande geſehn.“

Die aufgelößten Regimenter eilten, Cavallerie und Fußvolk vermiſcht, der Schiffbrücke nach Reitwen, dem einzigen Uebergangspuncte, zu. Hätte der Feind dieſe Brücke zerſtört, oder nur die Verfolgung noch die Nacht hindurch fortgeſetzt, ſo würde die ganze Armee veenichtet worden ſein. Der König erreichte, von dem lauten Getümmel und der Verwirrung der Flucht umgeben, in der Nacht das Dorf Oetſcher bei Göritz; die Erſchöpfung ſeiner Seele und ſeines Körpers waren ſo groß, daß wir ihn hier nahe daran ſehn, der Verzweiflung zu unterliegen. Er ſammelt alle ſeine Kräfte, um ſeinem Miniſter, dem Grafen Finkenſtein in Berlin, das Unglück zu melden und dem General Fink den Befehl über die Armee zu übergeben.

„Ich habe“ ſchreibt er aus Oetſcher den 12. Aug. (franzöſiſch) „heut morgen um 11 Uhr den Feind angegriffen. Wir haben ihn bis auf den Judenkirchhof (Judenberg) bei Frankfurt geworfen, alle meine Truppen haben Wunder gethan; allein dieſer Kirchhof hat uns eine fürchterliche Menge Menſchen gekoſtet, unſ're Leute geriethen in Verwirrung, ich habe ſie drei Mal wieder geſammelt, endlich war ich nah daran, ſelbſt gefangen zu werden und mußte den Feinden das Schlachtfeld überlaſſen. Meine Uniform iſt von Kugeln durchbohrt, zwei Pferde ſind mir getödtet worden, mein Unglück iſt, noch zu leben; unſer Verluſt iſt ſehr groß. Von einer Armee von 48,000 Mann habe ich nicht 3000 beiſammen, in dieſem Augenblicke, in welchem ich ſchreibe, flieht Alles, ich bin nicht mehr Herr meiner Leute; man wird wohl daran thun, in Berlin an ſeine Sicherheit zu denken. Es iſt ein entſetzliches

Unglück; ich werde es nicht überleben, die Folgen der Schlacht werden noch verderblicher ſein, als die Schlacht ſelbſt. Ich habe keine Hülfsquellen mehr und, um nicht zu lügen, ich halte Alles für verloren. Ich werde das Verderben meines Vaterlandes nicht überleben. Adieu auf ewig!"

Friedrich.

Mit dem General Wedell war der König außer aller Verbindung gekommen; General Seidlitz war ſchwer verwundet; Friedrich fühlte ſich zu krank, um den Oberbefehl ſelbſt führen zu können, er übertrug ihn dem Generallieutenant von Fink durch nachſtehende Order: (eigenhändig deutſch)

„Weillen mihr eine Schwehre Krankheit zu geſtoſen So übergebe das Commando Meiner Armée werender Krankheit bis an Meine beſſerung an den general Fink und kann er im Nothfal von des general Kleisten Corps im gleichen Disponihren nach dehm es die umbſtende erfordern in Gleichen von denen Magazins in Stetin, berlin, Cüſtrin und Magdeburg."

Die Sorge für ſein Heer, für den Staat, zunächſt auch für die Hauptſtadt laſſen den König in dieſer Nacht kein Auge ſchließen. Er ſteht von ſeinem elenden Strohlager in der Bauerhütte zu Oetſcher wieder auf und ſchreibt eine ausführlichere „Instruction vohr den General Fink." „Der General Fink Krigt eine Schwehre Commission, die Unglückliche Armee ſo ich ihm übergebe, iſt nicht mehr im Stande mit die Ruſſen zu Schlagen, Hadek wirdt nach Berlin Eillen, vielleicht Laudon auch, Gehet der General Fink dieſe beide nach So kommen die Ruſſen ihm in Rücken, bleibt er an der Oder ſtehn, So krigt er den Hadek diß Seit, indeſſen ſo glaube, daß wenn Laudon nach Berlin wollte, Solchen könnte er unterweges attaquiren und ſchlagen. Solches wohr es guht geht gibt dem Unglück einen Anſtandt und hält die Sachen auf, Zeit

gewonnen iſt Sehr vihl bei dießen desperaten umbſtänden. die Zeitungn aus Torgau und Dresden wird ihm Cöper mein Segreter geben; er mus Meinen Bruder, den ich Generalissimus bei der Armée declariret von allen berichten. Dießes unglück ganz wieder herzuſtellen gehet nicht an, indeſſen was mein Bruder befehlen wirdt, das mus geſchehen, an meinen Neveu mus die Armée Schweren. Dieſes iſt der einzige raht den ich bei denen unglücklichen umbſtänden im Stande zu gehben bin, hette ich noch resourssen So wehre ich darbei geblieben." Friedrich.

Am anderen Morgen begab ſich der König über die Schiffbrücke bei Göritz zurück in das frühere Lager bei Reitwen, wo ſich die Flüchtlinge in ganzen Schaaren einfanden; die Compagnien, die Regimenter ſammelten ſich wieder, die Feinde folgten nicht nach, zwei Tage reichten hin, die Ordnung und Mannszucht einiger Maßen wieder herzuſtellen. Der Verluſt war ſehr groß, allein er konnte doch überſehen werden. „Den Abend nach der Schlacht" erzählt Friedrich in der Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges „hatte man kaum 10,000 Mann beiſammen. Hätten die Ruſſen ihren Sieg zu benutzen gewußt, und dieſe muthloſen Schaaren verfolgt, ſo wäre es um die Preußen geſchehen geweſen. Allein ſie ließen dem Könige Zeit, ſich von ſeinem Verluſte wieder zu erholen. Schon am folgenden Tage war das Heer wieder 18,000 und wenige Tage nachher 28,000 Mann ſtark. Faſt alle Generale waren verwundet, oder hatten Quetſchungen erhalten; kurz es hätte nur von den Feinden abgehangen, dem Kriege ein Ende zu machen: ſie durften uns nur den letzten Gnadenſtoß geben. — Mit einem Worte: der König konnte wieder Luft ſchöpfen und man ließ ihm Zeit, ſeine Armee mit den dringendſten Bedürfniſſen zu verſorgen."

Einigen Troſt gewährte es dem Könige, daß kurz vor der Schlacht ein Adjutant des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig eingetroffen war, welcher ihm die erfreuliche Nachricht von dem am 1. Aug. bei Minden über die Franzoſen erfochtenen Siege überbrachte. Der König hatte dieſen Officier zurückbehalten, in der Erwartung dem Herzoge eine eben ſo frohe Siegesbotſchaft melden zu können; nun konnte er ihm nur ſein Unglück mittheilen und ihm angelegentlichſt empfehlen, alle Truppen, die er entbehren könne, zu ſeiner Verfügung nach Sachſen marſchiren zu laſſen. Der Herzog beeilte ſich dem Könige ein Corps von 10—12,000 Mann im nächſten Monat zu Hülfe zu ſenden

Obwohl noch immer krank und erſchöpft nahm der König ſchon in Reitwen den 14. wieder Antheil an dem Befehl und ſchrieb dem General Schmettau in Dresden von hier aus unter dieſem Datum folgenden Brief (franzöſiſch in Chiffern): „Sie werden vielleicht ſchon von dem Unfalle unterrichtet worden ſein, der mich hier am 13. (es war der 12.) gegen die ruſſiſche Armee betroffen hat. Obſchon unſere Angelegenheiten hier dem Feinde gegenüber im Grunde nicht verzweifelt ſtehn, ſeh ich mich doch in dem Falle, zu Ihrer Unterſtützung nichts abſenden zu können. Im Fall die Oeſtreicher etwas gegen Dresden unternehmen ſollten, werden Sie ſehen, ob Sie Mittel haben ſich zu halten, wo nicht, ſo müſſen Sie ſuchen eine günſtige Capitulation abzuſchließen, d. h. freien Abzug für die ganze Beſatzung, mit Caſſen, Magazinen, Lazarethen und mit Allem, was wir in Dresden haben, nach Berlin, oder zu irgend einem Truppen=Corps zu erhalten. Da mir eine Krankheit zugeſtoßen iſt, die jedoch, wie ich glaube, keine ernſten Folgen haben wird, habe ich einſtweilen das Commando meiner Truppen dem Generallieutenant v. Fink übergeben, deſſen Befehle

Sie ſo zu vollziehen haben, als ob ſie unmittelbar von mir kämen. Hiermit u. ſ. w."

Mit jedem Tage gewinnt der König wiederum mehr Vertrauen; General Kleiſt führt ihm ein Corps von 9000 Mann aus Pommern zu und ſchon am 16. denkt er wieder daran, den Feinden die Stirn zu bieten. Aus Modelitz den 16. Aug. ſchreibt er ſeinem Freunde, dem Marquis d'Argens: „Wir ſind unglücklich geweſen, mein lieber Marquis, und zwar durch meine Schuld. Der Sieg war unſer, er würde vollſtändig geworden ſein, wenn unſere Infanterie nicht unruhig geworden wär und ſehr zur Unzeit das Schlachtfeld verlaſſen hätte. Der Feind marſchirt heut auf Müllroſe, um ſich mit Hadik zu vereinigen. Die ruſſiſche Infanterie iſt faſt gänzlich ruinirt. Alles was ich von meinen Trümmern habe ſammeln können, beläuft ſich auf 32,000 Mann. Ich werde mich den Feinden entgegen ſtellen, mich erwürgen laſſen, oder die Hauptſtadt retten. Man ſoll nicht ſagen, daß es mir an Standhaftigkeit fehle. Für den Ausgang kann ich nicht einſtehn. Hätte ich mehr, als ein Leben, ich würde es für mein Vaterland aufopfern. Schlägt dieſer Streich mir fehl, dann ſind wir quitt und es wird mir vergönnt ſein, an mich ſelbſt zu denken. Alles hat ſeine Grenzen. Ich ertrage mein Unglück, ohne daß es meinen Muth beugt. Allein ich bin feſt entſchloſſen, nach dieſem Streiche, wenn es mir fehl ſchlägt, mir einen Ausweg zu bahnen, um in der Zukunft nicht mehr der Spielball irgend eines Zufalls zu ſein. Ich weiß nicht, wo Sie ſind und was aus Ihnen werden wird. Allein wenn ich Ihnen rathen ſoll, warten Sie den Ausgang der Begebenheit in Potsdam, oder Brandenburg ab und was auch kommen möge, erinnern Sie ſich eines Freundes, der

Sie liebt und Sie bis zum letzten Seufzer hoch achten wird
Leben Sie wohl!

Friedrich.

N. S. „Ich befinde mich hier auf dem Landgute des Major Fink, Bruders des Miniſters, welches die Coſaken geplündert haben; allein der Schaden überſteigt nicht einige hundert Thalern. Adieu mein Lieber. Studiren Sie in dieſen kritiſchen Zeiten den Stoiker Zeno und laſſen Sie Epikur ruhn.“ —

Indem der König ohne Rückhalt und Beſchönigung dem Freunde ſeinen Gemüthszuſtand entdeckt und über ſein Unglück ſich ausſprechen kann, gewinnt er Beſinnung und Vertrauen wieder und der philoſophiſche Freund läßt es nicht an theilnehmendem, ernſtlich ermahnenden Zuſpruche fehlen. Der Marquis d'Argens antwortet:

„Sire, es begegnet Ihnen nur das, was Cäſar, Türenne und dem großen Condé mehr als einmal begegnet iſt. Wenn Sie es nur über ſich gewinnen können, ſich ſelbſt nicht zu verlieren, für Ihre Geſundheit zu ſorgen und von den Hülfsquellen, die Ihre Einſicht Ihnen eröffnen wird, Gebrauch zu machen, dann wird Alles bald wieder gut gemacht ſein. Ich ſterbe vor Schmerz, daß ich jetzt nicht um Sie ſein kann, um Ihnen unaufhörlich zu ſagen, was ich die Ehre habe Ihnen jetzt zu ſchreiben. Im Namen Ihres Volks, im Namen Ihres Ruhmes, welcher trotz der unglücklichen Ereigniſſe, die Ihnen begegnen können, unſterblich ſein wird, beſchwöre ich Sie, überlaſſen Sie ſich nicht Gemüthsbewegungen, die, indem ſie Ihrer Geſundheit ſchaden, Ihrem Volke verderblicher ſind, als mehrere verlorne Schlachten. — Welches iſt Ihr Zweck? Ihren Staat zu vertheidigen und wenn Sie dieſem Staate fehlen, dann iſt er für immer und ohne Rettung verloren.

Der Friede unter gewiſſen Umſtänden geſchloſſen, iſt weder ſchimpflich, noch nachtheilig. Wo iſt der Fürſt, wo der Held, der nicht zuweilen dem Andrange der Begebenheiten weichen mußte? Wenn Sie ſich ſelbſt zu Grunde richten, dann würde Ihr Volk Sie unaufhörlich wegen ſeines Unglücks anklagen; Wenn Sie aber leben, wird es Sie, was auch kommen mag, anbeten, denn Sie allein können es von dem Unglücke retten, in welches es verſinken würde, wenn es Sie verlieren ſollte. Entſchuldigen Sie, Sire, die Freiheit, die ich mir nehme; allein ſie iſt bei einem Menſchen verzeihlich, welcher, und wenn er hundert Leben hätte, dieſe mit Freuden dahin gäbe, um Sie glücklich zu ſehn." Einige Tage ſpäter (Berlin den 18. Aug.) ſchreibt er dem Könige: „Ich habe Berlin nicht verlaſſen, noch denk ich daran es zu verlaſſen. So lang ich nur weiß, daß Sie ſich wohl befinden, hab ich nicht die geringſte Furcht, weil ich feſt überzeugt bin, daß, trotz der Unglücksfälle, die Ihnen begegnen können, die Dinge, ſo traurig ſie auch zu ſein ſcheinen, ſpäter oder früher eine günſtige Wendung nehmen werden, ſobald Sie nur Ihre, dem Staate ſo koſtbare, Perſon erhalten wollen. Bedenken Sie nur ernſtlich, Sire, was da kommen würde, wenn Sie nicht mehr ſein ſollten. Ich wage es nicht, Ihnen das ſchreckliche Bild davon auszumalen; allein ſo lange Sie leben, müſſen die Angelegenheiten endlich eine ganz andere Geſtalt gewinnen. — — Wenn Ew. Majeſtät mir die Ehre vergönnten bei Ihnen zu ſein, würde ich mich mit der erſten Bedeckung, die von Berlin abgeht, zu Ihnen begeben und den Reſt des Feldzuges mit machen. Ich befinde mich leidlich und bin im Stande zu Pferde zu ſitzen, ſo daß ich Ew. Majeſtät nicht im geringſten beſchwerlich fallen würde. — Aufs Neue beſchwör' ich Sie für Ihre Erhaltung zu ſorgen und nicht zu empfindlich bei den Widerwärtigkeiten

zu ſein, welche die größten Helden oft erfahren haben. Es giebt nichts Größeres als Marius, wie er verbannt und flüchtig dem Schickſale Trotz bietet. Sertorius, in einen Winkel Spaniens zurückgedrängt, mit eben ſo viel Geduld als Standhaftigkeit die Laune des Schickſals ertragend, erſcheint mir als einer der Größten unter den Römern; Cato von Utica dagegen (der ſich ſelbſt durchbohrte) iſt nur eine ſchwache Seele, denn er vermochte nicht das Unglück zu ertragen.“ — Auf den König, welcher es deutlich genug ausgeſprochen hatte, daß er die Schmach nicht überleben werde und von dem man wußte, daß er in einem Criſtallfläſchchen Giftpillen bei ſich trug, machten ſolche Briefe die heilſamſten Eindrücke. Der Marquis d'Argens ſchreibt ihm jetzt faſt täglich: (Berlin den 21. Aug.) „Ich bin voll Verzweiflung, Sire, daß ich nicht bei Ihnen ſein kann; doch, da Sie es befehlen, werde ich mich einige Meilen von Berlin entfernen. In Tangermünde will ich die Nachricht von dem Siege, den Sie über Ihre Feinde erfechten werden, abwarten. Ihrer Infanterie hat es weder an Tapferkeit noch an gutem Willen gefehlt; die außerordentliche Hitze am Tage der Schlacht hatte ihre Kräfte erſchöpft. Ich bin überzeugt, daß die Soldaten ihren Fehler bei der erſten Gelegenheit wieder gut machen werden, ſo daß Sie in ihnen die wahren preußiſchen Krieger wieder finden werden. Hat Sie das Glück auch einmal verlaſſen, ſo hat es Ihnen den Rücken doch nicht für immer zugekehrt. Sobald Sie nur an die Erhaltung Ihrer Perſon denken wollen, dann werden die Dinge bald wieder eine erfreuliche Ausſicht gewinnen. Ich möchte um Alles in der Welt bei Ihnen ſein. Ich hätte Ihnen eine Million Dinge zu ſagen und ich würde Ihnen, trotz Ihres Schmerzes, beweiſen, daß allein Ihr Verluſt den Untergang des Staats nach ſich ziehen kann.

Leben Sie, erhalten Sie ſich, wie es auch ſtehen mag, die Angelegenheiten werden früher, oder ſpäter wieder gut werden. — — Ich kenne Ihre Empfindlichkeit, Sire, und ich fürchte mehr, als Ihre Feinde. Es iſt allerdings ſehr kränkend, daß ein König, der ſich der Gefahr mehr als der gemeine Soldat ausſetzt, von dieſen Soldaten verlaſſen wird. Wenn dieſe Soldaten aber bei der nächſten Gelegenheit Wunder thun, dann iſt Alles wieder gut gemacht; und ſie werden dieſe Wunder thun, denn ich bin verſichert, Ew. Majeſtät werden ſie durch die Hoffnung auf Belohnung und durch die Zuſicherung, das Vergangene zu vergeſſen, gewiß zur Pflicht zurückbringen."

Dieſe Briefe ſind es, denen Preußen damals die Erhaltung ſeines Königes verdankte und ſie verdienen vor allem Anderen einen Platz in der Lebensgeſchichte Friedrichs, wenn wir uns nicht mit einer Aufzählung äußerer Begebenheiten begnügen, ſondern auch den Seelenzuſtänden des außerordentlichen Mannes in ſo bedrängter Zeit folgen wollen. Der König antwortet den 22. Aug. aus dem Lager bei Fürſtenwalde:

„Sie halten, mein Lieber, einer Armee eine Lobrede, welche ſie nicht verdient hat. Die Soldaten haben vortreffliche Beine zum Davonlaufen gehabt, aber keine, die Feinde anzugreifen. Ich werde mich allerdings ſchlagen, allein machen Sie ſich über den Ausgang keine Hoffnung; ich verſpreche mir nichts Gutes. Es iſt die unverletzliche Treue gegen mein Vaterland, es iſt die Ehre, welche mich Alles unternehmen heißt. Dieſe Empfindungen ſind jedoch diesmal nicht von der Hoffnung begleitet. Nur ein glücklicher Zufall kann uns retten. — Morgen werd' ich den Feind recognosziren. Läßt ſich etwas thun, ſo werden wir es übermorgen unternehmen. Sollte ſich der Feind auf den Weinbergen von Frank-

furt feſtſetzen, werde ich es gewiß nicht wagen, ihn anzugreifen. Nein, die Qualen des Tantalus, die Martern des Prometheus, die Strafe des Siſyphus ſind nichts im Vergleich mit dem, was ich ſeit zehn Tagen leide. Der Tod iſt ſüß im Vergleich mit einem ſolchen Leben. Haben Sie Mitleid mit meinem Zuſtande; glauben Sie, daß ich noch viele traurige Dinge verberge, mit denen ich Niemanden ängſtigen, oder beſchwerlich fallen will. Ich würde Ihnen nicht den Rath geben, aus jenen unglücklichen Gegegenden zu fliehen, wenn ich noch einen Strahl von Hoffnung hätte. Adieu, mein Lieber, beklagen Sie mich und gedenken Sie eines Freundes, der Sie bis zu dem letzten Hauche ſeines unglücklichen Lebens lieben wird."

Durch die günſtige Stellung die der König bei Fürſtenwalde nahm, vielleicht mehr noch durch die Unentſchloſſenheit und Uneinigkeit der ruſſiſchen und öſtreichiſchen Heerführer wurde nicht allein die drohende Gefahr von Berlin abgewendet, ſondern der König durfte mit Zuverſicht darauf rechnen, daß ihm auch Dresden werde erhalten werden. Aus Fürſtenwalde den 25. Auguſt ſchreibt er an Schmettau, (franzöſiſch in Chiffern): „Sie können ſich, ohne daß ich es Ihnen ſage, wohl denken, daß Sie mir in der gegenwärtigen bedenklichen Lage den wichtigſten Dienſt leiſten würden, wenn Sie ſich in Dresden behaupten. Wahrſcheinlich werden ſich die Dinge binnen kurzer Zeit ändern und Sie dürften vielleicht ſchon in wenigen Tagen Unterſtützung von Torgau aus erhalten. Erhalten Sie uns Dresden u. ſ. w." Schmettau aber, beſorgt dem Könige die Kriegskaſſe mit 5,600,000 Thlr. ſo wie große Vorräthe an Proviant und Munition zu retten, ſchloß mit dem Generale Hadik und dem Herzoge von Zweibrück, welcher die Reichsarmee befehligte, den 4. Sept. einen Vertrag, nach welchem

er ſeinen Abzug mit allen Vorräthen und Truppen erhielt und die Stadt am 9. übergab. Vergebens hatte General Fink von Großenhain aus dem General Schmettau Nachricht gegeben, daß er zu ſeiner Unterſtützung ſich nähere — er capitulirte. Noch am 6. faßte der Vicecommandant Oberſt Hoffmann den kühnen Entſchluß, die Feinde, welche die, am 4. abgeſchloſſene, Capitulation in manchen Punkten verletzten, anzugreifen und zu verjagen. Allein der Hauptmann der Schloßwache, v. Sydow, weigerte ſich ihm zu folgen, Hoffmann ſchalt ſie Hundsfötter und gerieth mit den eigenen Leuten ſo hart aneinander, daß ſie Feuer auf ihn gaben und ihn todt ſchoſſen. Nach Schmettau's Bericht war er betrunken geweſen. Der König nahm die Meldung Schmettau's ſehr ungnädig auf. „Ich kann Ihr Benehmen" ſchreibt er ihm aus Waldow den 10. Sept. „bei der Vertheidigung von Dresden durchaus nicht billigen; allein es iſt Ihnen gegangen, wie es meinen Generalen gewöhnlich geht, gerade wenn ſie ſollen Faſſung (contenance) behalten, dann fehlt ſie ihnen." Den Hauptmann von Sydow und die Leute, die auf den Oberſt Hoffmann Feuer gegeben, befahl der König vor ein Kriegsrecht zu ſtellen und fügt dieſem Befehle eigenhändig (franzöſiſch hinzu): „Ich denke wie Hoffmann; wenn er betrunken war, ſo wäre zu wünſchen geweſen, daß der Gouverneur und die ganze Garniſon es ebenfalls geweſen wären, damit ſie eben ſo gedacht hätten." — Schmettau brachte ſeine Truppen und Vorräthe glücklich nach Wittenberg, wo er ſein Commando an den General Fink abgeben mußte. Des Königs Gnade hatte er für immer verloren; er wurde ohne Abſchied entlaſſen. So empfindlich auch dem Könige dieſer neue Verluſt war, ſo finden wir ihn dennoch jetzt ſchon wieder gefaßter im Unglück. Dem Miniſter Finkenſtein ſchreibt er aus Waldow den 15. Sept.: Wenn Sie

glauben, daß meine Verlegenheiten zu Ende ſind, irren Sie ſich gewaltig. —— Indeſſen muß man ſich mit Feſtigkeit (fermeté) waffnen und da ich für jeden Fall meinen Entſchluß gefaßt habe, erwarte ich ruhig die Begebenheiten, welche es dem Zufall noch anzuhängen gefallen wird."

Da Friedrich gegen die, in ſeiner Nähe unter Soltikof und Loudon ſtehende Armee mit ſeinen geringen Streitkräften nichts zu unternehmen wagen durfte, wußte er durch gut gewählte Stellungen und Märſche ſie von einem Unternehmen auf Berlin abzuhalten. Beide wenden ſich den 2. Oct. über Sommerfeld und Chriſtianſtadt nach Schleſien; der König folgt ihnen bis Bautzen; ſie gehen auf das rechte Ufer der Oder, er begleitet ſie auf dem linken, ohne ſie aus den Augen zu verlieren. Der Mangel an Futter und Lebensmitteln nöthigte die Ruſſen und Oeſtreicher ſich zu trennen und während Soltikof zu Ende Octobers nach der Weichſel aufbrach, führte Laudon die Seinen nach Mähren.

Schon am 17. Sept. ſchrieb Friedrich aus Cottbus an den Marquis d'Argens: „So wäre denn Berlin in der That außer Gefahr. Die Ruſſen ſind in Guben und Forſt; allein ich bin noch von ſchrecklichen Verlegenheiten, Fallen und Abgründen umringt. Es iſt ſehr bald geſagt, mein lieber Marquis, „man muß einen Vertheidigungskrieg führen," ich habe aber eine ſo große Anzahl Feinde, daß ich zum Angriff gezwungen bin. Ich ſtehe hier in einem Triangel, wo ich die Ruſſen zur Linken, Daun zur Rechten, die Schweden im Rücken habe. Nun vertheidigen Sie ſich, ich bitte Sie. Im Gegentheil, ich kann mich nur dadurch halten, daß ich Alles angreife, wo es nur ſich thun läßt und mir kleine Vortheile verſchaffe, die ich ſo viel als möglich zu vervielfältigen ſuche."

Dies that der König, allein mit großer Vorſicht und da in

Schleſien die Oder beide Heere trennte, konnte er ein ernſtliches Zuſammentreffen vermeiden. Bald ſehen wir auch die Neigung des Königs zu wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung wiederkehren; ſelbſt die Muſen finden ſich nach und nach wieder ein und Friedrich dichtet ſeine Ode: „Das Glück.“ Indeſſen hält ihn die Gicht an das Bett gefeſſelt. „Ich bin krank“ ſchreibt er dem Marquis d'Argens aus Sophienthal den 18. Oct. „allein dies wird mich nicht abhalten meine Schuldigkeit zu thun, ſo lange meine Kräfte noch vorhalten. Ich arbeite noch an meiner Abhandlung über Carl XII. Mein Werk iſt nur eine Reihe von Betrachtungen, dergleichen will mit Sorgfalt und Bedachtſamkeit gearbeitet ſein, weshalb ich nur langſam vorſchreite. — Unaufhörlich mit militäriſchen Ideen beſchäftiget, kann ich meinen Geiſt, wenn ich ihn zerſtreuen will, nicht auf andere Gegenſtände richten. Sobald der Krieg geendiget iſt, will ich um eine Stelle im Invalidenhauſe nachſuchen. Wenn Sie mich jemals wiederſehen ſollten, werden Sie mich ſehr gealtert finden. Mein Haar wird grau, meine Zähne fallen aus und ohne Zweifel werde ich in kurzer Zeit ſchwachſinnig werden. Sie wiſſen, wie es Blaiſe Pascal erging; Sie ſelbſt bedurften, wie Sie ſagten, einer längeren Erholung in Holland und Bayle wiederfuhr daſſelbe. Mit mir nun, der ich mich unwürdig fühle Euch die Schuhriemen aufzulöſen, iſt es zwar noch nicht ſo weit gekommen, allein ich fühle meine Schwäche zunehmen und meine Kräfte ſchwinden und nach und nach erliſcht das Feuer, das man nöthig hat, um mein Handwerk zu treiben. — Schicken Sie mir die Geſchichte der Revolutionen Roms und Schwedens von Vertot. Vergeſſen Sie Ihre Freunde im Fegefeuer nicht und halten Sie ſich meiner Freundſchaft und Achtung verſichert.“ Zum Glück für den König ſuchten die Feinde zeitiger als gewöhnlich die Winter-

quartiere, denn ſeine Krankheit nahm in bedenklicher Weiſe zu. So lange er indeſſen den rechten Arm noch regen kann, legt er den Degen und die Feder nicht aus der Hand. „Ich bin, — ſchreibt er den 25. Oct. aus Sophienthal an d'Argens — an allen Gliedern gelähmt, nur die rechte Hand habe ich noch frei und ich bediene mich derſelben, um Sie zu bitten, zu mir nach Glogau zu kommen und mir in meinem Elende Geſellſchaft zu leiſten. Die Wege ſind ſicher, die Ruſſen ſind nach Polen gegangen und Loudon marſchirt auf Krakau. Das Podagra richtet mich zu Grunde, der Gram verzehrt mich, ich bin hier ohne Geſellſchaft, faſt ohne Hülfe. Ich kann mich in 5 oder 6 Tagen weiter transportiren laſſen, ſo ſchwach und ohnmächtig fühle ich mich, ich bin ſo herunter, daß ich es aufgeben muß, den Feldzug ſelbſt zu Ende zu führen.

N. S. Bringen Sie Noël (den Mundkoch des Königs) mit, vielleicht kann dieſer mir meine Kräfte wieder ſchaffen."

Auch bei dieſer Krankheit zeigte der König, welche Gewalt ſein Geiſt über den Körper hatte. Am folgenden Tage läßt er ſich während des Gichtanfalls Feder und Papier an das Bett bringen und ſchreibt an d'Argens: „Ich empfange Ihren Brief, mein lieber Marquis, unter den Martern der Gicht und erinnerte mich, daß der Philoſoph Poſidonius, als Pompejus bei ſeiner Durchreiſe durch Athen ihn fragen ließ, ob er ihn, ohne beſchwerlich zu fallen, ſprechen könnte, antwortete: man ſoll nicht ſagen, daß ein ſo großer Mann, wie Pompejus, mich hören wolle und die Gicht hindere mich. Und nun hielt er vor Pompejus eine vortreffliche Rede über die Verachtung des Schmerzes, während welcher er zuweilen ausrief: „O Schmerz, was du auch thun magſt, ich werde dennoch nicht geſtehen, daß du ein Uebel ſeiſt!" Ich ahme dieſem Philoſophen nach und ſchreibe Ihnen, deſſen Charakter mehr

werth iſt, als der ſämmtlicher Pompejuſſe. Sie wollen meine Krankheit wiſſen, mein Lieber. Am linken Arm, an beiden Füßen und am rechten Knie gelähmt bediene ich mich meiner rechten Hand, des einzigen Gliedes, deſſen Gebrauch mir noch freiſteht, um Ihnen zu ſchreiben. Morgen laſſe ich mich nach dem Städtchen Köben, eine halbe Meile von hier, tragen. Alle die verſchiedenen Unfälle, Widerwärtigkeiten, Verluſte von Freunden, Unfähigkeit zu handeln, wenn es noth thut, ſtimmen mich, wie Sie wohl denken können, nicht heiter. Sie haben nichts zu fürchten, der Weg iſt ſicher. Adieu mein Lieber, meine große Schwäche hindert mich mehr zu ſchreiben."

Sobald der König über den Abzug Soltikof's und Loudon's Gewißheit hatte, ließ er ſeine Armee unter dem General-Lieutenant v. Hülſen nach Sachſen marſchiren, um den Prinzen Heinrich, der bei Torgau ſtand, zu verſtärken, gemeinſchaftlich mit ihm Daun aus Sachſen zu vertreiben und wo möglich Dresden wieder zu erobern. Da der Marquis d'Argens in Berlin am Fieber krank lag und nicht nach Schleſien kommen konnte, ſchreibt ihm der König aus Elſterwerda den 12. Nov.: „Ich habe mich hierher ſchleppen laſſen, mein lieber Marquis. Morgen werde ich wieder bei meiner Armee ſein und ich hoffe, Daun und ſeine Oeſtreicher werden es nicht bemerken, daß ich das Podagra habe. In acht Tagen, denke ich, ſoll Sachſen von den Feinden geſäubert und Alles ruhig ſein. Wenn Sie ſich wohl befinden und einen gut verſchloſſenen Wagen finden können, werden Sie mir das Vergnügen machen, mich in Dresden, wo ich mein Quartier nehmen und für Sie eine Wohnung beſorgen werde, zu beſuchen." — Dieſe ſchönen Hoffnungen ſollten jedoch bald durch ein neues Unglück geſtört werden.

Sobald der König Nachricht erhielt, daß der Feldmarſchall Daun Anſtalten zum Rückzuge nach Böhmen treffe, faßte er den kühnen Entſchluß, ihm den Rückweg abzuſchneiden und nach der Elbe zurückzudrängen, wo er das öſtreichiſche Heer von allen Seiten angreifen und vernichten wollte. Während er ſelbſt ein Lager bei Wilsdruf und Keſſelsdorf bezog, ſchickte er den General-Lieutenant Fink mit ungefähr 10,000 Mann Infanterie, 3500 Pferden und 76 Kanonen über Freiberg und Dippoldiswalde nach Maxen, um dem Feldmarſchall Daun den Rückweg nach Böhmen abzuſchneiden. Vergebens verſuchte der General Fink dem Könige Gegenvorſtellungen gegen einen ſo bedenklichen Marſch zu machen: „Er weiß, daß ich keine Difficultaeten leiden kann," war der kurze Beſcheid, den er erhielt und als er noch zögerte, rief ihm der König leidenſchaftlich zu: „Herr, mache Er, daß Er fortkommt!" — Fink marſchirte nun, wie ihm befohlen, nach Maxen. Kaum hatte Daun von dieſem Abmarſche Nachricht, ſo folgte er mit einem Theile ſeiner Armee; durch drei andere Abtheilungen ließ er die Preußen bei Maxen völlig einſchließen. Am 14. Nov. machte der General Fink einen Verſuch, ſich durchzuſchlagen; allein die Truppen thaten ihre Schuldigkeit nicht. „Die beiden Bataillons Zuſtrow und Grabow — ſagt General Fink in ſeiner Vertheidigung — thaten ihr devoir nicht; das Regiment Rebentiſch, welches jene unterſtützen ſollte, that es ſehr ſchlecht. Die Urſache war wohl, daß es ungemein viele Oeſtreicher und Ruſſen in Reihe und Glied hatte. Dieſes Regiment, welches faſt völlig complett geweſen, war den Abend nach der Action (den 19.) nur noch 200 Mann ſtark; die Mehrſten davon waren zum Feinde übergegangen. Die Cavallerie, durch welche ich die feindliche von Brentano attaquiren ließ, um bei dieſen verworrenen Umſtänden mir an einem Orte Luft zu ſchaffen,

werth iſt, als der ſämmtlicher Pompejuſſe. Sie wollen meine Krankheit wiſſen, mein Lieber. Am linken Arm, an beiden Füßen und am rechten Knie gelähmt bediene ich mich meiner rechten Hand, des einzigen Gliedes, deſſen Gebrauch mir noch freiſteht, um Ihnen zu ſchreiben. Morgen laſſe ich mich nach dem Städtchen Köben, eine halbe Meile von hier, tragen. Alle die verſchiedenen Unfälle, Widerwärtigkeiten, Verluſte von Freunden, Unfähigkeit zu handeln, wenn es noth thut, ſtimmen mich, wie Sie wohl denken können, nicht heiter. Sie haben nichts zu fürchten, der Weg iſt ſicher. Adieu mein Lieber, meine große Schwäche hindert mich mehr zu ſchreiben."

Sobald der König über den Abzug Soltikof's und Loudon's Gewißheit hatte, ließ er ſeine Armee unter dem General-Lieutenant v. Hülſen nach Sachſen marſchiren, um den Prinzen Heinrich, der bei Torgau ſtand, zu verſtärken, gemeinſchaftlich mit ihm Daun aus Sachſen zu vertreiben und wo möglich Dresden wieder zu erobern. Da der Marquis d'Argens in Berlin am Fieber krank lag und nicht nach Schleſien kommen konnte, ſchreibt ihm der König aus Elſterwerda den 12. Nov.: „Ich habe mich hierher ſchleppen laſſen, mein lieber Marquis. Morgen werde ich wieder bei meiner Armee ſein und ich hoffe, Daun und ſeine Oeſtreicher werden es nicht bemerken, daß ich das Podagra habe. In acht Tagen, denke ich, ſoll Sachſen von den Feinden geſäubert und Alles ruhig ſein. Wenn Sie ſich wohl befinden und einen gut verſchloſſenen Wagen finden können, werden Sie mir das Vergnügen machen, mich in Dresden, wo ich mein Quartier nehmen und für Sie eine Wohnung beſorgen werde, zu beſuchen." — Dieſe ſchönen Hoffnungen ſollten jedoch bald durch ein neues Unglück geſtört werden.

Sobald der König Nachricht erhielt, daß der Feldmarſchall Daun Anſtalten zum Rückzuge nach Böhmen treffe, faßte er den kühnen Entſchluß, ihm den Rückweg abzuſchneiden und nach der Elbe zurückzudrängen, wo er das öſtreichiſche Heer von allen Seiten angreifen und vernichten wollte. Während er ſelbſt ein Lager bei Wilsdruf und Keſſelsdorf bezog, ſchickte er den General-Lieutenant Fink mit ungefähr 10,000 Mann Infanterie, 3500 Pferden und 76 Kanonen über Freiberg und Dippoldiswalde nach Maxen, um dem Feldmarſchall Daun den Rückweg nach Böhmen abzuſchneiden. Vergebens verſuchte der General Fink dem Könige Gegenvorſtellungen gegen einen ſo bedenklichen Marſch zu machen: „Er weiß, daß ich keine Difficultaeten leiden kann," war der kurze Beſcheid, den er erhielt und als er noch zögerte, rief ihm der König leidenſchaftlich zu: „Herr, mache Er, daß Er fortkommt!" — Fink marſchirte nun, wie ihm befohlen, nach Maxen. Kaum hatte Daun von dieſem Abmarſche Nachricht, ſo folgte er mit einem Theile ſeiner Armee; durch drei andere Abtheilungen ließ er die Preußen bei Maxen völlig einſchließen. Am 14. Nov. machte der General Fink einen Verſuch, ſich durchzuſchlagen; allein die Truppen thaten ihre Schuldigkeit nicht. „Die beiden Bataillons Zuſtrow und Grabow — ſagt General Fink in ſeiner Vertheidigung — thaten ihr devoir nicht; das Regiment Rebentiſch, welches jene unterſtützen ſollte, that es ſehr ſchlecht. Die Urſache war wohl, daß es ungemein viele Oeſtreicher und Ruſſen in Reihe und Glied hatte. Dieſes Regiment, welches faſt völlig complett geweſen, war den Abend nach der Action (den 19.) nur noch 200 Mann ſtark; die Mehrſten davon waren zum Feinde übergegangen. Die Cavallerie, durch welche ich die feindliche von Brentano attaquiren ließ, um bei dieſen verworrenen Umſtänden mir an einem Orte Luft zu ſchaffen,

werth iſt, als der ſämmtlicher Pompejuſſe. Sie wollen meine Krankheit wiſſen, mein Lieber. Am linken Arm, an beiden Füßen und am rechten Knie gelähmt bediene ich mich meiner rechten Hand, des einzigen Gliedes, deſſen Gebrauch mir noch freiſteht, um Ihnen zu ſchreiben. Morgen laſſe ich mich nach dem Städtchen Köben, eine halbe Meile von hier, tragen. Alle die verſchiedenen Unfälle, Widerwärtigkeiten, Verluſte von Freunden, Unfähigkeit zu handeln, wenn es noth thut, ſtimmen mich, wie Sie wohl denken können, nicht heiter. Sie haben nichts zu fürchten, der Weg iſt ſicher. Adieu mein Lieber, meine große Schwäche hindert mich mehr zu ſchreiben."

Sobald der König über den Abzug Soltikof's und Loudon's Gewißheit hatte, ließ er ſeine Armee unter dem General-Lieutenant v. Hülſen nach Sachſen marſchiren, um den Prinzen Heinrich, der bei Torgau ſtand, zu verſtärken, gemeinſchaftlich mit ihm Daun aus Sachſen zu vertreiben und wo möglich Dresden wieder zu erobern. Da der Marquis d'Argens in Berlin am Fieber krank lag und nicht nach Schleſien kommen konnte, ſchreibt ihm der König aus Elſterwerda den 12. Nov.: „Ich habe mich hierher ſchleppen laſſen, mein lieber Marquis. Morgen werde ich wieder bei meiner Armee ſein und ich hoffe, Daun und ſeine Oeſtreicher werden es nicht bemerken, daß ich das Podagra habe. In acht Tagen, denke ich, ſoll Sachſen von den Feinden geſäubert und Alles ruhig ſein. Wenn Sie ſich wohl befinden und einen gut verſchloſſenen Wagen finden können, werden Sie mir das Vergnügen machen, mich in Dresden, wo ich mein Quartier nehmen und für Sie eine Wohnung beſorgen werde, zu beſuchen." — Dieſe ſchönen Hoffnungen ſollten jedoch bald durch ein neues Unglück geſtört werden.

Sobald der König Nachricht erhielt, daß der Feldmarſchall Daun Anſtalten zum Rückzuge nach Böhmen treffe, faßte er den kühnen Entſchluß, ihm den Rückweg abzuſchneiden und nach der Elbe zurückzudrängen, wo er das öſtreichiſche Heer von allen Seiten angreifen und vernichten wollte. Während er ſelbſt ein Lager bei Wilsdruf und Keſſelsdorf bezog, ſchickte er den General-Lieutenant Fink mit ungefähr 10,000 Mann Infanterie, 3500 Pferden und 76 Kanonen über Freiberg und Dippoldiswalde nach Maxen, um dem Feldmarſchall Daun den Rückweg nach Böhmen abzuſchneiden. Vergebens verſuchte der General Fink dem Könige Gegenvorſtellungen gegen einen ſo bedenklichen Marſch zu machen: „Er weiß, daß ich keine Difficultaeten leiden kann," war der kurze Beſcheid, den er erhielt und als er noch zögerte, rief ihm der König leidenſchaftlich zu: „Herr, mache Er, daß Er fortkommt!" — Fink marſchirte nun, wie ihm befohlen, nach Maxen. Kaum hatte Daun von dieſem Abmarſche Nachricht, ſo folgte er mit einem Theile ſeiner Armee; durch drei andere Abtheilungen ließ er die Preußen bei Maxen völlig einſchließen. Am 14. Nov. machte der General Fink einen Verſuch, ſich durchzuſchlagen; allein die Truppen thaten ihre Schuldigkeit nicht. „Die beiden Bataillons Zuſtrow und Grabow — ſagt General Fink in ſeiner Vertheidigung — thaten ihr devoir nicht; das Regiment Rebentiſch, welches jene unterſtützen ſollte, that es ſehr ſchlecht. Die Urſache war wohl, daß es ungemein viele Oeſtreicher und Ruſſen in Reihe und Glied hatte. Dieſes Regiment, welches faſt völlig complett geweſen, war den Abend nach der Action (den 19.) nur noch 200 Mann ſtark; die Mehrſten davon waren zum Feinde übergegangen. Die Cavallerie, durch welche ich die feindliche von Brentano attaquiren ließ, um bei dieſen verworrenen Umſtänden mir an einem Orte Luft zu ſchaffen,

werth iſt, als der ſämmtlicher Pompejuſſe. Sie wollen meine Krankheit wiſſen, mein Lieber. Am linken Arm, an beiden Füßen und am rechten Knie gelähmt bediene ich mich meiner rechten Hand, des einzigen Gliedes, deſſen Gebrauch mir noch freiſteht, um Ihnen zu ſchreiben. Morgen laſſe ich mich nach dem Städtchen Köben, eine halbe Meile von hier, tragen. Alle die verſchiedenen Unfälle, Widerwärtigkeiten, Verluſte von Freunden, Unfähigkeit zu handeln, wenn es noth thut, ſtimmen mich, wie Sie wohl denken können, nicht heiter. Sie haben nichts zu fürchten, der Weg iſt ſicher. Adieu mein Lieber, meine große Schwäche hindert mich mehr zu ſchreiben."

Sobald der König über den Abzug Soltikof's und Loudon's Gewißheit hatte, ließ er ſeine Armee unter dem General-Lieutenant v. Hülſen nach Sachſen marſchiren, um den Prinzen Heinrich, der bei Torgau ſtand, zu verſtärken, gemeinſchaftlich mit ihm Daun aus Sachſen zu vertreiben und wo möglich Dresden wieder zu erobern. Da der Marquis d'Argens in Berlin am Fieber krank lag und nicht nach Schleſien kommen konnte, ſchreibt ihm der König aus Elſterwerda den 12. Nov.: „Ich habe mich hierher ſchleppen laſſen, mein lieber Marquis. Morgen werde ich wieder bei meiner Armee ſein und ich hoffe, Daun und ſeine Oeſtreicher werden es nicht bemerken, daß ich das Podagra habe. In acht Tagen, denke ich, ſoll Sachſen von den Feinden geſäubert und Alles ruhig ſein. Wenn Sie ſich wohl befinden und einen gut verſchloſſenen Wagen finden können, werden Sie mir das Vergnügen machen, mich in Dresden, wo ich mein Quartier nehmen und für Sie eine Wohnung beſorgen werde, zu beſuchen." — Dieſe ſchönen Hoffnungen ſollten jedoch bald durch ein neues Unglück geſtört werden.

Sobald der König Nachricht erhielt, daß der Feldmarſchall Daun Anſtalten zum Rückzuge nach Böhmen treffe, faßte er den kühnen Entſchluß, ihm den Rückweg abzuſchneiden und nach der Elbe zurückzudrängen, wo er das öſtreichiſche Heer von allen Seiten angreifen und vernichten wollte. Während er ſelbſt ein Lager bei Wilsdruf und Keſſelsdorf bezog, ſchickte er den General-Lieutenant Fink mit ungefähr 10,000 Mann Infanterie, 3500 Pferden und 76 Kanonen über Freiberg und Dippoldiswalde nach Maxen, um dem Feldmarſchall Daun den Rückweg nach Böhmen abzuſchneiden. Vergebens verſuchte der General Fink dem Könige Gegenvorſtellungen gegen einen ſo bedenklichen Marſch zu machen: „Er weiß, daß ich keine Difficultaeten leiden kann," war der kurze Beſcheid, den er erhielt und als er noch zögerte, rief ihm der König leidenſchaftlich zu: „Herr, mache Er, daß Er fortkommt!" — Fink marſchirte nun, wie ihm befohlen, nach Maxen. Kaum hatte Daun von dieſem Abmarſche Nachricht, ſo folgte er mit einem Theile ſeiner Armee; durch drei andere Abtheilungen ließ er die Preußen bei Maxen völlig einſchließen. Am 14. Nov. machte der General Fink einen Verſuch, ſich durchzuſchlagen; allein die Truppen thaten ihre Schuldigkeit nicht. „Die beiden Bataillons Zuſtrow und Grabow — ſagt General Fink in ſeiner Vertheidigung — thaten ihr devoir nicht; das Regiment Rebentiſch, welches jene unterſtützen ſollte, that es ſehr ſchlecht. Die Urſache war wohl, daß es ungemein viele Oeſtreicher und Ruſſen in Reihe und Glied hatte. Dieſes Regiment, welches faſt völlig complett geweſen, war den Abend nach der Action (den 19.) nur noch 200 Mann ſtark; die Mehrſten davon waren zum Feinde übergegangen. Die Cavallerie, durch welche ich die feindliche von Brentano attaquiren ließ, um bei dieſen verworrenen Umſtänden mir an einem Orte Luft zu ſchaffen,

werth iſt, als der ſämmtlicher Pompejuſſe. Sie wollen meine Krankheit wiſſen, mein Lieber. Am linken Arm, an beiden Füßen und am rechten Knie gelähmt bediene ich mich meiner rechten Hand, des einzigen Gliedes, deſſen Gebrauch mir noch freiſteht, um Ihnen zu ſchreiben. Morgen laſſe ich mich nach dem Städtchen Köben, eine halbe Meile von hier, tragen. Alle die verſchiedenen Unfälle, Widerwärtigkeiten, Verluſte von Freunden, Unfähigkeit zu handeln, wenn es noth thut, ſtimmen mich, wie Sie wohl denken können, nicht heiter. Sie haben nichts zu fürchten, der Weg iſt ſicher. Adieu mein Lieber, meine große Schwäche hindert mich mehr zu ſchreiben."

Sobald der König über den Abzug Soltikof's und Loudon's Gewißheit hatte, ließ er ſeine Armee unter dem General-Lieutenant v. Hülſen nach Sachſen marſchiren, um den Prinzen Heinrich, der bei Torgau ſtand, zu verſtärken, gemeinſchaftlich mit ihm Daun aus Sachſen zu vertreiben und wo möglich Dresden wieder zu erobern. Da der Marquis d'Argens in Berlin am Fieber krank lag und nicht nach Schleſien kommen konnte, ſchreibt ihm der König aus Elſterwerda den 12. Nov.: „Ich habe mich hierher ſchleppen laſſen, mein lieber Marquis. Morgen werde ich wieder bei meiner Armee ſein und ich hoffe, Daun und ſeine Oeſtreicher werden es nicht bemerken, daß ich das Podagra habe. In acht Tagen, denke ich, ſoll Sachſen von den Feinden geſäubert und Alles ruhig ſein. Wenn Sie ſich wohl befinden und einen gut verſchloſſenen Wagen finden können, werden Sie mir das Vergnügen machen, mich in Dresden, wo ich mein Quartier nehmen und für Sie eine Wohnung beſorgen werde, zu beſuchen." — Dieſe ſchönen Hoffnungen ſollten jedoch bald durch ein neues Unglück geſtört werden.

Sobald der König Nachricht erhielt, daß der Feldmarſchall Daun Anſtalten zum Rückzuge nach Böhmen treffe, faßte er den kühnen Entſchluß, ihm den Rückweg abzuſchneiden und nach der Elbe zurückzudrängen, wo er das öſtreichiſche Heer von allen Seiten angreifen und vernichten wollte. Während er ſelbſt ein Lager bei Wilsdruf und Keſſelsdorf bezog, ſchickte er den General-Lieutenant Fink mit ungefähr 10,000 Mann Infanterie, 3500 Pferden und 76 Kanonen über Freiberg und Dippoldiswalde nach Maxen, um dem Feldmarſchall Daun den Rückweg nach Böhmen abzuſchneiden. Vergebens verſuchte der General Fink dem Könige Gegenvorſtellungen gegen einen ſo bedenklichen Marſch zu machen: „Er weiß, daß ich keine Difficultaeten leiden kann," war der kurze Beſcheid, den er erhielt und als er noch zögerte, rief ihm der König leidenſchaftlich zu: „Herr, mache Er, daß Er fortkommt!" — Fink marſchirte nun, wie ihm befohlen, nach Maxen. Kaum hatte Daun von dieſem Abmarſche Nachricht, ſo folgte er mit einem Theile ſeiner Armee; durch drei andere Abtheilungen ließ er die Preußen bei Maxen völlig einſchließen. Am 14. Nov. machte der General Fink einen Verſuch, ſich durchzuſchlagen; allein die Truppen thaten ihre Schuldigkeit nicht. „Die beiden Bataillons Zuſtrow und Grabow — ſagt General Fink in ſeiner Vertheidigung — thaten ihr devoir nicht; das Regiment Rebentiſch, welches jene unterſtützen ſollte, that es ſehr ſchlecht. Die Urſache war wohl, daß es ungemein viele Oeſtreicher und Ruſſen in Reihe und Glied hatte. Dieſes Regiment, welches faſt völlig complett geweſen, war den Abend nach der Action (den 19.) nur noch 200 Mann ſtark; die Mehrſten davon waren zum Feinde übergegangen. Die Cavallerie, durch welche ich die feindliche von Brentano attaquiren ließ, um bei dieſen verworrenen Umſtänden mir an einem Orte Luft zu ſchaffen,

wurde repouſſirt und ſetzte ſich nicht eher, als in der Gegend, wo der General Wunſch bei Ploſchwitz ſtand, da ich denn während der ganzen Action mit ihr nichts mehr anfangen konnte. Dieſes ſind die wahren Urſachen, welche mir die Action haben verlieren gemacht. — — Bei dieſen desperaten Umſtänden verſuchte ich dennoch am folgenden Morgen vor Tages Anbruch den Feind auf's Neue zu attaquiren und mich durchzuſchlagen. Hierzu hatte ich auch alles disponirt und die Generals abgefertigt; nachdem mir aber gemeldet worden, wie das Corps ſo ſehr geſchmolzen, die Leute auch ſo in Furcht waren, daß ich alle Mühe hatte, das Wenige, was mir noch übrig geblieben zu erhalten, weil auf einige kleine Gewehrſchüſſe Alles wieder lief, auch des Morgens, da der Feind einige Kanonenſchüſſe wieder that, Alles zu laufen anfing, ſo ſtellte mir der General Rebentiſch vor, daß dieß ein Unternehmen wäre, welches unmöglich auszuführen ſei."

Von einem dreimal ſtärkeren Feind auf einem ungünſtigen Terrain eingeſchloſſen, mit unzuverläſſigen Truppen, ohne Munition und Futter ſah ſich der General Fink gezwungen, ſich ſein ganzes Corps: 4 Generale und 549 Officiere, 10 bis 12,000 Mann, 71 Kanonen, 44 Munitionswagen, 4 Paar Paucken, 24 Standarten und 96 Fahnen am 21. Nov. zu übergeben. Der Verſuch, den der General Wunſch machte, ſich mit der Reiterei durchzuſchlagen, mißlang durch die Unentſchloſſenheit dieſes Generals, der auf eine Ordre des bereits kriegsgefangenen Generals Fink umwendete und das Gewehr ſtreckte. Als Fink dem Könige das traurige Ereigniß meldete, ſchrieb ihm dieſer: „Wilsdruf den 23. Nov. 1759. Mein lieber General-Lieutenant v. Fink. Euer Schreiben vom 21. d. iſt Mir eingeliefert worden. Es iſt bis dato ein gantz unerhörtes Exempel, daß ein preußiſches Corps das Ge-

wehr vor ſeinem Feindt niedergelegt, von dergleichen Vorfall man vorhin gar keine Idee gehabt. Von der Sache ſelbſt muß Ich annoch mein Judicium ſuspendiren, weil Ich die eigentlichen Umſtände, ſo dabei vorgegangen, noch gar nicht weiß."

Nach geendetem Kriege ließ der König (im Mai 1773) ein Kriegsrecht über Fink ſprechen, welches ihn von dem preußiſchen Kriegsdienſte ausſchloß und ihm ein Jahr Feſtung zuerkannte.

Je weniger der König ſich ſelbſt davon freiſprechen konnte, durch die Stellung, welche er Fink angewieſen und dadurch, daß er ihn ohne Unterſtützung gelaſſen, das Unglück mit herbeigeführt zu haben, um ſo heftiger wurde er davon ergriffen „Ich bin, ſchreibt er an den Marquis d'Argens aus Wilsdruf den 22. Nov. — von dem Unglücke, welches dem General Fink begegnet iſt, noch ganz betäubt, ſo daß ich mich von meiner Beſtürzung gar nicht erholen kann. Dadurch werden alle meine Maßregeln vereitelt und es geht mir an's Leben. Das Unglück, welches mein Alter verfolgt, verläßt mich nicht ſeit dem Einmarſch in Sachſen. So viel ich es vermag, werde ich dagegen kämpfen. Die kleine Hymne an Fortuna, die ich Ihnen ſchickte, war zu voreilig; man muß nicht Victoria ſingen, bevor der Sieg erfochten iſt. Ich bin ſo erſchöpft von den Widerwärtigkeiten und Unglücksfällen, die mir begegnen, daß ich mir tauſendmal den Tod wünſche und es von Tage zu Tage müder werde, einen Körper zu bewohnen, der abgenutzt und zum Leiden verdammt iſt. Ich ſchreibe Ihnen im erſten Augenblicke des Schmerzes. Beſtürzung, Gram, Unwille, Verdruß zerreißen gemeinſchaftlich meine Seele. Wir wollen nun das Ende dieſes abſcheulichen Feldzuges abwarten, dann werde ich Ihnen ſchreiben, was aus mir geworden iſt, und wir treffen weitere Verabredung. Haben Sie Mitleid mit

meinem Zuſtande und machen Sie keinen Lärm davon, denn böſe Nachrichten verbreiten ſich ohnedem ſchnell genug. Wann werden meine Leiden enden!"

Zwölftes Capitel.

Ausflug nach Schleſien. — Einladung an den Marquis d'Argens. — Rückkehr nach Freiberg. — Abhandlung über Karl XII. — Der König beſchäftiget ſich mit einer neuen Ausgabe ſeiner Werke. — Schreibt Satyren wider den Papſt und die Kaiſerin. — Ode an die Deutſchen.

Friedrich hatte nicht mehr als 24,000 Mann beiſammen, mit denen er ſich, von Daun, der nach ſeinem Lager bei Dresden zurückzog, unangefochten in der Umgegend von Wilsdruf und Freiberg behauptete. Die Reichstruppen waren von den Preußen aus Leipzig, Wittenberg, Torgau vertrieben worden. Der preußiſche General Dierecke verlor noch den 1. Dec. in einem Gefechte bei Meiſſen 1200 Mann und der König konnte ſeine Truppen nicht eher als in der Mitte Januars in die Winterquartiere führen. „Wir cantonniren hier — ſchreibt er an d'Argens aus Wilsdruf den 28. Nov. — den Feinden gegenüber in den Dörfern. Das letzte Bund Stroh und der letzte Biſſen Brod werden entſcheiden, wer von uns beiden in Sachſen bleibt. Da die Oeſtreicher ſehr zuſammen-

gedrängt ſind und nichts aus Böhmen beziehen können, hoff' ich, ſie werden zuerſt abziehen. Geduld alſo bis an das Ende! Wir wollen ſehn, welchen Ausgang dieſer hölliſche Feldzug nehmen wird. Ich erſchöpfe dieſes Jahr meine ganze Philoſophie; es vergeht kein Tag, an welchem ich nicht zur Seelenruhe des Zeno meine Zuflucht nehmen müßte. Ich geſtehe Ihnen, auf die Dauer iſt dieß ein ſchweres Handwerk! Epikur iſt der Philoſoph der Menſchheit, Zeno der der Götter und — ich bin ein Menſch. — Seit vier Jahren mache ich mein Fegefeuer durch; wenn es ein zukünftiges Leben giebt, wird mir der ewige Vater das anrechnen müſſen, was ich in dieſer Welt gelitten habe. Ein jeder Stand erfährt ſeine Widerwärtigkeiten, ſein Unglück; ich muß, wie ein Anderer, meine allerdings ſehr ſchwere Bürde tragen und ich ſage mir: Dieß wird vorübergehn wie unſere Freuden, unſere Neigungen, unſere Leiden, unſer Glück. Leben Sie wohl, lieber Marquis. Meine Briefe werden Ihnen ſehr melancholiſch vorkommen; aber wahrlich, ich kann Ihnen keine anderen ſchreiben. Wenn der Geiſt unruhig und bekümmert iſt, ſieht man nichts roſenfarben. Ich umarme Sie." —

Der Wunſch, den gelehrten und liebenswürdigen Freund in ſeiner Nähe zu haben, beſchäftigte jetzt den König lebhaft und die Hoffnung ihn bald zu ſehn, heitert ihn auf. „Endlich — ſchreibt er an d'Argens aus Freiberg den 29. Nov. — hoff' ich einmal Sie wiederzuſehn; allein ich ſchmeichle mir mit dieſem Vergnügen erſt nach vier Wochen, denn ſo viel Zeit geb' ich Ihnen zu dieſer Reiſe. Es ſteht ein Zimmer zu Ihrer Aufnahme bereit, ohne Zugluft, gut geheizt, ganz nah dem meinigen, wohin Sie ohne Ueberrock und ohne Tuch vor dem Munde kommen können. Ich habe hier eine ungeheuere Rolle Kupferſtiche, die Ihnen bei Ihrer Ankunft vorgelegt wer-

den ſoll. Auch zeigt man hier die Gallerie des Königs von Polen, welche ſehr ſchön iſt. — — Wenn auf dieß Alles Ihre Neugierde nicht anbeißen will, ſo muß ich hinzufügen, daß, wenn Sie hierherkommen, Sie Ihren aufrichtigen Verehrer finden werden, der entzückt ſein wird, Sie wieder zu ſehn."

Friedrich.

N. S. „Ich habe vergeſſen zu ſagen, daß Sie hier auch die Fee Carabaſſe, die rothe Meerkatze, den gelben Zwerg und eine Geſellſchaft alter Hexen finden werden; die man ſonſt nur noch im Bojardo ſieht."

Im December machte der König noch einen Ausflug nach Schleſien, um ſich dort, für den Fall, daß er Sachſen räumen müßte, das Winterquartier einzurichten. Er ladet den Marquis d'Argens dahin ein und ſchreibt ihm aus der Nähe von Breslau den 13. Dec.: „Würden Sie ſich nicht entſchließen können, den Winter mit mir in Schleſien zuzubringen, ſobald Alles in Ruhe iſt? Was wird ſiegen, die Freundſchaft oder die Faulheit? In der That, Sie thun ein Werk der Barmherzigkeit, wenn Sie mich beſuchen. — Das ſoll Ihnen angerechnet werden, als hätten Sie den ganzen harten Feldzug mitgemacht und ich will es im Angeſicht der Welt geſtehen, daß dieſe Anſtrengung mehr werth iſt, als wenn Sie ſechs Schlachten gewonnen hätten. Erinnern Sie ſich deſſen, was jener hochberühmte König der Ebräer, jener weiſe König, welcher tauſend Weiber hatte, ſagte: „Wer ſich ſelbſt bezwingt iſt ſtärker, als der, welcher ſich Städte unterwirft." Gewiß ſind Sie dieſer ſtarke Mann und werden mir den Troſt wohl gönnen, den ich in Ihrer Geſellſchaft finde. — Nun friſch, mein lieber Marquis, Muth gefaßt! Wir wollen alle Zuglüftchen verbannen, ich werde

Baumwolle, Pelze, Ueberröcke, kurz Alles bereit halten, um Sie wohl einzupacken.“

Bald kehrte jedoch der König nach Freiberg zurück, wo er ſich den Winter über mit der Herausgabe ſeiner Abhandlung über Karl XII., mit Poeſie und Philoſophie beſchäftigte, als ob er im tiefſten Frieden und in der Einſamkeit von Sansſouci lebte. Er hatte dem Marquis d'Argens die Aufſicht über den Druck jener Abhandlung aufgetragen und da ſie voller Druckfehler war, ſchreibt er ihm (Freiberg den 23. Dec.):

Mein Feldzug und Ihre Edizion,
Mein lieber Marquis, ich ſchwöre,
Die beide, Sie erlauben es ſchon,
Bringen Deutſchland wenig Ehre.
D'rum fangen wir Beide noch einmal an
Unſ're Werke zu corrigiren,
Und denken: es möchte ſich ſolches wohl
Zu Ehren der Nachwelt gebühren.

Ich ſchicke Ihnen den gedruckten Aufſatz corrigirt und mit dem Originale verglichen zurück. Mehr als jemals hoff' ich, daß die Oeſtreicher nach Böhmen zurückkehren und wir in wenigen Tagen den unglücklichſten und härteſten Feldzug, den ich je geführt habe, endigen werden. — Von den Qualen, die ich einen ganzen Monat ausgeſtanden und von den Mühſeligkeiten, die mit dieſer abſcheulichen Lage verbunden waren, ſchweige ich. — Sehen Sie doch zu, mein Lieber, mir das dictionnaire encyclopedique zu verſchaffen, ich will es mir für dieſen Winter kaufen. Ich ſage Ihnen nichts davon, was dieſen Winter aus mir werden wird, weil ich es auf Ehre ſelbſt nicht weiß.“ — Der Marquis ſucht dem Könige auf alle Weiſe guten Muth zuzuſprechen und ſo beeilt er ſich,

ihm mitzutheilen, daß in Berlin ein Prophet großes Aufſehen errege, der im Jahre 1758 das Unglück des Jahres 1759 vorhergeſagt und nun das Jahr 1760 als das glücklichſte und ruhmvollſte verkündige. Der König antwortete ihm hierauf aus Pretſchendorf den 31. Dec.: „Ich für meinen Theil habe alles Vertrauen zu meinem Glücke verloren. Ich that alles nur Menſchenmögliche, um den Feind durch Liſt, Angriff, Prahlerei aus Sachſen herauszuſchaffen, ohne daß es mir im Geringſten gelungen iſt. — — Ihr Prophet, mein Lieber, mag ſagen, was ihm gefällig iſt; ſeine Kunſt iſt keine und man müßte leichtgläubiger ſein, als ich, um daran zu glauben. Man hilft den Prophezeihungen dieſer Leute nach und ſieht zu, wie man dergleichen auf's Geradewohl hingeſprochene Dinge in einen Rahmen bringen kann. Ich für meinen Theil, der ich mich an Thatſachen halte, ſeh' in der Zukunft nur furchtbare Dinge, denen meine Standhaftigkeit nicht zu widerſtehen vermag." In den nächſten Briefen kommt er noch einmal auf dieſen Propheten zurück.

„Es ſcheint mir, mein lieber Marquis, Ihr Prophet ſpielt etwas den Schöngeiſt; derjenige, welcher ſich eine neue Bahn öffnen will, muß ein großes Genie ſein; denn Jeſaias, Jeremias und Habakuk hatten, ſo viel ich weiß, nie die Wuth, bei dem beſiegten und zertretenen Judenvolke für Schöngeiſter zu gelten. Das Unglück macht zaghaft und die Furcht abergläubiſch. Ich wundere mich gar nicht, daß Leute, welche die Zukunft mit Unverſchämtheit und Zuverſicht verkündigen, leichtgläubige Menſchen finden, welche ihren Weiſſagungen Glauben ſchenken. Ein Narr findet immer einen größeren Narren, der ihn bewundert. Mir wär' es lieber, wir könnten über dieſe Narrheiten nach Herzensluſt lachen, allein mir iſt die Luſt zum Lachen vergangen. Mich hat zu

vieles Unglück betroffen und ich bin von zu großen Verlegenheiten umgeben; zur Heiterkeit bleibt mir zu wenig Hoffnung übrig. Ich ſchicke Ihnen eine Ode, die ich für meinen Neffen gedichtet habe. — Ich hatte einen angeſchwollenen Backen, woran ich entſetzliche Schmerzen litt. Alle Plagen des Himmels ſtürmen auf mich ein und dennoch ſeh ich noch immer das Licht des Tages, von welchem ich hundertmal ſchon wünſchte, daß es für mich erloſchen ſei. Doch ein jeder Menſch muß ſein Schickſal ertragen."

Die Verſuche, Friedensunterhandlungen mit Frankreich anzuknüpfen, blieben ohne Erfolg; noch weniger gelangen dem Könige die Verſuche, die Höfe von Turin und Madrid günſtig für ſich zu ſtimmen und die beiden Kaiſerinnen waren durch die ſatyriſchen Gedichte des Königs perſönlich ſo ſehr beleidiget, daß ſie, zumal jetzt, wo ſie ihren Feind dem Untergange nah glaubten, an keine Verſöhnung dachten. Um ſo unangenehmer war es dem Könige, daß man gerade jetzt in Frankreich einen Nachdruck der bereits früher erſchienenen „Werke des Philoſophen von Sansſouci" veranſtaltete. Der König glaubte dem nicht beſſer begegnen zu können, als daß er ſelbſt eine neue, umgearbeitete Ausgabe ſeiner Schriften erſcheinen laſſe. Er beſchäftiget ſich während des Winters damit und ſchickt das umgearbeitete Exemplar an den Marquis d'Argens zur Beſorgung des Drucks.

„Man hat mir — ſchreibt er ihm den 10. März 1760 — meine gedruckten Albernheiten zugeſchickt, ſo wie ſie in Frankreich ausgeboten werden; ich habe darin viele Stellen gefunden, die ſich nicht mit der Politik vertragen; ich habe ſie alle, ſo gut es ſich thun ließ, abgeändert und ſchicke ein verbeſſertes Exemplar an den Buchhändler Néaulme, damit er es druckt. — Sie können ſicher glauben, daß man meine Schrif-

ten aus Bosheit hat nachdrucken laſſen, um vielleicht den König von England und die Kaiſerin von Rußland gegen mich aufzubringen; es iſt daher ſehr nothwendig, daß dieſe neue Ausgabe erſcheint und jene nachgedruckte unterdrückt wird.“

Noch ehe ein Monat verging, konnte der Marquis d'Argens dem Könige die neue Ausgabe zuſenden, welche er, obſchon ein Franzos, nicht ſeinem Landsmanne Néaulme, ſondern dem Buchhändler Voß in Verlag gab. „Hätten wir, — ſchreibt der Marquis dem Könige, Berlin den 9. April — mit Néaulme zu thun gehabt, ſo wäre die Ausgabe kaum angefangen und Gott weiß, wann ſie zu Stande kommen würde. Außerdem iſt dieſe Ausgabe ein ſichrer Gewinn von wenigſtens dritthalbtauſend Thaler. Warum ſollte man dieſe nicht lieber einen berliner Bürger, als einen Fremden gewinnen laſſen? Es ſind ſo brave Leute, Sire, die berliner Bürger; ich ſah ſie in den bedenklichſten Zeiten hundert Mal mehr mit dem beſchäftiget, was Ew. Majeſtät betreffen konnte, als mit ihren eigenen Angelegenheiten. Ich ſah hier nach der Schlacht von Kunersdorf zwanzig, ja hundert Bürger, die weit über jene römiſchen Bürger erhaben waren, deren Entſchloſſenheit und Patriotismus Livius verewiget.“ —

Während aber der König bemüht iſt, die Verlegenheiten, in welche ihn ſeine bitter ſcherzende Muſe verwickelt hat, zu entfernen, ſchreibt er ſchon wieder neue Satyren. „Ich habe — ſchreibt er an d'Argens im März 1760 — eine kleine Flugſchrift geſchrieben, die in Berlin unter dem Titel erſcheinen wird: „Reiſenachricht eines chineſiſchen Geſandten an ſeinen Kaiſer.“ Das Werkchen hat den Endzweck, dem Papſt eins zu verſetzen, weil er die Degen meiner Feinde ſegnet

und königsmörderiſchen Mönchen eine Freiſtatt giebt. Der Aufſatz wird Sie, glaub' ich, beluſtigen. Ich allein habe es gewagt, die Stimme zu erheben und den Schrei der beleidigten Vernunft gegen das ſchändliche Benehmen dieſes Oberprieſters des Baal laut werden zu laſſen. Das Schriftchen iſt weder groß noch langweilig, und Sie werden darüber lachen. In dieſem Jahrhunderte hat man kein anderes Mittel, ſeine Feinde zu ſtrafen, als daß man ſie der Verſpottung Preis giebt; Sie werden beurtheilen, ob mir dieß gelungen iſt." — Phihihu, ein, von dem Kaiſer von China, dem Beherrſcher des himmliſchen Reiches der Mitte ausgeſendeter Gelehrte erſtattet Seiner himmliſchen Majeſtät Bericht über eine Reiſe, die ihn nach Rom geführt hat. Hier wird er von einem portugieſiſchen Juden mit den Gebräuchen der römiſchen Kirche bekannt gemacht, und wohnt in dem St. Peters=Dome der Weihung des Degens und Hutes bei, mit welchem der Papſt den Marſchall Daun beſchenkte. Der Chineſe berichtet über Alles, was er hier ſieht in der ihm eigenen Anſchauungs= und Vorſtellungsweiſe. „In dieſem Tempel — erzählt er — ſind eine Menge Altäre und vor einem jeden Altar ein Bonze, vor dem eine Menge Volkes auf den Knieen liegt. Ein jeder dieſer Bonzen macht, indem er myſtiſche Worte murmelt, einen Gott fertig und wenn er fertig iſt, verzehrt er ihn. Der große Confutius würde einen ſo ſonderbaren Gebrauch ſehr gottesläſterlich gefunden haben. Ringsumher in dem Tempel ſtehen eine Menge ſteinerne Statuen, denen man große Ehre erweiſt, denn obwohl ſie ſtumm ſind, haben ſie dennoch eine Stimme in dem Himmel und empfehlen dort diejenigen, welche hier ihnen am meiſten ſchmeicheln." Das Leben der Päpſte und der Geiſtlichkeit wird in ziemlich grellen Farben geſchildert und der Kreuzzug, welcher gegen den ketzeriſchen nordiſchen König ge=

predigt wird, giebt dem Chineſen Stoff genug zu weiteren Nachrichten.

Wenn wir dergleichen ſatyriſchen Scherzen nur einen ſehr untergeordneten poetiſchen Werth zugeſtehen können, wie ſie denn auch der König ſelbſt nur als vorüberfliegende Blätter angeſehen wiſſen wollte, ſo bleibt dagegen den ernſten Gedichten aus dieſer Zeit ein bleibender Werth für immer geſichert. Unter dieſen Gedichten nimmt wohl den erſten Rang die „Ode an die Deutſchen" ein, ein Gedicht, welches trotz dem, daß es franzöſiſch geſchrieben iſt, ſeiner kräftigen Sprache und ſeinem gemüthvollen Inhalte nach für deutſcher gelten kann, als viele, in horaziſchem Bombaſte herausgepolterten Oden deutſcher Dichter jener Zeit, welche, wenn ſie dem Volke verſtändlich werden ſollen, ebenfalls erſt in's Deutſche überſetzt werden müſſen. Verſtanden aber auch die Deutſchen zu jener Zeit den König nicht, ſo wollen wir es uns um ſo angelegener ſein laſſen, ihn verſtehen zu lernen; auch an uns ſind manche ſeiner Worte gerichtet.

Ode an die Deutſchen.

(Gedichtet in Freiberg in dem Winterquartiere von 1759 — 1760.)

Unglücklich Volk! du ſchwingſt voll Raſerei
Im Bürgerkrieg die blutbefleckten Fahnen,
Die Luft ertönt von lautem Wehgeſchrei,
Woran muß jeder Stein uns zürnend mahnen?
Die Fluren wandelt ihr zu wüſten Stellen
Und färbt mit euerm Blut der Ströme Wellen.
Wie ſoll dem Vaterland nicht bangen?
Ihr ſtürzt es in die Barbarei,
Aus der es durch die Väter frei
Und ruhmbekränzt hervorgegangen.

Im Auge Wuth wollt ihr der Hölle Geiſt,
Die Zwietracht her zu eurer Rache heiſchen,
Ihr ſeid es, die der Brüder Herz zerreißt,
Mit frevlem Arm bereit euch zu zerfleiſchen.
Der Himmel zürnt und möchte Thränen weinen,
Er will dem bangen Leichenzug nicht ſcheinen.
Voll Furcht die Flammen zu entweihen,
Flieht, wie einſt bei Thyeſtes Mahl
Apollo, um den reinen Strahl
Nicht ſolcher ſchnöden That zu leihen.

Verräther! fürchtet, daß einſt aus dem Blut,
Das ihr verſpritzt, ein Rächer auferſtehe,
Die ihr in's eig'ne Haus in blinder Wuth,
Das Ausland ruft zu euerm eignen Wehe.
Denn euren ſchwarzen Frevel zu vollenden,
Reicht ihr die Waffen fremden Räuberhänden.
Sie haben ſich im Grimm verſchworen,
Mit euch zu ſchnöder That im Bund,
Es ſtürzt des Reiches heil'ger Grund,
Geſetz und Gleichheit geht verloren.

Ihr trätet gern Boruſſia in den Staub,
Frankreich und Schweden muß euch Hülfe ſenden,
Dem wilden Ruſſen bietet ihr's zum Raub,
Ihr Armen grabt das Grab mit eig'nen Händen.
Ihr gebt dahin das Land und ſeine Rechte
Fremden Tyrannen dient ihr nun als Knechte.
Wie werdet ihr es einſt beweinen,
Daß ihr der ſtolzen Feinde Heer

Mit eig'ner Hand geſchärft den Speer —
Der Fremde wird's nie redlich meinen.

Bewaffnet euch, wie zu der Väter Zeit,
Und ſchlagt den Feind, den allzuſehr gelüſtet,
Den Thronenräuber, der zum Krieg bereit,
Am Rhein, am Donauſtrom das Land verwüſtet.
Was ruft ihr Frankreich her, bei euch zu wohnen,
Das euch die Freiheit raubt, das Land, die Kronen.
Ihr ſchwingt die blut'gen Waffen wieder,
Da jauchzt der Furien wilder Schwarm
Und ihr befleckt den Mörderarm,
Ach! mit dem Blute eurer Brüder.

Erobert! brecht hinein durch Flanderns Schutz!
Auf! nach Hungarien, ſtürmt Belgrads Mauer!
Sonſt ſchwoll bei dieſem Wort das Herz voll Trutz,
Das Feld des Ruhms iſt euch ein Feld der Trauer.
Dort hat mit Heldenmuth Eugen gefochten,
Dort ward ihm einſt der Siegeskranz geflochten.
Will euer Muth ſich nicht entzünden?
Und fühlt ihr nicht für's Vaterland
Von Liebe euer Herz entbrannt?
Ihr wollt euch keinen Lorbeer winden?

Nicht auswärts nur, ihr nährt im eig'nen Schooß,
Unſinn'ge, die Gefahren wie verblendet,
Die Donau zieht euch den Tyrannen groß,
Indeß ihr gegen mich die Waffen wendet.
Du ſchmiedeſt, deutſches Volk, die eig'nen Ketten,
Die Freiheit flieht und will ſich ſterbend retten.

Ihr werdet noch dem Wahne fluchen,
Und dem, was euch das Herz bethört,
Daß ihr die ſchnöden Feſſeln ehrt,
In die euch eure Kaiſer ſchlugen.

Gedenkt der alten Zeit und jener Noth,
Und was dem fünften Karl im Uebermuth gelungen,
Wie er dem Reich, das ihr getrennt, gebot,
Durch Spanier Germanien bezwungen.
Zum Joch gewöhnt er eure Anverwandten
Und edle Fürſten führt er fort in Banden.
Um Rache rufen noch die Leichen,
Die Ferdinand zum Tod gebracht,
Als er des Glaubens freie Macht
Bedrohte mit Deſpotenſtreichen *).

Ich red' umſonſt; ſie hören mich nicht an;
Elende, Antwort! — Die Verräther ſchweigen.
Ach! um der Väter Tugend iſt's gethan,
Nicht freie Männer find' ich unter Feigen.
Sie kriechen ſcheu zu des Tyrannen Füßen
Und mögen ihre Schmach in Banden büßen.
Ihr wagt es nicht dem Feind zu wehren,
Kleinmüthig ſeid ihr und verzagt,
Und dieſe Ketten, die ihr tragt,
Nehmt ihr, o Schande! noch für Ehren.

---

*) Ferdinand II.

Auf! meine Preußen, fliehen wir dieß Land,
Wo gegen Unrecht ihr und Schande fechtet,
Im Wahnſinn iſt der Brüder Geiſt entbrannt,
Deutſchland hat den, der es beſchützt, geächtet,
Die eig'ne Freiheit hat es feil geboten,
Für Sclavendienſt an traurige Despoten.
Verlaſſen wir das Reich der Thoren,
Sie zahlen mit dem eig'nen Blut
Tyrannen ſchimpflichen Tribut,
Und ſind zur Knechtſchaft nur geboren.

Hinweg von hier! den mild'ren Himmel ſucht,
Wo uns die Götter gold'ne Tage ſchenken,
Ja, ſelbſt des Irokeſen wilde Schlucht,
Das dürre Felsland, das nie Wellen tränken,
Die heißen Wüſten, wo die Tiger hauſen,
Die dunkle Kluft des Kaukaſus voll Grauſen —
Sind unſ'rer wunden Bruſt willkommen,
Ein ſich'rer, frei'rer Aufenthalt,
Als dieſe Heimath voll Gewalt,
Die uns nie gaſtlich aufgenommen.

Doch nein, du tapf're Schaar, ein edler Sinn
Wird nicht in ſchimpflichem Gefühl verzagen,
Eh' er ſie denkt, wirft er die Ausflucht hin,
Die Ehre retten wir, es gilt zu wagen!
Für Unrecht und Verrath die blut'ge Rache
Zu fordern, iſt der Götter heil'ge Sache.
Heran, ihr muthigen Geſchwader,
Stürzt in die Schlacht mit frohem Herz

Und trefft mit ſcharfgeſchliff'nem Erz
Dem frechen Feind die Lebensader.

Als Helden ſtürzt mit der Begeiſt'rung Muth,
Euch in der Völkerſchaar verſchworne Banden,
Sie dürſten ſtolz und frech nach euerm Blut
Und ziehen gegen euch aus allen Landen.
Da iſt der Sieg, wo eure Fahnen wehen,
Die Nachwelt rühmt die herrlichen Trophäen.
Der Rache weih' ich euch, ihr Schaaren,
Gedenkt, von Feindes Blut gefärbt,
Daß ihr den ſchönſten Lorbeer erbt,
Dort auf dem Felde der Gefahren!

Dreizehntes Capitel.

Der Feldzug im Jahre 1760. — Das Corps Fouqué's bei Landshut vernichtet. — Der treue Reitknecht. — Der König bombardirt Dresden vergeblich. — Zieht ab nach Schleſien. — „Die ganze Boutique geht zum Teufel!“ — Prinz Heinrich verlangt ſeinen Abſchied. — Tauentziens tapfre Vertheidigung Breslau's. — Die Schlacht bei Liegnitz. — Der König iſt kugelfeſt. — Tottleben und Lacy in Berlin. — Die Zeitungsredactoren in Berlin ſollen Spießruthen laufen. — Der König erſtattet den Berlinern die Contribution wieder.

Der Feldzug im Jahre 1760.

„Der König übernahm“ ſo erzählt er ſelbſt „im Frühjahre den Oberbefehl der Armee in Sachſen. Den Prinzen Heinrich ſtellte er den Ruſſen entgegen, dem General v. Fouqué vertraute er die Beſchützung der Päſſe bei Landshut in Oberſchleſien, und der Prinz v. Würtemberg erhielt den Auftrag, die Schweden im Zaum zu halten. Der ſchlechte Zuſtand, in welchem ſich die Truppen befanden, nöthigte den König ſich ihrer mit großer Vorſicht zu bedienen. Die in dem Vorfalle bei Maxen und in dem Gefechte des Generals Dierecke verloren gegangenen Regimenter waren zwar während des Winters wieder erſetzt worden; allein nicht mit alten Soldaten, oder mit Truppen, die man gebrauchen konnte. Es waren nur Sol-

daten zur Schau; denn was ließ ſich mit einem Haufen Leute anfangen, der zur Hälfte aus gewaltſam weggenommenen ſächſiſchen Bauern, zur Hälfte aus feindlichen Ueberläufern beſtand und von Officieren angeführt wurde, die man nur aus Noth und aus Mangel an beſſeren in Dienſt genommen hatte. Ueberdieß fehlte es den Regimentern ſo ſehr an Officieren, daß ihnen ſtatt der 52, welche ſie nach dem Reglement haben ſollten, kaum noch zwölf übrig waren." Die geſammte Waffenmacht des Königs beſtand in ungefähr 90,000 Mann; die der Feinde in 200,000 Mann. Aus dieſem Grunde zögerte Friedrich gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit den Feldzug zu beginnen und überließ dies den Oeſtreichern.

Feldmarſchall Loudon drang den 14. März aus Mähren nach Oberſchleſien herein und trieb die preußiſchen Vorpoſten zurück, obſchon hier das pommerſche Infanterieregiment Manteuffel gegen 5000 Oeſtreicher mit ausgezeichnetem Heldenmuthe focht. General Fouqué, welchem die Bewachung der oberſchleſiſchen Päſſe aufgetragen war, fürchtete von Loudon umgangen und von Schweidnitz abgeſchnitten zu werden, weshalb er den Feinden Landshut überließ und ſich jener Feſtung näherte. Der König aber, der noch bei Meiſſen ſtand, nahm die Meldung davon ſehr übel auf. Er ſchickte ihm die kurze, deutſche Ordre: „Ich dank's Euch mit dem Teufel, daß Ihr meine Berge verlaſſen habt. Schafft mir meine Berge wieder, es koſte, was es wolle." — Fouqué führte auf der Stelle ſein Corps nach Landshut zurück, um dieſen Poſten, es koſte was es wolle, zu behaupten.

Zwei ſpätere Schreiben des Königs an Fouqué vom 22. und 23. Juni, in denen er ihm befiehlt, Landshut zu verlaſſen und ſich auf Breslau zurückzuziehen, gelangten nicht an ihn. „Wenn aber Loudon" ſchreibt ihm der König aus Ra=

deberg den 22. Juni 1760 „wieder en force in Schleſien einbricht, ſo müſſet Ihr Landshut und daſige Gegend verlaſſen und Euch, wie ich ſchon oben befohlen, auf Breslau zurückziehn, um dieſe Stadt zu decken und des Loudons Abſichten darauf zu vereiteln.“ In einem P. S. fügt der König noch hinzu: „Ihr habt ſeit einigen Tagen ſehr differente Ordres bekommen, welche Ihr aber den Umſtänden attribuiren müßt, als die ſich von Tage zu Tage geändert. Weil ich jetzt ſo gute Nachrichten aus der Türkei bekommen, die Mir zu einer puissanten assistence Hoffnung geben, wir aber zugleich einſehen können, daß das project des Loudon nicht ſowohl auf Ihn, als auf Breslau gerichtet iſt, Ich endlich auch Mich flattire, das die Diverſion der Türken Anfangs des Monats Julius ihren effect haben werde, ſo müſſen wir hierbei nur auf die Sicherheit der Hauptſachen denken und alſo könnt Ihr mit meiner Approbation ſobald der Loudon Miene machen wird, aus dem Glatziſchen vorzurücken, euch ſofort gegen Breslau begeben und derentwegen alle Werke bei Landshut, die gegen Schleſien ſind, raſiren laſſen, auf daß, wann der Feind den Poſten wieder beſetzen und man ſolchen demnächſt wieder daraus haben wollte, man ihn alsdann ohne große Mühe und Umſtände wieder wegjagen kann.“ Denſelben Befehl wiederholt der König in einem Schreiben vom 23. Juni, in welchem es heißt: „Daher bei ſolchen Umſtänden das Vornehmſte wohl ſein wird Breslau zu decken, wenn es nöthig iſt. Ich muß Euch alſo überlaſſen, Euch, nachdem es die dortigen Umſtände erfordern werden und Ihr es à propos findet, gegen Breslau zurückzuziehn.“ Fouqué, welcher den früheren ſtrengen Befehlen zufolge den Poſten bei Landshut um jeden Preis zu behaupten entſchloſſen war, wurde am 23. Juni von Loudon mit überlegener Macht angegriffen und ſein Corps faſt gänzlich

aufgerieben. Fouqué ſelbſt war verwundet vom Pferde geſunken; ſein treuer Reitknecht Trautſchke warf ſich über ihn und fing dreizehn ſcharfe Hiebe der Löwenſtein-Werthheimſchen Dragoner mit ſeinem eigenen Körper auf. „So habt doch Reſpect vor meinem Herrn und General" rief der Reitknecht unaufhörlich, bis ein öſtreichiſcher Officier herbeikam, dem ſich Fouqué gefangen gab. Die Preußen verloren hier 4000 Gefangene, 68 Kanonen, 34 Fahnen, 2 Standarten.

Der König hatte unterdeſſen Anſtalten zur Belagerung Dresdens gemacht. Er begann den 19. Juni ein heftiges Bombenwerfen, um die Feinde zur Uebergabe zu zwingen. Eine große Anzahl Gebäude, darunter die Kreuzkirche, wurde ein Raub der Flammen. Von der bombenfeſt gewölbten Frauenkirche ſprangen, ſo erzählt man, die Bomben wie Erbſen ab, ohne ſie zu verletzen. Der öſtreichiſche Commandant, General Macquire, vertheidigte die Stadt mit vieler Entſchloſſenheit, ſo daß ſich Friedrich, als Daun zum Entſatze heran rückte, gezwungen ſah, die Belagerung aufzuheben. Außerdem gingen betrübte Nachrichten aus Schleſien ein, wo Loudon den 25. Juli die Feſtung Glatz mit Sturm genommen und die ganze Beſatzung zu Kriegsgefangenen gemacht hatte. Von hier war er vor Breslau gerückt, um die Wiedererobrung Schleſiens zu vollenden. Alle dieſe Vorgänge konnten dem Könige für die nächſte Zukunft nur eine trübe Ausſicht eröffnen. Ohne Rückhalt ſchreibt er darüber ſeinem Freunde d'Argens aus Groß-Dobritz den 26. Juni 1760 „Ohne Zweifel wiſſen Sie die Unglücksfälle, die mir in Schleſien begegnet ſind. — Das Porzellanſervice ließ ich in Meiſſen für Sie anfertigen und es iſt mir lieb, von Ihnen zu hören, daß es Ihnen Vergnügen gemacht hat. Sie ſchreiben mir, daß Sie durch dieſes Geſchenk bei der Nachwelt verewigt worden ſind. Ich bin, lieber

Marquis, ein ſchlechter Verewiger. Wäre ich ſelbſt nur erſt am Ende der Zeit, die ich in dieſem Thale der Finſterniß und der Noth hinbringen muß. Der letzte Theil meiner Laufbahn iſt rauh, traurig und unglücklich. Ich liebe die Philoſophie, weil ſie meine Leidenſchaften mäßiget und mir Gleichgültigkeit gegen meine Auflöſung und gegen die Vernichtung meines denkenden Weſens einflößt.

Schicken Sie mir doch die Comödie von Paliſſot gegen die Philoſophen, die Sie in Ihrem letzten Briefe erwähnen. Man kann nicht läugnen, daß viele ſich den Titel des Philoſophen ohne Recht anmaßen und Stoff zum Lachen geben; aber im Ganzen genommen iſt es eine Schande für unſer Jahrhundert, eine Wiſſenſchaft, die dem menſchlichen Geiſte am meiſten Ehre macht, die Schule, welche die größten Männer gebildet hat, herabwürdigen zu wollen. u. ſ. w.

(Bei Dresden den 15. Juli.)

„Sie ſchmeicheln ſich vergebens, mein lieber Marquis; meine Umſtände nehmen eine abſcheuliche Wendung. Durch die Belagerung Dresdens glaubte ich ihnen wieder aufzuhelfen, aber — ich werde die Stadt erobern und damit um keinen Schritt weiter kommen. Machen Sie immer im Voraus meine Grabſchrift und trauen Sie mir zu, daß ich meine Lage deutlich genug ſehe, um ſie nicht ohne Grund für verzweifelt zu halten.“

An Denſelben,

Großenhain den 1. Auguſt 1760.

„Die Belagerung von Dresden, lieber Marquis, iſt uns in Rauch aufgegangen; wir ſind jetzt im vollen Marſche nach Schleſien. Wir werden uns ohne Zweifel an der Grenze ſchla-

gen und dies könnte zwiſchen den 7. und 10. dieſes Monats geſchehen. Glatz iſt verloren, Neiſſe wird belagert, wir haben keine Zeit zu verlieren. Sind wir glücklich, ſo werde ich es Ihnen ſchreiben; ſind wir unglücklich, ſo nehme ich im Voraus von Ihnen und der ganzen Compagnie Abſchied. Ja, ja, mein Lieber, die ganze Boutique geht zum Teufel! Ich ſehe die ſchreckliche Lage, die mich erwartet und habe meinen Entſchluß mit Feſtigkeit gefaßt. Adieu u. ſ. w."

So ſehnlichſt aber auch der König in dieſer Zeit den Frieden wünſchte, ſo war es doch immer nur ein ehrenvoller. An Voltaire, der ſich als Vermittler einmiſchen wollte, ſchreibt er im April 1760: „Die Friedensbedingungen, von denen Sie reden, finde ich ſo unſinnig, daß ich ſie ins Tollhaus ſchicken will, denn dort iſt gerade der Ort ſie zu beantworten. Ihre Miniſter können ſich darauf verlaſſen, daß ich mich wie ein Verzweifelter vertheidigen und den Frieden nicht anders unterzeichnen werde, als auf Bedingungen, die ſich mit der Ehre meiner Nation vertragen. Welche Logik! Sie ſagen, ich ſoll Cleve abtreten, weil es von Dummköpfen bewohnt würde! Was würden Ihre Miniſter ſagen, wenn jemand die Champagne von ihnen forderte, weil man zu ſagen pflegt: 99 Hammel und 1 Champagner machen 100 Stück Vieh! Ach, fort mit allen den lächerlichen Projecten. Wenn anders das franzöſiſche Miniſterium nicht von zehntauſend öſtreichiſchen Teufeln beſeſſen iſt, ſo muß es Frieden machen."

Der Herzog von Choiſeul, welcher damals an der Spitze der Geſchäfte in Frankreich ſtand, ließ dem Könige in allem Ernſte Anträge wegen der Abtretung von Cleve und Geldern machen; Friedrich weiſet dergleichen Anträge mit Spott und Verachtung zurück. Er ſchreibt „Aus dem Porzellain-Quartier Meiſſen den 1. Mai 1760 an Voltaire: Was auch Hr.

v. Choiſeul denken mag, mit der Zeit wird er ſchon ein geneigtes Ohr ſchenken müſſen. In weniger als zwei Monaten wird ſich die ganze Scene in Europa geändert haben und Sie ſelbſt werden dann einſehen, daß ich noch nicht am Ende mit meinen Hülfsquellen bin und Recht hatte, Ihrem Herzoge meinen Thiergarten von Cleve zu verweigern. Sie ſelbſt wiſſen ja ſehr wohl, daß in dem Paradies die erſten Unterthanen unſerer erſten Eltern Thiere waren; ſie kennen ferner die Zuneigung ſo vieler Perſonen zu Hunden, Affen, Katzen, Papageien, auch hoffe ich, Sie werden zugeben, daß, wenn alle heiligen und gnädigen Majeſtäten, welche regieren, auf diejenigen ihrer allergehorſamſten Unterthanen Verzicht leiſten ſollten, welchen der geſunde Menſchenverſtand fehlt, zu allererſt ihr Hof ſich ſehr lichten und die Menge Ihrer Sclaven verſchwinden würde. — — Gegenwärtig muß ich alle Segel der Politik und Kriegskunſt aufſpannen. Die Spitzbuben (filous), die mich bekriegen, haben mir Beiſpiele gegeben, welche ich buchſtäblich nachahmen will. Es wird kein Congreß in Breda ſtatt finden und ich werde die Waffen erſt nach drei Feldzügen niederlegen. Dieſe Straßenbuben (polissons) ſollen ſehn, daß ſie meine gute Stimmung gemißbraucht haben und wir werden den Frieden nicht anders unterzeichnen, als der König von England in Paris und ich in Wien."

(Radeberg den 21. Juni.)

„Sie ſchreiben mir immer vom Frieden, ich that Alles, um ihn zwiſchen Frankreich und England, mich mit eingeſchloſſen, zu Stande zu bringen. Die Franzoſen wollten mich zum Beſten haben und ich laſſe ſie ſitzen; das iſt ganz in der Ordnung. Ich werde keinen Frieden ohne die Engländer und dieſe keinen ohne mich machen. Eher würde ich mich verſtüm-

meln laſſen, ehe ich das Wort Friede gegen Ihre Franzoſen noch einmal ausſpräche! Was bedeutet denn das friedliebende Weſen, welches Ihr Herzog mir gegenüber affectirt? Sie ſagen, er könne nicht nach ſeiner Anſicht handeln. Was frage ich nach dieſer Anſicht, wenn er nicht freie Hand hat, danach zu handeln. Ich überlaſſe die ganze Bande zu Verſailles der Fuchsſchwänzerei derer, die ſich mit Intriguen amüſiren. Ich habe keine Zeit, mich mit ſolchen Lumpereien abzugeben und ſollte ich untergehn, ſo würde ich mich eher an den großen Mogul, als an Ludwig den Vielgeliebten wenden, um aus dieſem Labyrinthe heraus zu kommen. Ich habe nichts gegen ihn geſagt und bereue es bitterlich, daß ich einmal in Verſen mehr Gutes von ihm ſchrieb, als er verdient. Habe ich ihn wegen des gegenwärtigen Krieges, als deſſen Urheber ich ihn anſehe, in einigen Aufſätzen nicht geſchont, ſo geſchah dies, weil er mich auf's Aeußerſte getrieben und ich mich mit allen meinen Waffen vertheidige, ſo wenig ſcharf ſie auch ſind. Meine Schreibereien ſind übrigens keinem Menſchen bekannt und ich verſtehe daher nicht, was Sie für „Perſönlichkeiten" meinen, es ſei denn, daß Sie damit auf die Pompadour anſpielen. Dieſen Punkt betreffend glaube ich nicht, daß ein König von Preußen zarte Rückſichten für eine Mamſell Poiſſon zu nehmen hat, zumal wenn ſie arrogant iſt und es an dem den gekrönten Häuptern ſchuldigen Reſpecte fehlen läßt."

Die Abſicht der Feinde war jetzt vornehmlich auf Breslau gerichtet; Loudon hielt es eng eingeſchloſſen, Daun war mit ſeiner Armee aus Sachſen dahin aufgebrochen und Soltikof hatte ebenfalls den Marſch nach Schleſien angetreten. Der König befand ſich auf's Neue in der größten Bedrängniß; er hatte Daun und Loudon vor ſich, Lacy im Rücken, zur Seite die Ruſſen unter Soltikof, im Ganzen gegen hunderttauſend

Mann, während er an der Katzbach mit fünfundzwanzigtauſend Mann ankam. Tiefer aber, als alles bisher erfahrene Unglück ſchmerzte es den König, daß ſein Bruder, der Prinz Heinrich, — der Feldherr, von dem er ſelbſt rühmte, er iſt von uns allen der Einzige, der nie einen Fehler gemacht hat, — daß dieſer in einem Schreiben vom 5. Auguſt bat, „ihn von dem ihm anvertrauten Commando zu entbinden und von der Armee abzurufen, da er den Untergang des Staats unwiederruflich vor Augen ſehe." Ihm antwortete der König aus dem Lager bei Hohendorf an der Katzbach den 9. Aug. 1760. (franzöſiſch) „Mein lieber Bruder, Es hält nicht ſchwer Leute zu finden, welche dem Staate in ruhigen und glücklichen Zeiten dienen; die guten Bürger aber ſind diejenigen, welche dem Staate in der Zeit der Gefahr und des Unglücks dienen, ein dauernder Ruhm wird durch die Ausführung ſchwieriger Aufgaben begründet, je mehr ſie es ſind, deſto mehr gereichen ſie zur Ehre. Ich kann daher nicht glauben, daß dasjenige, was Sie mir ſchreiben, Ihr Ernſt iſt. Es iſt gewiß, daß weder Sie noch ich in der gegenwärtigen Lage für die Ereigniſſe verantwortlich ſind; allein ſobald wir Alles, was in unſeren Kräften ſteht, gethan haben, wird unſer eignes Gewiſſen und das Publikum uns Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Was die gegenwärtige Lage meiner Angelegenheiten betrifft, ſo wird es, allem Anſcheine nach, in wenigen Tagen zur Entſcheidung kommen. Wir werden uns für die Ehre und für das Vaterland ſchlagen, ein Jeder wird das Unmögliche zum Gelingen thun, die Mehrzahl der Feinde erſchreckt mich nicht, doch kann ich, trotz aller Umſtände, für den Ausgang nicht einſtehn." —

Dieſer Brief beſtimmte den Prinzen Heinrich ſein Commando zu behalten; er folgte Soltikof, der nach Schleſien auf=

C. Preisel & C. Geyer sc.

Prinz Heinrich v. Preuſsen.

gebrochen war nach und traf zur rechten Zeit ein, um Loudon zu veranlaſſen, die Belagerung Breslau's aufzuheben. Mit kühner Entſchloſſenheit und unerſchütterlicher Ausdauer hatte der General Tauentzien dieſe, nur ſchlechtbefeſtigte Stadt gegen die wiederholten Angriffe Loudons vertheidiget. Schon machte dieſer Anſtalten zum Sturme und ließ dem Commandanten ſagen: „er werde nicht das Kind im Mutterleibe verſchonen.“ Tauentzien's kurze Antwort war: „Ich bin nicht ſchwanger und meine Soldaten ſind es, Gott ſei Dank! auch nicht.“ —

Der berühmte deutſche Philoſoph und Dichter Leſſing, welcher ſich im Dienſte des Generals Tauentzien als Secretair befand, ertheilt ihm das ehrenvollſte Zeugniß, indem er von ihm ſagt: „Und wäre der König ſo unglücklich geworden, daß er ſeine ganze Armee unter einem Baume hätte verſammeln können, ſo würde Tauentzien gewiß mit unter dieſem Baume geſtanden haben.“

Die Schlacht bei Liegnitz,

den 15. Auguſt 1760.

Drei öſtreichiſche Heere 90,000 Mann ſtark und ein ruſſiſches von 80,000 Mann ſtanden in Schleſien bereit, ſich die Hände zu reichen. Diesmal — ſo ſchwur Daun bei ſeinem vom Papſte geweihten Degen, — ſollte ihm die Potsdammer Wachtparade ſammt dem Könige nicht zum zweiten Male entgehen. Man hoffte das ganze preußiſche Heer lebendig zu fangen, ohne nur einen Schuß Pulver an daſſelbe zu wenden.

Der König ſtand mit ſeinem kleinen Heere von kaum 30,000 Mann im Lager bei Liegnitz; die Feinde hatten den 15. Aug. einen allgemeinen Angriff verabredet. Durch einen Ueberläufer wurde Friedrich von der Abſicht der Oeſtreicher unterrichtet;

ſogleich brach er vor Tages Anbruch auf; nur einige Trommelſchläger wurden in dem Lager zurückgelaſſen, während Friedrich über das Schwarzwaſſer ging und die Höhen von Pfaffenhofen beſetzte. Von hier wurde der Major v. Hundt von Zietens Huſaren auf Kundſchaft ausgeſchickt; er brachte Nachricht, daß Loudon mit ſeinem Heere ganz nahe vorbei marſchire, um den König in dem Lager von Liegnitz zu überfallen. Kaum erfuhr dies Friedrich, der auf einem Feldmantel an der Erde bei dem Wachtfeuer ſeiner Soldaten lag, als er voller Freude rief: Der Loudon wird ſich wundern, wenn er das Neſt leer findet; nun kommt, Kinder, wir wollen's ihm zeigen, wohin die Vögel ausgeflogen ſind. — Der Mond ſtand am Himmel, die Morgenröthe dämmerte noch nicht, als der König ſich unvermuthet auf die im Marſch begriffenen Oeſtreicher warf. So ſchnell ſich dieſe auch ordneten, ſo wurden ſie von Prinz Heinrichs Cuiraſſieren und dem tapfern Dragonerregimente von Krockow in Verwirrung gebracht und Zieten mit ſeinen Huſaren blieb nicht zurück. Auch diesmal hatte ſich der König mehrmals an die Spitze ſeiner Truppen geſtellt, eine Gewehrkugel hatte ihn leicht gequetſcht; ſeine Gegenwart feuerte ſelbſt diejenigen an, die in früheren Gefechten ſich läſſig gezeigt hatten. Das Infanterieregiment des Generalmajor Fürſten von Anhalt-Bernburg war bei einem Ausfalle der Beſatzung von Dresden in Unordnung gewichen. Der König beſtrafte es ſehr ſtreng; die Officiere mußten die Silbertreſſen von den Hüten, die Soldaten die Bordlitzen von den Uniformen abtrennen und die Seitengewehre abgeben. In der Schlacht von Liegnitz ertheilte der König dem Fürſten Franz Adolf von Anhalt-Bernburg Befehl, mit ſeinem Regimente vorzugehn und ſich die Litzen wieder zu verdienen. Das Regiment that diesmal Wunder der Tapferkeit, warf Loudons Infanterie und widerſtand mit ge-

fälltem Bajonette mehreren Angriffen der Reiterei. Friedrich, der Augenzeuge davon geweſen war, ritt nach der Schlacht an das Regiment heran: „das Regiment Bernburg hat ſich brav gehalten, rief der König den Leuten zu, ich bedanke mich bei den Herrn Officieren und bei den Unterofficieren und Soldaten und nun, ihr Kinder, ſollt ihr alles wiederhaben!" Das Regiment rief dem Könige ein Lebehoch! Der Flügelmann aber, der lange Fauſer, trat an den König heran, präſentirte das Gewehr und ſagte: „Ich danke Ew. Majeſtät im Namen meiner Kameraden, daß Sie uns unſer Recht zukommen laſſen. Ew. Majeſtät ſind doch nun wieder unſer gnädiger König?"

Friedrich klopfte den alten Schnurrbart gnädig auf die Schulter und ernannte ihn zum Corporal. Die Entſcheidung der Schlacht ward auf der Feldflur von Walſtatt*) ausgefochten, ein in alter und neuer Zeit berühmtes Schlachtfeld. Hier ſchlug ſich im Jahr 1241 Oktai-Chan mit ſeinen Mongoliſchen Horden und hier erfocht Blücher, der Fürſt von Walſtatt, den 26. Aug. 1813 den Sieg an der Katzbach, wo es den Franzoſen noch ſchlimmer erging, als bei Roßbach.

Die Schlacht bei Liegnitz, welche vor Tages Anbruch bei Mondenſchein um drei Uhr begann war beim Aufgang der Sonne nach ſechs Uhr bereits entſchieden. Der König führte 6000 Gefangene mit ſich fort und hatte dem Feinde 82 Kanonen und 23 Fahnen abgenommen. Sein Heer zählte 14,000 Mann, das von Loudon 32,000 Mann. Als Daun und Lacy heran kamen, war die Schlacht ſchon entſchieden. Zieten hatte den linken Flügel des Königs mit großer Geſchicklichkeit gedeckt

*) Entweder Wahlſtatt, die erwählte Stätte, oder Walſtatt d. h. Todtenſtätte, von wal, im Slaviſchen der Leichnam.

und wurde auf dem Schlachtfelde zum General der Cavallerie ernannt. „Man hätte ſagen mögen“ heißt es in dem Berichte des Königs „das Schickſal habe beſchloſſen gehabt, daß an dieſem Tage den Oeſtreichern nichts gelingen ſollte; ſogar der Wind war ihnen zuwider. Weder der Feldmarſchall Daun noch Lacy hörten den Lärm der Schlacht, welche hinter Pfaffendorf, eine halbe Meile von ihnen geliefert ward, obgleich von beiden Seiten wenigſtens 200 Kanonen feuerten.“ Nach ſo unerwartetem Glücke fand ſich auch bei dem Könige der gute Humor wieder ein. An den Marquis d'Argens ſchreibt er den 17. Aug. 1760 „Gott iſt ſtark in den Schwachen!“ wiederholte uns jedesmal der alte Bülow, ſo oft er uns Anzeige davon machte, daß die Kurprinzeſſin guter Hoffnung ſei; dieſen ſchönen Spruch wende ich auf unſere Armee an. Die Oeſtreicher, 80,000 M. ſtark wollten 35,000 Preußen einſchließen Wir haben Loudon geſchlagen und die Anderen haben uns nicht angegriffen. Das iſt ein großer Vortheil, auf den wir nicht rechnen konnten; doch Alles iſt noch lange nicht gethan, wir müſſen noch klettern, um den Gipfel des ſteilen Felſens zu erſteigen und das Werk zu krönen. Mein Rock und meine Pferde ſind verwundet, ich ſelbſt war bis jetzt unverwundbar. Niemals waren wir größeren Gefahren ausgeſetzt, niemals hat es uns fürchterlichere Anſtrengungen gekoſtet. Und was wird das Ende unſerer Arbeit ſein? Ich komme immer auf den ſchönen Vers des Lucrez zurück:

„Glücklich, wem es vergönnt, im Tempel der Weiſen zu wohnen.“

„Haben Sie Mitleid, mein lieber Marquis, mit einem armen Philoſophen, welcher auf ganz ſonderbare Weiſe aus ſeiner Sphäre geriſſen wurde und lieben Sie mich immer.“ —

Der Marquis d'Argens ſchreibt dem Könige, welchen Jubel

ſein Sieg in Berlin hervorgerufen, beſchwört ihn aber zugleich, ſich nicht allzuſehr der Gefahr auszuſetzen. Friedrich antwortet ihm (den 27. Aug. aus Hermannsdorf bei Breslau): „Sagen Sie mir nichts von Gefahren, das letzte Gefecht koſtet mich einen Rock und ein Pferd und dafür iſt der Sieg wohlfeil erkauft. — — So lange ich lebe, bin ich in keiner ſo bedenklichen Lage geweſen, wie in dieſem Feldzuge. Glauben Sie mir, noch immer gehören Wunder dazu, wenn ich alle die Schwierigkeiten überwinden ſoll, die ich vorherſehe. — Ich ſoll die Arbeiten des Herkules in einem Alter vollbringen, worin mich die Kräfte verlaſſen, meine Schwachheiten zunehmen und, aufrichtig zu reden, ſelbſt die Hoffnung, die einzige Tröſterin der Unglücklichen, anfängt zu ſchwinden. — — Ich führe hier ein kriegeriſches Karthäuſer-Leben. Ich muß viel an meine Geſchäfte denken, die übrige Zeit widme ich den Wiſſenſchaften, die mich tröſten wie jenen römiſchen Conſul, den Vater des Vaterlandes und der Beredtſamkeit. Ob ich dieſen Krieg überleben werde, weiß ich nicht, aber wenn es geſchehen ſollte, bin ich feſt entſchloſſen, den Ueberreſt meiner Tage in der Einſamkeit, im Schooße der Philoſophie und der Freundſchaft zu verleben. — Unſ're Feinde mißgönnen uns Alles, ſelbſt das Tageslicht und die Luft, die wir athmen; indeß werden ſie uns doch irgend einen Ort laſſen müſſen und wenn der ſicher iſt, wird es mir eine wahre Freude ſein, Sie bei mir zu ſehn."

Dieſer Brief wurde von den öſtreichiſchen Huſaren aufgefangen und d'Argens erhielt ihn erſt, als er durch Abſchriften und durch die öffentlichen Blätter bekannt geworden war.

Die Schlacht von Liegnitz nennt der König nur „eine leichte Schramme, ein Scharmützel, wodurch noch nichts gewonnen ſei." Die 6000 Gefangenen, die er gemacht hatte, waren für ihn nur eine Laſt, ſie mußten bewacht und ernährt werden,

41*

und wenn auch der größere Theil unter ſeine Regimenter geſteckt wurde, ſo war nur zu fürchten, daß ſie bei der erſten Gelegenheit wieder davon laufen würden.

Noch immer hielten Daun, Lacy, Loudon und das ruſſiſche Heer den König umſtellt. „Ich brate — ſchreibt er an d'Argens den 18. Sept. — an einem langſamen Feuer, ich bin wie ein Körper, dem man jeden Tag ein Glied abſchneidet. Der Himmel ſteh' uns bei! Wir haben es ſehr nöthig. Sie ſprechen immer von meiner Perſon. Sie ſollten wohl wiſſen, daß es nicht nothwendig iſt, daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Schuldigkeit thue, daß ich mich für mein Vaterland ſchlage, um es zu retten, wenn es noch möglich iſt. Einige kleine Erfolge hab' ich gehabt und es könnte von mir heißen: „Maximus in minimis et minimus in maximis“ (im Kleinen der Größte, im Großen der Kleinſte). Sie haben keine Vorſtellungen von unſern Beſchwerden. Dieſer Feldzug iſt ärger, als alle vorhergehenden; zuweilen weiß ich nicht, welchen Heiligen ich noch anrufen ſoll. Meine Heiterkeit und meine gute Laune ſind mit den geliebten und edlen Menſchen zu Grabe getragen worden, an die mein Herz gefeſſelt war.“

Ein Corps von 20,000 Ruſſen war unter Czernjſchew und Tottleben den 20. Sept. bei Beuthen auf das linke Oderufer gegangen und hatte die Richtung nach der Mark Brandenburg genommen; das große ruſſiſche Heer unter dem Grafen Fermor näherte ſich ebenfalls der Oder und ein öſtreichiſches Heer unter Lacy war aus Schleſien nach der Mark aufgebrochen. Der König hoffte den Ueberfall, mit welchem Berlin bedroht wurde, noch abwehren zu können; er ſchreibt den 7. Oct. aus dem Lager bei Dittmansdorf an den Marquis d'Argens: „Gotzkowsky hat mir ſo eben Ihren Brief überbracht. Fürchten

Sie nichts für meine gute Stadt Berlin; man hat für Alles geſorgt und die Bürgerſchaft ſoll in nichts beläſtiget werden. Ich wünſchte, daß man wichtigere Dinge, die mich beunruhigen, eben ſo gut beendigen könnte." In Beziehung auf eine dem König zugegangene Nachricht von einer Friedensvermittelung in Stockholm ſchreibt der König in demſelben Briefe: „Hat Dümoulin in Schweden gelogen, behalten wir Krieg, ſo werde ich mich an der Spitze meiner Schuhputzer, meiner Schornſteinfegerjungen und meines Lumpenpacks von Freibataillonisten wie ein Ritter von der Tafelrunde ſchlagen; werden wir aber Frieden haben, dann werde ich auf meinen Degen ſchreiben: „Du ſollſt nicht tödten!" und ich werde wie Cincinnatus zu meinem Pfluge zurückkehren. Geſtehen Sie, Marquis, daß ein Bißchen Gelehrſamkeit und ein Paar Brocken Latein den Styl recht artig ausſchmücken. Ein Ignorant wird ganz aufgeblaſen vor Vergnügen, wenn er ſich ein gelehrtes Anſehen geben kann. Bin ich einmal ſo glücklich, eine lateiniſche Stelle zu erſchnappen, ſogleich vergleiche ich meine Briefe mit denen von Algarotti und thue mir nicht wenig darauf zu Gute."

Der König nahm ſeinen Marſch über Bunzelwitz, Jauer, Sagan, Guben. Als er den 15. Oct. in Groß-Muckro ankam, erhielt er die Nachricht, daß Berlin am 8. Oct. capitulirt und der General Tottleben ſeinen Einzug daſelbſt gehalten habe.

Schon am 3. Oct. war Tottleben vor Berlin erſchienen und hatte einige Granaten in die Stadt werfen laſſen. Die Beſatzung beſtand nur aus zwei Garniſonbataillons und einiger Landmiliz. Der, noch immer von ſeiner Verwundung bei Kunersdorf nicht hergeſtellte General Seidlitz, der alte Feldmarſchall Lehwald und General Knobloch, der eben-

falls verwundet war, ſtellten ſich an die Spitze der Truppen und hielten den erſten Anlauf ab. Unterdeſſen traf der Prinz von Würtemberg mit einigen Regimentern aus der Ukermark ein und Tottleben wurde genöthiget, ſich nach Köpenik zurückzuziehen. Als er aber den 7. Oct., verſtärkt durch ein ruſſiſches Corps unter Czernjſchew und ein öſtreichiſches unter Lacy, an mehreren Punkten die unbefeſtigte Stadt mit Sturm zu nehmen drohte, ſchloß der Commandant, General v. Rochow, den 8. Oct. früh 4 Uhr eine Capitulation mit dem General Tottleben ab, nach welcher die Garniſon, ſo wie alle anweſende Miltärperſonen, kriegsgefangen, alle Kriegsvorräthe und alles Eigenthum des Staats zur Dispoſition des ruſſiſchen Generals geſtellt wurden. Die zur Vertheidigung von dem General Prinzen von Würtemberg und General Hülſen herbeigeführten Truppen zogen ſich unangefochten zurück. Tottleben forderte, nachdem er die Stadt mit ſeinen Truppen beſetzt hatte, vier Millionen Thaler Contribution; begnügte ſich indeſſen mit 1,500,000 Thlr. Brandſchatzung und 200,000 Thlr. Douceurgeldern. Tottleben, ein geb. Thüringer, hatte früher in preußiſchen Dienſten geſtanden und ein Sohn von ihm diente noch als Frei-Corporal bei einem preußiſchen Regimente.

In Nr. 118. der Spener'ſchen Zeitung vom Jahre 1759 war Folgendes mitgetheilt worden: „Aus Pommern und der Neumark laufen poſttäglich betrübte Nachrichten von den Exceſſen ein, welche ein gewiſſer Lieutenant v. Brücken mit ein paar hundert Koſacken anrichtet. Er giebt vor, von dem General Tottleben, dem bekannten Avanturier, der, nachdem er ſo viele unverdiente Gnade von Se. Königl. Majeſtät genoſſen, nunmehr zu Dero Feinden übergegangen und ſich durch die Verwüſtung Ihrer Länder hervorthut, beordert zu ſein, Pommern und die Neumark unter Contribution zu

ſetzen.“ Tottleben, dem dieſes zu Geſicht gekommen war, ließ die Zeitungsſchreiber Krauſe und Kretſchmer auf die Hauptwache bringen und verurtheilte ſie zum Spießruthenlaufen. Am 12. Oct. wurden die Unglücklichen nach dem neuen Markte geführt, wo ein ruſſiſches Bataillon ſchon die Gaſſe gebildet hatte. Der Redacteur Krauſe, ein Greis von achtundſechszig Jahren, warf ſich, als man ihn ſchon entkleidet hatte, auf die Knie nieder, nahm ſeine Perrücke ab und zeigte den Soldaten ſeinen kahlen, nur mit einigen dünnen Schneeflocken des Alters bedeckten Scheitel. Der commandirende Officier nahm Anſtand, die Strafe vollziehen zu laſſen; er that Fürſprache bei dem General und beiden Zeitungsſchreibern wurde die Strafe erlaſſen.

Tottleben ließ ferner alle Flugſchriften, in welchen von ihm die Rede war, bei den Buchhändlern wegnehmen, ebenſo die Schriften des Profeſſor Juſti gegen einige öſtreichiſch geſinnte Schriftſteller, auch die Bauerngeſpräche, die Denkwürdigkeiten des Grafen Brühl, mit einem Worte alle gegen die beiden Kaiſerhöfe während des Krieges erſchienene Schriften und ließ ſie alle auf dem neuen Markte durch Henkers Hand verbrennen. Die Bürger mußten alle ihre Gewehre zuſammenbringen, welche vernichtet und in die Spree geworfen wurden. Als Bürgen für die Contribution nahm er Commis vom Splittgerberſchen und Wegeliſchen Comptoir mit.

„Bei dem Abzuge des Feindes — heißt es in einem Berichte des Miniſters Grafen von Podewils — fielen einige Unordnungen vor; kleine Trupps drangen unter Anführung von berliner Straßenjungen (unſterbliche Raçe!) in die Häuſer zum Plündern ein; aber die Bürger thaten ſich zuſammen und vertheidigten ihren Heerd. Ruſſiſche Officiere kamen dazu und ermunterten ſie, alle diejenigen von ihren Soldaten todt zu

ſchlagen, die ſich nach ihrem Abzuge finden würden. Ein 16 jähriger Bube, als ſchwarzer Huſar gekleidet, führte Dragoner in eine Kirche und fing an zu plündern und den Leuten, welche dem Gottesdienſte beiwohnten, die Börſen abzufordern. Die Dragoner hatten vor der Unthat Scheu; ſtatt zu plündern fingen ſie an zu beten, dann faßten ſie den Schelm, prügelten ihn tüchtig ab und übergaben ihn dann dem Officier auf der Wache am Platze des Markgrafen Karl, der ihn bis auf das Blut peitſchen ließ und dann dem Volke preisgab, welches ihn mit Knütteln und Steinen tödtete!"

Die gute Mannszucht, welche der ruſſiſche Stadt-Commandant, Brigadier Hoffmann, hielt, wird beſonders gerühmt; dagegen hauſten die Oeſtreicher und ein ſächſiſches Regiment des Grafen Brühl, welches bei Pirna das Gewehr geſtreckt, hernach aus preußiſchem Dienſte zu den Oeſtreichern übergegangen war, ſehr arg auf den Königlichen Schlöſſern, namentlich in Charlottenburg, wo ſie die Tapeten und Gemälde zerriſſen und die Marmorſtatuen zerſchlugen.

Da nicht ſo viel baares Geld vorhanden war, als die Contribution betrug, begnügte Tottleben ſich, außer den Doceurgeldern, mit einem Drittel Baarzahlung und nahm zwei Drittel in Wechſeln, von den angeſehenſten Häuſern ausgeſtellt, in zwei Monaten fällig, an. Die Nachricht von der Annäherung des Königs verſcheuchte die Feinde, die ſich ſchon den 12. Oct. wieder entfernten.

Der Marquis d'Argens erſtattet dem Könige in einem Briefe vom 19. Oct. einen ausführlichen Bericht über die Anweſenheit der Feinde. Am Schluß deſſelben ſchreibt er: „Bevor ich dieſen Brief ſchließe, muß ich der ganzen Stadt Berlin Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Während der Belagerung und nach der Uebergabe hörte ich die Bürger, das gemeine

Volk und den Adel ausrufen: was wird unſer lieber und guter König ſagen! In der That hörte ich nicht einen einzigen ſich über ſein eigenes Schickſal beklagen, der allgemeine Gegenſtand blieb immer: der gute, liebe König. Erhalten Sie ſich ja, Sire, für ſo brave Leute, wie Ihre Unterthanen ſind. — Möchte doch ein ehrenvoller Friede die öffentlichen Unruhen endigen und uns unſern lieben, guten König nach Berlin zurückführen."

Auch von den Behörden waren dem Könige über das patriotiſche Benehmen der Bürger von Berlin ehrenvolle Zeugniſſe zugegangen und er erließ an die kurmärkiſche Kammer aus Lübben den 18. Oct. folgendes Reſcript: „Die kläglichen und betrübten Umſtände, welche Se. Königl. Majeſtät Dero kurmärkiſche Kammer unter dem 14. d. bei Gelegenheit der, die dortigen Reſidenzien und umliegendes Land betroffenen ruſſiſchen und öſtreichiſchen Invaſion gemeldet hat, haben Höchſtdenſelben nicht anders als Höchſt leid thun und Dero landesväterliches Mitleiden bewegen können. Höchſtdieſelben werden inzwiſchen alles auf der Welt Mögliche thun, ſowohl das Ruinirte herſtellen zu laſſen, als Dero unglückliche Unterthanen zu tröſten und wiederum zu helfen. Sie erwarten deßhalb nur die, von der Kammer bereits geforderten, Anſchläge von dem Allernothwendigſten und verlangen ſonſten von Dero getreuen Unterthanen, Höchſtdenſelben die erforderliche Zeit zu laſſen, daß Se. Königl. Majeſtät ſich deßhalb nur beſinnen und die nöthigen Arrangements treffen können, denn in dem jetzigen erſten Augenblick Dieſelben mit Dero unumgänglichen Kriegsoperationen ſo viel zu thun haben, daß Sie ſofort mit anderen nicht, ſo zu ſagen, aus dem Stegreiſe, alles disponiren können. Indeſſen Sie hiernächſt als ein rechtſchaffener und treuer Landesvater alles Deroſelben auf der Welt

nur Mögliche thun werden, was zur Erleichterung Dero getreuen, durch dieſe Invaſion betrübten und verunglückten Unterthanen geſchehen kann."

Anfänglich wollte der König durch eine öffentliche Erklärung die, von den berliner Banquiers ausgeſtellten Wechſel für ungültig erklären; als indeſſen dieſe Maßregel von den Wechslern ſelbſt widerrathen wurde, übernahm der König die Wiederherſtellung der geſammten Contribution. Da ihm jedoch daran lag, daß hierüber ein tiefes Stillſchweigen bewahrt werde, ſo daß ſogar das Finanz-Directorium und die Miniſter nichts davon erfahren ſollten, beauftragte er unter der gewiſſenhafteſten Verpflichtung, Niemand etwas zu ſagen, den Geheimenrath Kircheiſen in Berlin mit dem Abſchluſſe dieſes Geſchäftes.

Erſt vor Kurzem wurde in dem ſtädtiſchen Archiv in Berlin das Aktenſtück entſiegelt, in welchem ſich die, auf dieſe Contribution bezüglichen Cabinetsſchreiben des Königs befinden. Daß eine Handlung ſo freigebiger Großmuth und Sorge für ſeine Hauptſtadt der Geſchichte bisher verborgen blieb und von dem Könige, ſelbſt in ſpäterer Zeit noch, verſchwiegen wurde, gehört wohl zu den großartigſten Zügen fürſtlicher Beſcheidenheit. Das wichtigſte Schreiben aus jenen Verhandlungen iſt folgendes an den Geh. Rath Kircheiſen vom 7. April 1761:

Hochgelehrter Rath, Lieber Getreuer!

Ich ſehe aus allen Umſtänden, daß die Sache wegen der, an die Ruſſen zu bezahlenden Contribution von Berlin von allen denen, die bisher damit zu thun gehabt, ganz unrecht genommen und deßhalb gegen Meine Intention verkehrt ange-

griffen worden. Ich declarire daher gegen Euch, mit Einbindung des höchſten Secrets, wovor Ihr Mir mit Euerer Ehre und Leben repondiren ſollt, daß Ich nicht haben will, daß die Einwohner der Stadt das Geringſte zu dieſer Contribution geben, noch daß einige Anlage auf ſie deßhalb gemacht werden ſoll, als welches gewiß verurſachen würde, daß ein beträchtlicher Theil der jetzigen Einwohner ſich von da wegbegeben dürfte, ſondern daß Ich vielmehr dieſe zwei Millionen auf Mich nehmen und ſolche ſelbſt bezahlen will. Ich habe es auch vorhin ſchon dem Geheimerath Köppen bekannt gemacht und ihm bereits dermalen aufgegeben, daß er die erſte Million deßhalb ſogleich, die zweite aber im bevorſtehenden Monat Mai auszahlen ſoll, welche Ordres Ich ihm jetzt ſchriftlich wiederhole. Wie Ihr aber ſelbſt ſo vernünftig ſein und begreifen werdet, daß bei jetzigen fortwährenden Kriegszeiten alles deßhalb mit dem allergrößten Geheimniß ſo tractiret und alle mögliche praecaution dergeſtalt genommen werden müſſe, damit kein Menſch erfahre noch einmal eigentlich penetriren könne, daß Ich es ſei, der dieſe Gelder bezahlen laſſe, ſondern daß vielmehr jedermann glauben und persuadiret ſein müſſe, daß die Stadt Berlin mit Meiner Genehmigung das Geld dazu auswärtig negotiiren müſſen: ſo befehle ich auch, daß Ihr auf die wahrſcheinlichſte und eine imponirende Art ausbringen ſollt, daß die Stadt auf Meine Ordres das Capital in England oder Holland negotiiren müſſen und daß inzwiſchen ſchon ſolche mesures genommen worden, damit die Interessen davon aus einigen oſtfrieſiſchen Revenues bezahlt würden. Es iſt deßhalb auch Meiner Ordre an den Köppen beigefügt worden, daß er das Geld nicht directement von Magdeburg nach Berlin ſchicken, oder assigniren ſoll, ſondern daß Ihr ihm deßhalb gewiſſe Kaufleute von daher adressiren wür-

det. Ihr ſollt daher einige ganz wenige derer ſicherſten und verſchwiegenſten dortigen Kaufleute dazu nehmen und ſolche zuvörderſt nochmals wegen des Secrets auf den, von ihnen vorher ſchon abgelegten Eid verweiſen, ſodann aber mit ihnen concertiren, daß ſie ſich wegen der Gelder mit dem Köppen dahin verſtehen müſſen, um ſolche durch Umſchläge und in aller Stille von ihm zu empfangen und dann ſolche an ihre destination zu trassiren, damit es das Anſehn haben müßte, als ob ſolche aus England oder Holland gekommen wären. Alles Vorſtehende müſſet Ihr demnach mit vieler Vernunft und Vorſichtigkeit einrichten und nach Meiner intention ausführen, geſtalt Ich Mich deßhalb und wegen des unverbrüchlichen Secrets lediglich an Euch halten werde. Damit aber auch nicht das General-Directorium, ſo von dieſer ganzen Sache nichts wiſſen oder erfahren ſoll, Euch darunter einige Hinderung nach Umbſtänden machen möge, So befehle Ich demſelben durch eine expresse ordre, daß ſich ſolches nicht im allerwenigſten von der ganzen Ruſſiſchen Contributions-Sache der Stadt Berlin meliren, noch einige Auflage deßhalb machen, oder ſich ſonſt damit befangen ſoll, wofern es nicht dazu eine expresse ordre von Mir unterſchrieben zuvörderſt erhalten werde. Ich bin Euer gnädiger König

Friedrich."

Nach den uns vorliegenden Akten wurde jedoch dieſe Angelegenheit nicht ſo raſch abgemacht, als es der Wunſch des Königs war; das ganze Geſchäft ſcheint erſt zu Ende des Jahres 1764 abgewickelt worden zu ſein, wie aus nachſtehendem Cabinets-Schreiben „An den Magiſtrat zu Berlin, Berlin den 31. Dec. 1764" erhellt. „Se. Königl. Majeſtät in Preußen, unſer allergnädigſter König und Herr, erinnern al-

lergnädigſt Dero treuen Magiſtrat der hieſigen Reſidenzien bei Gelegenheit deſſen, an Höchſt Se. Königl. Majeſtät unter dem 29. dieſes erlaſſenen allerunterthänigſten Dankſagungs-Schreibens, betreffend die Amortiſirung des Reſtes der Ruſſiſchen Contribution, daß derſelbe von nun an die hieſigen Stadtſachen in Ordnung erhalten und zu dem Ende die Professionaires überhaupt und in specie die Bäcker und Schlächter in nöthige Ehrfurcht und willigen Gehorſam ſetzen, auch hiernächſt nicht zugeben ſolle, daß da nunmehro die Quartiere immer benöthigter werden, ein Menſch oder Familie ein Haus, worinnen vier oder mehre Familien gewohnt, oder wohnen können, allein nützen und bewohnen dürfe.

Friedrich."

Vierzehntes Capitel.

Der König eilt nach Sachſen. — „Nie wird dieſe Hand einen entehrenden Frieden unterzeichnen." — Die Schlacht bei Torgau. — Der König mitten im Kugelregen. — „Die Kanonen ſchießen uns heute das Wort vom Munde weg." — „Ich bin todt." — Nachtquartier in der Kirche. — Die Weißröcke und Blauröcke am Wachtfeuer. — Winterquartier in Leipzig. — Friedrich füttert ſeine Hunde. — Biche rettet ihn durch ihr Schweigen. — Gellert bei dem Könige. — Die Erzählung von der Violine. — v. der Heyde und Werner in und bei Colberg. — Der Cornet Blücher. — Ferdinand von Braunſchweig.

Sobald der König Berlin von den Feinden befreit wußte, eilte er nach Sachſen, um die Reichsarmee, welche Leipzig, Torgau und Wittenberg eingenommen hatte, zu vertreiben und ſeinen Truppen die Winterquartiere zu ſichern. Er kam den 22. Oct. in Jeſſen an, verjagte die Reichsvölker aus Wittenberg und rückte den 31. Oct. in Leipzig ein. Daun war mit ſeinem ganzen Heere dem Könige gefolgt und Lacy hatte ſich dieſem angeſchloſſen. Der König befand ſich wiederum in einer höchſt bedenklichen Lage, die Reichsarmee und die vereinigten öſtreichiſchen Heere hielten ihn an der Elbe feſt, die Ruſſen konnten unaufgehalten nach Berlin marſchiren. Die beſorgten Freunde in der Nähe und Ferne beſtürmten den König,

den Krieg nicht länger fortzuſetzen und ſich auf irgend eine Weiſe mit Oeſtreich und Rußland zu vergleichen zu ſuchen. Da antwortet Friedrich dem Marquis d'Argens den 28. Oct. 1760: „Nie werde ich den Augenblick ſehen, der mich nöthiget, einen nachtheiligen Frieden zu ſchließen; keine Ueberredung, keine Beredtſamkeit werden mich dahin bringen, meine Schande zu unterzeichnen. Entweder werde ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder ich werde, ſollte dieſer Troſt dem Schickſale, das mich verfolgt, noch zu ſüß ſcheinen, mein Unglück zu endigen wiſſen, wenn es ſich nicht mehr ertragen läßt. Immer handelte ich meiner inneren Ueberzeugung und jenem Gefühle der Ehre gemäß, die alle meine Schritte leiten; mein Betragen wird alle Zeit mit dieſen Grundſätzen übereinſtimmen. Nachdem ich meine Jugend meinem Vater, die reiferen Jahre meinem Vaterlande aufgeopfert, glaube ich das Recht erworben zu haben, über mein Alter verfügen zu können. Ich habe es Ihnen geſagt und ich wiederhole es Ihnen: Nie wird meine Hand einen entehrenden Frieden unterzeichnen. Ich bin feſt entſchloſſen, in dieſem Feldzuge Alles zu wagen und die verzweifeltſten Dinge zu verſuchen, um zu ſiegen, oder ein ehrenvolles Ende zu finden. — — Seit Erſchaffung der Welt zählen wir, glaube ich, fünftauſend Jahre. Dieſe ganze Zeit hindurch hat das Stückchen Brandenburgiſches Land exiſtirt, bevor ich auf der Welt war; es wird ebenſo nach meinem Tode fortbeſtehn. Die Staaten erhalten ſich durch die Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts und ſo lange man noch an der Vermehrung der Weſen mit Vergnügen arbeitet, wird die Maſſe durch Miniſter oder Fürſten regiert werden. Das läuft ziemlich auf Eins hinaus: ein wenig mehr Thorheit, ein wenig mehr Weisheit, der Unterſchied iſt ſo gering, daß die

Volksmaſſe ihn kaum bemerkt. Wiederholen Sie mir alſo, lieber Marquis, das alte Geſchwätz der Höflinge nicht länger, bilden Sie ſich nicht ein, daß die Vorurtheile der Eigenliebe und Eitelkeit mich blenden, oder mich auch nur im Geringſten zur Aenderung meiner Geſinnung veranlaſſen könnten. Nicht eine Handlung der Schwäche iſt es, ſein unglückliches Leben zu enden; es iſt eine überdachte Klugheit, die uns überzeugt, daß der Zuſtand, in welchem uns Niemand ſchaden und nichts unſere Ruhe ſtören kann, der glücklichſte für uns iſt.

„Wenn Alles uns verläßt in hoffnungsloſer Noth,
Dann wird das Leben Schmach und eine Pflicht der Tod!"

Weiter habe ich nichts hinzuzufügen. Ihrer Neugierde melde ich, daß wir vorgeſtern über die Elbe gegangen ſind und morgen auf Leipzig marſchiren, wo ich den 31. einzutreffen gedenke, wo ich hoffe, daß wir uns ſchlagen werden, und von wo Sie Neuigkeiten wie die Umſtände ſie bringen werden, erhalten können." —

Die Schlacht von Torgau,
den 3. Nov. 1760.

Der Feldmarſchall Daun war dem Könige nach der Elbe gefolgt und hatte den 1. Nov. in der Nähe von Torgau auf den Süptitzer Höhen auf dem linken Elbufer, Torgau in ſeinem Rücken, mit ſeinem 64,000 Mann ſtarken Heere ein gutgewähltes Lager bezogen. Der König verſammelte am 2. Nov. ſeine Generale bei ſich, um ihnen die Anordnung der Schlacht mitzutheilen. „Ich verlange, ſagte er, keines Einzigen Meinung, ſondern will Ihnen nur ſagen, daß Daun morgen angegriffen werden ſoll. Er ſteht zwar in einem guten

Poſten, allein wenn man ihn ſchlägt, wird ſeine Armee nach meiner Dispoſition entweder in die Elbe geſprengt, oder gefangen und dadurch der Krieg, deſſen jedermann überdrüſſig iſt, geendiget werden.“ Dem General Zieten übergab der König ein beſonderes Corps von 21 Bataillons und 54 Schwadronen, mit welchem er auf der Eilenburger Straße vorgehen und den Feind in den Rücken fallen ſollte.

Der König brach den 3. Nov. des Morgens nach 6 Uhr auf. Zieten traf zuerſt auf ein feindliches Corps unter Lacy, welcher hinter einem großen Teiche in feſter Stellung ihn erwartete. Der preußiſche General ſuchte ihn durch ein heftiges Kanonenfeuer zu vertreiben. Dieß machte Friedrich glauben, daß auf jenem Punkte der Angriff ernſtlich begonnen hätte, weßhalb er ſein erſtes Treffen ebenfalls gegen die Süptitzer Höhen vorgehen ließ. Die erſten zehn Grenadierbataillons wurden von den öſtreichiſchen Kartätſchen ſo mörderiſch empfangen, daß ſie zurückwichen. Der König ſelbſt ſetzte ſich an die Spitze einer neuen Colonne und führte ſie gegen die feindliche Batterien. „Sie ſchießen uns heute das Wort vom Munde weg,“ ſagte er zu dem General von Syburg, „es iſt ein wahres Pelotonfeuer von Kanonen; hat Er jemals eine ſtärkere Kanonade gehört?“ Als der König eine Abtheilung Grenadiere durch das Gehölz nach den Süptitzer Höhen führte, fielen zur Rechten und Linken zerſchmetterte Baumſtämme und Aeſte herab. Indeſſen gewann der König doch das freie Feld; allein hier wurde er von einem ſehr lebhaften Kleingewehrfeuer empfangen. Zwei Pferde waren ihm bereits unter dem Leibe erſchoſſen worden, er ließ ſich das dritte bringen, ſein Muth und ſeine Worte trieben Officiere und Soldaten zu ungewöhnlicher Anſtrengung an; den Brigaden Ramin und Gablenz gelang es bis auf die Süptitzer Anhöhen vorzudringen. Da wurde der König von

einer Musketenkugel ſo hart getroffen, daß er mit dem Ausrufe: „Ich bin todt!“ vom Pferde ſank. Der Hauptmann von Berenhorſt eilte ſchnell genug herbei, um den König zu unterſtützen. Er erholte ſich bald wieder; die Kugel war durch den Pelz, den Mantel, Rock und Weſte gedrungen und hatte nur durch einen heftigen Schlag gegen die Bruſt dem Könige auf einige Augenblicke die Beſinnung geraubt. Er war unwillig, daß man ſein Pferd umgelenkt hatte; kaum daß er die Zügel wieder gefaßt, wendete er es auch wieder gegen den Feind. Eine dritte Angriffs-Colonne ließ er vorrücken; auch dieſer gelang es nicht, die Batterieen zu nehmen, dem Könige wurde der Tod des Oberſtlieutenants Grafen von Anhalt gemeldet. „Alles geht heute ſchlecht, ſagte er mit finſtrer Stirn zu ſeinem Adjutanten, meine Freunde verlaſſen mich!“ Die öſtreichiſche Cavallerie drang jetzt in die Reihen des preußiſchen Fußvolkes und machte ſchon viele Gefangene, und die preußiſche Cavallerie, die einige glückliche Angriffe gemacht hatte, wurde durch die feindlichen Geſchütze gezwungen, auf Neiden zurückzugehen. Friedrich befahl, als es Abend geworden war, dem General Hülſen, die Regimenter zu ſammeln und noch abzuwarten, was Zieten thun werde. „Der Feind ſagte er, hat gleichfalls ſehr gelitten und wird es nicht wagen, ſeine Stellung zu behaupten. Zieht er ſich in der Nacht über Torgau zurück, ſo iſt die Schlacht dennoch für uns gewonnen.“ Das Feuer war eingeſtellt, Friedrich ritt nach dem nahen Dorfe Elsnig, wo er auf den Stufen des Altars ſein Nachtquartier nahm. Auch der Ober-Feldherr der Oeſtreicher, Feldmarſchall Daun, welcher durch eine Flintenkugel am Beine verwundet war, verließ das Schlachtfeld und ließ ſich nach Torgau bringen.

Die Feinde zogen ſich ſchon in das engere Nachtlager auf

den Süptitzer Höhen zurück, da kommt der alte Zieten aus dem Buſche hervor, um ihnen eine unruhige Nacht zu wünſchen. Vier Bataillons unter dem General Tettenborn nehmen das Dorf Süptitz, welches, in Flammen aufgehend, als leuchtende Fackel die Stellung der Oeſtreicher verrieth. General Saldern führte ſeine Brigade über den Schaafdamm zwiſchen den Teichen hindurch und griff die Höhen an. Kaum wurde General Hülſen dies gewahr, ſo brach auch er noch einmal von dem Lagerfeuer wieder auf und unterſtützte mit vier Bataillons Grenadiere Salderns Angriff ſo gut, daß die Preußen um 9 Uhr Herren des Schlachtfeldes waren. Der Major v. Leſtwitz und der Oberſtlieutenant v. Möllendorf entſchieden den Tag. Der König erhielt in der Kirche zu Elsnig die Meldung von dem glücklichen Ausgange der Schlacht. Er ertheilte ſogleich Befehle, um den Feinden den Uebergang über die Elbe zu verwehren, allein ſie erreichten Torgau und die Brücke in der Nacht. Am anderen Morgen nahm Daun ſeinen Marſch auf dem rechten Elbufer nach Dresden. „Nach der Schlacht" erzählt der König in ſeinem Berichte „waren die Kaiſerlichen und die Preußen in den Weinbergen bei Süptitz einander ſo nahe, daß eine Menge Officiere und Soldaten von beiden Theilen, welche ſich in der Dunkelheit verirrten, zu Gefangenen gemacht wurden, obſchon Alles vorüber, ruhig und in Ordnung war. Als der König ſich in das Dorf Neiden begeben wollte, theils um Befehle in Beziehung auf die gewonnene Schlacht zu geben, theils, um ſeinen Sieg im Brandenburgiſchen und in Schleſien bekannt zu machen, hörte er ſelbſt nah bei der Armee das Geräuſch eines Wagens. Man fragte nach dem Loſungswort; es waren Oeſtreicher. Die Bedeckung des Königs griff ſie an und bekam ein ganzes Bataillon Panduren mit 2 Kanonen, welches ſich in der Dunkelheit der Nacht verirrt hatte,

gefangen. Hundert Schritt davon ſtieß er auf einen Trupp Reiter, welche auf das Wort: Wer da? „Kaiſerliche Karabiniers“ antworteten. Die Bedeckung des Königs griff ſie an und zerſtreute ſie in den Wald. Der ganze Wald, durch welchen die preußiſche Armee vor der Schlacht gegangen war und an deſſen Seite der König jetzt hin marſchirte, war voller Wachtfeuer. Man ſchickte Huſaren ab, um Erkundigung einzuziehen. Sie kamen mit der Meldung zurück: an den Feuern ſitzen Blauröcke und Weißröcke beiſammen. Da der König genauere Nachricht zu haben wünſchte, ſchickte er einige Officiere ab und nun erfuhr man einen ſo ſeltſamen Vorfall, daß ich zweifle, ob es ähnliche Beiſpiele in der Geſchichte giebt. Es waren Soldaten von beiden Armeen, welche in dieſem Walde ihre Zuflucht geſucht und einen Waffenſtillſtand unter ſich geſchloſſen hatten. Beide Parteien wollten nehmlich hier abwarten, wie das Schickſal über die Preußen und über die Kaiſerlichen entſcheiden würde und waren es von beiden Seiten zufrieden, dieſer Entſcheidung zu folgen und ſich den Siegern zu ergeben. Der König giebt ſeinen eigenen Verluſt auf 13,000 Mann an Todten, Gefangenen und Verwundeten an; den der Kaiſerlichen auf 20,000 Mann, von denen 8000 Mann und 4 Generale zu Gefangenen gemacht wurden. Die Preußen eroberten 50 Kanonen und 27 Fahnen. Die Stadt Torgau ergab ſich am folgenden Tage dem General Hülſen.

Nach allen Seiten hin wurden Siegesboten geſchickt. An den Generallieutenant von Tauentzien in Breslau ſchrieb der König aus Torgau den 5. Nov. „Da ich ehegeſtern hier bei Torgau die große öſtreichiſche Armee unter den Daun und Lacy attaquiret und Gott lob! völlig geſchlagen, auch aus den von ihnen allezeit vor inattacable gehaltenen Poſten dergeſtalt getrieben habe, daß der größeſte Theil davon ſich über die

von ihnen hier geſchlagenen 3 Brücken über die Elbe gegen Dresden mit großen Verluſt retiriren müſſen; So iſt Mein Wille, daß Ihr deshalb zu Breslau ein ſolennes Te Deum mit Löſung derer Canons von der Feſtung und des kleinen Gewehrs von der Garniſon celebriren laſſen, auch nach Brieg und wo möglich nach Schweidnitz die Nachricht davon geben ſollt, damit dorten ein Gleiches geſchehen müſſe. Das detail von denen Umſtänden dieſer Bataille kann Ich Euch noch nicht ſchreiben, davon Ich Euch jedoch nächſtens eine umſtändliche Relation zuſenden werde." Ich bin ꝛc.

(Eigenhändig)

Dießes hat der Herr Lucque (Lucas) nicht Profetzeiet.

Seinem Freunde d'Argens ſchreibt der König an demſelben Tage (Torgau den 5. Nov.): „Wir haben die Oeſtreicher geſchlagen, ſie und wir haben ungeheuer viel Menſchen verloren. Dieſer Sieg wird uns für den Winter einige Ruhe verſchaffen; das iſt aber auch alles. Mit dem künftigen Jahre müſſen wir wieder von vorn anfangen."

Ausführlicher ſchreibt er ihm vom 10. Nov. aus Meißen: „Meine Contuſion war nicht gefährlich. Die Kugel hatte einen Theil ihrer Kraft verloren, weil ſie einen dichten Pelz und eine ſammetne Uniform, die ich trug, durchdringen mußte; ſo konnte das Bruſtbein ihrer Gewalt widerſtehen *). Indeſſen verſichre ich Sie, daß ich daran am wenigſten dachte, da Sieg oder Tod mein einziger Gedanke war. Ich habe die Oeſtreicher bis an die Thore von Dresden getrieben. — Mitten unter ſo vielen Widerwärtigkeiten habe ich keinen Beiſtand, als meine

*) Dieſe Kugel wird auf der königl. Kunſtkammer in Berlin verwahrt.

Philoſophie; ſie iſt ein Stab, auf den ich mich ſtütze und mein einziger Troſt in dieſen Zeiten der Unruhe und Umwälzung. Sie ſehen, mein lieber Marquis, daß mein Glück mich nicht aufbläht; ich ſage Ihnen genau, wie es mit uns ſteht; die Welt denkt vielleicht anders und läßt ſich von dem Glanze blenden, welchen ein Sieg von ſich ſtrahlt.

„Beneidet ſind wir in der Ferne,
„Hier aber ſeufzen wir."

Wie ich es auch anfange, ich erliege unter der Menge meiner Feinde. Dies eben iſt mein Misgeſchick, dies die eigentliche Urſache der vielen Unglücksfälle, die ich nicht vermeiden konnte. Mit einem Worte, ich ſehe ſo ſchwarz, als ob ich tief im Grabe läg! —

(Aus Wittenberg den 24. Nov. 1760.)

— — „Das Ende meiner Tage wird mir vergiftet und der Abend meines Lebens iſt eben ſo traurig, wie meine Morgenröthe. — Was ich auch thun werde, ich ſehe voraus, daß ich bei der Menge meiner Feinde, wenn ich auf der einen Seite auch widerſtehe, auf der anderen unterliegen werde. Ich habe weder Unterſtützung, noch Diverſionen, noch Frieden, kurz, nichts in der Welt zu hoffen. Sie werden alſo geſtehen, daß ein weiſer Mann, nachdem er eine gewiſſe Zeit gegen das Unglück gekämpft hat, ſich ſeinem Unſtern nicht hartnäckig entgegenſtellen muß und daß es für die Muthigen kürzere und ruhmvollere Mittel giebt, ſich aus der Noth zu befreien."

Als der König endlich mit Sicherheit auf ungeſtörte Winterquartiere in Sachſen rechnen durfte, ladet er den Marquis d'Argens zu ſich nach Leipzig ein und dieſer, obwohl leidend, trat die beſchwerliche Reiſe ſogleich an. Nach allem, was der König

ihm geſchrieben, mußte der Marquis glauben, ihn vergraben in Geſchäften, philoſophiſchen Abhandlungen und poetiſchen Arbeiten zu finden, allein er fand den großen König auf der Diele des Zimmers ſitzen, vor ſich eine Schüſſel mit Frikaſſée und drei Windſpiele darum, welche er fütterte und mit einem Stöckchen in der Hand dafür ſorgte, daß ſein Liebling, die treue Biche, nicht zu kurz kam. Dieſes Hündchen hatte ihm in dieſem Feldzuge einen Beweis von ſeltener Klugheit gegeben. Als er in Schleſien mit einem Adjutanten über die Linie der Vorpoſten hinaus auf einem Fußwege im Walde eine Recognoscirung machte, hörte er ganz nahe Hufſchlag von Pferden, es war eine feindliche Huſarenpatrouille und der König hatte kaum Zeit ſich unter eine hölzerne Brücke zu retiriren. Biche, ſonſt nur zu vorlaut, wenn ſich irgend etwas Fremdes in der Nähe des Königs regte, ſchien diesmal an der bedenklichen Miene des Königs und an dem drohend aufgehobenen Finger zu merken, daß die Klugheit zu ſchweigen gebiete. Sie ſchwieg, die Huſaren ritten vorüber und der König entging glücklich der nahen Gefahr. —

Während des Winters ergab ſich der König in gewohnter Weiſe der Dichtkunſt und wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung. An de Catt ſchreibt er den 24. Nov. 1760 aus Neuſtadt bei Meißen: „Geben Sie doch gefälligſt dem kleinen Beauſaubre den Auftrag, mir einen vollſtändigen Cicero, einen Xenophon, eine gute Logik von Portroyal, Voltaires „pucelle“ und ſeinen „pauvre diable“ zu ſchicken.“

In Leipzig bewohnte der König das Apelſche Haus; bei dem größten Profeſſor hätte es nicht unordentlicher und gelehrter ausſehen können, als in dem Studierzimmer Friedrichs. Nicht unbekannt war dem Könige der Ruf Gellerts geblieben, er wünſchte ihn perſönlich kennen zu lernen und ließ ihn

durch den Major Quintus Icilius einladen, ihn mit ſeinem Beſuche zu erfreuen. Der Profeſſor entſchuldigte ſich anfänglich mit Kränklichkeit und entſchloß ſich erſt nach langem Zureden zu dem Könige zu gehn. Er legte ſein Staatskleid von pfirſichblüthenfarbenem Plüſch an, Degen und Haarbeutel durften nicht fehlen, auf den Schuhen breite ſilberne Schnallen unter dem Arme den Klapphut. Beſcheiden, aber ohne Verlegenheit, trat Gellert in das Zimmer des Königs, der ihn freundlich empfing.

Der König. Er iſt der Fabeldichter Gellert.

Gellert. Zu Euer Majeſtät Befehl; ich habe einige Erzählungen geſchrieben und bin Profeſſor der Moral.

Der König. Profeſſor der Moral? Das thut in unſeren Zeiten ſehr noth; es ſind ſehr ſchlimme Zeiten, nicht wahr?

Gellert. Zu Euer Majeſtät Befehl, ſehr ſchlimme Zeiten; zumal in dem armen Sachſen.

Der König. Meint Er, daß es bei uns beſſer ausſieht? Dann wär' ich gewiß zu Haus geblieben. Aber ein Profeſſor braucht ſich darum nicht zu kümmern; Er muß es machen wie ich, ſieht Er, ich leſe hier den Tacitus und kümmre mich nicht um die Welthändel und den Krieg.

Gellert. Ew. Majeſtät leſen den Tacitus in einer franzöſiſchen Ueberſetzung? Wir haben auch eine gute deutſche Ueberſetzung. —

Das Geſpräch kam nun auf die Vorzüge der deutſchen Sprache und auf den Zuſtand der deutſchen Literatur, deren Vertheidigung Gellert mit Freimüthigkeit übernahm. Auf die Bemerkung des Königs, daß die deutſche Literatur noch nichts aufzuweiſen habe, was einem Tacitus, einem Virgil oder Lucrez an die Seite zu ſtellen wär', antwortete Gellert: „Es gab auch eine Zeit, wo die Römer nichts aufzuweiſen hatten, was

man dem Herodot oder Homer hätte an die Seite ſtellen können. Da die Künſte nnd Wiſſenſchaften bei den Griechen blühten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht iſt jetzt das kriegeriſche Säculum der Deutſchen; vielleicht hat ihnen noch ein Auguſt, ein Ludwig XIV. gefehlt."

Der König. Wie? Er möchte wohl in ganz Deutſchland nur Einen Auguſtus haben?

Gellert. Ich wünſche nur, daß ein jeder Herr in ſeinem Lande die guten Genies ermunterte.

Da Gellert etwas angegriffen ausſah, bat ihn der König Platz zu nehmen.

Der König. Iſt Er nie aus Sachſen weggekommen?

Gellert. Ich bin einmal in Berlin geweſen.

Der König. Er ſollte reiſen.

Gellert. Ew. Majeſtät, dazu fehlt mir Geſundheit und Vermögen.

Der König. Was hat Er denn für eine Krankheit? Etwa die gelehrte?

Gellert. Weil ſie Ew. Majeſtät ſo nennen, mag ſie ſo heißen; in meinem Munde würde es zu ſtolz geklungen haben.

Der König. Ich habe ſie auch gehabt. Ich will Ihn curiren. Er muß alle Tage ausreiten, alle Wochen Rhabarber nehmen.

Gellert. Ew. Majeſtät dies möchte wohl eine neue Krankheit für mich ſein. Wenn das Pferd geſünder wäre, als ich, ſo würde ich es nicht reiten können und wäre es eben ſo krank, ſo möchte ich auch nicht fortkommen können.

Der König. So muß er fahren.

Gellert. Dazu fehlt mir das Vermögen.

Der König. Ja, das iſt wahr, daran fehlt's immer den Gelehrten in Deutſchland. Es ſind wohl jetzt böſe Zeiten?

Gellert. Ja wohl, und wenn Ew. Majeſtät Deutſchland den Frieden geben wollten — —

Der König. Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört. Es ſind ja drei wider mich.

Gellert. Ich bekümmere mich mehr um die alte, als um die neue Geſchichte.

Der König lenkte jetzt das Geſpräch auf den Vergleich Homers mit Virgil. Als den größten Fehler der deutſchen Schriftſteller rügte der König, daß ſie alle ſchwerfällig im Style des Reichshofrathes ſchrieben, es gäbe aber nichts Langweiligeres, als den Stylum curiae. Endlich ſagte der König: Kann Er keine von ſeinen Fabeln auswendig?

Gellert. Ich zweifle, mein Gedächtniß iſt mir ſehr ungetreu.

Der König. „Beſinne Er ſich, ich will indeſſen herum gehn." — — Der König ging, die Hände auf den Rücken im Zimmer auf und ab, ſpielte mit ſeinen Hunden, während Gellert ſich beſann. „Nun? hat Er eine!"

Gellert. (aufſtehend) Ja, Ihro Majeſtät, den Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder weil man ihn bezahlte,
Als weil er Ehre ſuchte, malte,
Ließ einem Kenner einſt den Mars im Bilde ſehn,
Und bat ſich ſeine Meinung aus.
Der Kenner ſagt' ihm frei heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht ſchön zu ſein,
Weit minder Kunſt verrathen ſollte.

Der Maler wandte vieles ein,
Der Kenner ſtritt mit ihm aus Gründen
Und konnt' ihn doch nicht überwinden.
Gleich trat ein junger Geck herein
Und nahm das Bild in Augenſchein.
O! rief er bei dem erſten Blicke,
Ihr Götter, welch' ein Meiſterſtücke!
Ach, welcher Fuß! O, wie geſchickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in dieſem Bilde.
Wie viele Kunſt, wie viele Pracht
Sind in dem Helm und in dem Schilde
Und in der Rüſtung angebracht!
Der Maler ward beſchämt, gerührt
Und ſah den Kenner kläglich an.
„Nun ſprach er, bin ich überführt!
„Ihr habt mir nicht zu viel gethan."
Der junge Geck war kaum hinaus,
So ſtrich er ſeinen Kriegsgott aus.

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So iſt es ſchon ein böſes Zeichen;
Doch wenn ſie gar des Narren Lob erhält,
So iſt es Zeit, ſie auszuſtreichen.

Der König, der während des Vortrags durch freundliches Kopfnicken mehrmals ſeinen Beifall bezeugt hatte, ſagte: „Das iſt recht ſchön; Er hat ſo etwas Coulantes (Fließendes) in ſeinen Verſen, das verſtehe ich Alles. Da hat mir aber Gottſched eine Ueberſetzung der Iphigenie vorgeleſen; ich habe das Franzöſiſche dabei gehabt und kein Wort verſtanden. Sie haben

mir noch einen Poeten, den Pietſch, gebracht, den habe ich weggeworfen.“

Gellert. Ihro Majeſtät, den werfe ich auch weg.

Der König. Nun, wenn ich hier bleibe, ſo muß er öfter wieder kommen und ſeine Fabeln mit bringen und mir etwas vorleſen.

Gellert. Ich weiß nicht, ob ich gut leſe, ich habe ſo einen ſingenden, gebirgiſchen Ton.

Der König. Ja, wie die Schleſier. Nein, Er muß ſeine Fabeln ſelbſt leſen, ſie verlieren ſonſt viel. Nun, komm er bald wieder. —

Gellert empfahl ſich und der König äußerte ſich noch in ſpäterer Zeit immer wieder ſehr anerkennend über ihn. „Gellert iſt der einzige deutſche Dichter der zur Nachwelt gelangen wird, ſagte er zu Garve; er hat zwar nur in einer kleinen Gattung, aber in dieſer mit Glück gearbeitet.“

Die größte Anerkennung aber bewies der König dem deutſchen Fabeldichter dadurch, daß er ſich in dieſer Gattung der Dichtkunſt ebenfalls — jedoch in franzöſiſcher Sprache — verſuchte und Gellert folgende Fabel zuſchickte.

Die Violine.

Ein Meiſter auf der Violine,
Cäſar-Vacarmini genannt
Und als Tartini's trefflichſter Scholar bekannt,
Der mehr, daß er ſich Ruhm verdiene,
Als daß er ſich mit Gold die Taſchen füllt,
Unübertrefflich wie Apollo ſpielt,
Zog wie ein Held von einem Land zum andern
Und kam auf ſeinen Reiſen auch nach Flandern.
Er reißt die ſtaunende Geſellſchaft hin;

Den Bogen führt er grandios und kühn,
Ein jeder Ton von ihm wird zum Geſang,
Noch nie vernahm man ſolchen ſüßen Klang;
Braviſſimo! erſcholl's aus jedem Mund,
Sie klatſchen ſich die Hände wund.
Da drängt ein Naſeweis ſich vor; mit Selbſtbehagen
Spricht er: dürft ich wohl eine Bitte wagen?
„Befehlen Sie, ich will mich gern bequemen."
Dann bitt' ich Eine Saite abzunehmen
Da ſie drei Saiten noch behalten,
Kann ihre Kunſt ſich frei genug entfalten.
„Es iſt mir, ſpricht der Künſtler, neu
„Und ungewohnt, indeß verſuch ich es mit Drei.'
Er ſtreckt die Finger und in neuen Lagen
Weiß er das Schwerſte vorzutragen,
Der Ton iſt rein, und ſchön wie nie
Iſt ſeines Inſtrumentes Melodie.
Da ſpricht der junge Fat: ey, laßt doch ſehn,
Sollt, es nicht mit zwei Saiten gehn?
Auch hierzu muß der Meiſter ſich verſtehn,
Zwar ſpielt er auf zwei Saiten minder ſchön,
Allein er ſpielt mit Ruhm. — Der junge Thor,
Noch unverſchämter als zuvor,
Ruft aus: es gilt die Nebenbuhler zu beſiegen,
Nun müſſen ſie mit Einer Saite ſich begnügen!
Auch dies geſchieht, man nimmt ihm d. a. e.
Er ſpielt ein Straßenliedchen auf dem g.
Bravo! ruft unſer Laffe, und vom Steg
Nimmt er ihm noch die letzte Saite weg.
„Hier, ruft er, wird ſich erſt der Meiſter zeigen
„Wir bitten ohne Saiten jetzt zu geigen!"

Der Spieler legt die Violine nieder,
Es ſchweigt ihr Ton, verſtummt ſind ihre Lieder.

Die Fabel, lieben Freunde, lehrt:
Wie hoch ihr das Geſchick des Meiſters ehrt,
Unmögliches müßt ihr ihm nicht befehlen;
Die Kunſt erliegt, wenn ihr die Mittel fehlen.

Der König durfte ſich allerdings mit dieſem Violinſpieler vergleichen; ein jedes Jahr hatte ihm eine Saite von dem Inſtrumente, auf dem er ſich hören laſſen ſollte, gekoſtet, ein Heer nach dem anderen war geſchmolzen und dennoch verlangte man, er ſollte, wo möglich ohne Heer, ſiegen. Als er Gellert die Erzählung von der Violine zuſchickte, antwortete ihm dieſer: „er würde ſie lieber gemacht, als die Schlacht bei Roßbach gewonnen haben.“

Mit der „guten Mama Camas“ war der König in beſtändigem Briefwechſel geblieben, doch ſind leider die Briefe aus den erſten Jahren des ſiebenjährigen Krieges verloren gegangen. Erſt aus dem Jahre 60 und den folgenden beſitzen wir einige und finden darin denſelben zutraulichen Ton wieder, wie in den früheren. Nach der Schlacht von Torgau ſchreibt er aus Neuſtadt den 11. Nov. an die Freundin: „Wir ſind wie die Narren gelaufen, ganz aufgeblaſen von unſerem Siege, um zu verſuchen die Oeſtreicher aus Dresden zu jagen. Sie haben an der Höhe ihrer Berge uns ausgelacht; ich bin wie ein Schulbube zurückgelaufen und habe mich aus Verdruß in einem der verwünſchteſten Dörfer von ganz Sachſen verkrochen. —— Es iſt dies, ich ſchwör es Ihnen, ein wahres Hundeleben, welches, Don Quixote ausgenommen, außer mir noch Niemand geführt hat. All dies Getreibe, all dieſe Unordnung,

die nie endet, hat mich ſo alt gemacht, daß Sie mich kaum wieder erkennen würden. Auf der rechten Seite ſind meine Haare ganz grau, meine Zähne zerbrechen und fallen mir aus; ich habe Falten im Geſichte wie die Falbalas eines Damenkleides, den Rücken gekrümmt, wie ein Trappiſt. — Mir iſt nichts übrig geblieben, als das Herz; dies hat ſich nicht geändert und wird, ſo lange ich athme, die Gefühle der Achtung und einer zärtlichen Freundſchaft für meine gute Mama bewahren."

Aus Meißen ſchickt er der Freundin eine Tabatiere von Porzellan und ſchreibt ihr: „Jetzt bin ich nur reich an dieſem zerbrechlichen Stoffe. Ich hoffe diejenigen, denen ich es ſchicke, werden es für baar Geld annehmen, denn wir ſind arm wie die Bettler, meine liebe Mama; es iſt uns nichts geblieben als die Ehre, Hut, Stock und — Porzellan." —

Hier haben wir noch kurz zu erwähnen, was ſich auf den anderen Schauplätzen des Krieges innerhalb der vaterländiſchen Grenzen in dieſem Feldzuge begeben. Die Ruſſen zogen ſich von der Oder wiederum nach der Weichſel zurück. Vor Colberg war in dieſem Jahre von der Seeſeite her der Admiral Danielowitz mit 26 Kriegsſchiffen und einer ſchwediſchen Flotte erſchienen und von der Landſeite wurde die Stadt von 15,000 Ruſſen belagert; allein der tapfre Oberſt von der Heyde ſchlug von der braven Bürgerſchaft unterſtützt, jeden Angriff ab. Zu ſeiner Hülfe eilte der General Werner herbei, von dem Friedrich rühmt, daß er „mit ſeinen Huſaren eine ruſſiſch-ſchwediſche Flotte in die Flucht geſchlagen habe." Auf beide Helden wurden Ehrendenkmünzen geſchlagen. Der König überſchickte ſie in Gold und Silber dem würdigen Vertheidiger der Stadt Colberg und ſchrieb ihm aus Meißen den 22. März 1761: „Mein lieber Oberſter von der Heyde! die ruhmwür-

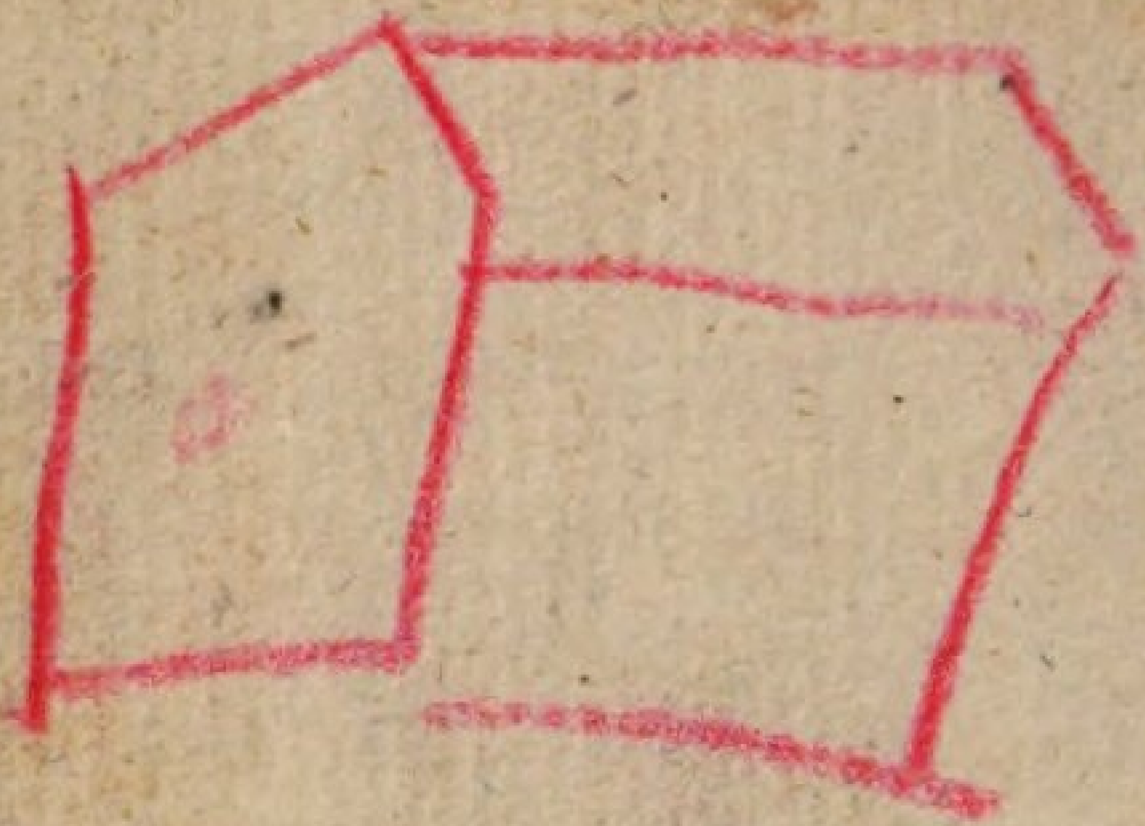
dige Defenſion, ſo ihr zu wiederholten Malen von der euch anvertrauten Feſtung Colberg gethan habt und welche euch ſowohl bei der jetzigen Welt eine wohlmeritirte Reputation zu Wege gebracht hat, als auch alle meine gnädige Erkenntlichkeit verdient, hat mich bewogen, das Andenken davon durch gegenwärtige Medaille bis auf die ſpäteſte Nachwelt bringen zu laſſen, welche Ihr hierbei von Mir empfangen habt.“ ꝛc.

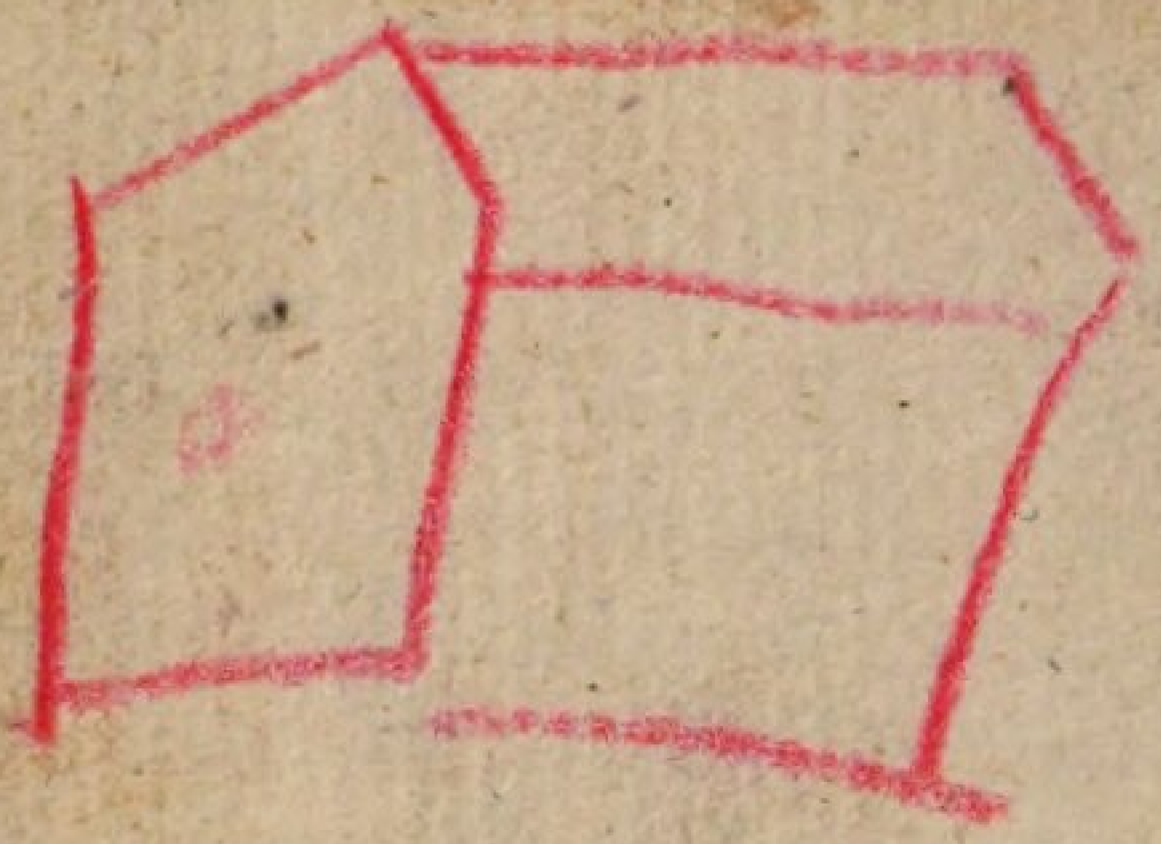
Nicht unerwähnt dürfen wir laſſen, daß in einem Gefecht bei Spantikow in Pommern ein preußiſcher Huſar, Namens Landeck von dem Regimente des Oberſten v. Belling, einen ſchwediſchen Cornet, der faſt noch ein Knabe war, aber ſchon tapfer mit eingehauen hatte, zum Gefangenen machte. Der preußiſche Huſar hatte dem kleinen Junker kein Leids gethan, ſondern ihn unverwundet vom Pferde herüber vor ſich auf ſein eigenes Pferd genommen. Dieſer Junker war aus Meckelnburg gebürtig, hieß Lebrecht von Blücher trat den 20. Sept. 1766 in preußiſche Dienſte, wo er als Marſchall Vorwärts und Fürſt von Wahlſtatt ſich, wie uns Allen wohl bekannt, großen Ruhm erwarb.

Der Herzog Ferdinand hatte durch Abſendung eines Armee-Corps von 12,000 Mann an den König ſein eigenes Heer ſo geſchwächt, daß es ihm nur mit großer Anſtrengung gelang, ſeine Stellung an der Weſer zu behaupten. Heſſen wurde von den Franzoſen beſetzt.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Kü





Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Förster, Friedrich Christoph,

Leben und Thaten Friedrich's des Großen, Königs von Preußen ein vaterlä
ndisches Geschichtsbuch

Bd.: 1

Leipzig 1845

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Schau.1313-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11116054-1